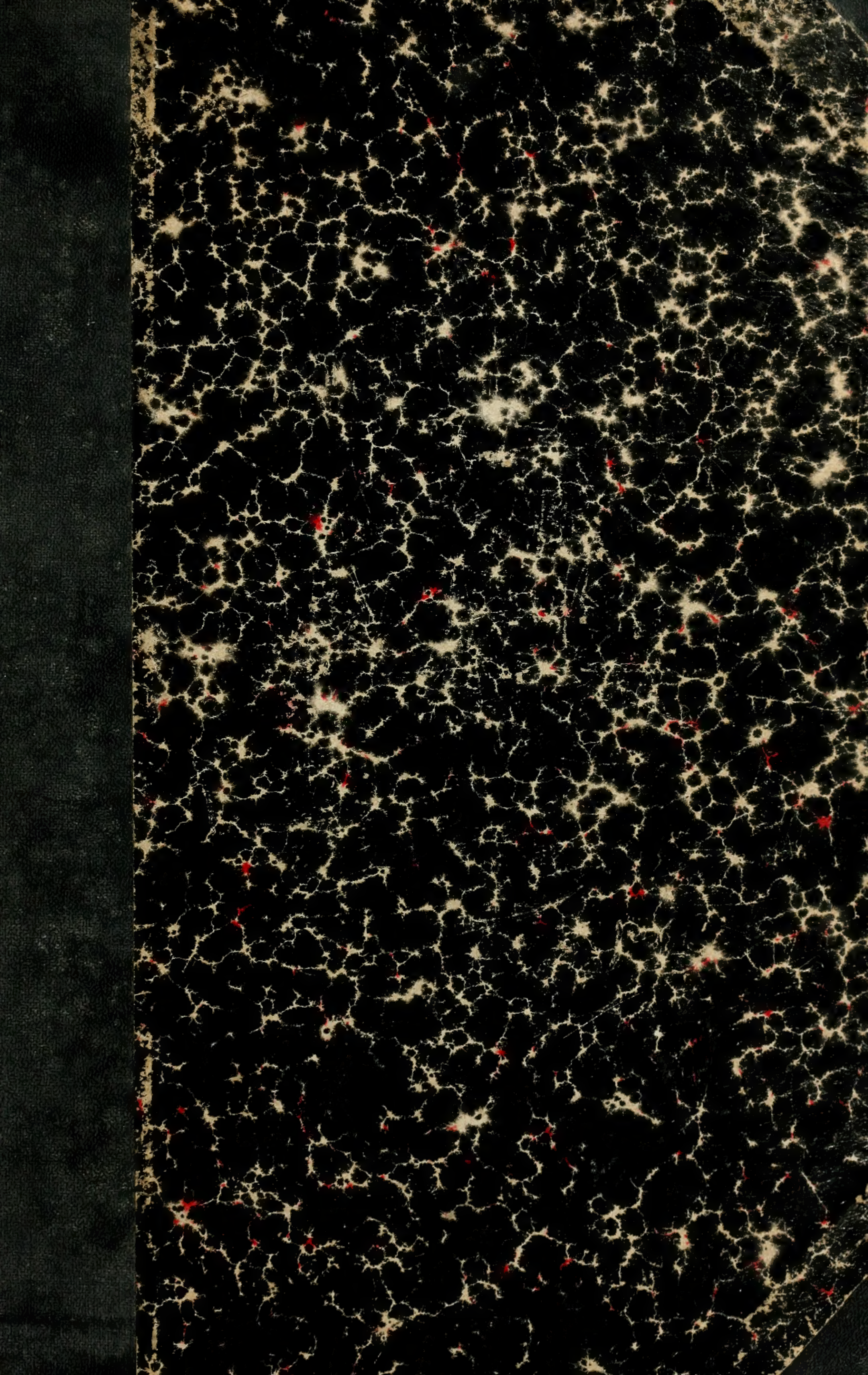
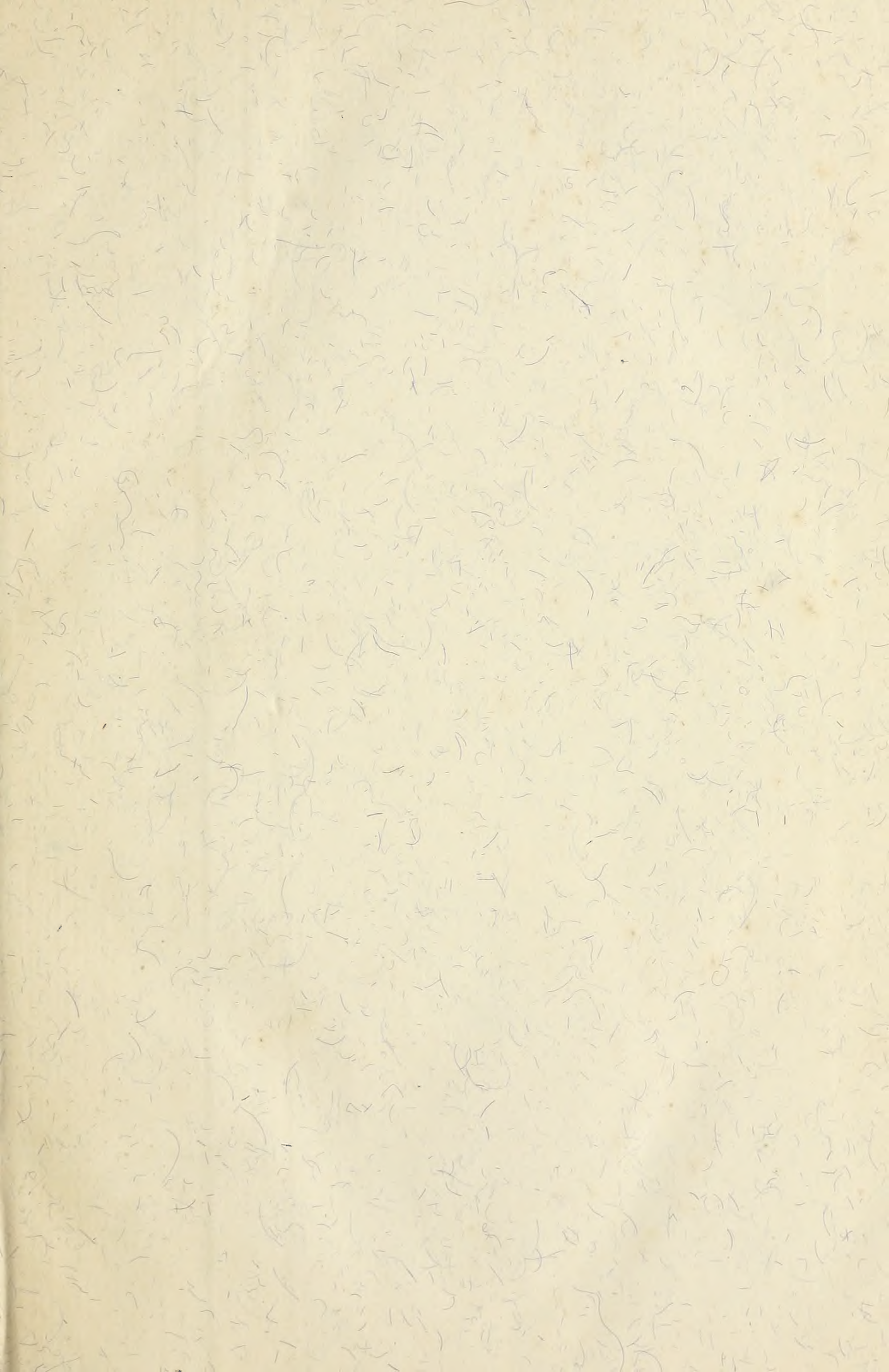
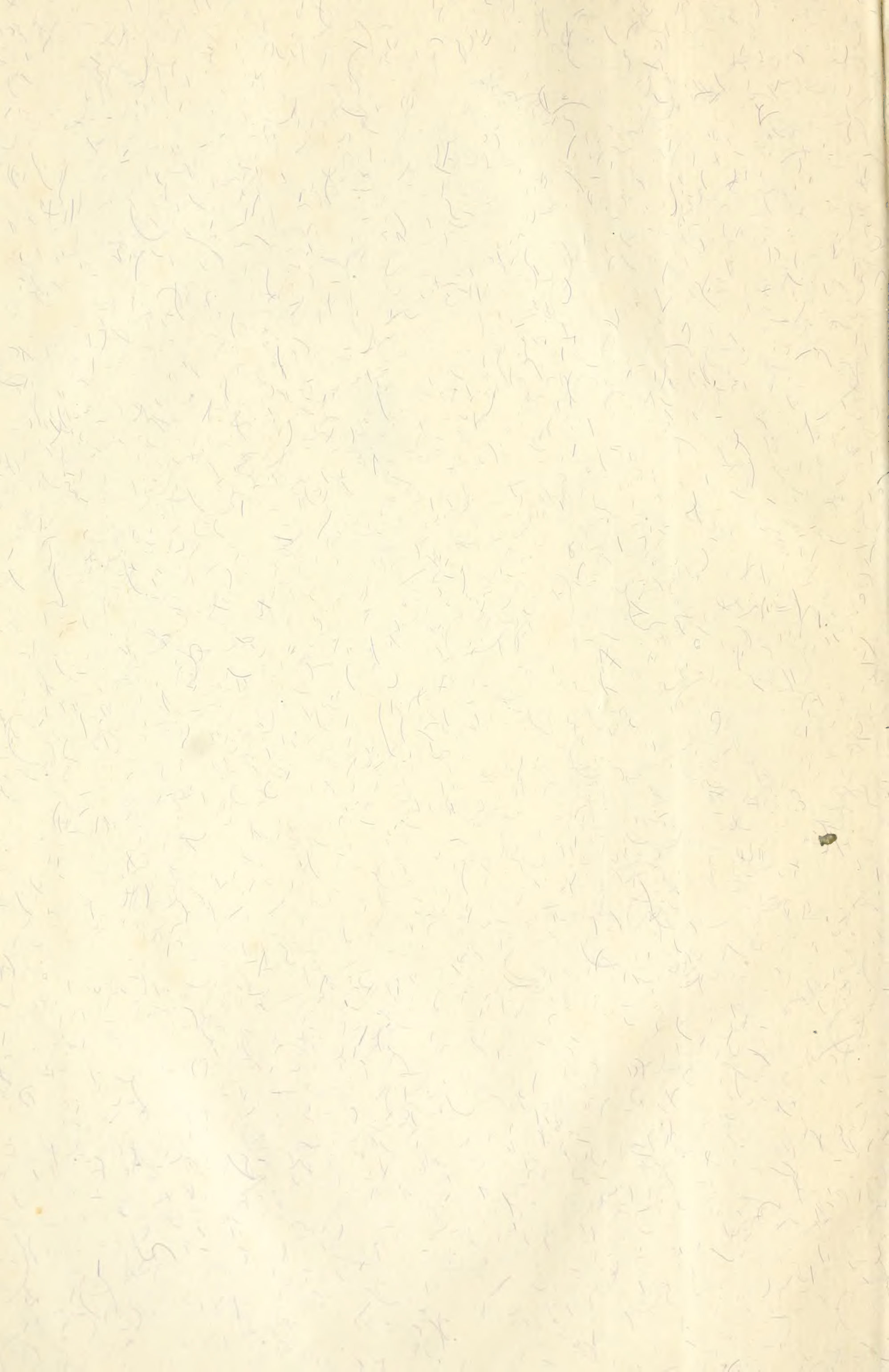








Veröffentlichungen der Kommission

für

Neuere Geschichte Österreichs

Österreich und Russland

seit dem Ende des 15. Jahrhunderts

Auf Veranlassung Seiner Durchlaucht des Fürsten
Franz von und zu Liechtenstein

dargestellt von

Hans Uebersberger

Erster Band: Von 1488—1605

Wien und Leipzig
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler
1906

Österreich und Russland

seit dem Ende des 15. Jahrhunderts

Auf Veranlassung Seiner Durchlaucht des Fürsten
Franz von und zu Liechtenstein

dargestellt von

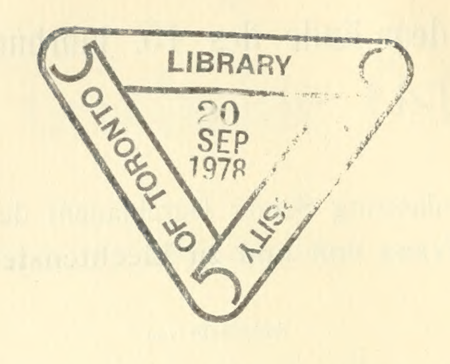
Hans Uebersberger

Erster Band

Von 1488–1605



Wien und Leipzig
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler
1906



K. u. k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt in Brünn.

Vorwort.

Dieses Werk, dessen erster Band hiemit vorgelegt wird, verdankt der Initiative Seiner Durchlaucht des Fürsten Franz von und zu Liechtenstein seine Entstehung. Fürst Liechtenstein hat aber dasselbe nicht nur in munifizentester Weise materiell gefördert, er hat auch vom ersten Tage bis zur Durchsicht der Korrekturen an der Gestaltung desselben geistig hervorragenden Anteil genommen.

Über die wissenschaftliche Grundlage dieses Werkes sei bemerkt, daß dasselbe auf eingehenden archivalischen Studien in Moskau und Wien und auf gewissenhafter Benützung der einschlägigen polnischen und russischen historischen Literatur, soweit dieselbe immer zugänglich war, beruht.

Seine Majestät Kaiser Nikolaus II. hat in liberalster Weise dem Verfasser die russischen Archive zu eröffnen geruht, die Minister Graf Lamsdorff, Graf Muraviëv und Bogoljepov haben seine Arbeiten in der entgegenkommendsten Weise gefördert. Überhaupt fand der Verfasser in Rußland bei Behörden sowohl als bei wissenschaftlichen Instituten die gastfreundlichste Aufnahme und an seinen zweijährigen Aufenthalt in Rußland knüpfen sich für ihn die angenehmsten Erinnerungen. Zu größtem Danke verpflichtet ist aber der Verfasser hiefür auch dem k. u. k. Botschafter Exzellenz Baron Louis Lexa von Aehrenthal und dem leider so jung verstorbenen Prinzen Dr. Karl Schwarzenberg, die an seinen Studien das größte Interesse nahmen und ihn von allem Anfange an in denselben mit allem ihrem Einflusse förderten.

Dem Direktor des Hauptarchives des Ministeriums des Äußeren in Moskau, weiland Fürst P. A. Golicyn, den Archivaren S. A. Bêlokurov, Woldemar Wulffius und S. K. Bogojavlenskij, dem Direktor der kaiserlichen Bibliothek in St. Petersburg, weiland Generalleutnant N. K. Schilder, dem Sekretär der kaiserlichen historischen Gesellschaft, weiland Exzellenz G. F. Stendmann und dem Rektor der Moskauer Universität, Professor A. A. Tichomirov sei für ihre freundliche Unterstützung hiemit gebührender Dank abgestattet.

Der Verfasser braucht wohl nicht zu sagen, daß er auch allen Herren des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives, insbesondere dem Direktor Hofrat Winter und dem Vizedirektor Sektionsrat v. Károlyi zu größtem Danke verpflichtet ist. Auch den Direktionen des Innsbrucker Statthaltereiarchives, der geheimen Staatsarchive in München und Dresden, des Staatsarchives ai Frari in Venedig, der Verwaltung des Herbersteinschen Archives in Graz und dem Grafen Coronini auf Schloß Cronberg gebührt der Dank des Verfassers.

Ungemein schwierig war die Beschaffung der einschlägigen Literatur, sobald der Verfasser Rußland verlassen hatte. Unsere großen Wiener Bibliotheken lassen denjenigen, der über russische oder polnische Geschichte arbeiten will, fast vollständig im Stiche. Während die älteren Publikationen bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts noch vorhanden sind, wird man die ungemein wichtigen russischen und polnischen Publikationen der neueren Zeit wie auch die darstellenden Arbeiten vergebens suchen. Nun hat die russische und auch die polnische Geschichtsforschung gerade in den letzten dreißig Jahren eine ungemein fruchtbare Tätigkeit entwickelt und viele ausgezeichnete und wichtige Publikationen und Spezialarbeiten hervorgebracht, die namentlich, was die russischen Werke betrifft, bei dem Mangel jeder buchhändlerischen Organisation, den kleinen Auflagen und der damit verbundenen Preistreiberei auf dem russischen Büchermarkte

nun nicht mehr zu beschaffen sind. Fast alle der in diesem ersten Bande zitierten russischen Werke wird man auf unseren großen Wiener Bibliotheken vermissen, um aber für die polnische Literatur ein Schulbeispiel anzuführen, so sei erwähnt, daß die Volumina legum, die Sammlung der Konstitutionen des polnischen Reichstages, also ein Werk, das man auf Schritt und Tritt benötigt, in Wien nicht vorhanden ist.

Nicht genug danken kann deshalb der Verfasser Hofrat Prof. Dr. V. Jagič, der ihm seine reiche Privatbibliothek wie auch die Bibliothek des slawischen Seminares, die dank seiner Initiative und trotz bescheidener Mittel, die hier zur Nachschaffung vorhanden sind, auch die historische Literatur in der größtmöglichsten Weise berücksichtigt, bereitwilligst zur Verfügung stellte. Auch Seiner Exzellenz dem Staatssekretär A. A. Polovcov, der Wiener kaiserlich russischen Botschaft und dem ehemaligen Geschäftsträger und jetzigen russischen Gesandten in Stockholm, Baron Th. Budberg, dem Bibliothekar des Haus-, Hof- und Staatsarchives, Staatsarchivar A. v. Győry, wie der Prager Musealbibliothek ist der Verfasser zu größtem Danke verpflichtet.

Das Institut für österreichische Geschichtsforschung, dem der Verfasser seine wissenschaftliche Schulung verdankt, hat seinen Schüler in jeder Richtung gefördert. Dankbar sei auch dessen zu früh verstorbenen Vorstandes, Prof. Dr. Engelbert Mühlbachers, des für seine Schüler in väterlicher Weise sorgenden unvergeßlichen Lehrers gedacht, der ihn mit dieser Arbeit betraut hat. Besonderer Dank gebührt auch seinem hochverehrten Lehrer, Prof. Dr. O. Redlich, der die Last der Durchsicht des Manuskriptes auf sich genommen und den Verfasser mit Rat und Tat unterstützt hat, wie dem gegenwärtigen Vorstande des Institutes, Professor v. Ottenthal, in seiner Eigenschaft als Geschäftsführer der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs.

Es sei noch gestattet, einige Worte über das archivalische Material zu sagen. Das Wiener Material des Haus-,

Hof- und Staatsarchives (im Texte W. St. A.) über die Beziehungen zu Rußland liegt für diese ältere Zeit heute größtenteils in der Abteilung „Russica“. Weniger bekannt ist das ungemein reiche Moskauer archivalische Material über die Beziehungen zu Österreich, welches bis 1699 in den Jahren 1851—1868 von Solovjev in den **Памятники дипломатическихъ сношенiй древней Россiи съ державами иностранными** (Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des alten Rußland mit den fremden Mächten, im Texte kurz als „Denkmäler“ zitiert) in neun umfangreichen Bänden ohne jede wissenschaftliche Bearbeitung einfach abgedruckt wurde, was aber bei der erdrückenden Masse des Materiales trotzdem eine wertvolle Hilfe ist. Da dies nach den späteren Reinschriften der moskauischen Gesandtschaftsprotokolle geschah, so blieb nur die Textvergleichung mit den ursprünglichen Protokollen, die in Rollenform geführt wurden und zum größten Teile, wenigstens soweit dies das 17. Jahrhundert betrifft, noch vorhanden sind, übrig, wobei der Verfasser noch manche wertvolle Akten fand. Überhaupt ist es wichtig festzustellen, daß das moskauische Rußland eine pedantisch genaue Kanzleiführung besaß und eine Schreibseligkeit entwickelte, die ohne Beispiel dasteht und es erklärlich macht, daß trotz der Kremlbrände und periodischen Überschwemmungen (im alten Archivsgebäude) über die auswärtigen Beziehungen Rußlands eine Masse archivalischen Materiales auch aus dem 16. Jahrhundert vorhanden ist, die vielleicht nur die Archive der Republik Venedig und des Vatikans übertreffen. Freilich ist der offizielle Ton alleinherrschend und es fehlt jede individuelle Färbung, so daß selbst die Berichte der heimkehrenden Gesandten alle nach einer Schablone verfaßt sind. Auch der Gang der Verhandlungen im Bojarenrate oder im Gesandtschaftsamte (**посольскiй приказъ**), dem alten Ministerium des Äußeren, kommt in den Protokollen nicht zum Ausdrucke, nur die Beschlüsse und die Befehle des Zaren, seit dem Ende des 16. Jahrhunderts z. B. bis auf die Details der Verpflegung

für die fremden Gesandten gehend, werden darin verzeichnet.

Das Jahr 1605 ist nicht nur wegen des Eintrittes der Wirren in Rußland, sondern namentlich wegen der neuen Orientierung der österreichischen Politik, wie sie in dem vorbehaltslosen Anschlusse an Polen zum Ausdrucke kommt, ein natürlicher Abschnitt.

Da meine archivalischen Arbeiten in Moskau und Wien bereits bis zum Jahre 1689 beendet sind, wird der zweite Band, der die Zeit von 1605 bis 1689 (dem Sturze der Zarevna Sophie und des Regierungsantrittes Peters des Großen) behandeln soll, in nicht zu ferner Zeit folgen.

Wien, im Oktober 1905.

Der Verfasser.

Inhalts-Übersicht.

I. Kapitel

II. Kapitel.

III. Kapitel.

V. Kapitel.

VII. Kapitel.

I. Kapitel.

Das erste Bündnis.

1488–1506.

Nichts hatte Kaiser Friedrich III. von dem Heiratsgute, das die einzige Tochter des letzten Luxemburgers seinem Vetter Albrecht II. (V.) in die Ehe mitgebracht hatte, zu behaupten vermocht. Nach dem Tode Ladislaus', des Nachgeborenen (1457), ging sowohl die böhmische als die ungarische Ländergruppe dem habsburgischen Hause verloren. Selbst als in Böhmen der nationale König Georg von Podiebrad (1471) gestorben war, gelang es dem Kaiser nicht, die Rechte seines Hauses geltend zu machen. Ein Jagiellone, Wladislaw, der Sohn König Kasimirs von Polen und Elisabeths, der Tochter Albrechts II., besteigt den böhmischen Thron. Die Jagiellonen, die seit Jagiello beispielloses Glück im Ländererwerb und der Konsolidierung ihres Besitzes zeigen, strecken aber auch, gestützt auf die Erbrechte eben jener Elisabeth, der ehrgeizigen Habsburgerin auf dem polnischen Throne, die so ganz für die Größe ihrer neuen Heimat tätig ist, ihre Hände nach Ungarn aus. Vielleicht hätte der Kaiser diese beunruhigenden Prätensionen leichter ertragen, wenn er es in seinem Stolze über sich gebracht hätte, sich mit Matthias Corvinus, Ungarns energischem Könige, auseinanderzusetzen und an ihm gegen die jagiellonische Expansionspolitik eine Stütze zu suchen. Allein Friedrich III. war bei seinen Charaktereigenschaften der schwierigen Situation nicht gewachsen, wie sie sich seit der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts an Österreichs östlichen Grenzen gebildet hatte. Er kannte in seiner äußeren Politik nur ein rat- und zielloses Hin- und Herschwanken; wenn er auch mit einer oft bewunderten Zähigkeit an

seinen Rechten festhielt, so tat er doch nichts, ihnen auch Geltung zu verschaffen. Weder den Jagiellonen noch Matthias gegenüber bewahrte er Konsequenz und so kam es, daß er oft von beiden Seiten zugleich bedrängt wurde. Den Höhepunkt aber erreichte des Kaisers Elend, als selbst ein bedeutender Teil der Erblande in ungarische Hände gefallen war und am 1. Juni 1485 König Matthias seinen feierlichen Einzug in Wien hielt. Nun wäre es an der Zeit gewesen, durch festen Anschluß an die Jagiellonen den ungarischen König zur Herausgabe der Erblande zu zwingen. Allein der Kaiser schwankte noch immer und trieb Wladislaw, den König von Böhmen, der als solcher auch Kurfürst war, durch den Ausschluß bei der Wahl Maximilians zum römischen Könige (1486) von neuem Matthias in die Arme. Als es ihm nun auch nicht gelang, durch eine Familienverbindung den Vater Wladislaws, König Kasimir, auf seine Seite zu ziehen[1]) und der ungarisch-böhmischen Allianz eine polnisch-österreichische entgegenzustellen, da war bei der ablehnenden Haltung der deutschen Reichsstände und der Festlegung seines Sohnes Maximilian in den niederländisch-französischen Wirren nicht nur von einer Wiedergewinnung der verlorenen Erblande keine Rede, sondern es drohte das wirklich zur Tat zu werden, was die Habsburger so sehr fürchten mußten, nämlich die Vereinigung der polnisch-litauischen, böhmischen und ungarischen Ländergruppe in der Hand der Jagiellonen. Wie einst das Haus Luxemburg die Habsburger auf ein ganzes Jahrhundert in den Hintergrund gedrängt hatte, so mußte jetzt die Schöpfung eines Jagiellonenreiches von so ungeheurem Territorium das Haus Habsburg vollständig erdrücken. Und in der Tat retteten es nur die Schwäche und Uneinigkeit der Jagiellonen selbst vor diesem Schicksale. Eine nicht unbedeutende Rolle aber in diesem Existenzkampfe beider Dynastien, der schließlich mit dem Siege der Habsburger endete, fiel den Beziehungen zu, die mit dem aufstrebenden russischen Staate anzuknüpfen noch dem alten Kaiser gelungen war.[2])

[1]) Ulmann, Geschichte Kaiser Maximilian I. 1, S. 53.

[2]) Die beste Darstellung der Anfänge österreichisch-russischer Beziehungen in P. Karges Arbeit „Kaiser Friedrichs III. und Maximilians I.

Ivan III., der Novgorods Stolz und Unabhängigkeit gebrochen, das Joch der goldenen Horde, das allerdings schon längst durch den inneren Verfall und die Spaltung der Horde in kleinere Reiche fast nur mehr ein nominelles war, abgeworfen hatte und nun seine Blicke nach dem Westen richten konnte, um den einstigen Besitz der Rjuriks, der in der Zeit ihrer Knechtung vom litauischem Nachbar an sich gerissen worden war, wieder zu erwerben, war der natürliche Bundesgenosse der Habsburger in ihrem Kampfe mit den Jagiellonen. Er war sich auch bewußt, daß er ohne starke Bundesgenossen den mächtigeren Gegner mit Erfolg nicht bekämpfen könne. Und es war ihm auch gelungen, sich in der Person Mengli-Gerajs, des Khans der Krim, einen wertvollen Alliierten sowohl gegen König Kasimir von Polen als die goldene Horde zu erwerben. Während sein Vater, Hadschi-Geraj, der Begründer der Dynastie, immer mit Polen-Litauen gemeinsame Sache machte, wenn es galt, Rußlands bedrohliches Wachstum zu hemmen, geht Mengli-Geraj intime Beziehungen zu Ivan III. ein; es war dies kein geringer Erfolg des moskauischen Großfürsten.[1]) Übrigens war es für Polen-Litauen auch sehr bedenklich, daß es Ivan geglückt war, auch mit dem Westen Beziehungen anzuknüpfen. Im Jahre 1472 hatte er aus den Händen Sixtus' IV. seine zweite Frau Zoe, die Tochter Thomas', des Despoten von Morea und Nichte des letzten byzantinischen Kaisers Konstantin Dragazes, empfangen; daß er dabei die Hoffnungen des Papstes auf die Durchführung der Florentiner Union betrogen hatte, war für die Jagiellonen ein höchst erwünschter Triumph, hätten sie doch sonst die Unterstützung der Kurie in dem von ihnen immer als religiösen Eifer ausposaunten Kampfe mit den schismatischen Russen verloren. Die Verheiratung seines ältesten Sohnes gleichen Namens aber mit Helene, der Tochter Stephans, des Wojwoden der Moldau, schuf dem

ungarische Politik und ihre Beziehungen zu Moskau 1486—1506" in „Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" 9, S. 259 ff. Über ältere Arbeiten siehe dort S. 265, Anm. 1.

[1]) Smirnov, Das Khanat der Krim unter der Oberherrschaft der ottomanischen Pforte, St. Petersburg 1887. S. 239 f. 346 (russ.).

Moskauer Großfürsten dafür einen neuen Bundesgenossen, der noch dazu im Rücken seines Gegners saß. Durch ihn wohl wurde niemand geringerer als Matthias Corvinus auf Ivan aufmerksam; der Ungarnkönig war es auch, der zuerst in seinem Kampfe mit den Jagiellonen an Rußland eine Stütze suchte und mit dem Großfürsten ein enges Offensiv- und Defensivbündnis gegen König Kasimir einging.[1]) Die bedeutungsvollste auswärtige Freundschaft aber sowohl für Ivan als auch seine Nachfolger war die der Habsburger.

Ein fahrender Ritter, Nikolaus Poppel oder Popplau, sollte dazu den Anstoß geben. Wahrscheinlich schon mit einer diplomatischen Mission hatte er den ganzen Westen von der pyrenäischen Halbinsel bis England durchwandert und sich an allen bedeutenden Fürstenhöfen aufgehalten; und es war dies kein gewöhnlicher Wanderer, sondern ein Mann von rascher Auffassung und scharfer Beobachtungsgabe.[2]) Als er heimgekommen mit dem Kaiser im Sommer 1485 in Ulm zusammentrifft, scheint er dessen besondere Zufriedenheit erworben zu haben, denn der sonst so sparsame Kaiser belohnt ihn reichlich. Allein seine Reiselust oder ein neuer Auftrag ließ ihn nicht ruhen; im Herbste 1486 tritt er von seiner Vaterstadt Breslau aus eine Reise nach dem Osten an. Ein Empfehlungsschreiben des Kaisers — dieser war also von seiner Absicht unterrichtet, — sollte ihm auch Rußland öffnen. Und wirklich kam er auch über Polen-Litauen nach Moskau, allein trotz des kaiserlichen Geleitschreibens wird er hier mit großem Mißtrauen aufgenommen. Die Kenntnis der polnischen oder tschechischen Sprache, die ihn für einen Aufenthalt in Rußland besonders befähigte, war wahrscheinlich die Hauptursache dieses Mißtrauens, denn man hielt ihn für einen Spion des Polenkönigs. Man ließ ihn die Namen deutscher Fürsten aufzeichnen, damit man seine Schrift mit dem kaiserlichen

[1]) Vergl. darüber: P. Karge, die ungarisch-russische Allianz von 1482—1490, Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 7, S. 326 ff.

[2]) Vergl. die Monographie Fiedlers „Nikolaus Poppel, der erste Gesandte Österreichs in Rußland", Sitzungsberichte der Wiener Akad. phil.-hist. Klasse 22, S. 187 ff. und den Artikel Pfotenhauers „Nikolaus Popplau" in der Allg. deutschen Biographie 26, S. 428 ff.

Paßbriefe vergleichen konnte und auch weil man dachte, daß ein Pole hier nicht so gut Bescheid wissen werde, am Hofe Ivans III. weilten aber schon genügend Ausländer, um dies überprüfen zu können. Als Popplau keinen Grund für sein Kommen angeben konnte, wurde das Mißtrauen noch stärker. Großfürst und Bojaren dringen in ihn, ob er nicht etwa einen Auftrag des Kaisers an den Großfürsten habe. Ein kaiserliches Empfehlungsschreiben ohne irgend welche Aufträge des Kaisers machte seinen Besitzer nur verdächtig. Seine Versicherung aber, daß es ihn nur legitimieren sollte, weil er wie andere christliche Länder nun auch Rußland genau kennen lernen wolle, wird wenig Beifall gefunden haben. Man hat in Rußland den Ausländer nie gerne in seine Karten blicken lassen und die fremden Gesandten strenge von der Außenwelt abgeschlossen, um zu verhindern, daß sie genaueren Einblick in die russischen Verhältnisse gewinnen. So wird man jetzt um so mehr Popplaus Wissensdurst Zügel angelegt und ihm nur das gezeigt haben, was ihm die Macht und den Reichtum des Großfürsten in glänzendstem Lichte erscheinen lassen mußte.[1]

Und man hat auch seinen Zweck erreicht. Heimgekehrt traf Popplau den Kaiser am Nürnberger Reichstage und erzählte ihm und den anderen Fürsten von seinen russischen Erlebnissen. Der Kaiser aber und die Reichsfürsten wundern sich über die Existenz eines so mächtigen und von Polen unabhängigen Staates.[2] Es ist klar, daß der Kaiser in seiner allseits bedrängten Lage die Gelegenheit ergriff, einen so mächtigen Fürsten an sich zu fesseln, umsomehr, als er durch Popplau jedenfalls hinlänglich darüber informiert war, daß dieser mit König Kasimir nicht auf bestem Fuße stehe. Familienbande, die immer und überall in den Beziehungen der Dynastien und der von ihnen beherrschten Völker eine große Rolle spielten und noch spielen, sollten den Großfürsten mit dem habsburgischen Interesse verknüpfen. Natürlich beauftragte der Kaiser Popplau mit der Ausführung dieses Planes. Allein eine Krankheit, die ihn fünf-

[1]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des alten Rußland mit fremden Mächten, St. Petersburg 1851—1871 (10 Bde.) 1, S. 4 f. (russ.).

[2]) Ibid. 1, S. 2 (russ.).

zehn Wochen ans Bett fesselte, weshalb er auch den Kaiser, allerdings vergebens, um seine Enthebung von dieser Mission gebeten hatte, verzögerte seine Abreise bis zum Beginne des Jahres 1489.[1])

Dem Kaiser lag es selbstredend vor allem daran, vor Kasimir die Sache so geheim als möglich zu halten. Zu diesem Zwecke muß Popplau diesmal seine Route über Livland nehmen und darf nur eine beschränkte Anzahl von Dienern mit sich führen, denen er noch dazu das wirkliche Ziel seiner Reise verbergen muß. Er sagt ihnen, er reise durch das Gebiet der Tartaren ins heilige Land; erst in Novgorod erfahren sie den eigentlichen Zweck der Reise, weil es sich ja länger nicht verbergen ließ. Ebenso verlangt er auch in Moskau vom Großfürsten beständig allein empfangen zu werden, denn der Kaiser wünsche, daß nur wenige von den Räten des Großfürsten davon erfahren, was er ihm sagen lasse. Allein diese Geheimniskrämerei erregt in Moskau gerade wieder das Mißtrauen. Nicht wenig hatte dazu beigetragen, daß man dort bereits die Nachricht verbreitet hatte, Popplaus Bruder sei Untertan des Polenkönigs. Zwar gelang es Popplau bald, dies zu entkräften, denn sein Bruder lebte in Breslau und diese Stadt gehörte ja damals zum Besitze König Matthias' von Ungarn. Allein trotz aller Geschicklichkeit, mit der er sich das alleinige Verdienst an dieser kaiserlichen Sendung vindizierte, denn er habe die Macht und den Reichtum des Großfürsten in so glänzendem Lichte geschildert, wie es sein treuester Diener nicht besser hätte tun können, konnte er das Mißtrauen gegen sich nicht zerstreuen und man beobachtete ihm gegenüber stets kühle Zurückhaltung.[2]) Dieser Umstand muß in Betracht gezogen werden, wenn wir auf das Meritorische der Verhandlungen eingehen.

Popplaus Mission bestand darin, dem Großfürsten die Freundschaft des Kaisers und die Hand seines Schwestersohnes, des Markgrafen Albrecht von Baden, für eine seiner Töchter anzubieten; nur wünschte der Kaiser, daß der Großfürst seine Anträge geheimhalte, und motivierte dies

[1]) Das Kreditiv vom 26. Dezember 1488 Ulm. Ibid. 1, S. 1.

[2]) Ibid. 1, S. 3 ff.

damit, daß viele Fürsten darüber wenig erfreut sein, daß Kaiser und Großfürst in so vertraulichen Beziehungen stehen, und alles daran setzen würden, den diplomatischen Verkehr zwischen ihnen zu unterbinden.[1]) Der Vertraute Ivans, der Djak (Sekretär) Feodor Kuricyn, dessen nicht gewöhnliche geistige Bedeutung am besten durch seine Zugehörigkeit zur Freidenkersekte der „Judaisierenden", die seinem Einflusse ihre Duldung verdankte, wie, daß einer ihrer Anhänger, Zosima, auf den Moskauer Metropolitenstuhl kam, charakterisiert wird[2]), erteilt Popplau die Antwort, die dieser sich vom Großfürsten selbst erbeten hatte. Sie enthielt nur die Mitteilung, daß der Großfürst seine Aufträge zur Kenntnis nehme, im übrigen aber seine eigenen Gesandten zum Kaiser schicken werde. Da Popplau erklärt hatte, daß die Reise über Livland und Preußen, der Weg, welchen er auf der zweiten Reise eingeschlagen hatte, nicht sicher sei, — wohl weil sich zwischen Preußen und Livland polnisches Gebiet schob, — er aber nicht den Seeweg einschlagen, sondern über Schweden und Dänemark, wo er Aufträge an König Johann habe, reisen wolle, so erklärte ihm Kuricyn, er sei nun entlassen, der Großfürst werde aber bei Gelegenheit seine Gesandten zum Kaiser schicken. Das war alles, was man ihm zu sagen hatte; nicht einmal ein Schreiben an den Kaiser erhielt er.[3])

In der Abschiedsaudienz verweist ihn Ivan auf diesen Bescheid und fügt nur auch seinerseits hinzu, daß er mit dem Kaiser die freundschaftlichsten Beziehungen pflegen wolle. Popplau rückt nun mit weiteren Aufträgen heraus. So solle ihm der Großfürst, wenn ihm der vom Kaiser vorgeschlagene Bräutigam genehm sei, die Braut zeigen, wenn ihm aber der Bräutigam nicht passe, solle er dem Kaiser deshalb nicht zürnen, denn dieser verfolgte dabei nur die besten Absichten.[4]) Da er durch Livland gereist war, hatte auch der livländische Meister Johann Freitag von Lorinkhove die Gelegenheit ergriffen, sich seiner beim Großfürsten zu

---

[1]) Ibid. 1, S. 6.

[2]) Golubinskij, Geschichte der russichen Kirche II. 1, S. 571 ff. (russ.).

[3]) Denkmäler 1, S. 8.

[4]) Ibid. 1, S. 9.

bedienen, weil er hoffte, daß der kaiserliche Gesandte eher Gehör finden werde als er, um so mehr, als der Großfürst es unter seiner Würde hielt, mit dem Meister gleichwie mit Schweden direkte Beziehungen zu unterhalten, sondern sie stets an seine Statthalter in Novgorod und Pskov wies. Der uralte Zwist des deutschen Kolonisten an der baltischen Küste mit dem russischen Nachbar war jetzt, seitdem an Stelle Novgorods und Pskovs der mächtige Moskauer Großfürst getreten war, für ersteren viel gefährlicher. Nach der Unterwerfung Novgorods mischte sich Ivan III. in die alten Grenzstreitigkeiten zwischen dem Dorpater Bistum und Pskov. Der erschreckte Dorpater Bischof willigte auch in einen für ihn ungünstigen Frieden; trotzdem aber kam es zu neuen Feindseligkeiten, und auch der mit Ivan 1482 auf zehn Jahre geschlossene Waffenstillstand des livländischen Meisters hatte Dorpat keine Genugtuung verschafft.[1]) Als nun Popplau im Namen des livländischen Meisters die Bitte vorbrachte, Ivan möge Pskov veranlassen, die strittigen Grenzdistrikte an das Dorpater Bistum auszuliefern, glaubte er seiner Bitte besonderen Nachdruck zu verleihen, indem er darauf hinwies, daß Livland zum Reiche gehöre. Wir werden nun sehen, daß die Freundschaft der Moskauer Großfürsten nie so weit ging, den Habsburgern zuliebe ihre livländische Politik zu ändern; ja später sprachen sie ihnen auch als Reichsoberhaupt direkt das Recht ab, Livland als Reichsgebiet zu bezeichnen und behaupteten, es sei von alters her Rußland tributpflichtig, ja erbuntertänig gewesen. Auch jetzt ließ der Großfürst Popplau trocken antworten, Pskov habe seine Gebiete von alters her und habe sich nie livländischen Boden angemaßt. Nicht viel besser ging es ihm mit der Bitte, die Braut sehen zu dürfen; sie wird ihm rundweg mit der Motivierung abgeschlagen, der Großfürst werde über alles seine Gesandten schicken, überdies sei es nicht Sitte, vor dem Abschluß der Verhandlungen seine Tochter zu zeigen.[2]) Tatsächlich wissen wir auch durch Herberstein, wie strenge damals schon die russische Frau von der Außenwelt abgeschlossen war und

[1]) Solovjev, Russische Geschichte, 3. Ausgabe, 5, S. 183 ff. (russ.). Schiemann, Rußland, Polen und Livland bis ins XVII. Jhdt. 2, S. 150 ff.

[2]) Denkmäler 1, S. 9 f.

der Bräutigam die Braut erst nach vollzogener Trauung zu sehen bekam.[1])

Popplau, der im Westen als tapferer Ritter, der auch im Turniere, wenn es darauf ankam, seinen Mut bewies, und als weitgereister, unterrichteter Mann an den Fürstenhöfen einen anderen Empfang gefunden hatte, als jetzt hier[2]), mag diese kühle, abweisende Zurückhaltung des Großfürsten in seiner Eitelkeit gekränkt haben. Es reizte ihn, sich auch den Dank und die Freundschaft des Großfürsten zu erwerben. Und so verfiel er wieder in die ihm so geläufige Rolle eines Wanderdiplomaten auf eigene Rechnung. Seiner scharfen Beobachtungsgabe war es auf seiner ersten Reise nach Rußland, als er über Polen-Litauen seinen Weg nahm, nicht entgangen, daß man am polnischen Hofe in beständiger Aufregung lebte. König Kasimir fürchtete nichts mehr, als daß Papst Sixtus IV. Ivan den Titel eines Kaisers oder Königs „in tota Ruthenica natione" verleihe.[3]) Mußte dadurch doch das Prestige Moskaus noch mehr gestärkt und seine Anziehungskraft auf die in Religion und Sprache verwandte Bevölkerung der russischen Gebiete Litauens erhöht werden! Die Nachkommen der ehemals unabhängigen kleinen Fürsten, deren Gebiete von dem litauischen Staate absorbiert worden waren, begannen ohnehin schon, wie zum Beispiel der Fürst Ivan Michailovič Vorotynskij[4]), ihren Herrn zu wechseln und mit Land und Leuten zu Ivan überzugehen.

Hier glaubte nun Popplau anknüpfen zu sollen, um sich den Großfürsten zu großem Danke zu verpflichten. Er bat also Ivan um eine Unterredung unter vier Augen, da er ihm in seiner (des Großfürsten) Sache eine private[5]) Mit-

---

[1]) Vergleiche das Kapitel „Ratio contrahendi matrimonium" in den Commentarii bei Starczewski, Historiæ Ruthenicæ scriptores exteri sæculi XVI. Berolini et Petropoli 1841, 1, I., S. 33.

[2]) Vergl. das Itinerarium Poppelianum in Streits Schlesischer Monatsschrift 1, S. 94 ff.

[3]) Pierling, La Russie et le Saint-Siège 1, S. 202, 204.

[4]) N. N. Bantyš-Kamenskij, Korrespondenz zwischen Rußland und Polen bis 1700, 1, S. 2 (russ.).

[5]) Die wörtliche Übersetzung der betreffenden Stelle im Gesandtschaftsprotokolle (Denkmäler 1, S. 10) lautet: „Und Nikolaus (sc. Popplau) sagte Feodor (sc. Kuricyn), er habe an den Großfürsten eine eigene (своя) Mit-

teilung zu machen habe. Der Großfürst gewährt ihm diese Bitte. Nur der Djak Feodor Kuricyn nimmt an der Unterredung teil, um die Rede Popplaus aufzuzeichnen, da dieser auch keinen Dolmetsch beigezogen wissen will. Ja er bittet inständig, auch niemandem etwas von seinen Worten mitzuteilen, da sonst sein Leben von seiten der Polen und Böhmen gefährdet wäre. Und nun sagt er, er habe gehört, daß der Großfürst vor einigen Jahren zum Papste geschickt und diesen gebeten habe, er möge ihn zum Könige erheben, der König von Polen aber habe dies durch große Geschenke hintertrieben; er mache ihn nun darauf aufmerksam, daß der Papst dazu keine Macht habe, denn er habe nur Gewalt in geistlichen Dingen, die weltlichen aber, wie Könige, Fürsten und Ritter zu machen, seien Sache des römischen Kaisers. Wenn nun der Großfürst die erbliche Königswürde wünsche, so werde er als sein treuer Diener beim Kaiser dahinwirken, daß sein Wunsch in Erfüllung gehe, und dabei so vorgehen, daß alles geheim bleibe und der Ehre des Großfürsten nicht im geringsten Abbruch geschehe. Nur bitte er ihn um alles in der Welt, die Sache geheimzuhalten, weil er sonst nicht nur sein (Popplaus) Leben gefährde, sondern auch sich selbst schade; denn wenn der König von Polen davon erfahre, werde er Tag und Nacht nicht ruhen und dem Kaiser große Geschenke schicken, um dies zu verhindern, weil er sehr fürchte, daß dann alle seine russischen Gebiete zum Großfürsten abfallen. Dies Popplaus Mitteilung. Allein der welterfahrene, weitgereiste Diplomat fand auch jetzt an dem gewandten und stolzen Großfürsten, der unbeschwert von der mittelalterlichen Auffassung, die nur dem Kaiser und dem Papste das Recht, Kronen zu verleihen, zusprach, wie überhaupt von

teilung in einer den Großfürsten betreffenden Angelegenheit." Es hat zwar dieses Anerbieten Popplaus schon oft die kühnsten Schlüsse hervorgerufen, aber es ist bisher noch nie betont worden, daß Popplau hier ohne kaiserlichen Auftrag, sondern lediglich als Privatmann handelte; ja Pierling ging sogar so weit, es so darzustellen, als ob der Kaiser dem Papste gewissermaßen zuvorkommen wollte, um selbst alle Vorteile der Erkenntlichkeit des Großfürsten einzuheimsen (La Russie etc. 1, S. 211 f.), wofür nicht nur kein Beweis vorhanden ist, sondern dem, wie wir gesehen, die offizielle Darstellung direkt widerspricht.

der westeuropäischen Kultur nur das Gefühl hatte, daß es sich hier um eine Unterordnung handle, seinen Meister. Ivan antwortete nämlich Popplau, er nehme seine Dienste gerne an und werde ihn hier und in seiner Heimat dafür belohnen, aber was die Verleihung der königlichen Würde durch den Kaiser betreffe, so sei er von Gottes Gnaden Herrscher in seinem Lande von seinen Urahnen her und von Gott eingesetzt wie seine Ahnen und bitte jenen nur, daß er ihm auch seine Kinder für alle Zeiten als Herrscher in diesem Lande belasse, einer Einsetzung aber bedurfte er früher nicht und wolle sie auch jetzt nicht.[1])

So lautete die stolze Antwort, die freilich — wenigstens was die Vergangenheit betraf, — nicht den Tatsachen entsprach. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß es natürlich im Interesse der Moskauer Regierung lag, die kaum überwundene Zeit der Einsetzung durch die Jarlyke der Khane der goldenen Horde vergessen zu machen und zu verbergen, wie untertänig man sich gegenüber Mengli-Geraj, dem Khan der Krim, verhielt.[2]) Von nicht zu unterschätzender Bedeutung für den Ideengang Ivans III. aber war es, aus dem Munde eines unbeteiligten Dritten Worte zu hören, die nichts Geringeres als eine Aufmunterung zur Verwirklichung seiner allrussischen Pläne bedeuteten.[3]) Schon die Nachricht, daß man am polnischen Hofe den eigenen Untertanen russischer Zunge nicht mehr traue, mußte ihn mit Siegeszuversicht erfüllen.

Aber Ivan III. war zuviel Diplomat, wenn ihm und seinen Vorfahren nicht schon die harte Schule des Tartarenjoches Heuchelei und Mißtrauen aufgezwungen hätte, um Popplau gegenüber das geringste merken zu lassen, wie sehr ihn diese Nachricht erfreut habe. Und so macht Popplau noch einen Versuch, diese kühle Zurückhaltung zu verscheuchen. Er schlägt dem Großfürsten für seine Töchter zwei andere Freier vor, wenn ihm der vom Kaiser empfoh-

[1]) Denkmäler 1, S. 10 ff.

[2]) M. Djakonov, Die Gewalt der Moskauer Herrscher, St. Petersburg 1889, S. 148 und Anm. 2 (russ.).

[3]) P. Miljukov, Skizzen zur russischen Kulturgeschichte. 3. T. 1, S. 35 (russ.).

lene Schwiegersohn nicht genehm sei, von denen der eine, Sigismund, Markgraf von Brandenburg, einen Schwiegersohn des Königs von Polen zum Bruder habe, der andere aber, Johann von Sachsen, Kurfürst und Schwestersohn des Kaisers sei.

Diesmal wurde er einer offiziellen Antwort überhaupt nicht mehr gewürdigt und wird wohl eingesehen haben, daß es das Klügste sei, das Feld zu räumen. Denn er begegnete in Moskau nicht nur Mißtrauen, sondern er mußte auch von den Bojaren und Beamten viel Hohn und Spott deshalb erdulden, weil sie an seine kaiserliche Sendung nicht glaubten. Und noch ein Jahr nach seiner Rückkehr von dieser zweiten russischen Reise, als bereits ein anderer österreichischer Gesandter in Moskau weilte, klagt er in einem Schreiben an den Großfürsten über diese Behandlung und seine Fernhaltung von allen ernsteren Verhandlungen.[1]) Nur so ist es erklärlich, daß man ihn entgegen der sonstigen Übung, derzufolge man immer bestrebt war, unter den Augen des Großfürsten das Wichtigste zu verhandeln, ohne jeden Bescheid entließ. Und daß man es am Moskauer Hofe eilig hatte, die angebotene österreichische Freundschaft in reale Werte umzusetzen, das beweist am besten die Geschichte der Mission von Popplaus Nachfolger, Jörg von Thurn.

Übrigens zögerte der Großfürst nicht lange, sein Versprechen einzulösen, denn schon am 22. März 1489 tritt sein Gesandter Georg Trachaniot die Reise zum Kaiser und dessen Sohn an. Sophie hatte eine große Anzahl von Griechen nach Rußland mitgebracht[2]), die dort dem Großfürsten bei der Neuordnung der Verwaltung des Reiches, wie sie durch die neuen Verhältnisse bedingt war, große Dienste leisteten. Namentlich Trachaniot, oder, wie er in Rußland genannt wurde, Jurij, der kleine Grieche, nahm bei Ivan III. eine

[1]) Denkmäler 1, S. 52 ff. Der Großfürst war übrigens über den Ton dieses Schreibens so empört, daß er Popplaus Geschenke zurückwies und ihren Überbringer sofort wieder unverrichteter Sache zurückschickte.

[2]) Vergl. die Nachrichten Contarinis bei Gian Battista Ramusio, delle navigationi et viaggi . . . vol. II. Venezia 1583, fol. 123. Sophie kam 1472 nach Rußland und starb hier am 7. April 1503.

besondere Vertrauensstellung ein, und er erscheint auch im Testamente desselben als Siegelbewahrer, dem neben dem Schatzmeister die Obhut über den großfürstlichen Schatz anvertraut ist.[1]) Unter Ivans Sohn und Nachfolger Vasilij rückte er sogar zum Schatzmeister empor, der neben seinen schon durch den Titel gekennzeichneten Obliegenheiten damals auch noch die auswärtigen Angelegenheiten leitete.[2]) Auch Herberstein berichtet von seinem großen Einflusse auf Vasilij und der besonderen Gnadenbeweise des letzteren für ihn als seinen „Schatzmeister, Kanzler und obersten Rat".[3])

Georg Trachaniots Mission zum Kaiser war eine rein informative. Da man Popplau nicht recht getraut hatte, wollte man am Moskauer Hofe sich zuerst dessen vergewissern, ob seine Anträge wirklich vom Kaiser kamen. Der russische Gesandte hat daher nur den Auftrag, dem Kaiser zu melden, daß der Großfürst die ihm angebotene Freundschaft gern annehme; nur sucht Ivan auch zu Maximilian, dessen glänzende Charaktereigenschaften von Popplau sicherlich in beredten Worten geschildert worden waren, in ein näheres Verhältnis zu treten und daher muß Trachaniot denselben aufsuchen und auch ihm den Wunsch Ivans nach freundschaftlichen Beziehungen übermitteln. Wenn ihn aber der Kaiser daran erinnere, ob der Großfürst den Markgrafen Albrecht von Baden als Schwiegersohn akzeptiere, dann muß Trachaniot dies ablehnen, mit der Motivierung, daß einem Markgrafen der Großfürst, der aus uraltem Geschlechte und dessen Ahnen schon mit den früheren römischen Kaisern, die Rom dem Papste abtraten und selbst in Byzanz herrschten, in den freundschaftlichsten Beziehungen standen, ja dessen Vater der Schwiegervater des Kaisers Johannes Palaeolog war, seine Tochter nicht geben könne. Nur wenn man Trachaniot Maximilian als Schwiegersohn des Großfürsten anbiete, darf er dies nicht ablehnen, aber er muß alle weiteren Verhandlungen über diesen Punkt mit dem Bemerken,

[1]) Sammlung der Staatsurkunden und Verträge 1, Moskau 1813, S. 399 (russ.).

[2]) Abriß der Geschichte des Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten 1802—1902. St. Petersburg 1902, S. 2 f. (russ.).

[3]) Commentarii ed. Starczewski 1, I., S. 18, 30.

er habe keine weiteren Instruktionen, zurückweisen und dem Kaiser raten, diesbezüglich seine Gesandten nach Moskau zu schicken. Popplau hatte nämlich dort gesagt, daß Maximilian verheiratet sei, trotzdem dieser ja damals schon längst verwitwet war; er wollte wohl damit allen derartigen Hoffnungen des Großfürsten von vornherein jede Grundlage entziehen, um so den präsentierten Kandidaten zum Siege zu verhelfen.[1])

So wuchsen also die Prätensionen des Moskauer Großfürsten mit jedem neuen Tage. Während Popplaus Anwesenheit in Moskau hatte man diese stolze Antwort noch nicht bereit, sie mußte erst in der großfürstlichen Kanzlei ausgearbeitet werden.[2]) Diese aber empfing schon lange in solchen Fragen nationalen Ehrgeizes eine publizistische Anregung von den südslawischen Emigranten, die namentlich seit dem Falle Konstantinopels zahlreich nach Rußland eilten und hier für ihre Träume eines slawischen Kaiserreiches als Erben des byzantinischen ein Substrat suchten; bald folgte ihnen auch die eingeborene russische Geistlichkeit in dieser publizistischen Propaganda.[3]) Übrigens unbeschadet dieser ideologischen Abschweifung kam der typisch-praktische Zug der Moskauer Fürsten auch jetzt in Ivan III. gleich wieder zur Geltung.

Ivan will aus den neuen Beziehungen zum Kaiser gleich auch einen praktischen Vorteil ziehen. Trachaniot erhält

[1]) Denkmäler 1, S. 15 ff.

[2]) Übrigens gab nicht der Vater, sondern der Großvater Ivans III., der Großfürst Vasilij Dmitrievič, seine Tochter Anna dem Prinzen Johann (als Kaiser Johannes VIII.), dem Sohne Manuels II., zur Frau, die aber früher starb, bevor Johann den kaiserlichen Thron bestieg. Erst in letzter Zeit wurde auf den merkwürdigen Umstand hingewiesen, daß Ivan III. bei dieser Gelegenheit seine Ehe mit Sophie gar nicht ins Treffen führte, und es wurde mit Recht betont, daß weder von Ivan III. noch von seinen Nachfolgern jemals auf dieses Ehebündnis hingewiesen oder daraus irgendwelche Ansprüche staatsrechtlicher Natur erhoben wurden, man also dieser Ehe in Moskau keinen besonderen Wert beimaß. (Savva, Moskauer Zaren und byzantinische Basileus, Charjkov 1901, S. 47 [russ.]). Savva rückt auch in dieser Arbeit mit Erfolg der bisher herrschenden Ansicht über Sophiens großen Einfluß auf die innere und äußere Politik Ivans III. zu Leibe und beweist, daß sie ganz unbegründet ist.

[3]) P. Miljukov, Skizzen zur russ. Kulturgeschichte 3. T. 1, S. 39 ff. (russ.).

nämlich den Auftrag, im Bergfache kundige Leute, dann Baumeister, Festungsingenieure, Geschützgießer und Goldschmiede für Rußland anzuwerben.[1]) Da Schweden, Polen-Litauen und Livland ängstlich darauf bedacht waren, den russischen Nachbar von den kulturellen Errungenschaften des Westens überhaupt, und namentlich von dessen kriegstechnischen Neuerungen abzuschließen, um nicht dem gefährlichen Feinde noch selbst die Mittel zur wirksameren eigenen Bekämpfung zu bieten, war der Großfürst bisher genötigt gewesen, sich solche Lehrmeister aus Italien zu verschreiben, was die guten Beziehungen zur Kurie und zur venezianischen Republik ermöglichten. So finden wir zahlreiche Italiener und Dalmatiner in Moskau beschäftigt; von größtem Werte aber für Rußlands Hauptstadt war die Tätigkeit des Bolognesen Aristoteles Fioravanti, der als Architekt und Baumeister schon in Italien das größte Ansehen genossen hatte. Nun ermöglichte die Freundschaft mit dem Kaiser die Anwerbung solcher Leute in einem näher gelegenen Lande, von wo aus die Reise nicht mit so großen Schwierigkeiten verbunden war als bisher, da meist der Weg über Ungarn, die Moldau und Krim genommen werden mußte, um nicht polnisch-litauisches Gebiet zu berühren. Übrigens hatte der Großfürst auch schon sein Bündnis mit Matthias für seine kulturellen Bedürfnisse auszunützen verstanden.[2])

Mit solchen Aufträgen also reiste der russische Gesandte über Narva nach Reval und von da über das Meer nach Lübeck. Maximilian war eben am Reichstage zu Frankfurt und empfing dort Trachaniot umgeben von Kurfürsten, Fürsten und Gesandten der Städte im Rathause. Der russische Gesandte erscheint im feierlichen Aufzuge, wobei ihm die Geschenke vorausgetragen werden, vor Maximilian und entledigt sich seiner Aufträge in „lombardischer“ Sprache; Jörg von Thurn antwortet ihm im Namen des römischen Königs.[3]) Maximilian dachte vielleicht den Reichstag durch die neu erworbene Freundschaft eines so mächtigen Fürsten gegen

[1]) Denkmäler 1, S. 19 f. 21.

[2]) Vergl. Contarini bei Ramusio, 2, fol. 123, und Denkmäler 1, S. 165.

[3]) Lehmann, Speyerische Chronik lib. VII, cap. 120, pag. 928, abgedruckt bei Müller, Reichstagstheatrum unter Max I., 1, S. 105.

seine Forderungen um Hilfe gegen Frankreich und Ungarn gefügiger zu machen. Über die Verhandlungen mit dem russischen Gesandten sind wir vollständig unorientiert. Bei der augenblicklichen politischen Lage war es für den römischen König das Klügste, mit der Abfertigung des Gesandten zu zögern. Und diesen Ausweg scheint Maximilian auch eingeschlagen zu haben, denn Trachaniot tritt erst Mitte Februar des folgenden Jahres die Heimreise an. Wann und wo er beim Kaiser war, können wir nur vermuten; in seinem Berichte an den Großfürsten meldet er, daß der Kaiser ihm 5—6 Werst vor der Stadt, in der er weilte, Vornehme auf einem Schiffe zum Empfang entgegenschickte.[1]) Da nun der Kaiser seit 26. September sich in Linz aufhielt[2]), ist es wahrscheinlich, daß Trachaniot die Donau herabgefahren kam. Übrigens weilte auch Maximilian den Winter über in Linz beim Kaiser.[3]) Merkwürdig ist es nur, daß der Gesandte trotz des ehrenvollen Empfanges weder ein Schreiben, noch mündliche Aufträge, ja nicht einmal einen Gruß des Kaisers dem Großfürsten zu übermitteln erhält.[4])

Die Besserung der politischen Aussichten des habsburgischen Hauses konnte an dieser Kälte des Kaisers allein nicht schuld sein, weil sie nicht anhielt. Für den Kaiser bot sich nämlich seit dem Frühlinge dieses Jahres noch einmal die Gelegenheit, durch venezianische Vermittlung auf gütlichem Wege zu einem Ausgleiche, ja zu einem Bündnisse und einer Familienverbindung mit Matthias Corvinus zu kommen und damit seinem Hause eine Erbschaft zu sichern, die sonst durch die ehrgeizigen Pläne der Jagiellonen gefährdet war. Das Reich verhielt sich ohnedies ablehnend gegenüber seiner Forderung, ihm die österreichischen Lande von den Ungarn zu säubern, und Maximilian, unablässig mit den niederländisch-französischen Wirren, die der Kaiser als „liederliche Händel“ bezeichnete, beschäftigt, vertrat auch dem Vater gegenüber den Gedanken einer friedlichen Aus-

[1]) Denkmäler 1, S. 25.

[2]) Chmel, Regesta Friderici, S. 768 ff.

[3]) Ulmann, Geschichte Maximilians I., 1, S. 82. Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg 8, Urkundenverzeichnis Nr. 1351.

[4]) Denkmäler 1, S. 58.

einandersetzung mit König Matthias. Übrigens sah auch Matthias längst schon ein, daß die Jagiellonen bei ihrer expansiven Politik trotz aller Friedensvereinbarungen seine ärgsten Feinde seien, und daß sie seinen illegitimen Sohn Johann gegebenenfalls schonungslos verdrängen werden. Diese Verschärfung der ohnehin nur gezwungen freundlichen Beziehungen zu den Jagiellonen war auch die Ursache, daß der ungarische König anfangs 1487 wieder einen Gesandten zum Großfürsten schickte, um sich zu vergewissern, ob Ivan III. an dem Bündnisse mit ihm gegen Polen festhalte; der großfürstliche Gesandte, der Djak Feodor Kuricyn, der dem Könige das russische Vertragsinstrument gebracht hatte und das ungarische dem Großfürsten überbringen sollte, war nämlich auf der Heimreise in türkische Gefangenschaft geraten und erst verspätet in Moskau eingetroffen. Matthias fürchtete nun, daß Ivan nicht in den Besitz der ungarischen Vertragsurkunde gekommen sei und sich deshalb vielleicht nicht für gebunden betrachte. Ende 1488 richtete er von neuem an den Großfürsten die Aufforderung, den eingegangenen Verpflichtungen treu zu bleiben, und versicherte ihn auch seinerseits, daß er an einen Frieden mit Polen gar nicht denke, ja wenn der Großfürst zum Angriffe übergehe, werde er alle seine anderen Unternehmungen ruhen lassen und mit aller Kraft sich auf Kasimir werfen.[1]) Wäre der Ausgleich nicht an der Hartnäckigkeit des alten Kaisers, der von einer Abtretung eines Teiles der Stammlande seines Hauses, übrigens mit Recht, nichts wissen wollte, gescheitert, dann hätten der Kaiser und sein Sohn, nun gegenüber den Jagiellonen in einer günstigeren Position, wohl schwerlich daran gedacht, ihre Beziehungen mit dem so zugeknöpften moskauischen Großfürsten zu vertiefen. Hatte er nicht Popplau unverrichteter Dinge entlassen und eine Antwort durch seinen Gesandten versprochen? Und was brachte nun Trachaniot? Das mußte die sanguinischen Hoffnungen des alten Kaisers bedenklich herabstimmen und so würdigte er den Großfürsten nicht einmal eines Grußes.

---

[1]) P. Karge, Kaiser Friedrichs III. und Maximilians I. ungarische Politik und ihre Beziehungen zu Moskau. Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 9, S. 263, 267 f. Denkmäler 1, S. 159 f., S. 171 ff.

Maximilian aber dachte anders. Jetzt, da jede Aussicht auf eine habsburgisch-corvinische Allianz geschwunden war, galt es für ihn, für den Fall des Ablebens des ungarischen Königs nach einem Bundesgenossen für den unvermeidlichen Wettkampf mit den Jagiellonen zu suchen. Als er aber Jörg von Thurn mit Trachaniot in der zweiten Hälfte des Februar 1490 nach Rußland abfertigte, da dachte wohl niemand daran, daß der noch verhältnismäßig junge und rüstige Ungarnkönig so rasch aus dem Leben scheiden werde, sonst hätte er seinem Gesandten andere Vollmachten gegeben. Jörg von Thurns Mission — die Russen nannten ihn nach der italienischen Form seines Namens, die er sich gewiß selbst nach der Gewohnheit seines weitverzweigten Hauses und Trachaniot ihm in den in italienischer Sprache geführten Verhandlungen beilegte (della Torre), Jurij Delator — bestand darin, ein Bündnis Maximilians mit Ivan III., das dem römischen Könige bei dem Übergreifen der Jagiellonen auf Ungarn im Rücken derselben einen Bundesgenossen sicherte, vorzubereiten. Das allein war Maximilians Absicht; allein der österreichische Diplomat war dem Diplomaten auf dem großfürstlichen Stuhle, diesmal allerdings nicht zum Nachteile österreichischer Interessen, nicht gewachsen.

Am 16. Juni 1490 traf Thurn in Moskau ein; schon während der Reise auf russischem Boden, dann beim Einzuge und der Antrittsaudienz wurde er mit allen Ehren behandelt. Trachaniot war von Novgorod aus auf Befehl des Großfürsten vorausgereist, um ihm darüber zu berichten, wie er vom Kaiser und dessen Sohne behandelt wurde. Am großfürstlichen Hofe war man bisher nur an den diplomatischen Verkehr mit den Tartarenkhanen gewöhnt, der mit harter Selbsterniedrigung verbunden war. Westeuropa aber wollte man gleichberechtigt gegenüberstehen und wollte diese Ebenbürtigkeit auch im diplomatischen Zeremoniell ausgedrückt wissen. Da nun Trachaniot vom Kaiser und seinem Sohne mit besonderer Ehrung empfangen worden war und bei der Audienz sich ihnen gegenüber auf eine Bank setzen konnte, ja der Kaiser ihn eine Strecke vor der Stadt einholen ließ, ehrte der Großfürst auch Thurn auf analoge Weise.[1])

[1]) Denkmäler 1, S. 25 f.

Ja der ganz zufällige und besonders ehrenvolle Empfang, der Trachaniot zuteil geworden war, wird sogar richtunggebend für das russische diplomatische Zeremoniell im Verkehre mit Westeuropa überhaupt. Das vollständige Fehlen einer Tradition und die Sucht, es dem Westen gleichzutun, ermöglichte die Aufnahme, der in Formalismus erstarrende altrussische Geist aber sorgte für das zähe Festhalten an demselben.[1])

Nachdem Thurn die prinzipielle Bereitwilligkeit des Großfürsten, Maximilian gegen alle Feinde, die ihn an der Erwerbung seines „Erbreiches" Ungarn hindern wollen, namentlich aber gegen den König von Polen Hilfe zu leisten, ausgesprochen worden war, rückte er mit einem deutlicher gefaßten Projekte heraus. Demzufolge sollte Ivan III. König Kasimir von Polen mit Heeresmacht angreifen, wenn Wladislaw von Böhmen oder einer von dessen Brüdern, sei es mit offener Unterstützung des Königs von Polen, sei es ohne diese, Maximilian in Ungarn entgegentrete; ja Maximilians Wünsche gehen sogar weiter, er will auch wissen, ob, wieviel und auf welche Zeit ihm der Großfürst militärische Hilfe in Deutschland, dann an der westlichen Reichsgrenze gegen Frankreich und in den niederländischen Händeln leisten wolle. Um aber den Großfürsten seinen Wünschen gefügiger zu machen, läßt er Thurn für sich formell um die Hand einer Tochter des Großfürsten anhalten.[2])

Ernst konnte es ihm mit dieser Bewerbung wohl kaum sein, denn sicher war er bei der Abreise Thurns, Ende Februar 1490, schon fest entschlossen, sich um Anna von Bretagne zu bewerben, datiert doch auch die Vollmacht, die den Grafen von Nassau, den Marschall Wolfgang von Pohlheim und Genossen zum Abschlusse eines förmlichen Ehevertrages ermächtigt, vom 20. März desselben Jahres.[3]) Um die Täuschung ganz durchzuführen, will Thurn auch die

[1]) Savva, der im 6. Kapitel seiner schon obenerwähnten Arbeit (Moskauer Zaren und byzantinische Basileus) an der Hand des byzantinischen Zeremoniells beim Empfange von Gesandten nachweist, daß man auch auf diesem Gebiete von einem byzantinischen Einflusse nicht sprechen kann, hat zuerst auch den Einfluß des Westens auf diesem Gebiete hervorgehoben. Vergl. S. 242 ff. (russ.).

[2]) Denkmäler 1, S. 28 ff.

[3]) Ulmann, Geschichte Kaiser Maximilians I., 1, S. 84.

Braut sehen und ihre Mitgift erfahren.[1]) Daß wir es hier nur mit einem diplomatischen Manöver Maximilians zu tun haben, beweist am besten seine spätere nicht sehr glückliche Entschuldigung dem Großfürsten gegenüber, wonach ihn die fälschliche Kunde von dem Untergange des Schiffes, auf dem Thurn sich zur Reise nach Rußland eingeschifft hatte, bewogen habe, die Hoffnung einer verwandtschaftlichen Verbindung mit dem Großfürsten aufzugeben, um so mehr, als der Kaiser und die Reichsfürsten ihn zur Ehe mit Anna von Bretagne gedrängt hätten.[2])

Auf den Großfürsten allerdings übte auch die Aussicht auf einen solchen Schwiegersohn nicht die geringste Wirkung aus; ihm kam es vor allem darauf an, ein für ihn günstiges Bündnis gleichsam als Preis für seine Tochter von dem zukünftigen Eidam zu erlangen, demselben aber deshalb irgendwelche Konzessionen zu machen, lag den Anschauungen Ivans vollständig ferne. Für ihn galt der Grundsatz, zuerst das Bündnis und dann die Tochter. Übrigens verlangte er vor allen weiteren Verhandlungen in dieser Richtung die schriftliche Zusicherung Maximilians, daß er seine Frau bei ihrem Bekenntnisse lassen und derselben eine Hofkirche nach ihrem Ritus einrichten werde, die Frage aber nach der Mitgift, wie das Verlangen, die Braut zu sehen, wies er für diesen Zeitpunkt als unpassend zurück.[3])

So wenig der Großfürst aber auf eine rasche Erledigung der Heiratsangelegenheit drängte, so sehr war es ihm darum zu tun, so rasch als möglich das Bündnis abzuschließen. In kurzem war der Bündnisvertrag fertiggestellt, reingeschrieben und mit dem großfürstlichen Siegel, diesmal einer goldenen Bulle, versehen. Zur Abfassung scheint Thurn gar nicht herbeigezogen worden zu sein, nur die fertige Urkunde wird ihm gezeigt. Auch Maximilian wird keine andere Mitwirkung dabei zugedacht, als ein inhaltlich vollständig gleiches und womöglich slawisches Vertragspare herstellen zu lassen, es zu besiegeln und zu beschwören; dann sollen die russischen Gesandten vor Maximilian, Ivan

[1]) Denkmäler 1, S. 30.
[2]) Ibid. 1, S. 71 f.
[3]) Ibid. 1, S. 31.

aber vor Maximilians Bevollmächtigten „auf der Urkunde das Kreuz küssen".[1]) Am 16. Juli war Thurn nach Moskau gekommen, am 18. Juli wurde er in Antrittsaudienz empfangen und schon am 17. August tritt er in Begleitung russischer Gesandten die Rückreise an. Man eilte sonst in Moskau mit der Abfertigung der fremden Gesandten nicht so, nur diesmal hatte man ein besonderes Interesse daran.

Das Haupt der russischen Mission war auch jetzt Trachaniot, neben ihm aber fungierte der Djak Vasilij Kulešin als Gesandter der Großfürstin Sofja Fominišna. Als Ausländerin genoß sie, wie einst ihre Namensschwester, die Tochter Witolds von Litauen und Gemahlin von Ivans III. Großvater, Vasilij Dimitrievič, vor ihr, und Helene Glinskaja, ihre Schwiegertochter, nach ihr, eine größere Bewegungsfreiheit, als sie sonst selbst der Frau des Großfürsten zukam.[2]) So hatte sie auch Thurn selbst empfangen und die Geschenke Maximilians entgegengenommen; von ihr galt noch nicht das harte Wort eines nach Schweden entflohenen Beamten des russischen Gesandtschaftsamtes aus der Mitte des XVII. Jahrhunderts, daß man die Gesandten nicht zu ihr lassen konnte, weil sie in ihrer Unbildung und Einfalt, einer Folge der strengen, von Jugend auf üblichen Abgeschlossenheit der russischen Frau, nicht imstande gewesen wäre, diesen eine vernünftige Antwort zu geben.[3]) Übrigens ist in dem Djak Kulešin nun auch das rein russische Element vertreten, während bisher Griechen und Levantiner vielfach als Gesandte Ivans in Westeuropa erschienen; die Djake überhaupt waren seit der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts aus Hofbediensteten, welche die Schreibgeschäfte ihrer Fürsten versahen, seine Einkünfte und die Kassa verwalteten, zur regierenden Klasse, zur herrschenden Bureaukratie geworden, die alle Zweige der Verwaltung des gesamten moskauischen Staates beherrschte.[4])

---

[1]) Ibid. 1, S. 32 f.

[2]) Vergl. Ivan Zabêlin, Das häusliche Leben der russischen Zarinnen im XVI. und XVII. Jahrhundert, 3. Ausgabe, Moskau 1901, Kap. 1—3 (russ.).

[3]) Grigorij Kotošichin, Rußland unter dem Zaren Alexêj Michailovič, 3. Ausgabe, St. Petersburg 1884, S. 63 (russ.).

[4]) V. Sergêevič, Russische juristische Altertümer, 2. Ausgabe, St. Petersburg 1902, 1, S. 524 (russ.).

Die Mission der russischen Gesandten war eine eng begrenzte. Sie hatten von Maximilian die Fertigung seines Vertragsinstrumentes zu fordern und dabei zu achten, daß an dem Texte nicht das geringste geändert werde; ja wenn dieser lateinisch oder deutsch lautet, haben sie beim „Kreuzküssen" den Vorbehalt zu machen, daß der Schwur nur dann gelte, wenn weder etwas weggelassen noch hinzugefügt wurde. Erst wenn dies befriedigend erledigt ist, dürfen sie über das Heiratsprojekt sprechen; aber auch hier beschränkt sich ihr Auftrag darauf, Maximilian aufzufordern, seinen Gesandten mit der schriftlichen Zusicherung der freien Religionsübung zum Großfürsten zu schicken, und sie dürfen diese nicht einmal selbst entgegennehmen, um ja dem Großfürsten in nichts zu präjudizieren.[1])

Doch wenden wir uns zu dem in Moskau verfaßten Vertrage. Ivan III. und Maximilian verbünden sich auf Lebenszeit zur gemeinsamen Bekämpfung König Kasimirs und seiner Söhne. Ivan hat Maximilian bei der Erwerbung Ungarns, wenn ihn die Jagiellonen daran hindern sollten, Hilfe zu leisten, Maximilian aber Ivan, wenn dieser daran gehe, sein „Erbland", das Großfürstentum Kiev, zu erobern.[2]) In dem Augenblicke, da dieser Vertrag in Moskau formuliert wurde, da war die Kunde von der gewaltigen Änderung der politischen Lage im Westen, wie sie durch den am 6. April dieses Jahres erfolgten Tod des Ungarnkönigs Matthias hervorgerufen worden war, noch nicht nach Moskau gedrungen. Alle augenblicklichen Vorteile des Vertrages schienen auf russischer Seite zu liegen; denn Kasimir war es satt geworden, weiterhin dem Abfall zahlreicher Vasallen im litauischen Grenzgebiete zu Ivan ruhig zuzusehen, um so mehr, als diese nicht nur ihren Landbesitz in den Schutz des Großfürsten stellten, sondern auch mit russischen Haufen in das Gebiet ihrer Verwandten, die Kasimir treu geblieben waren, Einfälle machten, um auch diese zum Abfall zu zwingen. Ende Juni waren seine Gesandten in Moskau eingetroffen und hatten hier einen geharnischten Protest gegen diese Übergriffe überreicht und die Herausgabe der russischer-

[1]) Denkmäler 1, S. 40 ff.

[2]) Ibid. 1, S. 37 f.

seits widerrechtlich besetzten Gebiete verlangt.[1]) Die Antwort, die man ihnen hier zuteil werden ließ, nämlich daß diese Dienstfürsten von alters her mit ihren Ländereien nach eigenem Ermessen sowohl Rußland als Litauen dienen konnten, konnte Kasimir unmöglich befriedigen. Nicht nur daß der Großfürst also jede Herausgabe der annektierten Ländereien verweigerte, er hatte damit auch weiteren Übergriffen einen Rechtstitel unterlegt. Gewiß hatte es bisher den Dienstfürsten und Bojaren freigestanden, ihren Herrn nach Belieben zu wechseln, ohne daß sie dabei auf ihren unbeweglichen Besitz verzichten mußten. Natürlich strömten diese Elemente dem mächtigsten Fürsten zu, weil bei diesem nicht nur ein wirksamerer Schutz, sondern auch materieller Vorteil winkte. Unter Olgerds und Witolds starker Hand war Litauen der Attraktionspunkt für diese Elemente und das severische, černigovsche und smolenskische Gebiet mit seinen zahlreichen großen und kleinen Fürsten ging im litauischen Reiche auf, das Großfürstentum Tver und die Freistadt Novgorod aber gerieten in die litauische Einflußsphäre. Das Erstarken Moskaus unter Ivan III. hatte nun das Blatt gewendet; jetzt wurde Moskau der Pol, der alles anzog. Der zelotische Eifer Jagiellos, der, einmal katholisch geworden, die Anhänger des griechischen Bekenntnisses völlig rechtlos erklärte, die katholisierenden Tendenzen Kasimirs und seine Vernachlässigung und Benachteilung Litauens gegenüber Polen aber arbeiteten dem Moskauer Großfürsten in die Hände. Es ist klar, daß Kasimir dieses Recht der Freizügigkeit nicht anerkennen konnte, weil es für ihn einem Selbstmorde gleichkam. Am Moskauer Kreml hatte übrigens auch diese Theorie nur dann Geltung, wenn der betreffende Fürst oder Bojar in moskauische Dienste trat, denn als in den sechziger Jahren des XVI. Jahrhunderts vor dem furchtbaren Enkel Ivans III. russische Bojaren haufenweise zum Enkel Kasimirs flohen, da verlangte man russischerseits ihre Auslieferung; jetzt berief man sich aber in Polen auf dieses Recht und lehnte das russische Begehren ab. Der Ausbruch eines offenen Krieges, denn ein stiller währte an der

[1]) N. N. Bantyš-Kamenskij, Korrespondenz zwischen Rußland und Polen bis 1700, 1, S. 7 f. (russ.).

Grenze schon seit langem, war also unvermeidlich, dessen war man sich auch in Moskau bewußt.

Thurn erschien gerade zur rechten Zeit und die Antwort an die polnischen Gesandten war sicher durch seine Aufträge beeinflußt. Und deshalb eilte man nun so mit dem Abschlusse des Bündnisses! Wie ernst man in Moskau die Lage auffaßte, das beweist am besten der Passus der Instruktion für die russischen Gesandten, der es ihnen auferlegt, Maximilian auf Grund des Vertrages zur augenblicklichen Hilfeleistung aufzufordern, wenn sie etwa während ihres Aufenthaltes im Auslande von einem Zusammenstoße zwischen Ivan und Kasimir hören sollten.[1])

Der Großfürst glaubte also mit dem Vertrage seinen Interessen vor allem einen gewaltigen Dienst erwiesen zu haben, denn die Beihilfe zur Erwerbung Ungarns faßte er wohl nur als Wechsel auf lange Sicht auf, dessen Einlösung bei dem noch nicht sehr hohen Lebensalter des ungarischen Königs in weiter Ferne stand, eine Hilfe im Reiche oder in Flandern und gegen Frankreich vertragsmäßig festzusetzen, hatte er klugerweise ausgeschlagen. Seine Gesandten mußten Maximilian mit der unverbindlichen Phrase abfinden, daß der Großfürst ihm gegen seine Feinde dort helfen werde, wo ihm dies möglich sei.[2])

Thurn, der bei der Formulierung des Vertrages eine vollständig passive Rolle gespielt hatte und dabei überhaupt scheinbar nicht zu Worte gekommen war, kamen nun auf der Rückreise doch mancherlei Bedenken. Er wußte ja auch nichts von dem Ableben des ungarischen Königs. Und so beklagte er sich, daß der Großfürst ein vollständig ausgefertigtes und besiegeltes Vertragsinstrument Maximilian sende, das diesem keine Änderung ermögliche, während er aber anderseits keine Vollmacht hatte, Endgültiges zu vereinbaren. Auch will er das Bündnis auf die beiderseitigen Nachkommen ausgedehnt wissen und den Passus, daß kein Teil ohne Verständigung des anderen mit dem Könige von Polen Frieden schließen dürfe, aufgenommen sehen. Den ersten Einwand pariert der Großfürst, von diesen Bedenken

[1]) Denkmäler 1, S. 42 f.

[2]) Ibid. 1, S. 42.

Thurns nach Moskau verständigt, mit der Begründung, daß dies des rascheren Zustandekommens eines Bündnisses wegen geschehen sei, gegen die Ausdehnung auf ihre beiderseitigen Nachkommen hat er nichts einzuwenden, nur möge Maximilian eine diesbezügliche Urkunde ausstellen, besiegeln und ihm schicken, dann werde er dasselbe tun, den letzten Einwand aber hält er für gegenstandslos, weil das Bündnis ja für Lebenszeit abgeschlossen sei.[1])

Hätte Thurn noch in Reval vom Tode des Königs Matthias erfahren, so wäre er sicher gleich mit den russischen Gesandten zu Maximilian gereist. So aber schlug er den Weg über Schweden ein, da er auch dort, wie wir sehen werden, eine wichtige diplomatische Mission hatte. Die russischen Gesandten treffen am 12. Oktober in Lübeck ein und warten nun dort bis Mitte Februar 1491 auf die Ankunft Thurns aus Schweden, da sie allein, aus Angst, dem Könige von Dänemark oder Herzog Bogislaw von Pommern, dem jungen Eidam König Kasimirs, in die Hände zu fallen, die Weiterreise zu Maximilian nicht wagen. Von Thurn erst erfahren sie die Änderung der Verhältnisse in Ungarn.[2]) Maximilian, der im siegreichen Zuge bis Stuhlweißenburg vorgedrungen war, mußte im Dezember wegen Meuterei der Landsknechte, denen er den Sold nicht zahlen konnte, den Rückzug antreten. Gerade damals hätte das Eintreffen der russischen Gesandten mit dem Bündnisvertrage im Feldlager für Maximilian wegen der moralischen Wirkung den größten Wert gehabt; gingen doch selbst während seines Rückmarsches einflußreiche ungarische Große auf seine Seite über.[3]) Auch hätte Maximilian von dem Großfürsten sofort die vertragsmäßige Hilfeleistung für den Feldzug des nächsten Jahres fordern können. Es bedeutete also für die habsburgische Sache in Ungarn keinen geringen Schaden, daß die russischen Gesandten erst am 22. März 1491 in Nürnberg eintrafen,[4]) wohin Maximilian geeilt war, um vom Reichstage eine ausgiebige Hilfe zum Kampfe gegen

---

[1]) Ibid. 1, S. 49 ff.

[2]) Ibid. 1, S. 62 ff.

[3]) Huber, Österreichische Geschichte 3, S. 303 f.

[4]) Denkmäler 1, S. 64.

Wladislaw und Karl VIII. von Frankreich zu fordern. Allein der Reichstag zeigte keine rechte Lust zur Geldbewilligung, und auch das wenige, was er schließlich gewährte, ist nur spärlich eingekommen.[1]) Dazu aber trafen Maximilian noch andere harte Schläge im Osten und Westen; dort war es unter Vermittlung König Kasimirs im Februar in Kaschau zwischen den beiden feindlichen Brüdern Wladislaw und Johann Albrecht, die schlachtbereit einander gegenüberstanden, zum Ausgleiche gekommen, der Wladislaw die Anerkennung als ungarischen König von seiten seines Bruders brachte,[2]) hier wurde die Maximilian durch Prokuration im Dezember 1490 angetraute Gemahlin Anna von Bretagne seit der Übergabe von Nantes (Februar 1491) immer mehr im eigenen Lande bedrängt.[3]) Als Maximilian am Reichstage diese letztere Kunde erhielt, wäre es eigentlich seine Pflicht gewesen, sogleich seiner Gemahlin zu Hilfe zu eilen; allein der kaiserliche Vater war nicht gesonnen, dem Sohne die Lösung der ungarischen Frage abzunehmen.

Und das Eintreffen der russischen Gesandten mit dem Bündnisvertrage, den er schon am 22. April vollinhaltlich bestätigte und beschwor,[4]) mochte Maximilian auch noch einmal seine Lage in Ungarn im rosigsten Lichte erscheinen lassen, wenigstens haben die russischen Gesandten diesen Eindruck davongetragen.[5]) Daß er übrigens noch die größten Hoffnungen hegte, beweist am besten der Umstand, daß er ungeachtet seiner Engagements im Osten und Westen noch den Mut hatte, auf neue Abenteuer im Norden auszugehen. Die Jagiellonen hoffte er dabei allerdings durch andere Kräfte im Schach zu halten. Der Plan selbst verrät eine geniale Konzeption, allein die Prämissen stimmten nicht, wie dies so oft bei Maximilians weitausgreifenden Plänen der Fall war; er hoffte nämlich zuviel vom russischen Bündnisse.

Die preußischen Stände, die einst im bitteren Hasse

[1]) Ulmann 1, S. 128.

[2]) Caro, Geschichte Polens 5, S. 622 f.

[3]) Ulmann 1, S. 124 ff.

[4]) Lichnowsky, 8. Appendix C. X., Denkmäler 1, S. 66 ff.

[5]) Denkmäler 1, S. 64 f.

vom Orden abgefallen waren und nicht wenig dazu beigetragen hatten, daß dieser durch das kaudinische Joch des Thorner Friedens gehen mußte, gerieten mit König Kasimir in Konflikt. Die zentralisierenden Tendenzen desselben, namentlich aber sein Begehren, daß sie zu allen seinen weitläufigen politischen Unternehmungen ihren Teil beisteuern sollten, betrachteten sie als Verletzung ihrer Privilegien; der Streit aber bei der Besetzung des ermländischen Bistums, das Kasimir seinem Sohne Friedrich zuwenden wollte, wovon die preußischen Stände in Anbetracht der dadurch drohenden Polonisierung nichts wissen wollten, verschärfte noch den Zwiespalt.[1]) Da scheinen sie nun, zum mindesten die preußischen Städte, sich an Maximilian um eventuelle Hilfe gewandt zu haben. Und das gab ihm den Anstoß zu seinem Plane. Der Hochmeister, dem er sagen läßt, daß sein Eid, weil unter Zwang und ohne Wissen des Kaisers geleistet, ungültig sei, der livländische Meister und die preußischen Städte, über deren Anschluß an das Reich er den Hochmeister beruhigt, sollen unter dem Schutze Rußlands sich gegen Polen kehren.[2]) Man verstehe, was dies für Kasimir und sein Haus bedeutet hätte! Dreizehn voller Jahre und der Anspannung aller Kräfte hatte es bedurft, um den Orden niederzuringen. Und da stand der Orden noch allein! Wie sollte Kasimir jetzt einer Koalition des ganzen Nordens, von der Oder bis zur Wolga Widerstand leisten, da auch im Süden der Tartarenkhan Mengli-Geraj und Stephan von der Moldau, dessen Hilfe Maximilian vom Großfürsten übrigens auch für Ungarn verlangte,[3]) als Verbündete Ivans III. nur auf einen Wink aus Moskau warteten, um in die südlichen Teilen Litauens und Polens einzufallen? Sein Lebenswerk, die Großmachtstellung des jagiellonischen Hauses wäre ins Wanken gekommen; unter ihren Trümmern wäre aber auch Wladislaw begraben worden.

Übrigens ging Maximilians Gedankenflug noch höher; er wollte nichts Geringeres, als auch Schweden seinem Hause

---

[1]) Vergl. Caro 5, Kap. 2, Ermland und der preußische Privilegienstreit, S. 550 ff.

[2]) Denkmäler 1, S. 74 f.

[3]) Ibid. 1, S. 80.

gewinnen. Wir sahen schon, daß Popplau und Thurn ihren Heimweg immer über Schweden einschlugen, ja daß diese Reiseroute nicht wenig dazu beigetragen hatte, daß die russischen Gesandten erst am Nürnberger Reichstag (1491) zu Maximilian kamen. In Schweden hatte der Reichsverweser Sten Sture der Ältere sich mit Erfolg der Durchführung des Kalmarer Rezesses von 1483 widersetzt, welcher mit der von der Erfüllung bestimmter Bedingungen abhängigen Anerkennung König Johanns von Dänemark eine Erneuerung der Kalmarer Union bedeutet hätte. 1488 aber war der Bruch durch einen von Dänemark erwirkten neuen päpstlichen Bannbrief gegen Sten Sture zu einem offenkundigen geworden.[1]) Maximilian wollte nun diesen Umstand benützen und, wahrscheinlich ermuntert von Sten Sture, Schwedens Krone für sich oder seinen Sohn Philipp erwerben.[2]) Übrigens mußten die freundschaftlichen Beziehungen, die sich seit kurzem zwischen Habsburgern und Rjuriks gebildet hatten, namentlich aber das Bündnis, von dem Thurn in Schweden zu berichten nicht unterlassen haben wird, das habsburgische Haus neben seinen anderen Vorzügen besonders empfehlen, denn Rußland war seit den Tagen des Alexander Nevskij, der seinen Beinamen von der fürchterlichen Niederlage trägt, die er am 15. Juli 1240 König Erich XI. an der Neva beibrachte, für Schweden der gefährlichste Feind. Mit Rußland war Frieden vor allem geboten, wollte man sich mit Erfolg König Johann widersetzen. Und in der Tat, wenn es Maximilian gelungen wäre, zwischen Schweden und Rußland die Vermittlerrolle mit Erfolg zu übernehmen, er hätte sich das größte Verdienst um Schweden erworben. Das beweist am besten das Bündnis, das König Johann zwei Jahre später mit Ivan III. gegen Sten Sture einging.[3]) Also auch hier wieder sollte das russische Bündnis Maxi-

[1]) Dahlmann, Geschichte Dänemarks 3, S. 251. Geijer, Geschichte Schwedens, 1, S. 232.

[2]) O. S. Rydberg, Sverges tractater med främmande magter 3, Anhang XVII a), S. 695. Lichnowsky 8, Urkundenverzeichnis Nr. 1747. Über Datierung vergl. Excurs I.

[3]) Rydberg, Sverges tractater 3, Anhang XIX, S. 701 ff. Sammlung russ. Staatsurkunden und Verträge 5, Moskau 1894, Nr. 110 (russ.).

milian zu Diensten sein. Allein er mutete dem Großfürsten zuviel entsagende Freundschaft zu, daher stürzten alle diese Pläne wie ein Kartenhaus in ein leeres Nichts zusammen.

Dem Großfürsten mit Livland, Hochmeister, preußischen Städten und dem Wojwoden der Moldau die Aufgabe zu übertragen, die Jagiellonen in Schach zu halten und zum Verzichte auf Ungarn zu zwingen, durch den Großfürsten aber auch noch Schweden zu gewinnen, während er selbst sich vielleicht ganz dem Westen widmen konnte, das waren also die Pläne Maximilians, als er die russischen Gesandten und mit ihnen Thurn entließ. Thurn mußte in Lübeck weitere Instruktionen abwarten, denn es war noch nicht bestimmt, ob er oder ein anderer für die russische Mission ausersehen sei. Wahrscheinlich sollte er die schwedische Mission übernehmen oder mindestens zuerst nach Schweden seine Route nehmen.[1]) Wir wissen nicht, aus welchem Grunde Thurn von Lübeck aus doch gleich nach Livland und von da nach Moskau eilte, wo er am 20. November 1491 eintrifft, während die russischen Gesandten schon am 30. August dorthin zurückgekehrt waren. Es scheint, daß Maximilian Thurn befohlen hat, sich von Lübeck aus mit dem Reichsverweser und Schwedens Ständen brieflich ins Einvernehmen zu setzen,[2]) die Reise nach Preußen aber, um nicht den Verdacht Kasimirs zu vorzeitig zu erregen, gleichfalls zu unterlassen und eine Mittelsperson dorthin zu schicken, wie dies auch Thurn durch die Sendung des Bischofs von Reval befolgte.[3])

Gleich bei seiner ersten Audienz bemühte sich Thurn dem Großfürsten gegenüber seinen Herrn wegen der mittlerweile erfolgten Heirat mit Anna von Bretagne damit, wie wir gesehen haben, zu entschuldigen, daß Maximilian geglaubt habe, Thurn sei auf der Seefahrt von Lübeck (Frühling 1490) durch einen Schiffbruch umgekommen. Als dann der Großfürst die Vertragsurkunde des römischen Königs entgegengenommen und den Vertrag beschworen

---

[1]) Vergl. Paßbrief durch das Reich „nach Schweden, Preußen, Reußen und Livland“, Nürnberg 1491. Juni 2. Lichnowsky 8, Urkundenverzeichnis Nr. 1557.

[2]) Denkmäler 1, S. 76.

[3]) Ibid. 1, S. 75.

hatte, rückte er mit seinen eigentlichen Aufträgen heraus. Vor allem forderte er Ivan im Namen Maximilians auf, nun diesem vertragsgemäß gleich Hilfe gegen die Jagiellonen zu leisten, denn Maximilian sei ja mit der Eroberung Ungarns beschäftigt. Daran fügte er gleich die Bitte, Livland, den Hochmeister und die preußischen Stände in seinen Schutz zu nehmen, wobei er in recht naiver Weise den preußischen Privilegienstreit dem Großfürsten auf die Weise mundgerecht zu machen suchte, daß er den Kinderreichtum des polnischen Königs und seine Steuerforderungen an die preußischen Stände in ursächlichen Zusammenhang brachte. Als er dann später vom Bischofe von Reval den Bericht über dessen Mission in Preußen erhielt, bittet er nun den Großfürsten auch im Namen des preußischen Hochmeisters und des livländischen Meisters um seinen Schutz. Der livländische Landmeister Johann Freitag von Lorinkhove hatte dabei auch gleich die Gelegenheit ergriffen, durch Thurn an den Großfürsten das Ansuchen zu stellen, daß es ihm gestattet werde, seine Gesandten direkt nach Moskau und nicht an die Statthalter von Novgorod und Pskov zu schicken, ein Begehren, dessen Erfüllung bei dem im nächsten Jahre zu Ende gehenden Waffenstillstand zwischen Rußland und Livland von ebensolcher Wichtigkeit war, wie der Wunsch, daß einige drückende und demütigende Bestimmungen aus dem Wortlaute des Waffenstillstandsinstrumentes künftig ausgelassen werden. Dem Umstande, daß Hochmeister und Landmeister zu Pfingsten 1492 in Königsberg auf Befehl Maximilians zu einer Beratung zusammenkommen sollten, — es geschah dies sicherlich zum Zwecke der Besprechung einer gemeinsamen Aktion gegen König Kasimir — sollte vom Großfürsten auch bei der Absendung seiner Kommissäre zu den Grenzverhandlungen Rechnung getragen werden; auch forderte Thurn im Namen des livländischen Meisters, es mögen wahrheitsliebende und erfahrene Leute gesandt werden, die nicht nur auf ihren eigenen Vorteil sehen.

In virtuoser Weise aber versteht es Maximilians Gesandter, die schwedische Angelegenheit dem Großfürsten vorzutragen. Daß dieser gelegentlich seiner letzten Gesandtschaft dem römischen Könige gegenüber den Wunsch aussprechen ließ, er möge

dafür sorgen, daß ihre beiderseitigen Gesandten ungehindert hin- und herreisen können, und daß er namentlich für die Freimachung des Weges durch Dänemark Sorge tragen möge, während er (der Großfürst) dies bezüglich Schwedens durchführen werde, gab Thurn die Gelegenheit, die Vermittlung zwischen Schweden und Rußland lediglich als im Interesse ungehinderter Beziehungen zwischen Großfürst und römischem König darzustellen, denn für alles habe Maximilian gesorgt, nur Schweden mache noch Anstände und Sten Sture und die schwedischen Stände haben auf sein Schreiben von Lübeck aus ihm nach Reval geantwortet, daß zwischen ihnen und Rußland noch immer Grenzstreitigkeiten bestehen. Und nichts Geringeres verlangt Thurn, als daß der Großfürst dem römischen Könige zuliebe in eine Verlängerung des kürzlich abgeschlossenen Waffenstillstandes willige, und ihm, dem Gesandten, darüber eine schriftliche Zusicherung einhändige. Das sollte wohl den schwedischen Ständen ein Pfand dafür sein, was man von Rußland zu erwarten habe, wenn ein Habsburger auf dem schwedischen Throne sitze![1])

Es war also kein geringer Wunschzettel, den der verbündete Fürst durch seinen Gesandten in Moskau präsentieren ließ und dessen Erfüllung er kraft des Bündnisses forderte.

Es gab aber unter den damals lebenden Herrschern vielleicht keinen größeren Gegensatz der Charaktere als zwischen Maximilian und Ivan III. Jener, der Typus edlen Rittertums, mit immer gelockertem Schwerte, voll der abenteuerlichsten Pläne, die ihn immer vom Näherliegenden und Erreichbaren abzogen, der mit einem Worte besser in jene Zeit gepaßt hätte, als die persönliche Tapferkeit noch den Ausschlag gab, nicht aber in jene, in der schon beim Kriegführen das Geld, woran er zeitlebens Mangel litt, die Hauptrolle spielte, dieser bar alles Heldentums, furchtsam und feig, wenn er nicht seiner Übermacht sicher war, — mußte ihn doch die Geistlichkeit und vor allem Vassian Rylo, der Erzbischof von Rostov, durch herbe Wahrheiten moralisch förmlich dazu zwingen, zum Heere abzugehen, das dem Khan der

[1]) Denkmäler 1, S. 46, 71—78, 81.

Kipčakhorde gegenüberstand, und hätte er selbst dann noch sich vor Achmat auf die Knie geworfen, wäre ihm nicht durch die voreilige Flucht desselben die Gelegenheit dazu benommen worden — dabei aber rücksichtslos hart, wenn es Wahrung seiner Interessen gegen Schwächere galt, und vor allem zähe auf einmal gefaßten Plänen beharrend, deren Ausführung gegen starke Widerstände, die ihm vielleicht die Waffen in die Hand gedrückt hätte, er diplomatisch stets anderen aufzuhalsen verstand, so daß Stephan von der Moldau von ihm scherzend sagen konnte, Ivan vergrößere zu Hause sitzend und schlafend sein Reich, während er im täglichen Kampfe kaum seine Grenzen verteidigen könne[1]), dabei ein Meister in der Verstellung und ein kluger Erbe jenes Schatzes, der seit seinem Ahnherrn Ivan Kalita in den Truhen der großfürstlichen Schatzkammer aufgehäuft wurde. Auch war es Ivans Art, den Bundesgenossen allein für sich kämpfen zu lassen, und, wenn es von Vorteil war, auch über seinen Kopf hinweg sich mit dem gemeinsamen Gegner auszugleichen; so hat er es mehr als einmal mit Mengli-Geraj, dem Khan der Krim, und mit Stephan von der Moldau, dem Schwiegervater seines ältesten Sohnes, gemacht. Auch dem Ungarnkönige Matthias gegenüber stellte er die Einverleibung des Großfürstentums Tver, dessen letzter Fürst zu Kasimir floh, wie den Übertritt litauischer Dienstfürsten zu ihm, trotzdem Kasimir im ersteren Falle selbst erklärt hatte, daß er sich neutral verhalte, und der letztere von russischer Seite, wie wir gesehen, als kein Akt der Feindseligkeit hingestellt, sondern mit dem Rechte der Freizügigkeit begründet wurde, so dar, als ob er damit ihrem Offensivbündnisse gegen die Jagiellonen schon Genüge geleistet, und es nun nur für Matthias an der Zeit sei, seinerseits dem Bündnisse nachzukommen, um so mehr, als ja auch Mengli-Geraj auf des Großfürsten Weisung hin, mehr als einmal in Polen-Litauen eingefallen wäre.[2]) Kasimir anzugreifen, der Polen und Litauen in seiner Hand vereinigte und den deutschen Orden nach dreizehnjährigem Kampfe vollständig bezwungen hatte, hätte der vorsichtige und alles, nur nicht

[1]) Herberstein, Commentarii ed. Starczewski 1, I., S. 9.

[2]) Denkmäler 1, S. 169 f.

wagemutige Ivan III. ebensowenig gewagt, als seinerzeit gegen Khan Achmat standzuhalten. Nur da er den Angriff des Polenkönigs fürchten mußte, hatte er mit dem Bündnisse mit Maximilian sich so beeilt. Wie wenig er übrigens daran dachte, selbst jetzt, da er das Bündnis beschworen, gegen die Jagiellonen die Aggressive zu ergreifen, beweisen die Liebenswürdigkeiten, die er Ende 1491 an die Adresse Kasimirs richtete, indem er ihm aus der tartarischen Gefangenschaft befreite Polen schickt und meldet, daß die an der Ermordung smolenskischer Kaufleute Schuldigen gefunden und bestraft worden seien, die Waren aber bei ihren Verwandten gesucht werden.[1]) Vielleicht zögerte der Großfürst diesmal auch mit der Abfertigung Thurns, der doch analog dem letzten Male nach einmonatlichem Aufenthalt, also leicht schon im Dezember hätte abgefertigt werden können, nur deshalb, um seinen Bündnispflichten solange als möglich zu entgehen. Ja wir können es als sicher annehmen, daß er, wenn nicht ein anderes Ereignis, das ihn dessen enthob, eingetreten wäre, Thurn mit dem Auftrage heimgeschickt hätte, Maximilian möge ihm noch den genauen Kriegsplan mitteilen, damit er sich danach richten könne, wie er schon gelegentlich der Absendung seiner Gesandten im Frühjahre 1491 ihnen aufgetragen hatte, daß sie zwar Maximilian zur augenblicklichen Hilfe aufrufen sollten, wenn sie von einem Zusammenstoße zwischen ihm und Kasimir hörten, Maximilian aber in einem derartigen Falle erst seine Gesandten zu ihm schicken möge, als ob nicht sie jene Kunde nach Moskau bringen konnten.[2])

Nach diesen eben geschilderten Charaktereigenschaften des Großfürsten ist es gewiß ohneweiters klar, daß es Ivan nicht eingefallen wäre, die Fülle von Aufgaben, deren selbstlose Ausführung Maximilian ihm zugedacht hatte, zu übernehmen. Vielleicht aber wäre die Ablehnung des Großfürsten gewundener ausgefallen, wenn nicht die Kunde vom Preßburger Frieden so schnell nach Moskau gedrungen wäre. Breslauer und Lübecker Kaufleute brachten zuerst

[1]) Bantyš-Kamenskij, Korrespondenz zwischen Rußland und Polen bis 1700, 1, S. 8 (russ.).

[2]) Denkmäler 1, S. 42 f.

diese Kunde, ihre Bestätigung aber erfuhr sie durch einen in Moskau eingetroffenen moldauischen Gesandten, der kurz zuvor in diplomatischer Mission bei Wladislaw in Budapest geweilt hatte.[1])

Und so war es Ivan leicht gemacht, Thurn mit Würde und Anstand zu antworten. Er sei eben daran gewesen, läßt der Großfürst Thurn sagen, selbst zu Felde zu ziehen, — er hätte zwar seit August 1491, als Trachaniot zurückgekehrt war, schon längst im Felde sein können — um Maximilian bei der Erwerbung Ungarns zu unterstützen, als die Kunde gekommen sei, daß dieser mit Wladislaw Frieden geschlossen habe; dessenungeachtet aber halte er am Bündnisse gegen „Kasimir und dessen Kinder“ noch immer fest und sei immer bereit, Maximilian gegen dieselben zu helfen, nur möge dieser, wenn er wieder daran gehe, Ungarn zu erobern, seine übrigen Unternehmungen beiseite stellen und sich mit ganzer Kraft — konnte Maximilian eine herbere Wahrheit gesagt werden? — dieser einen Aufgabe widmen. Für diesen Fall verspricht der Großfürst auch die Mitwirkung des Wojwoden Stephan. Was aber den für Preußen und Livland gesuchten Schutz betrifft, verlangt er, daß Hochmeister und Landmeister selbst ihre Gesandten zu ihm schicken und ihn darum bitten. Er lehnte damit also jede Vermittlung Maximilians ab. Wie wenig er übrigens Livland freundlich gesinnt ist, zeigt nicht nur die schroffe Ablehnung aller Forderungen des livländischen Meisters, die ihm Thurn unterbreitet hatte, sondern am meisten die Aufführung der Trutzburg Ivangorod gegenüber Narva, die er eben in diesem Jahre (1492) begann. Die schwedische Angelegenheit aber würdigte der Großfürst nicht einmal einer offiziellen Antwort. Wie sollte er auch hier, wo er immer der angreifende Teil war, sich durch Maximilian in den Arm fallen lassen? Damit also wurde Thurn am 12. April 1492 aus Moskau entlassen; übrigens wurde Maximilian in allem auf die nächsten russischen Gesandten verwiesen.[2])

Und wirklich schickte der Großfürst schon am 6. Mai Jurij Trachaniot und den Djak Michael Kljapik, der wieder

[1]) Ibid. 1, S. 90.

[2]) Ibid. 1, S. 78—82.

als Gesandter der Großfürstin und zugleich wohl auch als Aufsichtsorgan für Trachaniot fungierte, zu Maximilian. Gleichgültig konnte ihm ja die Abschwenkung Maximilians ins jagiellonische Lager nicht sein, daher war es Trachaniots und Kljapiks Aufgabe, den römischen König der unwandelbaren Treue des Großfürsten wie dessen Bereitwilligkeit zu versichern, ihm bei der Erwerbung Ungarns auch in einem späteren Zeitpunkte werktätige Hilfe leisten zu wollen. Da Ivan bisher keine Anstalten gemacht hatte, seiner Bundespflicht nachzukommen, unterließ er es wohlweislich, Maximilian aus seinem Vorgehen einen Vorwurf zu machen. Übrigens wollte der so vorsichtige Großfürst die Beweggründe, die Maximilian zu diesem Frontwechsel gedrängt hatten, wie überhaupt dessen Lage genau kennen. Der moldauische Gesandte hatte ihn zwar trefflich informiert, auch war die Kunde von dem unglücklichen Ausgang der bretagneschen Heirat schon längst nach Moskau gedrungen, aber Ivan wollte doch aus Maximilians eigenem Munde noch eine Bestätigung des Preßburger Friedens erfahren, denn er konnte trotz allem noch immer nicht so recht daran glauben, wie auch ob das Vorgehen Karls VIII. die einzige Ursache dazu war. Ja seine Gesandten müssen auch die moldauischen Nachrichten genau überprüfen, denn es interessiert ihn sogar, den momentanen Besitzstand Maximilians in den von Matthias okkupierten Erblanden und in Ungarn, wie auch die habsburgische Partei in Ungarn und Kroatien nach Namen und Rang ihrer Mitglieder kennen zu lernen. Auch schöpfte der Großfürst aus der Affäre mit Anna von Bretagne neue Hoffnung, nun doch vielleicht den römischen König als Schwiegersohn begrüßen zu können. Wenn aber dies unmöglich sei, dann begnügt er sich auch mit dessen Sohne Philipp, ja sogar mit einem Herzog von Sachsen. Auch für seinen Sohn Vasilij, den Erstgeborenen aus der Ehe mit Sophie, wünscht Ivan eine Frau aus dem Kreise westeuropäischer Fürstenhäuser.[1]) Und es entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie, wenn wir hören, daß gerade Trachaniot es war, der später Vasilij von einer fremden Prin-

[1]) Ibid. 1, S. 82—96.

zessin abriet und ihm empfahl, nach dem Beispiele der byzantinischen Kaiser sich aus den zu diesem Zwecke versammelten Landestöchtern eine Frau zu wählen, weil er dabei hoffte, daß Vasilij seine Tochter erwählen werde, was ihm dann allerdings eine Enttäuschung eintrug.[1])

Am 13. Juni treffen die russischen Gesandten in Reval ein, wo kurze Zeit darauf auch Thurn, der mittlerweile beim livländischen Meister war, einlangt, um sich nach Schweden einzuschiffen. Der Großfürst, dem es vor allem daran lag, weitere Nachrichten über Maximilian zu erlangen, hatte ihnen aufgetragen, sowohl von Reval als auch von Lübeck aus, wohin sie am 20. Juli nach dreiwöchentlicher Seefahrt gelangen, sofort darüber nach Hause zu berichten. Und sie berichten schon von Reval aus über den Preßburger Frieden im ganzen und großen richtig an den Großfürsten, wenn sich auch Thurn auf Grund seiner Nachrichten jetzt bemüht, denselben nur als Waffenstillstand hinzustellen, der Maximilian alle seine ungarischen Eroberungen angeblich gewährleiste. Natürlich konnte diese zwecklose Schönfärberei der rauhen Wirklichkeit gegenüber nicht lange standhalten und von Lübeck aus können Trachaniot und Kljapik schon die Details des Preßburger Friedens wie auch des Zwistes mit Frankreich melden. Hier müssen sie wieder untätig auf Thurns Rückkehr aus Schweden warten, trotzdem der am 7. Juni 1492 erfolgte Tod Kasimirs eine so gründliche Änderung der politischen Situation verursacht hatte, daß dem Großfürsten ihre baldige Heimkehr doppelt willkommen sein mußte. Daß man bis zum 29. Juni, dem Tage ihres Revaler Berichtes, in Reval von dem in Litauen erfolgten Tode des Polenkönigs nichts wußte, ist wohl darauf zurückzuführen, daß man es in Litauen im Interesse der Landesverteidigung für notwendig hielt, diese Nachricht, so lange als es ging, geheimzuhalten.[2])

Maximilian war die Ankunft der russischen Gesandten diesmal nicht sonderlich angenehm, daher beeilte er sich

[1]) Herberstein, Commentarii ed. Starczewski 1, I., S. 18.

[2]) Vergl. die Berichte der russischen Gesandten vom 29. Juni aus Reval und vom 25. Juli und 25. August 1492 aus Lübeck, Denkmäler 1, S. 99—104, 105—108.

auch nicht, dieselben in seine Nähe führen zu lassen. Der Preßburger Frieden, den er unter Einfluß seines Vaters mit Wladislaw (7. November 1491) abgeschlossen hatte, und demzufolge den Habsburgern nach dem Aussterben der Nachkommen Wladislaws Ungarn, die österreichischen Eroberungen Matthias Corvinus' aber sofort zufallen sollten, kam schon zu spät, denn die Würfel waren in der Bretagne schon gegen Maximilian gefallen: am 6. Dezember 1491 war die Vermählung Annas mit Karl VIII. erfolgt. Maximilian war nun vollauf beschäftigt, vom Reiche Hilfe gegen Frankreich zu erlangen. Wozu sollte er jetzt die russischen Gesandten empfangen? War doch seit dem Preßburger Frieden der Bund mit dem Großfürsten für ihn wertlos! Der Reichstag von Koblenz bewilligte ihm auch im September 1492 eine ganz stattliche Summe, von der dann allerdings wieder kaum der sechste Teil einkam.[1]) Ein noch härterer Schlag aber traf ihn durch den Frieden von Etaples, den sein Bundesgenosse Heinrich VIII. von England mit Karl VIII. am 3. November 1492 abgeschlossen hatte. Auch Spanien verläßt ihn und schließt mit Frankreich am 19. Jänner 1493 Frieden, ja es verpflichtet sich sogar, mit Maximilian keine Familienverbindung einzugehen. So war Maximilian wieder auf sich selbst angewiesen und hat trotzdem den Feldzug gegen Frankreich ruhmvoll geführt. Ende November 1492 fällt er in die Freigrafschaft Burgund ein, am 21. Dezember nimmt er Besançon, am 24. Salins. Dann eilt er wieder nach Frankfurt zum Reichstage. Allein er kommt nicht dorthin, sondern beruft die Stände nach Kolmar, ein zweitesmal im Februar 1493, aber die Stände bleiben aus. In der Zwischenzeit aber, am 19. Jänner 1493, erringt ihm Friedrich Kapeller bei Salins einen großen Sieg über die Franzosen. Damit hat Maximilian die Aussteuer seiner Tochter Margarete zurückerobert und einen der „erfolgreichsten Feldzüge seines Lebens" geführt.[2])

In dieser Zeit, da er selbst nach kriegerischen Erfolgen auf deutschen Boden zurückgekehrt war, werden die

---

[1]) Ulmann, Geschichte Maximilians I. 1, S. 160.

[2]) Ibid. 1, S. 171.

russischen Gesandten nach Kolmar berufen und treffen dort am 15. Jänner 1493 ein.[1])

Der Gang der Verhandlungen mit ihnen aber zeigte, daß Maximilian in richtiger Vorausahnung ihren Empfang so lange hinausgeschoben hatte. Ihrer Instruktion getreu, rücken sie ihm immer näher zu Leibe. So erinnern sie ihn vor allem an den Abschluß des Bündnisses und die Mission Thurns, der den Großfürsten aufgefordert habe, seiner Bündnispflicht nachzukommen und Maximilian bei der Erwerbung Ungarns zu helfen. Maximilian antwortet ihnen darauf, nur das treubrüchige Verhalten des Königs von Frankreich habe ihn an dem weiteren Kampfe um die Erwerbung Ungarns gehindert und verweist sie stolz auf seine Erfolge im französischen Kriege; auch beruft er sich auf die Kurfürsten und Stände des Reiches, die ihm vom weiteren Kampfe um Ungarn abgeraten hätten. Aber Trachaniot und Kljapik lassen nicht locker. Sie erinnern Maximilian an die Bundestreue des Großfürsten, der eben daran war, selbst gegen Kasimir zu Felde zu ziehen, als die Nachricht vom Preßburger Frieden ihn genötigt habe, seine Pläne aufzuschieben, der aber dessenungeachtet an dem Bündnisse festhalte und von Maximilian das Gleiche erwarte. Und Maximilian parierte auch gleich den Vorwurf, der in diesen Worten lag: er habe nie beabsichtigt, das Bündnis mit dem Großfürsten zu lösen, niemand habe überhaupt jemals gehört, daß er sein Wort gebrochen habe, nur der König von Frankreich sei daran schuld, daß er seine Pläne, die er Thurn darlegen ließ, nicht ausführen konnte. Aber es drückte ihn dieser Vorwurf doch und er suchte nach einem Auswege. Freilich täuschte er sich im Charakter Ivans III., wenn er glaubte, dieser lasse ein einmal sich gesetztes Ziel einer noch so idealen Aufgabe wegen fahren. Idealen nachzujagen war nie eine moskowitische Schwäche; eiserne Konsequenz aber war ein Hauptgrundzug moskowitischer Politik, und darin war sie eine Antipodin der österreichischen, die in seltenen Tagen, am wenigsten in denen Maximilians I., Konsequenz zeigte. So konnte

[1]) Denkmäler I. S. 115. Vergl. auch Janssen, Frankfurts Reichskorrespondenz 2, S. 568.

Maximilians Vorschlag, er wolle durch seine Gesandten, die er eben jetzt zu den Königen von Böhmen und Polen schicke, es versuchen, ob nicht zwischen diesen und dem Großfürsten eine friedliche Auseinandersetzung, ohne christliches Blut zu vergießen, das man jetzt gegen die Türken notwendiger brauche, möglich wäre, weshalb die russischen Gesandten mit denen des Kaisers nach Breslau ziehen sollten, wo Johann Albrecht von Polen, Alexander von Litauen und Wladislaw von Böhmen — man vermied es, den russischen Gesandten gegenüber ihn auch als König von Ungarn zu bezeichnen — zur Beratung eines Türkenkrieges versammelt seien, von den Gesandten schon mit Rücksicht auf ihre Instruktion nicht angenommen werden und hätte auch nie die Billigung des Großfürsten gefunden. Bezeichnend ist es nur, wie Maximilian in seiner Verlegenheit zu vermitteln suchte; wir werden sehen, wie er auch später Rußland gegenüber diesen Ausweg aus einer gleich fatalen Situation einschlägt. Zum ersten Male also sehen wir in den österreichisch-russischen Verhandlungen den Gedanken einer gemeinsamen Koalition gegen die Türken auftauchen. Wenn Maximilian auch von Jugend auf der Traum, die Türken aus Europa zu vertreiben und die oströmische Krone zu gewinnen, vorgeschwebt haben mag,[1]) in den bisherigen Verhandlungen mit Rußland finden wir kein Anzeichen, daß er auch Rußland dabei in Kombination ziehen wollte. Es ist, wie gesagt, nur ein Schritt der Verlegenheit und sollte dem Großfürsten gegenüber als Argument dazu dienen, ihn einer friedlichen Auseinandersetzung mit Polen-Litauen geneigt zu machen.

Die Türkengefahr war nämlich für Ungarn seit dem Tode Matthias' bedenklich gewachsen und schon auf dem Reichstage zu Koblenz im Spätherbste 1492 trat Maximilian für die Bitten der ungarischen Gesandten ein. Auch jetzt auf dem Kolmarer Tage war eine ungarische Gesandtschaft erschienen. Maximilian aber machte den ungarischen Gesandten den Vorschlag, er werde, wenn es mit Frankreich zum Frieden komme, auf Trinitatis einen Reichstag nach Regensburg berufen, auf dem dann die Könige von Polen

[1]) Ulmann 1, S. 205.

und Ungarn erscheinen sollten, um über einen gemeinsamen Türkenfeldzug zu beraten. Als es dann mit Frankreich wirklich zum Frieden von Senlis gekommen war, schlug er Wladislaw einen noch viel abenteuerlicheren Plan vor, der auf einen vollständigen Rollentausch ausging: Maximilian Gubernator in Ungarn mit vollem Verfügungsrechte über die militärischen Streitkräfte, Wladislaw aber Gubernator im Reiche.[1]) Der Gedanke eines Türkenfeldzuges beherrschte Maximilian nach dem Frieden von Senlis vollständig und ist das bestimmende Element seiner Politik bis zur Vorbereitung der Liga von Venedig.[2])

Vielleicht wollte er auch Polen-Litauen und Ungarn die Flanke decken helfen, um ihre gesamten Kräfte für einen Türkenkrieg freizumachen, wenn er die Gesandten beauftragte, falls sie nicht nach Breslau mitziehen wollen, dem Großfürsten seinen Wunsch zu melden, derselbe möge seine Gesandten zu den masowischen Verhandlungen nach Warschau schicken; dort könne man dann mit den polnischen und litauischen Bevollmächtigten wegen eines friedlichen Ausgleiches verhandeln. Freilich hatte Maximilian keine Ahnung davon, wie locker der Zusammenhang zwischen Litauen und Polen durch den Tod Kasimirs geworden war. Aber ganz abgesehen davon, daß es Johann Albrecht nicht eingefallen wäre, sich für seinen Bruder Alexander übermäßig zu ereifern, es lag ihm auch ganz ferne, mit den Türken anzubinden. Im Gegenteile, er bemühte sich, gleich nach seinem Regierungsantritte den von seinem Vater mit der Pforte abgeschlossenen Waffenstillstand zu verlängern;[3]) ein Plan nur hielt ihn so ganz in Atem, die Moldau für Polen zu erobern.

Doch kehren wir zu den russischen Gesandten zurück. Auch dieser neue Vorschlag Maximilians hatte bei ihnen wenig Liebe gefunden. Maximilian erklärte daher notgedrungen, wenn der Großfürst einer friedlichen Auseinandersetzung nicht zustimme, so sei er bereit, das zu halten, was er vertragsmäßig versprochen habe: er hoffe zwar sich in

[1]) Ibid. 1, S. 208 ff.

[2]) Ibid. 1, S. 217.

[3]) Caro, Geschichte Polens 5, S. 692.

keinen christlichen Krieg mehr getrieben zu sehen, denn er sei ja auch in diesen Krieg mit Frankreich nur gedrängt worden. Vielleicht empfand er selbst, daß das eine das andere ausschließe, denn er fügte hinzu, er habe sich nur mit Wladislaw, der sich von Kasimir und Johann Albrecht getrennt habe, vertragen, und zwar zu dem Zwecke, damit sie gemeinsam gegen die Türken vorgehen, mit den anderen Jagiellonen aber stehe er noch so wie früher. Am besten aber charakterisieren die neue Gedankenrichtung Maximilians die Worte, die er den Gesandten auf das neuerliche Angebot einer militärischen Hilfe zu einer späteren Eroberung Ungarns erteilte und die da lauten: „Item ime (sc. dem Großfürsten) auf solches zu dankhen mit den bessten fuegen.“ [1]) Er brauchte diese Hilfe nicht und daher hatte das russische Bündnis für ihn jeden Wert verloren. Zwar hatte er den russischen Gesandten, die am 23. März 1493 Kolmar verließen, versprochen, seine Gesandten nachzuschicken, allein es ist nicht mehr dazu gekommen.[2])

Maximilian war jetzt zu sehr mit dem Plane eines Türkenkrieges beschäftigt, später aber nach dem Abschlusse der heiligen Liga (1495) war sein ganzes Interesse auf Italien gerichtet. Erst durch Mißerfolge ernüchtert, kehrt er nach Deutschland zurück und nimmt im Laufe des Jahres 1497 den Plan eines Türkenkrieges wieder auf. Der Tod seines alten Gegners, Karls VIII. von Frankreich (7. April 1498), ließ die Gelegenheit als günstig erscheinen, allein die mißlungene Züchtigung Karls von Geldern und der unglückliche Schweizerkrieg vereitelten seine Ausführung. Die Beziehungen zu Rußland hatten für ihn jetzt naturgemäß alle Bedeutung verloren. Vielleicht hat ihn der Hilferuf des liv-

[1]) Reussische potschafft werbung an Kön. Maiestät anno 1496 (richtig 1492) W. St. A. Russica.

[2]) Denkmäler 1, S. 115. Ihr Brief vom 22. Mai aus Lübeck, wohin sie am 30. April gekommen waren, ist ungewöhnlich kurz. Ihre Finalrelation haben uns leider die russischen Archive nicht bewahrt. Übrigens existiert ein unausgefertigtes Kreditiv für den Grafen Wilhelm de Zagoria und der Rechte Doktor Bartholomäus de Modrussa vom 8. April 1494 (Chmel, Urkunden, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit, S. 25, Nr. 32), die als Gesandte Maximilians zum Großfürsten reisen sollten. Zustandegekommen ist aber diese Gesandtschaft nicht.

ländischen Meisters am Reichstage zu Lindau (1496),[1]) dem er absichtlich fernblieb, nicht angenehm in die Ohren geklungen; mußte er doch dabei an seine eigenen intimen Beziehungen zum Großfürsten denken! Freilich, wie sollte er hier helfend eingreifen? Hatte ihn doch das Reich soeben auf seinen italienischen Abenteuern im Stich gelassen! Übrigens half ihm der Reichstag selbst aus diesem Dilemma, denn er verschob die Beschlußfassung darüber auf die nächste Tagung zu Worms (1497), wo es natürlich auch außer rein platonischen Erklärungen zu nichts kam.[2]) Und dies bleibt auch für die Zukunft die Signatur der Beratungen und Beschlüsse des Reiches „in causa Livonica". In bewegten Worten hielt Erzbischof Bertold von Mainz den Reichsständen ihre Saumseligkeit und den vollständigen Mangel eines Reichspatriotismus vor, der im Westen und Osten, im Süden und Norden die Feinde Reichsgebiet ruhig entfremden lasse; für ihn sind die Moskowiter ebenso schlimme Feinde, wie die Türken.[3])

Wie stellte sich nun Ivan III. zu diesem sonderbaren Gebaren seines Bundesgenossen? Leider fehlen uns alle Nachrichten über die Rückkehr Trachaniots und Kljapiks. Anfangs mag er auch noch immer auf das Erscheinen der Gesandten Maximilians gehofft haben; allein als diese immer nicht erschienen, machte er auch nicht die geringsten Anstrengungen, mit Maximilian wieder in Verbindung zu treten. Er beobachtete tiefes Schweigen und vermied es, was man sonst in Moskau zur Hebung seines Prestiges so gern tat, die fremden Gesandten auf sein intimes Verhältnis zum Haupte des heiligen römischen Reiches deutscher Nation auch nur mit einem Worte hinzuweisen. Er war zu stolz, um sich selbst dem Fürsten gegenüber, in dem die christliche Welt noch immer ihr Haupt sah, etwas zu vergeben. Aber er brauchte auch die Hilfe der Habsburger nicht mehr.

Die russischen Gesandten, die im Beginne des Sommers 1492 zu Maximilian reisten, waren noch nicht einmal in Reval, als Kasimir aus dem Leben schied. Die Litauer, der stiefmütterlichen Behandlungsart überdrüssig, mit der sie in allem

[1]) Müller, Reichstagstheatrum unter Maximilian I. 2, S. 113.

[2]) Ibid. 2, S. 145.

[3]) Janssen, Frankfurts Reichskorrespondenz 2, S. 603.

und jedem Polen nachgesetzt wurden, eilten nun, entgegen der Union von Horodło, sich in Alexander wieder einen eigenen Großfürsten einzusetzen, denn von einem eigenen Fürsten erhofften sie alles Heil. Freilich, wenn ihnen dabei die Erinnerung an Witołds Zeit vorgeschwebt haben mag, so sollten sie darin eine bittere Enttäuschung erleben. Wenn Gutmütigkeit überhaupt eine Charaktereigenschaft des jagiellonischen Zweiges der Gediminoviče ist, so war sie in Alexander wie in Wladislaw bereits in unwürdige Schwäche ausgeartet; aber Alexander war auch außerdem noch der am wenigsten begabte von den zahlreichen Söhnen Kasimirs und Elisabeths von Österreich. Für Litauen aber wäre jetzt eine so kräftige Persönlichkeit wie Witołd gerade noch gut genug gewesen, denn die Situation an seiner östlichen und südlichen Grenze hatte sich seit einem Menschenalter sehr zu seinen Ungunsten geändert. Und daß es so kommen konnte, daran trägt Kasimir keine geringe Schuld. In seinem Eifer, seinem Hause nicht nur eine einflußreiche europäische Stellung zu schaffen, sondern auch womöglich jeden seiner recht zahlreichen Söhne mit einer Krone zu schmücken, die dann alle mit Polen einen großen Föderativstaat bilden sollten, hatte er es versäumt, auf die Entwicklung der Verhältnisse im Osten seines Reiches zu einer Zeit einen entscheidenden Einfluß zu nehmen, als es noch nicht zu spät war. Und während er Böhmen und Ungarn seinem Hause gewann, nachdem er Polen kurz zuvor das Gebiet seines erbittertsten Feindes, des Deutschen Ordens, einverleibt hatte, ließ er Rußland erstarken, jenes Rußland, das Polen-Litauen, freilich nicht ohne eigene Schuld desselben, aus der Liste der europäischen Staaten tilgen sollte. Welches Verhängnis, daß nicht nur Böhmen und Ungarn bald jeden dynastischen Zusammenhang mit Polen-Litauen verlieren, sondern daß Polen auch Preußens Besitz weder vor noch nach dem Jahre 1525 so recht froh werden konnte! So ist also von der unter so großen Opfern inaugurierten auswärtigen Politik Kasimirs keine Errungenschaft von solchem Werte geblieben, die jenes Versäumnis im Osten aufgewogen hätte. Für Rußland aber war es kein geringer Vorteil, daß Kasimir weder Novgorod noch dem Khan Achmat die ver-

sprochene Hilfe leistete, ja durch seine Verbindung mit der goldenen Horde Mengli-Geraj, den Khan der Krim, dessen Vater der traditionelle Freund Polen-Litauens war, sogar dem Großfürsten Ivan selbst in die Arme trieb, für den eine tatkräftige Aktion auch von Kasimirs Seite eine Katastrophe bedeutet hätte. Auch sollte Kasimir noch selbst die ersten Früchte dieser Politik ernten, wie wir gesehen haben; ja an seinem Lebensabend war er sogar schon entschlossen, das längst Versäumte durch einen Offensivkrieg gegen Rußland nachzuholen, als ihn der Tod wegraffte. Solch eine gewaltige Aufgabe harrte also noch ungelöst seines Nachfolgers, der nicht nur geistig, sondern auch materiell über viel geringere Kräfte als sein Vater verfügte, denn nur dem schon durch Kasimir auf Kosten Polens territorial geschwächten Litauen konnte er die Mittel zum ungleichen Kampfe gegen Rußland und die krimsche Horde entnehmen.

Wie mag Ivan, der es nie gewagt hätte, Kasimir anzugreifen, in seinem Innern gejubelt haben, als er von dieser Wendung der Dinge Kunde erhielt! Jetzt brauchte er sich nicht mehr die Zurückhaltung aufzuerlegen, die ihm bisher Vorsicht und Klugheit, wie die Angst vor dem waffenmächtigen Gegner geboten hatte.

Und Alexander, ohnehin eine unkriegerische Natur, sah auch sofort ein, daß seine Kräfte für einen Kampf gegen zwei so mächtige Gegner nicht ausreichten. Er versuchte also nach zwei Seiten hin zu verhandeln und vor allem den Khan der Krim auf seine Seite zu ziehen. Allein zu viel Bande knüpften Mengli-Geraj an Ivan III., als daß er den Lockungen Alexanders gefolgt wäre; wußte er doch, daß die russische Feindschaft gegen die goldene Horde echt sei, ganz abgesehen davon, daß er von dem reichen Moskauer Fürsten mehr zu erwarten hatte als von dem armen Alexander! Denn die Freundschaft Mengli-Gerajs mit Ivan war für den letzteren ziemlich kostspielig; ungeschminkt verlangen Mengli-Geraj und seine Gemahlin Nursaltan immer neue Geschenke, ja sogar Ersatz der angeblich zu den Beutezügen nach Polen-Litauen aufgewendeten Kosten. Übrigens schickte Nursaltan Ivan III. auch ihre Söhne Machmed-Amin und Abdul-Letif aus ihrer ersten Ehe mit

Ibrahim, dem Khan der Kasanschen Horde, zur Versorgung, und Ivan sorgte nicht nur für ihren Unterhalt, sondern verschaffte ihnen auch nacheinander das Kasansche Reich, das seit dem Tode Ibrahims durch seine inneren Streitigkeiten kein so furchtbarer Nachbar mehr war und moskowitischem Einflusse verfiel; natürlich hatte der Großfürst auch dafür an Nursaltan eine einflußreiche Gönnerin in der Krimschen Horde selbst gewonnen.[1] Unter diesen Umständen hätte es von seiten des russischen Großfürsten der Mahnung an Mengli-Geraj, mit Alexander keine weiteren Verhandlungen zu pflegen, sondern in Litauen einzufallen, gar nicht bedurft.[2]

Denn Ivan vermied es noch, selbst gleich offen gegen Alexander aufzutreten; dazu war er zu vorsichtig. Mengli-Geraj sollte zuerst auf ihn losgelassen werden, er selbst beschränkte sich nur darauf, litauisches Gebiet durch die zu ihm übergegangenen litauischen Großen mit gelegentlicher Unterstützung seiner Wojwoden durch Einfälle zu beunruhigen. Auch erschienen schon im November 1492 litauische Gesandte in Moskau, um den Regierungsantritt Alexanders zu melden, und wegen einer Heirat mit einer Tochter Ivans III. zu verhandeln, worüber die litauischen Senatoren schon früher brieflich bei den moskauischen Bojaren angefragt und darauf wohl eine ermunternde Antwort erhalten hatten.[3]

Im Jänner 1493 sendet Ivan nun seinerseits Gesandte zu Alexander, ihre Instruktion aber läßt schon merken, daß es ihm mit der Heirat seiner Tochter gar nicht so eilig war. Aber das Kreditiv zeigte eine bedeutungsvolle Neuerung, die Alexander ankündigte, was er vom Großfürsten zu erwarten habe. Ganz im Gegensatze zu der bisherigen Gepflogenheit nennt sich Ivan darin auch „Herr von ganz

---

[1]) Solovjev, Russ. Geschichte, 3. Ausgabe, 5, S. 98 ff. (russ.).

[2]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit der krimschen und nogaischen Horde und der Türkei, I (1474—1505), im Sbornik der kais. russ. hist. Gesellschaft, 41, S. 191 (russ.).

[3]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit Polen-Litauen I (1487—1533), im Sbornik der kais. russ. histor. Gesellschaft, 35, S. 72 ff. (russ.).

Rußland“[1]). Diesen Titel, den er dem Moskauer Metropoliten entlehnt hatte, führte er zwar schon lange Westeuropa, ja auch dem Kaiser und römischen Könige gegenüber, aber so lange Kasimir lebte, scheute er sich doch, sich ihm gegenüber diesen Titel beizulegen. Jetzt aber ließ er die Maske fallen und lehnte auch jede Begründung dieses Schrittes durch seine Gesandten von vornherein ab; sie hatten Alexander nur die wenig erfreuliche Mitteilung von dem Übertritte weiterer litauischer Großen russischer Nationalität zu Ivan zu machen.[2])

Anfangs dieses Jahres traf auch ein Gesandter Herzog Konrads (III.) von Masowien in Moskau ein, der gleichfalls um eine Tochter Ivans warb und zugleich ein Bündnis gegen die Jagiellonen anbot. Eben war sein Bruder Janusz am Petrikauer Reichstage als Thronkandidat gegen Johann Albrecht aufgetreten und niemand Geringerer als der Primas des Reiches, der Erzbischof von Gnesen, Zbigniew Olesnicki, selbst hatte ihn im geheimen begünstigt.[3]) Die masowischen Piasten waren ja ein Zweig der alten Dynastie Polens, deren ohne Zweifel legitimere Ansprüche den Jagiellonen bei jedem Thronwechsel zu schaffen machten, weil sie in weiten Kreisen des Volkes Sympathien genossen. Welche Gefahr hätte daher eine verwandtschaftliche Verbindung zwischen ihnen und den Moskauer Großfürsten für die Jagiellonen im Gefolge gehabt! Allein Ivan war vorsichtig und wollte sich vor allem überzeugen, ob Konrad auch die Macht habe, sein Anerbieten zu erfüllen, denn auch hier wollte er vor allem politische Vorteile, die politische Allianz sollte der dynastischen vorangehen. Sein Gesandter muß genau erforschen, in welchem Verhältnisse Konrad zu Kasimir stand, — denn der Großfürst habe gehört, er sei dessen Untertan gewesen — welchem anderen Fürsten etwa er zu vergleichen sei, wie seine Machtbefugnisse den Untertanen gegenüber beschaffen seien, ob er reich, das Land stark bevölkert, dessen Bewohner gehorsam seien, ob er die Macht dazu habe, den Söhnen Kasimirs Widerstand zu

[1]) Ibid. S. 81 f.

[2]) Ibid. S. 82 f.

[3]) I. Szujski, Dzieje Polski, Łwów 1862, 2, S. 118.

leisten, und die Städte, die er Kasimir abtreten mußte, zurückzuerobern, dann in welchem Verhältnisse er zu seinem Bruder und zum Hochmeister stehe. Und Ivan hielt jetzt auch die Gelegenheit für gekommen, um die von Maximilian vorgeschlagene Verbindung mit Livland, Preußen und den preußischen Städten einzugehen, denn sollte Konrad sein Verbündeter und Schwiegersohn werden, dann waren sie für ihn und Konrad unschätzbare Bundesgenossen. Deshalb lautet auch diesmal das Schreiben Ivans an den livländischen Meister — der russische Gesandte mußte natürlich den Weg über Livland und Preußen nach Masowien einschlagen — weniger hochmütig als sonst. Wenn der Hochmeister aber die im Thorner Frieden verlorenen Gebiete zurückerobern wolle und dazu auch die Macht besitze, dann solle er gemeinsam mit dem livländischen Meister seine Gesandten nach Moskau schicken, wie es ihnen wohl schon Thurn mitgeteilt haben werde, so lautet der Auftrag des Großfürsten an den Hochmeister.[1])

Wir hören in den Protokollen des russischen Gesandtschaftsamtes nichts mehr von Konrad. War der russische Gesandte überhaupt nicht in Preußen, Livland und Masowien gewesen oder war das Resultat seiner Erkundigungen so wenig befriedigend? Für Alexander wie für seine Brüder war es ein Glück, daß diese Koalition nicht zur Tat wurde. Und nicht geringen Dank schuldeten sie dafür Maximilian, dessen Abschwenkung dem Orden und den preußischen Städten bei ihrem Abfalle von Polen nicht nur den moralischen Rückhalt, sondern auch den Schein der Legitimität geraubt hätte.

Und so wuchsen auch Alexanders Chancen als Eidam. Freilich mußte er früher mit seinem zukünftigen Schwiegervater einen Frieden eingehen, der ihm nur Schaden brachte, denn alle Gebiete, die Ivan III. sich in den letzten Jahren auf Grund des Prinzipes der Freizügigkeit der Dienstfürsten angeeignet hatte, erhielten nun durch Alexander ihre legitime Anerkennung als russisches Gebiet; Ivan verzichtete nur großmütig auf das, was er sich noch nicht erobert hatte.[2])

---

[1]) Denkmäler der dipl. Beziehungen des moskauischen Staates mit Polen-Litauen, Sbornik 35, S. 95 ff. (russ.).

[2]) Ibid. S. 112 ff.

Jetzt erst erlaubte der russische Großfürst, daß die Heiratsverhandlungen begannen; von einer Mitgift war bei seinen Anschauungen natürlich keine Rede. Alexander mußte froh sein, Helene überhaupt zur Frau zu bekommen. Wie er von Maximilian die schriftliche Zusicherung der freien Religionsübung mit Priester und einer Hofkirche verlangt hatte, so geschah es auch diesmal. Als Alexander in dem Wortlaute des Formulars, das ihm Ivan geschickt hatte, eine Änderung in dem Sinne vornahm, daß Helene zwar zum Übertritte in die katholische Kirche nicht gedrängt werde, aber wenn sie dies freiwillig wünsche, ihr Wille geschehen solle, nahm Ivan die Garantieurkunde einfach nicht an und Alexander mußte sich schließlich dazu bequemen, auf diesen Zusatz zu verzichten.[1])

Im Jänner 1495 verließen die litauischen Gesandten mit der großfürstlichen Braut Moskau. Ihr Gatte war ihr bald vom ganzen Herzen zugetan, denn sie war ein durchaus edler Charakter, der uns alle Sympathien einflößt. Aber trotzdem erwartete sie ein wenig heiteres Los, denn alle die Hoffnungen, die man von litauischer Seite auf diese Ehe gesetzt hatte, sollten sich nicht erfüllen. Man verkannte Ivan III. und seine Politik vollständig, wenn man glaubte, daß er der Tochter zuliebe auf die Durchführung seiner Pläne verzichten werde. Solche sentimentale Regungen waren dem Charakter des russischen Großfürsten vollkommen fremd. Im Gegenteile, kurze Zeit nach dem Abschlusse des Friedens- und Freundschaftsbündnisses mit Alexander ließ Ivan durch seine Gesandten Mengli-Geraj erklären, er bleibe unbeschadet des Friedens mit Alexander den ihm gegenüber übernommenen Verpflichtungen treu.[2]) Das kennzeichnet am besten die Absichten, die Ivan Litauen gegenüber auch dann noch erfüllten, als Alexander schon sein Eidam geworden war.

Die Gegensätze zwischen den beiden Staaten waren unüberbrückbar, seitdem Rußland unter moskauischer Führung erstarkt war, denn Litauen war groß geworden durch

[1]) Ibid. S. 159.

[2]) Denkmäler der dipl. Beziehungen des moskauischen Staates mit der krimschen und nogaischen Horde etc., Sbornik 41, S. 213 (russ.).

Rußlands Elend; und der Kampf hörte nicht früher auf, als bis Rußland in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts die in der Zeit der Tartarennot entfremdeten russischen Gebiete Polen-Litauen entrissen hatte. Ivans III. Verdienst ist es, als erster die russische Politik gegenüber Polen auf die Basis der Wiedereroberung dieser russischen Gebiete, denen mit der Unterdrückung des angestammten Glaubens auch die Entnationalisierung drohte, gestellt und mit Erfolg die Lösung dieser im russischen Sinne wahrhaft nationalen Aufgabe begonnen zu haben. Eine Dynastie starb aus, eine zweite ging, ohne noch Wurzel gefaßt zu haben, zugrunde, Rußland wurde der Tummelplatz falscher und echter Thronprätendenten, am Moskauer Kreml, im Herzen des Reiches, saß eine polnische Besatzung, die Idee der nationalen Einigung aber bewies wie das russische Volk ihre Lebenskraft, denn die neue Dynastie, die Rußland sich aus eigener Kraft gegeben, strebte sofort wieder ihre Verwirklichung an und erreichte dies auch.

Es war also auf litauischer Seite eine vollständige Verkennung der Verhältnisse, wenn man aus der Ehe Alexanders mit Helene eine Besserung der gegenseitigen Beziehungen erhoffte; ja im Gegenteile durch diese wurden die Reibungsflächen noch vermehrt und der Brand noch früher entfacht, als es sonst bei normaler Entwicklung geschehen wäre. Und die Schuld daran lag nicht auf russischer Seite allein.

Schon als Alexander die Ehe mit Helene in der katholischen Kirche vollziehen ließ, wobei es zwischen dem katholischen Bischofe und dem dabei intervenierenden russischen Popen, dem Beichtvater Helenens, am Altare zum Streite kam, und weiterhin erklärte, das geltende litauische Staatsrecht verbiete ihm, für seine Frau eine eigene Hofkirche zu erbauen, war der Konflikt mit seinem Schwiegervater gegeben.[1]) Zwar hatte er sich schriftlich dazu nicht ausdrücklich verpflichtet, aber es war implicite eingeschlossen, zum mindesten hatte er vor der Eheschließung

[1]) Denkmäler der dipl. Beziehungen mit Polen-Litauen, Sbornik 35, S. 186 f. In der Tat hatte Kasimir nicht nur verboten, neue orthodoxe Kirchen zu erbauen, sondern auch an bereits bestehenden Ausbesserungen vorzunehmen. Vergl. Makarij, Geschichte der russ. Kirche 9, S. 70 (russ.).

nie einen Einwand dagegen erhoben. So beginnen gleich nach der Hochzeit die gegenseitigen Rekriminationen; bald treten noch Klagen über Grenzverletzungen wie Vorwürfe über Aufreizung Mengli-Gerajs gegen Litauen von der einen Seite, das Bündnis Alexanders mit der Kipčakhorde und Sten Sture, wie der Überfall Johann Albrechts auf Stephan von der Moldau, den Bundesgenossen Ivans, und Mengli-Gerajs von der anderen Seite hinzu, um die Atmosphäre noch mehr zu erhitzen. Helene, die treu zu ihrem Gatten stand, suchte zwischen ihm und dem Vater zu vermitteln, allein vergebens. Da kam noch als letzter Tropfen, um den übervollen Becher zum Überfließen zu bringen, religiöser Fanatismus hinzu. Nach dem Tode Grigorijs, des Schülers und Gefährten Isidors, waren alle Metropoliten von Kiev trotz der Bemühungen Kasimirs der griechischen Kirche treu. Als nun der Metropolit Makarij im Mai 1497 von den Tartaren erschlagen wurde, gab ihm Alexander im Bischof Josef von Smolensk einen Nachfolger, der bereit war, die florentinische Union wieder zur Geltung zu bringen, und sofort in enge Beziehungen zur Kurie trat. In Rom war man natürlich hoch erfreut und tat das möglichste, um diese Bewegung zu fördern. Ja man ging dort noch weiter, man forderte Alexander auf, auch seine Frau zum Übertritte zu bewegen, — die Schwiegermutter Königin Elisabeth und ihr Sohn, der Kardinal Friedrich, hatten schon bei Helene solche vergebliche Bekehrungsversuche unternommen — und wenn sie sich dessen weigere, sich von ihr zu trennen, und Bischof Wojtech von Wilna und Kardinal Friedrich erhalten sogar den Auftrag, sie mit Gewalt und Strafen dazu zu zwingen.[1]) Als der russische Großfürst von diesem Kesseltreiben gegen seine Glaubensgenossen und von den Versuchen, seine Tochter zu bekehren, hörte, schickte er sofort zu Helene und drohte ihr mit dem väterlichen Fluche, wenn sie nicht bis zum letzten Blutstropfen im Glauben ihrer Väter ausharre.[2])

[1]) Theiner, Vetera Monumenta Poloniae et Lituaniae 2, Nr. 310—312, S. 288 f. Makarij, Geschichte der russischen Kirche 9, S. 83 f., 94 ff. 100—108, (russ.).

[2]) Denkmäler der dipl. Beziehungen mit Polen-Litauen, Sbornik 35, S. 274 ff. (russ.).

Alle Bemühungen Alexanders, den Sturm noch zu beschwören, waren vergebens. Ivan kündigte offen den Vertrag von 1494 und begann den Krieg, der für Alexander gleich mit einer empfindlichen Niederlage an der Vedroša einsetzte, bei der Fürst Konstantin Ostrožski, der litauische Feldherr, in Gefangenschaft geriet.

So unvorbereitet traf der Krieg Alexander übrigens nicht, denn er hatte sich schon längst nach Bundesgenossen umgesehen und sie in den Resten der goldenen Horde und dem livländischen Orden gefunden. Sein Verhalten aber seinen beiden Bundesgenossen gegenüber zeigt seine Charakterlosigkeit im grellsten Lichte. Nachdem er den Khan Schach-Achmet zum Kriege verpflichtet hatte, und dieser seiner Verpflichtung getreu mit einem großen Heere gegen Mengli-Geraj zu Felde gezogen war, ließ er ihn schnöde im Stiche; der Khan aber, anfänglich siegreich, wurde durch Kälte und Hunger gezwungen, sein Heil in der Flucht zu suchen. Nicht viel besser benahm sich Alexander dem livländischen Meister Walter von Plettenberg gegenüber.

Hier hatte Ivan III. schon durch die Erbauung von Ivangorod (1492) gegenüber von Narva angedeutet, was Livland von ihm zu erwarten habe; seine Gesandten, die 1492 zu Maximilian reisen, erhalten den Auftrag, in Narva und Reval darauf zu achten, welchen Eindruck dieser Schritt wie der neue, den Handel sicher nicht fördernde Wagzwang in Novgorod dort gemacht habe und was man darüber spreche.[1]) Nur das masowische Projekt hätte Ivan angewiesen, Livland gegenüber seine kriegerischen Pläne aufzuschieben. Allein es kam, wie wir schon sahen, nicht zur Ausführung; hingegen hatte der friedliche Ausgleich mit Alexander, Ivan die Hände für ein energisches Zugreifen im Norden freigemacht. Und so erfolgte schon im November desselben Jahres (1494) auch der erste Schlag gegen Livland und die Hanse, die Schließung des deutschen Hofes in Novgorod, wobei die deutschen Kaufleute mit Hab und Gut nach Moskau in harte Gefangenschaft geschleppt wurden. Freilich war dieser Schlag schon längst abgemachte Sache, denn er war die erste Abschlagszahlung des russischen

[1]) Denkmäler 1, S. 94 f., 101.

Großfürsten an König Johann von Dänemark, mit dem er ein Jahr zuvor ein Bündnis gegen Schweden und Litauen abgeschlossen hatte. König Johann, den Sten Sture nicht in den Besitz Schwedens kommen ließ, hatte ein besonderes Interesse daran, Lübeck und die Hanse überhaupt als die treuen Verbündeten Sten Stures empfindlich zu treffen; sein Bündnis mit Ivan bot ihm die Gelegenheit hiezu. Ivan aber konnte hier dem Dänenkönige umso leichter entgegenkommen, als ihm das Monopol der Hanse auf den russischen Handel schon längst lästig war, weil es seine Einkünfte schmälerte. Auch mag dabei sein alter und begreiflicher Haß gegen die kapitalistischen Kreise Novgorods, welche die Träger des Widerstandes gegen Moskau und die Anhänger eines Anschlusses an Litauen waren, nicht wenig mitgewirkt haben, da er in den deutschen Kaufleuten unbedingt die Freunde dieser so hart vom Schicksale Betroffenen sehen mußte, eine Empfindung, die noch dadurch verstärkt wurde, daß der deutsche Kaufmann es wahrscheinlich verschmähte, mit dem von Ivan dorthin verpflanzten, ungebildeten und unreellen moskauischen Krämer in geschäftliche Beziehung zu treten, und so gewissermaßen in stiller, aber wirksamer Opposition gegen das neue Regime stand. Der livländische Meister Walter von Plettenberg aber schloß, erschreckt durch die Novgoroder Tat, ein Bündnis mit Schweden, wo die Russen gleichzeitig mit dem Handstreiche gegen die deutschen Kaufleute eingefallen waren. Wären also Maximilians Pläne seinerzeit gelungen, welchen Vorteil hätten Schweden, Livland und die Hanse daraus gezogen! Plettenberg wandte sich auch an das Reich um Hilfe, wie wir sahen, allerdings vergebens. Livland war also auf sich selbst angewiesen; allein es war in seinem Innern zu zerklüftet und von heftigen Parteikämpfen erschüttert. Zwar hatte es in dem neuen Meister den Mann, der solcher Gefahr die Stirn bieten konnte, aber auch ihm gelang es trotz seiner glänzenden Charaktereigenschaften nicht, die Sonderinteressen der einzelnen Stände zu überwinden. Gerade die Städte, wegen denen sich ja der Konflikt so zugespitzt hatte und die daher an dem Kampfe das meiste Interesse haben sollten, feilschten

in elendem Krämergeist um die von ihnen zu leistende Hilfe, obwohl ihnen das Beispiel Novgorods hätte sagen können, daß sie unter moskauischer Herrschaft nur den gänzlichen wirtschaftlichen Ruin zu erwarten hatten. Wenig erreichte Plettenberg auf dem Landtage zu Walk, trotzdem seine Forderungen ohnehin das Minimum dessen darstellten, was zu einer ernsten Kriegführung an Geld notwendig war. Anfang 1499 schien es eine Zeitlang, als ob Hilfe von Dänemark kommen werde, da König Johann endlich in den Besitz Schwedens gekommen war und dadurch in einen natürlichen Interessengegensatz zu Rußland trat. Allein König Johann verlor wieder den in Schweden gewonnenen Boden, als die Ditmarsen ihn bei Hemmingstedt schlugen, da die Unzufriedenheit mit seinem russischen Bündnisse in Schweden zu sehr gewachsen war; so kam also das dänisch-livländische Bündnis nicht zustande.

Der zur Katastrophe drängende Zwiespalt zwischen Rußland und Litauen eröffnete nun Plettenberg einen Ausweg. Zwar trat er hier in offenen Gegensatz zum neuen Hochmeister, Herzog Friedrich von Sachsen, der in der Schwächung Litauens ein Ventil für die Gefahr sah, die sich über seinem Haupte zusammenzog. Johann Albrecht von Polen war nämlich eben daran, ihn, der bisher auf ausdrücklichen Befehl von Kaiser und Reich es unterlassen hatte, die Huldigung zu leisten und damit offen kundgab, daß er nicht gesonnen sei, den Thorner Frieden einzuhalten, für diesen Widerstand zu strafen. Da nun Kaiser und Reich ihn zwar mit Acht und Bann bedrohten, wenn er den Huldigungseid leiste, aber nichts taten, um ihn vor Johann Albrecht zu schützen, war der livländische Meister für ihn im drohenden Kampfe mit Polen die einzige Stütze, und es ist daher begreiflich, wenn er ein Bündnis Plettenbergs mit Litauen, das ihn dieser Stütze beraubte und Johann Albrecht noch dazu entlastete, verhindern wollte. Da er aber dem livländischen Meister bezüglich einer etwaigen Hilfe gegen die Russen kein bindendes Versprechen geben konnte, fiel die Entscheidung Plettenbergs für den Abschluß eines Bündnisses mit Alexander. Freilich hat Livland dieses Bündnis nicht nur keinen Nutzen, sondern mehr Schaden

gebracht, als wenn es allein den Kampf gegen die Russen aufgenommen hätte.

Als Plettenberg das Bündnis ratifizierte, war einige Tage vorher Johann Albrecht gestorben und Alexander eilte nach Polen, um seinen Brüdern Wladislaw und Sigismund den Rang um die polnische Krone abzulaufen, die Kriegführung aber überließ er ruhig seinen beiden Bundesgenossen. Und Plettenberg hat mit seinen geringen Kräften wirklich Übermenschliches geleistet. 1501 brachte er den Russen bei Isborsk eine fürchterliche Niederlage bei; allein die versprochene und sehnlichst erwartete Hilfe blieb aus. Geldmangel durch die Knauserei der Städte aber hinderten Plettenberg, seine Scharen zusammenzuhalten, endlich um das Unglück voll zu machen, überfiel ihn noch eine tödliche Krankheit, so daß das Land den Plünderungszügen der Russen offen stand. Kaum genesen, säuberte er das Land vom Feinde und erfocht im nächsten Jahre, nachdem er unter unsäglichen Mühen wieder ein Heer zusammengebracht hatte, am See Smolina einen glänzenden, aber hart erkämpften Sieg. [1])

Bezeichnend für Alexander ist es, daß zur selben Zeit, während sein Gesandter bei Plettenberg erschien und das litauisch-livländische Bündnis abgeschlossen wurde, Gesandte Alexanders und Johann Albrechts in Moskau eintrafen, wo schon ein Gesandter Wladislaws weilte, um Ivan zur Einstellung der Feindseligkeiten und zu einem Frieden zu bewegen. [2]) Die Erledigung des polnischen Thrones bewog dann Alexander seine Aufmerksamkeit mehr dem Westen zuzuwenden und weitere Verhandlungen mit Ivan einzustellen, wobei ihm natürlich der Sieg Plettenbergs bei Isborsk äußerst

[1]) Schiemann, Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert 2, S. 158 ff. Dahlmann, Geschichte Dänemarks 3, S. 301, Turgenev, Historica Russiae Monumenta, Supplementum Nr. 122, 123, S. 314 ff. E. Zamyslovskij, Historisch-geographische Nachrichten Herbersteins, Journal des Ministeriums für Volksaufklärung Bd. 197, S. 169 ff. (russ.), Napiersky, Index corporis historici-diplomatici Livoniae 2, Nr. 2392, 2400, 2449; Caro, Geschichte Polens 5, S. 883 ff. Vergleiche dort auch die ausgezeichnete und ausführliche Darstellung der Beziehungen zwischen Litauen und Rußland 5, S. 765—801.

[2]) Denkmäler der dipl. Beziehungen mit Polen-Litauen, Sbornik 35, S. 300 ff., 309 ff.

gelegen kam. In der Tat verstand es Alexander außerordentlich, die Erfolge seines so treulos verlassenen Bundesgenossen auszunützen; das zeigten am besten die unter Vermittlung Wladislaws seit Anfang 1503 wieder aufgenommenen Friedensverhandlungen in Moskau. Die livländischen Gesandten wurden von ihren litauischen Kollegen wie vom ungarischen Gesandten schmählich verlassen und mußten von russischer Seite eine unwürdige Behandlung erdulden; ja getreu der bisherigen Übung weigert sich der russische Großfürst mit den livländischen Gesandten direkt zu verhandeln und weist sie an seine Statthalter von Novgorod und Pskov, mit denen sie dann auch einen sechsjährigen Waffenstillstand abschlossen.[1]) Freilich gelingt es auch den litauischen Gesandten trotz dieser unwürdigen Nachgiebigkeit nicht, mehr als einen gleichlangen Waffenstillstand auf Grund des status quo, d. h. mit Verzicht auf die Litauen bisher entrissenen Gebiete, zu erlangen. Einen Frieden zu schließen ist Ivan nur unter der Bedingung bereit, daß Alexander alle russischen Gebiete herausgebe.[2])

Mit stolzer Offenheit zeigte hier also Ivan das Endziel, das ihm vorschwebte und dessentwegen er einen Frieden verschmähte. Es ist dieses Vorgehen des russischen Großfürsten als „trotziger Irredentismus" bezeichnet worden.[3]) Es wäre aber eine historische Ungerechtigkeit, die Politik Ivans Litauen gegenüber mit diesem Ausdrucke zu brandmarken; denn während der moderne Irredentismus, ein Symptom der hochflutenden nationalen Bewegung des letzten Jahrhunderts, lediglich auf Grund der nationalen Verwandtschaft und über alle historische Entwicklung hinweg von anderen Staaten den Verzicht auf Gebiete fordert, die oft seit mehr als einem halben Jahrtausend mit diesen Staaten in engem politischen und wirtschaftlichen Zusammenhang standen, war die Forderung Ivans, wie wir gesehen haben, historisch besser begründet. Erst unter Witold, also nur eine Generation vor Ivan, war der größere Teil der von

[1]) Napiersky, Russisch-livländische Urkunden Nr. 296, S. 249.

[2]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit Polen-Litauen, Sbornik 35, S. 385 ff.

[3]) Caro 5, S. 916.

ihm jetzt in Anspruch genommenen Gebiete teils erobert, teils fester in den litauischen Staat eingefügt worden. Die Tartarennot hatte zwar den Zusammenhang der russischen Länder gelockert, aber nach dem russischen Staatsrechte, wenn diese Bezeichnung für jene Zeit nicht zu stolz ist, hatte Ivan entschieden ein Anrecht darauf, die Erbschaft Vladimir Monomachs einzufordern. Wir müssen ihm also Gerechtigkeit widerfahren lassen, sonst könnte jemand kommen und die deutsche Bewegung um die Wiedergewinnung des linken Rheinufers gleichfalls mit diesem häßlichen Worte bezeichnen.

In all den Verhandlungen mit Litauen, den Instruktionen für die russischen Gesandten, die nach Litauen und Polen reisen, wie den Aufträgen an die Großfürstin Helene, vermissen wir vollständig eine Erwähnung Maximilians. Ist Ärger über die Schwenkung desselben, das durch den Tod Kasimirs und die neuen Verhältnisse in Polen-Litauen gesteigerte Selbstbewußtsein oder die Befürchtung, in seinen Anschlägen auf Livland und die Hanse behindert zu werden, die Ursache dieses Schweigens? Vielleicht gab es zwischen dem römischen Könige und russischen Großfürsten doch einen gelegentlichen brieflichen Verkehr? Wenigstens wissen wir von Maximilian, daß von ihm im Frühling 1499 ein Wachstuch mit Briefen an den russischen Großfürsten über Dorpat gesandt wurde.[1]) Für den Großfürsten war ja seit dem Beginne der Feindseligkeiten gegen Livland, die Hanse und Schweden keine Möglichkeit vorhanden, sich auf bequeme Weise mit Maximilian in Verbindung zu setzen, da der Weg über Litauen-Polen selbst in der Zeit guten Einvernehmens mit Alexander aus dem Grunde nicht in Betracht kam, da Alexander doch nur über Litauen herrschte; es blieb ihm nur der beschwerliche und gefährliche Seeweg vom weißen Meere über Schweden und Norwegen herum, der nur gelegentlich wichtiger Unterhandlungen mit Dänemark gewählt wurde.[2])

[1]) Napiersky, Index corporis historici-diplomatici Livoniæ etc. 2, Nr. 2385.

[2]) Herberstein, Commentarii ed. Starczewski, Navigatio per mare Glaciale, 1, I., S. 76 ff.

Maximilian war es, der den abgerissenen Faden wieder aufnahm. Möglicherweise hat ihn die Schwenkung der Jagiellonen ins französische Lager dazu bewogen.[1])

Der unglückliche Ausgang des moldauischen Abenteuers hatte für Polen die Türkengefahr noch nähergerückt und Johann Albrecht gezwungen, sich nach auswärtiger Hilfe umzusehen. Vor allem schloß er sich enge an seinen Bruder Wladislaw an, aber er suchte mit diesem auch das Reich und Maximilian, der ja immer von einem Türkenfeldzuge träumte, zu einem gemeinsamen Unternehmen gegen die Türken zu gewinnen.[2]) Allein Maximilian war zu sehr in Italien und mit Frankreich beschäftigt, um ernstlich an ein solches Unternehmen denken zu können. Als dann übrigens durch Wladislaws Vermittlung auch für Johann Albrecht die Möglichkeit vorhanden war, mit den Türken zu einem Frieden zu kommen, machte die jagiellonische Familienpolitik sofort eine Schwenkung.[3]) Mußte doch Johann Albrecht natürlich ein großes Interesse daran haben, daß die Erwartungen, die sich für Maximilian an den Preßburger Frieden knüpften, sich nicht erfüllen; übrigens standen ja schon die Kaschauer Abmachungen von 1492, denen zufolge Wladislaw Johann Albrecht in Ungarn die Nachfolge zusagte,[4]) im diametralen Gegensatze zum Preßburger Frieden. Um nun Wladislaw dem Einflusse Maximilians zu entrücken, verhinderte er vor allem eine Zusammenkunft beider, die für Beginn 1500 angesetzt war;[5]) im Sommer desselben Jahres aber schlossen er und sein Bruder Wladislaw mit Ludwig XII. von Frankreich ein enges Offensiv- und Defensivbündnis. Allem äußeren Anscheine nach ist es gegen die Türken gerichtet, der Papst und das Reich mit römischem König und Kurfürsten sind sogar von jagiellonischer Seite ausdrücklich als Freunde bezeichnet, gegen die das

[1]) Vergl. Karge, „Kaiser Friedrichs III. und Maximilians I. ungarische Politik und ihre Beziehungen zu Moskau (1486—1506)“. „Deutsche Zeitschr. für Geschichtswissenschaft 9, S. 280 ff.; vor ihm hat schon Caro 5, S. 937, gelegentlich darauf hingewiesen.

[2]) Caro 5, S. 801 ff.

[3]) Ibid. 5, S. 807 f.

[4]) Ibid. 5, S. 697.

[5]) Ibid. 5, S. 805.

Bündnis ebensowenig eine Geltung haben solle wie gegen Venedig, das Ludwig XII. eximiert. Aber dies gilt nur so lange als alle diese Genannten gegen Frankreich, Ungarn und Polen nichts Feindseliges unternehmen oder die Türkenexpedition nicht hindern; wird aber einer der Vertragschließenden von den eximierten Fürsten angegriffen, dann haben die anderen zuerst auf diplomatischem Wege zu vermitteln, wenn dies aber nicht gelinge, gleichfalls zu den Waffen zu greifen.[1]) So war es also in geschickt verblümter Form vor allem gegen Maximilian gerichtet, um dessen Prätensionen gegen Frankreich und Ungarn einen Riegel vorzuschieben; den schwachen Wladislaw aber sollten auch zarte Bande an Frankreich fesseln. Zwar hat die Kunde von dieser neuen Freundschaft Maximilian bewogen, sich Frankreich zu nähern, und eine der Bestimmungen des Präliminarfriedens von Trient zwischen Maximilian und dem Kardinal von Amboise (1501) geht dahin, daß Frankreich die Durchführung der habsburgischen Erbansprüche auf Ungarn und Böhmen begünstige; allein der Vertrag kam nicht zur Ausführung und so erfolgte am 23. März 1502 der Abschluß des Ehevertrages zwischen Wladislaw und Anna von Candale, Gräfin von Foix, einer Verwandten Ludwigs XII.[2]) So wurden also die Jagiellonen Maximilian recht unangenehm und das scharfe Mandat, das Maximilian im März 1501 an den Hochmeister Friedrich richtete, worin er den Thorner Frieden als null und nichtig erklärte und dem Hochmeister bei Verlust aller Privilegien verbot, Polens Könige die Huldigung zu leisten, war sicher nicht unbeeinflußt vom französisch-jagiellonischen Bündnisse. Vielleicht dachte Maximilian damals schon die alte Freundschaft mit Ivan aufzufrischen und das Projekt der preußisch-livländisch-russischen Allianz wieder aufzunehmen, wenigstens meldet der Hochmeister dem livländischen Meister, daß Maximilian versprochen habe, den russischen Großfürsten dem Orden geneigt zu machen.[3])

[1]) Dogiel, Codex diplomaticus regni Poloniæ et magni ducatus Lithuaniæ 1, S. 447 ff.

[2]) Ulmann 2, S. 106 ff., 119.

[3]) Königsberg 1501, Nov. 16. Napiersky, Index etc. Nr. 2456.

Wir wissen nicht, wann Maximilian dem Hochmeister Friedrich dieses Versprechen gegeben hat, wahrscheinlich wohl vor dem Tode Johann Albrechts, sicher aber vor dem Ausbruche des livländisch-russischen Krieges. Die Aktionskraft der Jagiellonen war durch den Tod des Polenkönigs und den Wahlkampf der Brüder so geschwächt, daß der Orden vorläufig nichts zu fürchten hatte. Das mag der Grund gewesen sein, daß Maximilian erst im Sommer des Jahres 1502 daran ging, einen Gesandten an Ivan zu schicken. Und doch wie seltsam! Weder des Ordens noch der Jagiellonen geschieht in den Schreiben, die der Falkenier Hartinger nach Moskau brachte, irgendeine Erwähnung! Ja Hartinger wird überhaupt nur im späteren Schreiben, in dem Maximilian um Übersendung weißer Falken bittet, genannt, als ob seine Mission lediglich darin bestünde, Maximilian die gewünschten Falken zu überbringen; die Leidenschaft für das edle Weidwerk hat ja Maximilian bis an das Ende seiner Tage nicht verlassen. Köstlich aber ist der Inhalt des der Zeit nach ersten Schreibens. Maximilian spricht darin von dem österreichisch-russischen Bündnisse, um das er sich ein ganzes Jahrzehnt nicht gekümmert hatte, als ob es noch vollkommen zu Recht bestünde. Ja, da er gehört habe, daß Ivan mit einigen Nachbarn Krieg führe, erklärte er, seiner Vertragspflicht nachkommen zu wollen und jetzt oder, wenn er mit den krimschen Tartaren Krieg führe, Ivan mit Rat und Tat zu unterstützen, der Großfürst möge sich nur äußern, auf welche Weise er dies wünsche, wie auch über die Art seiner Feinde und seine bisherigen Erfolge.[1]) Es würde uns schwer fallen, diesen Brief ernst zu nehmen, denn Maximilian war über den Stand der Dinge jedenfalls schon durch die ständigen Hilferufe Livlands hinlänglich unterrichtet, ganz abgesehen davon, daß es ihm wohl niemals eingefallen wäre, Ivan etwa auch gegen seine eigenen Untertanen, die Livländer, zu unterstützen. Maximilian wollte nur einen Fühler ausstrecken, wie der Großfürst ihm nach den Erfahrungen von 1492—1493 gesinnt sei; um aber den Erinnerungen des Großfürsten an ihr Bündnis und die für

[1]) Vergl. die Schreiben vom 6. und 12. August 1502 in Denkmäler 1, S. 116 f.

Maximilian daraus entspringenden Verpflichtungen von vornherein die Spitze abzubrechen, war es das klügste, so zu tun, als ob nichts vorgefallen wäre und alles beim alten stehe. Verpflichtungen übernahm ja Maximilian damit noch immer keine und bis die Antwort Ivans eintraf, konnte sich die politische Lage schon längst geändert haben, übrigens gab es auch sonst noch immer Ausflüchte, um einer geforderten militärischen Hilfe aus dem Wege zu gehen. Dieser Brief ist jedenfalls ein diplomatisches Meisterstück, und der Großfürst, der es liebte, seine Bundesgenossen mit zu nichts verpflichtenden Versprechungen abzufinden, fand hier an Maximilian seinen Meister.

Erst am 2. Mai 1504 konnte Hartinger die Briefe Maximilians dem Großfürsten überreichen.[1]) Wahrscheinlich mußte er in Livland, wo im Herbste 1502 ja noch ein heftiger Krieg tobte, längere Zeit warten, dann aber wurde er auch auf russischem Boden, wir wissen nicht, aus welchem Grunde, ein ganzes Jahr aufgehalten, ehe er zum Großfürsten kam.[2]) Auch mündlich gibt Hartinger der Bereitwilligkeit Maximilians, Ivan gegen alle seine Feinde zu helfen, Ausdruck. Am 16. Mai wird er schon zur Abschiedsaudienz berufen und erhält zwei Schreiben für den römischen König, wobei sich der Großfürst auch entschuldigt, keinen Gesandten schicken zu können, da man diesen nirgends durchlassen würde; am 18. d. M. tritt Hartinger die Rückreise an.[3])

In dem einen Schreiben gibt der Großfürst seiner Befriedigung darüber Ausdruck, daß Maximilian an dem Bündnisse festhalte und gibt auch seinerseits die Versicherung, daß er mit Maximilian immer in brüderlichem Bunde stehen wolle. Geschickt wälzt er alle Schuld des russisch-litauisch-livländischen Krieges auf Alexander und Plettenberg und beschuldigt beide des Friedensbruches; nun aber haben

[1]) Denkmäler 1, S. 115. Daß statt des 2. Juli mit Rücksicht auf die späteren Tagesangaben der 2. Mai zu setzen ist, darauf wurde auch schon von Bauer, „Die Beziehungen Rußlands mit den deutschen Kaisern am Ende des XV. und Anfang des XVI. Jahrhunderts", „Journal des Ministeriums für Volksaufklärung" Bd. 148, S. 73, Anm. 3 (russ.), hingewiesen.

[2]) Denkmäler 1, S. 131.

[3]) Ibid. 1, S. 118 f., 125.

beide um Frieden gebeten, nachdem sie die Schärfe seines Schwertes gefühlt hatten. Von den fürchterlichen Niederlagen, die Plettenberg seinem Heere beigebracht hatte, schweigt der Großfürst selbstverständlich. Zum Schlusse fordert er dann Maximilian auf, ihm, wenn er mit König Alexander von Polen wieder Krieg führe, gegen diesen kraft ihres Bündnisses zu Hilfe zu kommen, wie er dasselbe beobachten werde, wenn Maximilian daran gehe, sich Ungarn zu erwerben. Auch entschuldigt er sich noch einmal, daß er keinen Gesandten schicke; der mit Polen-Litauen augenblicklich herrschende Waffenstillstand machte für ihn die Freundschaft Maximilians unentbehrlich und wird nicht ohne Einfluß auf dieses Unterlassen gewesen sein. Der zweite Brief enthält lediglich die Mitteilung, daß er Maximilians Wunsche entsprechend ihm einen weißen und vier rote Falken schicke und daß alles, was er aus Rußland brauche, zu seiner Verfügung stehe.[1])

Man verhielt sich also in Moskau zwar freundlich, aber doch kühl gegenüber der neuen Annäherung des römischen Königs; vielleicht trug auch die Mission Hartingers selbst dazu bei, denn man mochte fühlen, daß Maximilian nur erkunden wolle, wie sich der Großfürst zu ihm stelle. Freilich wäre Maximilian nicht imstande gewesen, eventuell mit konkreten Vorschlägen in Moskau aufzutreten und dem Großfürsten bei seinen Plänen eine Rolle zuzuweisen, denn bis Hartinger zurückkam, waren zwei volle Jahre ins Land gegangen. Mit dem Vertrage von Blois (Sept. 1504) aber beschäftigten ihn jetzt ganz andere Pläne, und neue Aufgaben, wie die Beendigung des bayrischen Erbfolgestreites, harrten ihrer Lösung.

Hartinger aber erscheint im Frühlinge des nächsten Jahres (1505) wieder an der russischen Grenze in Narva. Diesmal aber bittet er nur den Kommandanten von Ivangorod, das ja am anderen Flußufer lag, ihm jemanden an den Fluß zu schicken, dem er einige Briefe für den Großfürsten übergeben könne, da er diesmal keinen Auftrag habe, selbst zum Großfürsten zu reisen.[2]) Wahrscheinlich wollte er

[1]) Ibid. 1, S. 119—122.
[2]) Ibid. 1, S. 125 f.

so einem abermaligen unfreiwilligen längeren Aufenthalte entgehen; übrigens versäumt er auch nicht, dem russischen Großfürsten mitzuteilen, daß Maximilian darüber, daß man ihn das letztemal ein ganzes Jahr in Rußland zurückgehalten habe, sehr ungehalten war.[1]) Als der Ivangoroder Kommandant seinem Willen willfahrt hatte, übergibt er drei Schreiben: eines von Maximilian, eines von Philipp und eines von sich an den Großfürsten. Die beiden ersteren enthielten lediglich die Bitte um Freilassung von vierzig vornehmen Livländern, die während der letzten Kampagne in Ivans Hände gefallen waren und die er trotz des angebotenen Lösegeldes freizulassen sich bisher geweigert hatte. Maximilian betont besonders ihre Eigenschaft als Angehörige des Reiches, allein sein Schreiben ist im Vergleiche zu dem Philipps ungewöhnlich kurz und erweckt ganz den Eindruck, als ob es nur die Bitte Philipps, die dieser in seinen übrigens auch an Ivans Sohn, Vasilij, gerichteten Schreiben ausführlich begründet, unterstützen sollte.[2]) Wahrscheinlich hatten sich Hochmeister und Landmeister an Philipp gewendet, da ihre bisherigen Bitten an Maximilian, den Vielbeschäftigten, vollständig vergebens gewesen waren. Wie aber Maximilian in dieser Zeit in seiner französischen Politik von Philipp ins Schlepptau genommen wurde, ja sogar Vollmachtsüberschreitungen desselben vorkamen und der Vertrag von Blois Philipps Werk ist,[3]) so hat es auch hier den Anschein, als ob die Initiative von Philipp ausgegangen sei.

Interessanter ist das Schreiben Hartingers an Ivan. Vor allem betont er hierin, daß die Passage für russische Gesandte sowohl zum römischen Könige als auch nach Venedig und Rom nunmehr frei und er bereit sei, solche hier an der Grenze zu erwarten und zu geleiten. Auch den Brief an Maximilian möge er hieher schicken, nur solle dieser lateinisch abgefaßt sein, denn alle, die am Hofe Maximilians russisch kannten, so auch Jörg von Thurn, seien gestorben. Einen kräftigen Widerhall aber finden die damaligen, wirk-

[1]) Ibid. 1, S. 131.

[2]) Auch ist das Schreiben Philipps von Brüssel 1504, Oktober 13., das Maximilians aber aus Konstanz 1505, März 6., datiert. Ibid. 1, S. 127 ff.

[3]) Ulmann 2, S. 113 f.

lich bedeutenden politischen Erfolge Maximilians. So schildert Hartinger den Sieg bei Wenzenbach und die vollkommene Niederwerfung des Pfalzgrafen bei Rhein wie den Reichstag von Köln, der für Maximilian ja tatsächlich den Höhepunkt seines politischen Wirkens darstellt.[1]) Er zählt die Fürsten auf, die Maximilian dort um sich versammelt hatte und läßt sogar in poetischer Lizenz auch den König von Frankreich darunter sein. Die Einwilligung Ferdinands und Isabellas, daß das Königreich Neapel in die Hände Karls und Claudias übergehe, bis zu dessen Volljährigkeit aber Philipp die Regentschaft führen solle, deren Rücknahme aber bereits bei den Verhandlungen von Blois erfolgt war,[2]) erscheint bei Hartinger als vollzogene Tatsache. Er unterläßt es auch nicht, die Erkrankung Wladislaws zu melden, wie daß Maximilian die Grenzen besetzt halte, um auf alles gefaßt zu sein,[3]) wenn auch Maximilian bei seiner damaligen Stellung nicht im entferntesten daran dachte, im Falle des Todes Wladislaws russische Hilfe in Anspruch zu nehmen, und dies auch nicht nötig hatte.[4])

In Moskau war man sich über die Persönlichkeit Hartingers nicht im klaren, da sein Name verballhornt worden war, aber es zeigt sich doch, daß man die Situation richtig erfaßte, wenn man sich erkundigte, wann der livländische Meister und die Stände zu Maximilian und Philipp geschickt haben, um deren Intervention anzurufen.[5]) Auch war man hier trotz aller Freundschaft für die Habsburger nicht gesonnen, sich eines so wertvollen Pfandes, wie dies gerade neuerdings die Intervention des römischen Königs bewies, ohne politische Vorteile zu begeben. Und so lautet der Tenor der großfürstlichen Antwort an Maximilian und Philipp dahin, Meister und Bischöfe sollen dem Bündnisse mit Litauen entsagen, dann wolle man der Bitte entsprechen. Eine Trennung seiner Feinde war dem kühl denkenden Ivan

[1]) Ibid. 2, S. 257 ff.

[2]) Als Ergebnis des Präliminarfriedens von Lyon, Februar 1504, ibid. 2, S. 148, 153.

[3]) Huber 3, S. 431.

[4]) Denkmäler, 1, S. 129 ff.

[5]) Ibid. 1, S. 139.

lieber als der Dank Maximilians. Um aber in nichts zurückzustehen, mußte auch Vasilij an Philipp ein Schreiben richten, das inhaltlich natürlich nicht mehr und nicht weniger besagte, als ohnehin schon im Schreiben Ivans enthalten war.[1])

Allein dem Wunsche Hartingers, das Schreiben an Maximilian in lateinischer Sprache abfassen zu lassen, konnte oder wollte der Großfürst nicht Rechnung tragen. Und so treffen wir Hartinger im Oktober 1506, ein Jahr nach dem Tode Ivans III. und dem Regierungsantritte Vasilijs, wieder in Moskau. In der Umgebung Maximilians hatte sich nämlich niemand gefunden, der das Antwortschreiben Ivans hätte übersetzen können, und man war genötigt, es nach Venedig zu schicken, wo dasselbe ein Bischof übersetzte, aber so schlecht, daß gerade die Stelle, in der Ivan von den Livländern verlangt, dem Bündnisse mit Litauen zu entsagen, vollständig unverständlich war und man nicht wußte, ob die Bitte Maximilians Erfüllung gefunden habe oder nicht. Am Kölner Reichstage aber hatten sowohl die deutschen Fürsten als auch der preußische Kanzler und die livländischen Gesandten Maximilian zur Intervention gedrängt, indem sie darauf hinwiesen, wie leicht es Maximilian bei seinen freundschaftlichen Beziehungen mit dem Großfürsten sein werde, die Gefangenen zu befreien. Im Kreditiv für Hartinger ist auch die Befreiung der Gefangenen als seine einzige Mission bezeichnet. Hartinger übergibt auch eine Kopie der mißglückten venezianischen Übersetzung und bittet um eine authentische Interpretation des letzten Schreibens; dabei betont er geschickt, er sei der erste Gesandte, das Ansuchen aber die erste Bitte so mächtiger Herrscher wie Maximilian und Philipp an den Großfürsten. Allein Vasilij war ein ebenso kluger Rechner wie sein Vater. So verlangt auch er von den Livländern die Lösung des Bündnisses mit Litauen, ja als Vorbedingung sogar die Erneuerung des alten österreichisch-russischen Bündnisses, das Maximilian mit seinem Vater abgeschlossen hatte.[2]) Er, der in der äußeren und inneren Politik streng

[1]) Ibid. 1, S. 133—139.

[2]) Ibid. 1, S. 139—150. Man wollte den ungarischen Reichstagsbeschluß vom Oktober 1505, der bestimmte, daß im Falle des Ablebens König Wladislaws ohne männliche Erben kein Ausländer, sondern nur ein geborener

dem Vorbilde seines Vaters folgte, war sich der Vorteile freundschaftlicher Beziehungen, ja eines engen Anschlusses an die Habsburger wohl bewußt, wie ja auch Ivan äußerlich niemals die geringste Unzufriedenheit mit der Sprunghaftigkeit maximilianischer Politik verraten hatte.

Ungar auf den ungarischen Thron erhoben werden solle (Huber 3, S. 431), der also eine flagrante Verletzung des Preßburger Friedens war, wie die Umtriebe Zapolyas als die Ursache der dritten Mission Hartingers auffassen. Vergl. Bauer, „Die Beziehungen Rußlands mit den deutschen Kaisern am Ende des XV. und Anfang des XVI. Jahrhunderts," Journal des Minist. für Volksaufklärung Bd. 148, S. 78. Allein schon im März 1506 war zwischen Maximilian und Wladislaw der Neustädter Vertrag geschlossen worden, der die Heirat Annas von Ungarn mit Maximilians Enkel Ferdinand, dessen Schwester mit dem noch zu erwartenden Kinde der Königin Anna, wenn es ein Knabe sei, bestimmte und die ungarischen Jagiellonen also enge mit dem habsburgischen Hause verknüpfte; überdies hatte der Reichstag von Köln Maximilian für seine ungarischen Pläne 4000 Mann auf ein Jahr bewilligt (Huber 3, S. 434). Den Umstand aber, daß Maximilian im Mai 1506, also zu einer Zeit, in der er Hartinger abfertigte, die Operationen gegen Ungarn eröffnete, als einen Fingerzeig zu betrachten für einen eventuellen geheimen Auftrag, den uns die russischen Protokolle verschweigen, weil er nicht ausgeführt wurde, angeblich weil die Lage sich inzwischen durch den Wiener Frieden vom Juli 1506 verändert habe, wie Bauer dies tut, ist eine vollständig irrige Kombination. Nach den Neustädter Abmachungen ist der Feldzug nur als eine beabsichtigte Züchtigung der ungarischen Großen für den Oktoberbeschluß aufzufassen, wenn man auch Huber beipflichten kann, daß dies sehr unklug war, da Wladislaw sich doch auf die Seite seiner Untertanen stellen mußte, um nicht allen Halt zu verlieren (3, S. 434). Es war also für Maximilian kein Grund, die Hilfe Rußlands gegen die Jagiellonen anzurufen, da ihm doch Wladislaw vollkommen zu Willen war. Daß der Wiener Friede schon im Oktober in Moskau bekannt war, ist ebenso unwahrscheinlich, wie daß er die Ausführung des geheimen Auftrages verhindert habe.

Wir werden also hinter Hartingers Mission nicht mehr vermuten, als sie wirklich in sich barg.

II. Kapitel.

Vor und nach dem Wiener Kongresse von 1515.

Wenn Vasilij auch in der äußeren Politik, wie überhaupt streng den Spuren seines Vaters folgte, so lagen doch die Verhältnisse nicht mehr so günstig wie zu Zeiten Ivans. Nach dem letzten vergeblichen Versuche, ihr Machtgebiet zu behaupten, war die goldene Horde in sich zusammengebrochen, ja, da ihr Bundesgenosse Alexander sie so schmählich im Stiche ließ, gänzlich aufgerieben worden. Es war dies ein bedeutungsvoller Umstand für das Verhältnis zwischen Rußland und der krimschen Horde, denn die Furcht vor der Kipčakhorde hatte beide aneinandergeschmiedet. Und da die Jagiellonen Freunde der goldenen Horde geworden waren, stand Mengli-Geraj im Kampfe Ivans mit Alexander auf seiten des ersteren. Die Freundschaft Mengli-Gerajs war zwar für Ivan kostspielig, aber doch von unschätzbarem Werte. Unter Vasilij sollte sich dies ändern. Mengli-Geraj war alt und krank geworden und geriet immer mehr unter den Einfluß seiner Söhne, besonders Muhammed-Gerajs. Diese dehnen aber jetzt ihre Raubzüge auch auf russisches Gebiet aus; eigentlich ist es ja nur die Kriegsschule für die nachwachsende Jugend, für die Söhne des Khans aber von derselben Bedeutung, wie etwa die Auslandsreisen unserer Fürstensöhne. Vielleicht war Vasilij auch zu karg, um den Geldhunger so vieler Machthaber zu befriedigen. Auch konnten sie von Polen-Litauen und Rußland zu gleicher Zeit Tribut unter der euphemistischen Bezeichnung von Geschenken erhalten, dabei aber ungehindert beide plündern und verwüsten, ohne fürchten zu müssen, daß sich die gequälten Opfer vereinigen, um den fürchterlichen Blutsauger loszuwerden. So läßt sich die Politik der krimschen Horde für die ganze Folgezeit in die Worte fassen: Mit Polen und Rußland Verträge schließen, sich von jedem die Hilfe gegen den andern so teuer als möglich erkaufen

lassen, und um keinem unrecht zu tun, abwechselnd in das Gebiet des einen wie des andern verwüstend, raubend und mordend einfallen.

Für die auswärtige Politik Moskaus war es natürlich sehr folgenschwer, daß man nicht nur einen verläßlichen Bundesgenossen eingebüßt, sondern noch obendrein durch die Bedrohung der Südgrenze einen Teil seiner Kräfte dort festgehalten sah. Man half sich mit der Organisation einer Art von Militärgrenze und verdoppelter Anstrengung in der Besiedelung, was sogar die Ursache eines zu großen Abganges von Menschen an die Peripherie und einer dadurch hervorgerufenen Verdünnung der Bevölkerungsmasse im Zentrum wurde, ein Umstand, der in der Zeit der sozialen Revolution und äußerer Bedrängnis in den ersten Jahren des XVII. Jahrhunderts keine unbedeutende Rolle gespielt hat.

Aber auch das Khanat Kasan, dem seine Souveränität aufzudrängen Ivan gelungen war, lehnte sich noch in seinem letzten Jahre gegen ihn auf. Eben jener Machmet-Amin, von dem wir schon gehört haben, daß er der Stiefsohn Mengli-Gerajs war, erhob sich kurz nach seiner zweiten Einsetzung gegen Ivan. Der Tod hinderte diesen daran, den Empörer zu züchtigen. Die kriegerischen Expeditionen aber, die Vasilij gleich in dem ersten Jahre seiner Regierung dorthin schickte, erlitten einen vollständigen Mißerfolg.[1] Der Schlachtengott war übrigens Vasilij zeitlebens nicht hold, das bemerkte schon Herberstein.[2]

Alexander, der schon den Tod seines Schwiegervaters, Ivans III., mit Freude begrüßt haben mag, hoffte er doch bei den bestimmt erwarteten Thronstreitigkeiten zwischen Onkel und Neffen — Dmitrij, Ivans Enkel von dem gleichnamigen Sohne aus seiner ersten Ehe und der moldauischen Prinzessin Helene, war 1498 von seinem Großvater feierlich zum Thronfolger gekrönt, im Jahre darauf aber, als die Partei der zweiten Frau Ivans III., Sophiens, und ihres ältesten Sohnes Vasilij wieder das Übergewicht errang, von Ivan III. entsetzt und mit seiner Mutter Helene in strengem Gewahrsam gehalten worden — wieder in Besitz der ihm ab-

[1]) Solovjev 5, S. 315 f. (russ.).

[2]) Commentarii ed. Starczewski 1, I., S. 11.

gerungenen litauischen Gebiete zu kommen, war natürlich durch diese Schlappen noch mehr in seinen Erwartungen bestärkt. Er wendete sich daher an Plettenberg und stellte ihm die Lage als zum Angriffe wie geschaffen dar. Allein Plettenberg ist vorsichtiger und rät abzuwarten; die Erfahrung hatte ihn gelehrt, was er von der Bundesgenossenschaft Alexanders zu erwarten hatte.[1]) Plettenbergs Absage und der Umstand, daß in Moskau alles ruhig blieb und von Thronstreitigkeiten keine Rede war, bewogen ihn dann, seine Gesandten zu Vasilij zu schicken. Allein die Forderung derselben um Herausgabe der von Ivan widerrechtlich an sich gerissenen Gebiete begegnet nur der kühlen Antwort, der Großfürst beherrsche nur die Länder, die ihm von Rechts wegen und durch Gottes Gnade gehören.[2]) Ein neuerlicher Einfall der Tartaren gab Alexander übrigens bald genug zu schaffen und erst am Totenbette sollte er die Genugtuung eines von Michael Glinski erfochtenen glänzenden Sieges über dieselben erleben.[3])

Nun suchte Vasilij, vom Tode seines Schwagers Alexander (1506, August 19.) benachrichtigt, durch seine Schwester auf die litauischen Großen zu wirken, daß sie ihn zu ihrem Fürsten erwählen, wobei er verspricht, in religiösen Dingen dieselbe Toleranz wie Alexander zu üben.[4]) Freilich war dies in der Heimat der Jagiellonen ein vergebliches Beginnen und die russische Partei war gar nicht in die Lage gekommen, dieses Anerbieten zu prüfen, denn Sigismund war auf die Aufforderung seines Bruders hin an dessen Krankenbett geeilt und wurde noch von diesem als Nachfolger eingesetzt.

Mit Sigismund war der Lieblingssohn Elisabeths, der Habsburgerin auf dem polnischen Throne, zur Herrschaft gekommen, nachdem zu seiner Versorgung schon die abenteuerlichsten Pläne aufgetaucht waren. Allein wie viele Auf-

[1]) Solovjev 5, S. 317 (russ.).

[2]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit Polen-Litauen, Sbornik 35, S. 480 (russ.).

[3]) Caro 5, S. 996.

[4]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit Polen-Litauen, Sbornik 35, S. 481 f.

gaben harrten noch ungelöst seiner, als er die Erbschaft Alexanders antrat! Der Hochmeister Herzog Friedrich von Sachsen weigerte sich schon seit dem Jahre 1498 den Vasalleneid zu leisten und damit die Bestimmungen des Thorner Friedens anzuerkennen, und fand im Reiche, wo man endlich der schmählichen Schwäche in nationalen Dingen, wie sie in der Zeit Friedrich III. eingerissen war, sich schämte, Aufmunterung zu seinem Schritte. Freilich kam man über eine moralische Unterstützung nicht hinaus. Allein der polnische König hatte hier auch mit der Kurie zu rechnen, die dem Thorner Frieden bisher noch immer ihre Anerkennung versagt hatte. Im Süden aber war nach den Mißerfolgen Johann Albrechts die Moldau ein noch unsichererer und unruhigerer Nachbar geworden. Dazu kam noch die Türken- und Tartarengefahr. Dabei war der Staatsschatz schon von Alexander und Johann Albrecht gänzlich geleert worden. Der gefährlichste Feind aber war der eroberungslustige russische Nachbar.

Sigismund hatte gleich nach seiner Thronbesteigung seine Gesandten nach Moskau geschickt, die gleichfalls wieder und mit demselben Erfolge wie früher die Herausgabe der von Ivan besetzten Gebiete forderten. Vasilij ermahnte nur noch Sigismund, seine Schwester Helene, die Königinwitwe, nicht in ihrer religiösen Überzeugung zu bedrängen.[1]) Auch Sigismund baute auf die Bundesgenossenschaft der kasanschen Tartaren. Er hatte schon eine Gesandtschaft dorthin abgeschickt und hoffte dabei auch auf eine Unterstützung Mengli-Gerajs, mit dem er sich gegen Moskau verbündet, ja dessen Jarlyk ihm auch Novgorod und Pskov verleiht. Auch Plettenberg fordert er auf, diese günstige Konstellation zu benützen.[2]) Allein die preußische Angelegenheit äußerte ihre ungünstige Wirkung; Hochmeister und livländischer Meister waren im März 1507 in Memel übereingekommen, sich gegenseitig gegen Polen und Rußland Hilfe zu leisten. Plettenberg verpflichtete sich dabei, den noch zwei Jahre währenden russischen Beifrieden nicht zu

[1]) Ibid. Sbornik 35, S. 483.

[2]) Solovjev 5, S. 320 f. Akten zur Geschichte Westrußlands 2, Nr. 6 und 7 (russ.).

brechen und mit Litauen kein Bündnis einzugehen.[1]) Auch mit Kasan erlebte Sigismund eine Enttäuschung, denn es schließt mit Moskau Frieden. Am 8. September 1507 entläßt der Großfürst den kasanschen Gesandten mit dem Friedensvertrag und am 14. September schickt er schon seine Wojwoden zum Angriffe auf Litauen.[2]) Der Abfall Michael Glinskis aber stellt für Sigismund den Höhepunkt der Verlegenheit dar.

Der erklärte Günstling Alexanders, der ruhmreiche Sieger über die Tartaren, dem man mit Unrecht unterschob, daß er nach der litauischen Krone strebe, war, weil ihn Sigismund trotz Intervention Wladislaws von Ungarn gegen die ihm feindselige Koterie litauischer Großen nicht zu seinem Rechte kommen ließ, zu Vasilij übergetreten. Bei der Bedeutung dieses Mannes, der in seiner Jugend im Westen seine Bildung erworben, von Herzog Albrecht von Sachsen das Kriegshandwerk erlernt und am Hofe Maximilians freundliche Aufnahme gefunden, ist es erklärlich, wenn die zeitgenössischen polnischen Quellen seinen Charakter in den schwärzesten Farben schildern und alle Verlegenheiten in den Beziehungen zu Rußland, die Feindseligkeiten und die Erfolge des Großfürsten ihm zuschreiben.[3]) Gewiß war er in dieser Richtung bei Vasilij tätig; aber auch ohne ihn wäre ein Frieden zwischen den beiden Nachbarn nach dem Ziele, das Ivan sich gestellt und an dem nun auch Vasilij festhielt, unmöglich gewesen. Übrigens ist es auch gar nicht ausgeschlossen, daß Vasilij zuerst sich an Glinski gewandt und ihn aufgefordert hat, sich unter seinen Schutz zu begeben.[4]) Über alle Vorgänge in Litauen unterrichtet, hatte er sich kaum die Gelegenheit entgehen lassen, einen so ausgezeichneten und angesehenen Großen zu gewinnen.

Der Einfluß Glinskis auf den Großfürsten, den ihm seine genaue Kenntnis der europäischen Politik naturgemäß ver-

[1]) Voigt, Geschichte Preußens 9, S. 334.

[2]) Vollständige Sammlung russischer Chroniken 6, S. 52 (russ.).

[3]) Über die Quellen vergleiche die Berliner Dissertation (1868) von Warnka: De ducis Michaelis Glinscii . . . rebellione (1507—1508), S. 3 ff.

[4]) Solovjev 5, S. XX. Anm. 311, zitiert eine russische Quelle, die den ersten Schritt der Annäherung dem russischen Großfürsten zuschreibt.

schaffen mußte, machte sich auch gleich in den Beziehungen zu Maximilian geltend. Die Operationen gegen Litauen hatten bisher zu keinem befriedigenden Resultate geführt, es galt also nach einem Bundesgenossen zu suchen. Da machte Glinski dem Großfürsten den Vorschlag, sich an Maximilian zu wenden, denn dieser sei seit Februar Kaiser und habe noch immer Absichten auf die Erwerbung Ungarns. Der Reichstagsbeschluß vom Oktober 1505 war Glinski bekannt. Er stellt einen Sieg der ungarischen Nationalpartei dar, denn er bestimmt, daß nach dem Tode Wladislaws — Ludwig war noch nicht geboren — kein Ausländer auf den ungarischen Thron erhoben werden soll, und er hat auch trotz des Wiener-Neustädter Vertrages zwischen Wladislaw und Maximilian des letzteren Einfall in Ungarn zur Folge gehabt, dem dann allerdings der Wiener Friede folgte.[1]) Auf dem aus diesem Beschlusse erwachsenen Konflikt baute Glinski mit Rücksicht auf die geschwächte Gesundheit Wladislaws und das Kindesalter Ludwigs seine Pläne auf. Es ist immerhin bemerkenswert, daß er schon damals von einer antihabsburgischen Politik Sigismunds in Ungarn weiß, die den Kaiser einem russischen Bündnis geneigt machen werde, weshalb ihm der Großfürst ein Bündnis gegen Polen anbieten solle. Und der Großfürst folgt auch dem Rate Glinskis. Er wendet sich in einem Schreiben an Maximilian, worin er sich vor allem entschuldigt, daß es ihm aus den bekannten Gründen nicht möglich war, mit Hartinger seinen Gesandten zu schicken, er habe aber schon damals betont, daß er, auf den Thron gekommen, mit ihm dieselben Beziehungen wie sein Vater unterhalten wolle. Jetzt sei er eben beschäftigt, seine „Erblande“, die russischen Gebiete, von Sigismund zu erobern; nun habe er in dem Bündnisbriefe, den Maximilian seinerzeit mit seinem Vater geschlossen, Einsicht genommen und daraus ersehen, — er zitiert die betreffenden Stellen wörtlich — daß sie sich gemeinsam gegen die Jagiellonen verbunden haben. Da ihm nun Glinski, der mit vielen Verwandten und Freunden, Städten und Ländereien zu ihm übergegangen sei, mitgeteilt habe, daß er (Maximilian) mit Gottes Hilfe sein Erb-

[1]) Huber 3, S. 432 ff.

land Ungarn erobern wolle, so lade er ihn ein, mit ihm das alte Bündnis zu erneuern.[1])

Wir wissen nicht, ob dieses Schreiben, dessen Beförderung an den Kaiser Glinski durch einen seiner Diener übernommen hatte, wirklich in die Hände desselben gekommen ist. Maximilian war übrigens durch den Abschluß der Liga von Cambray (10. Dezember 1508) so vollständig in die italienischen Händel verwickelt und von so großen Hoffnungen auf diese neue politische Konstellation erfüllt, daß er wahrscheinlich weder Zeit noch Lust hatte, auf die Anregung des Großfürsten einzugehen; auch war das Übereinkommen mit Wladislaw bezüglich einer Doppelheirat ihrer Nachkommen[2]) geeignet, ihn bezüglich Ungarns zu beruhigen. Vielleicht war Maximilians Intervention zugunsten der Hanse um Herausgabe der bei der Schließung des Novgoroder Kontors im Jahre 1494 konfiszierten Güter wie die Wiedereröffnung des Kontors, die er in einem Schreiben vom 19. Februar 1509 von Brüssel aus unternimmt, hervorgerufen worden durch dieses freundliche Schreiben des Großfürsten, da Maximilian von der Annäherung Vasilijs am ehesten sich einen Erfolg dieser Intervention versprach, der bezüglich der livländischen Gefangenen immer ausgeblieben war. Allein die Antwort des Großfürsten lautete auch diesmal ablehnend, die Hanse wird an die Statthalter von Novgorod und Pskov und auf das Beispiel Livlands gewiesen, das eben dort einen 14-jährigen Beifrieden abgeschlossen; im übrigen sei dies unter seinem Vater geschehen, der nicht einmal schon erklärt habe, warum er die Güter konfisziert habe.[3]) Maximilian versuchte dann noch einmal Vasilij zur Herausgabe der Güter zu bewegen, indem er ihn auf den Bündnisvertrag mit seinem Vater verweist, der ihren beiderseitigen Untertanen freundschaftliche Behandlung zusicherte, und die Hoffnung ausspricht, daß er seiner Bitte willfahren werde.[3]) Erst

[1]) Denkmäler 1, S. 151—154. Datiert ist es vom 28. August 1508 Moskau.

[2]) Huber 3, S. 436.

[3]) Denkmäler 1, S. 154—158.

[4]) Napiersky, Russisch-livländische Urkunden Nr. 314 (Sillian im Pustertale, 1511. Oktober 12.).

der Frieden Vasilijs mit der Hanse (1514) schaffte diese Frage aus der Welt.[1])

So war es also Vasilij nicht gelungen, sich im Kampfe gegen Sigismund die wertvolle Bundesgenossenschaft des Kaisers zu erwerben. Aber ebensowenig wie er hatte Sigismund in den Feldzügen der Jahre 1507 und 1508 nennenswerte Erfolge errungen. So bot er Vasilij die Hand zum Frieden, der auch im Spätherbste 1508 zustande kam. Und dieser war für Vasilij günstiger, als man es nach dem Gange der kriegerischen Ereignisse erwarten sollte; der geringe Erfolg der Waffen war wieder einmal wettgemacht durch die zähe und geschickte Art, mit der die russische Diplomatie die Verhandlungen führte. Die Eroberungen, die Ivan im Waffenstillstande von 1503 nur vorläufig zugesprochen worden waren, werden jetzt von litauischer Seite endgültig als russisches Gebiet anerkannt.[2]) Allein noch im folgenden Jahre beginnen schon wieder die Rekriminationen Sigismunds wegen Grenzverletzungen; auch verlangt Sigismund, der wohl fühlte, daß Glinski, mit dem Frieden unzufrieden, alles daran setzen werde, einen neuen Konflikt heraufzubeschwören, dessen Auslieferung, erhält aber natürlich eine abschlägige Antwort.[3]) Zu diesen Konflikten kommen dann noch beständige Klagen von seiten der Königinwitwe Helene über unwürdige Behandlung, ja schließlich über Einschränkung ihrer persönlichen Freiheit. 1512 wird über sie, um ihre Flucht nach Moskau zu verhüten, sogar förmlich die Haft verhängt.[4]) Übrigens war Glinski eifrig an der Arbeit, für den Ausbruch eines Krieges möglichst günstige Bedingungen für Rußland zu schaffen. Schon im April 1511 ließ er durch seinen deutschen Diener Schleynitz dem Deutschen Orden und den sächsischen Fürsten mitteilen, daß der Frieden zwischen Rußland und Polen von keiner langen Dauer sein werde, und sie auffordern, mit Rußland in ein

[1]) Sammlung von Staatsurkunden und Verträgen 5, Nr. 70 (russ.).

[2]) Akten zur Geschichte Westrußlands 2, Nr. 43 (russ.); Solovjev 5, S. 329 (russ.).

[3]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit Polen-Litauen, Sbornik 35, S. 488 f. (russ.).

[4]) Ibid. S. 497.

Bündnis zu treten.[1]) Er war natürlich von den gespannten Beziehungen zwischen Orden und Polen, die ja schon über ein Jahrzehnt zur Entscheidung drängten, genau unterrichtet und suchte diesen Umstand nun für Rußland auszunützen. So war also der neuerliche Ausbruch eines polnisch-russischen Krieges nur mehr eine Frage der Zeit, und in Moskau schon längst ausgemachte Sache, als dort die Nachricht von einer Aufhetzung der krimschen Tartaren durch Sigismund bekannt wurde und Vasilij den willkommenen Vorwand gab, loszuschlagen.[2])

Vasilij rückt im Dezember 1512 selbst vor Smolensk, kehrt aber ohne nennenswerten Erfolg im März 1513 zurück. Auch der Sommerfeldzug des Jahres 1513 bricht sich an den Mauern dieser Stadt und im November kehrt das russische Heer zurück.[3]) Anfangs 1514 trifft ein polnischer Kurier in Moskau ein, mit dem Sigismund einen Geleitsbrief für seine Gesandten verlangt; den Bojaren übergibt er ein Schreiben der litauischen Senatoren, worin diese sie auffordern, um weiteres Blutvergießen zu verhindern, mögen sie den Großfürsten zum Frieden bewegen. Tatsächlich erhält er einen Geleitsbrief für die Gesandten Sigismunds und als Verhandlungstermin wird der erste Fastensonntag (5. März 1514) festgesetzt, wobei die Bojaren in ihrem Antwortschreiben an die Senatoren betonen, daß dies ihr Werk sei.[4]) Der Großfürst scheint also, durch die bisherigen Mißerfolge enttäuscht, wirklich an Frieden gedacht zu haben. Da erscheint im Februar 1514 ein kaiserlicher Gesandter Georg Schnitzenpaumer Ritter von Sonnegg in Moskau,[5]) und nun ändert sich die Gesinnung Vasilijs und er schickt im Juni 1514 von neuem sein Heer gegen Smolensk. Durch Verrat gelingt es den Russen, sich Smolensks zu bemächtigen, allein kurz darauf erleidet das russische Heer durch Kon-

[1]) A. Hirschberg, O życiu i pismach Justa Ludwika Decyusza, Lwów 1874, S. 103 f.

[2]) Ibid. S. 105.

[3]) Solovjev 5, S. 350 f.

[4]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit Polen-Litauen, Sbornik 35, S. 499.

[5]) Vollständige Sammlung russischer Chroniken 6, S. 253 (russ.).

stantin Ostrožski, den Besiegten von 1501, der aus der moskowitischen Gefangenschaft glücklich entflohen war, eine entscheidende Niederlage und fast vollständige Vernichtung an der Orša (8. September 1514).[1])

Dies der Gang der Ereignisse. Kehren wir nun zu Maximilian zurück, um zu betrachten, wie dieser dazu kam, die Beziehungen mit Moskau wieder aufzunehmen. Dieser Schritt des Kaisers und seine Ursachen waren schon oft Gegenstand eingehender Untersuchungen und lebhafter Polemik.[2])

Und doch ist es kaum zweifelhaft, daß nur die Heirat Sigismunds mit Barbara Zapolya, wodurch er sich zum Protektor der antihabsburgischen Partei in Ungarn aufwarf, Maximilian in die Arme Rußlands trieb. Er mußte in Sigismund seinen Nebenbuhler um die Erbschaft Wladislaws sehen, und mit Recht, denn wir sahen schon, daß Glinski derartige Prätensionen Sigismunds schon im Jahre 1508 kannte. Herberstein war mit den polnisch-russischen Angelegenheiten zu vertraut und dem Kaiser zu ergeben, als daß wir seinen Worten nicht unbedingten Glauben schenken dürften; er aber gibt ganz dezidiert dies als alleinigen

---

[1]) Solovjev 5, S. 351, 355 f.

[2]) Zuerst hat J. Fiedler in den „Sitzungsberichten der Wiener Akademie" 43. B. S. 181 ff. (Die Allianz zwischen Kaiser Maximilian I. und Vasilij Ivanovič, Großfürsten von Rußland, von dem Jahre 1514) diese Frage behandelt und eine Reihe von wichtigen Akten zu dieser Frage aus dem Haus-, Hof- und Staatsarchive veröffentlicht. Dann hat Liske in den „Forschungen zur deutschen Geschichte" 7, S. 463 ff. (Der Kongreß zu Wien im Jahre 1515), die Motive behandelt, die Maximilian zum Abschlusse dieses Bündnisses bewogen haben. Dagegen hat Ulmann ebenda 18, S. 89 ff., für Maximilian Stellung genommen und eine wertvolle, aus neuen Akten geschöpfte Darstellung der Stellung der deutschen Fürsten zu diesem Bündnisse und in der Ordensfrage überhaupt geboten. Im selben Bande der Forschungen S. 445 ff. erfolgte von seiten Liskes eine Replik. Ulmann nahm dann in seinem „Kaiser Maximilian I." 2, S. 518 ff., nochmals Stellung zu dieser Frage und beharrte auf seiner Ansicht, die dahingeht, daß der Kaiser nicht aus dynastischem Interesse allein, was vor Liske auch schon bei Droysen, „Geschichte der preußischen Politik" 2/2, S. 89 f., in temperamentvoller Weise zum Ausdruck kam, sondern auch aus Fürsorge für den Orden das russische Bündnis gesucht und überhaupt gegen Sigismund so feindselig aufgetreten sei.

Von russischer Seite wäre die Arbeit Bauers: „Beziehungen Rußlands mit den deutschen Kaisern am Ende des XV. und Anfang des XVI. Jahrhunderts," Journal des Ministeriums für Volksaufklärung, Bd. 148 (russ.), zu

Grund des österreichisch-russischen Bündnisses an.[1]) Auch sprechen die Bemühungen Maximilians sowohl bei Sigismund als auch bei Wladislaw, diese Heirat zu hintertreiben, für diese Auffassung.[2]) Und wie sehr Maximilian recht hatte, in Sigismund künftig einen wachsamen und heftigen Gegner seiner ungarischen Pläne zu sehen, zeigen die heftigen Ausfälle desselben in seiner Sendung an den Bruder.[3])

Ist es übrigens wunderzunehmen, wenn Maximilian erst das dynastische Interesse zu einem so folgenschweren Schritte, wie es eine Allianz mit Rußland war, bewog? Bemühte er sich nicht schon fast zwei Dezennien vergebens, das Reich zu einem energischen Einschreiten zugunsten des Ordens zu bewegen, und erfuhr er dabei nicht so gut wie keine Unterstützung? Alles, was er tun konnte, war durch geschicktes Verhandeln mit Sigismund und der Kurie die Sache zu temporisieren. Die Kunde von dem Einfalle Vasilijs in Litauen mag den Kaiser auf den Gedanken gebracht haben, die ihm schon längst und zu wiederholten Malen vom Großfürsten angebotene Allianz einzugehen, um die augenblickliche Situation für sich und den Orden auszunützen, zumal der König durch seine Gegnerschaft in Ungarn ihn jeder Rücksicht entband. Markgraf Kasimir, der Bruder des neuen Hochmeisters Albrecht von Brandenburg, mag dann auch im Interesse einer großen Koalition gegen Polen beim Kaiser tätig gewesen sein; fremd war aber dieser Gedanke Maximilian schon anfangs der neunziger Jahre nicht, wie wir dies anläßlich der zweiten russischen Mission Thurns sahen.[4]) Maximilian war auch jetzt nach so vielen

erwähnen, der sich in seinen Ausführungen eng an die Akta Tomiciana, — Tomicki war Vizekanzler unter Sigismund — namentlich an den tendenziös polnischen Kommentar Górskis, des zeitgenössischen Sammlers derselben, hält und Fiedlers Arbeit gar nicht kennt, was G. Pisarevskij: „Zur Geschichte der Beziehungen Rußlands mit Deutschland am Anfang des XVI. Jahrhunderts." Moskau 1895 (Sep.-Abdr. russ.), gutzumachen suchte.

[1]) Sowohl in den Commentarii ed. Starczewski 1, I., S. 13 f., als auch in der Selbstbiographie ed. Karajan Fontes rer. Austr. I/I, S. 103.

[2]) Acta Tomiciana 2, Nr. 16.

[3]) Ibid. 2, Nr. 45.

[4]) Joachim, Die Politik des letzten Hochmeisters in Preußen Albrecht von Brandenburg 1, S. 40, dann Nr. 63, S. 220, und Nr. 64, S. 221 f.

schlechten Erfahrungen politisch noch immer so sehr Optimist, daß er gleich wieder von einer großen Allianz träumte. Ein österreichisch-dänisch-russisches Bündnis, dem sich die ansbachische und brandenburgische Linie der Hohenzollern, wie die sächsischen Fürsten und der Hochmeister angliedern sollten, sollte Sigismund dazu zwingen, auf die Errungenschaften des Thorner Friedens zu verzichten. Der nach Rußland abgehende kaiserliche Gesandte Georg Schnitzenpaumer Ritter von Sonnegg, Hauptmann zu Pettau, sollte auf der Hinreise schon in diesem Sinne wirken. Mit Ausnahme der Ansbacher fand aber schon damals der Vorschlag des Kaisers keine begeisterte Aufnahme, geschweige denn eine Unterstützung.[1])

Schnitzenpaumer hat den Weg über Preußen und Livland eingeschlagen. Von Preußen aus aber scheint er, um den König in Sicherheit zu wiegen, diesem geschrieben zu haben, daß er auch Aufträge Maximilians an ihn habe, sonst wäre die freundliche Einladung Sigismunds an ihn kaum zu verstehen.[2]) Im Februar 1514 also kommt er nach Moskau und schon am 7. März verläßt er es in Begleitung der russischen Gesandten Dmitrij Laskirev, eines Landsmanns Trachaniots, und Djak Elizar Sukov.[3]) Wir haben es hier wieder mit einer für moskowitische Gepflogenheit ungewöhnlich raschen Abfertigung eines Gesandten zu tun. Sie ist aber erklärlich durch die Wichtigkeit der Vereinbarungen, die man mit Schnitzenpaumer getroffen und deren baldige Realisierung man sehnlichst wünschte, weil sie dem neuen Waffengange mit Sigismund einen für Rußland günstigen Erfolg versprachen.

Gemäß seiner Instruktion hatte Schnitzenpaumer den Großfürsten an das Bündnis Maximilians mit seinem Vater zu erinnern und ihn zu versichern, daß der Kaiser ihn in allem, was seine Person und seinen Staat betreffe, fördern wolle. Nach dieser Einleitung hatte er auf das eigentliche Ziel loszugehen, nämlich den Großfürsten aufzufordern, daß er zum Zwecke des Abschlusses eines Bündnisses gegen den König

---

[1]) Ulmann, Forschungen zur deutschen Geschichte 18, S. 96.

[2]) Acta Tomiciana 2, Nr. 375 (Wilna 1513, Dezember 29.).

[3]) Vollständige Sammlung russischer Chroniken 6, S. 253 (russ.).

von Polen — als alleinige Ursache dazu wird das Verhalten desselben gegen den Orden, wie natürlich gegen ihn, den Großfürsten, angeführt — seine Gesandten zum Könige von Dänemark schicke, wohin dann der Kaiser und die übrigen deutschen Fürsten gleichfalls ihre Bevollmächtigten senden werden. Die Aufnahme anderer Kompaziszenten hatte der kaiserliche Gesandte damit zu entschuldigen, daß der Kaiser mit Venedig und Frankreich Krieg zu führen habe, was ihm vorläufig nicht gestatte, sich selbst ganz der Sache zu widmen; doch sei zu hoffen, daß er sich im Falle der zu erwartenden günstigen Beendigung dieses Krieges persönlich an die Spitze der ganzen Aktion stellen werde.[1]) So dachte also Maximilian diesmal ganz im Hintergrunde zu bleiben und suchte in virtuoser Weise die Last des Bündnisses auf andere Schultern zu wälzen.

Allein am Kreml war man anderer Meinung. Man wollte mit dem Kaiser allein ein Bündnis, denn mit dem dänischen Könige Christian stand man ohnedies wegen Erneuerung des alten Bündnisses von 1493 in Unterhandlung. Die Aufnahme deutscher Fürsten, also der Vasallen des Kaisers, als gleichberechtigter Kompaziszenten, verstand man vollends nicht. Der Kaiser allein war Vasilij vollständig genug. Auch war man grundsätzlich dagegen, wichtige abschließende Vereinbarungen wie Bündnisse außerhalb Moskau auf fremdem Boden treffen zu lassen, weil man es vermied, so weittragende Vollmachten in die Hände von Gesandten zu legen; nur in Moskau konnte jeder Punkt des Vertrages im Bojarenrate einer gründlichen Beratung unterzogen werden. Außerdem war die augenblickliche Lage für Vasilij so kritisch, daß er schon einem Frieden mit Sigismund nicht abgeneigt gewesen war, wie wir gesehen haben. Die bisherigen Feldzüge waren vollständig resultatlos geblieben, außer daß sie zu einem festen Bündnisse Sigismunds mit Mengli-Geraj geführt hatten.[2]) Nun bot sich die Gelegenheit, einen Bundesgenossen zu erhalten, dessen Hilfe man schon längst sehn-

[1]) Fiedler. Wiener Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften 43, Beilage I.

[2]) Acta Tomiciana 2, Nr. 321 (Das Offensiv- und Defensivbündnis zwischen König und Khan vom 7. September 1513).

lichst gewünscht hatte; eine Diversion von dieser Seite mußte Sigismund so schwächen, daß ein Mißerfolg der russischen Operationen vollständig ausgeschlossen war. Auch bot ein Bündnis mit dem Kaiser unbedingte Gewähr dagegen, daß sich Livland trotz des Waffenstillstandes mit Sigismund gegen Rußland verbünde. So ist es also begreiflich, wenn der Großfürst einen raschen Abschluß des Bündnisses wünschte. Und dank der diplomatischen Gewandtheit der russischen Unterhändler, einer Eigenschaft, die man Schnitzenpaumer nicht nachsagen kann, überlistete man den kaiserlichen Gesandten wie anno 1490 Jörg von Thurn. Trotzdem die kaiserliche Instruktion den russischen Diplomaten vorlag, nötigte man ihn zu festen Abmachungen, die dem Kaiser präjudizierten und der kaiserlichen Instruktion direkt widersprachen. Ja der kaiserliche Gesandte verpflichtete sich sogar, daß der Kaiser den Vertragsentwurf ohne jede Änderung beschwören werde, was man Thurn gegenüber seinerzeit doch nicht getan hatte.[1])

Was hat nun den kaiserlichen Gesandten zu dieser, dem Wortlaute seiner Instruktion vollständig widersprechenden Handlungsweise bewogen? Der Schlüssel zu diesem merkwürdigen Vorgehen desselben liegt in zwei Dingen: in der Existenz des Bündnisvertrages von 1490/91 und in der Mission des gleichzeitig anwesenden dänischen Gesandten. Der Bündnisvertrag von 1490/91 war ja so echt nach russischem Bedürfnisse — Thurn und Maximilian spielten ja, wie wir sahen, dabei eine lediglich passive Rolle — abgefaßt worden; es ist begreiflich, wenn man seine Erneuerung in derselben Form wünschte. Schnitzenpaumer aber war die Art seiner Entstehung natürlich vollständig unbekannt und man wird es auch nicht unterlassen haben, ihm die Ähnlichkeit der Situation von damals und jetzt vor Augen zu führen. Und so bildet dieser Vertrag auch die Grundlage des neuen, für dessen unveränderte Annahme durch den Kaiser sich Schnitzenpaumer mit seinem Eide verbürgt. Auch jetzt wieder ist es ein Defensivbündnis gegen alle ihre beiderseitigen Feinde und ein Offensivbündnis gegen den

---

[1]) Denkmäler 2, S. 1446, Fiedler l. c. 186 ff.

König von Polen. Während aber der Vertrag von 1490/91 gegen die ganze jagiellonische Dynastie gerichtet war, kehrt sich der neue gegen Sigismund allein. Und das steht im Zusammenhang mit einer Änderung an dem Vertragsobjekte von kaiserlicher Seite; es ist dies jetzt nicht die Wiedereroberung Ungarns, sondern die Wiedergewinnung der dem Orden von Polen entrissenen Gebiete, wie die Verteidigung des Hochmeisters gegen den König von Polen. Vasilij bedingt sich natürlich die Hilfe des Kaisers zur Eroberung Kievs und der übrigen russischen Gebiete aus. Wie früher, verpflichten sich beide Kompaziszenten auch, wenn es unmöglich sei, einander von dem Ausbruche der Feindseligkeiten zu verständigen, auf die erste Nachricht davon sofort einander zu Hilfe zu kommen. Dies für die Zukunft; in dem Augenblicke der Vertragsschließung aber lag Vasilij mit Polen bereits im Kriege und so erhält der neue Vertrag für den Kaiser auch die Verpflichtung, sofort mit der Rückeroberung von Polnisch-Preußen zu beginnen. Beide Bündnisse sind auch auf Lebenszeit der beiden Kompaziszenten geschlossen und also auch gegen den Rechtsnachfolger Sigismunds gerichtet. Als Zusatzartikel enthalten beide Verträge die Bestimmung über die Freizügigkeit ihrer wechselseitigen diplomatischen Agenten und Kaufleute. In formeller Beziehung ist aber eine bezeichnende Veränderung eingetreten: der Großfürst wird überall als „Kayser und Herrscher aller Rewssen“ bezeichnet.[1])

Ganz abgesehen also davon, daß nach den Intentionen des Kaisers der Allianzvertrag erst am dänischen Hofe abgeschlossen werden sollte, ist er der alleinige Kompaziszent des Großfürsten und verpflichtet, gleich loszuschlagen, während er doch ausdrücklich erklären ließ, daß der Krieg mit Venedig und Frankreich ihn hindere, selbst aktiv aufzutreten. In dieser Fassung war also der Vertrag für Maximilian einfach unannehmbar.

Aber auch das Bedenken, das Schnitzenpaumer wegen des Ausschlusses des Königs von Dänemark — und er war ja für den Kaiser der wichtigste Bundesgenosse außer dem

[1]) Daher ließ dies Peter der Große auch als Beweisstück für die Berechtigung des Kaisertitels 1718 drucken. Vergl. Fiedler, l. c. Beilage III.

Großfürsten — haben mochte, zu betäuben, bot sich ein günstiger Umstand.

Christian II., der 1513 seinem Vater Johann auf dem dänischen Throne gefolgt war, erreichte ebensowenig als dieser die Erneuerung der Kalmarischen Union, d. h. seine Anerkennung in Schweden. Der Kampf um den schwedischen Thron hat schon König Johann, wie wir gesehen haben, zum Abschlusse eines Bündnisses mit Ivan III. gegen Sten Sture den Älteren bewogen. Christian fühlte sich anfangs noch zu schwach, sich mit bewaffneter Hand seine Anerkennung in Schweden zu erzwingen und so kam es 1513 zu einem dreijährigen Waffenstillstande;[1]) in der Zwischenzeit aber sah sich Christian nun nach Bundesgenossen um. So vor allem sucht er das habsburgisch-burgundische Haus durch die Ehe mit einer der Töchter Philipps des Schönen auf seine Seite zu ziehen. Auch den alten Erbfeind Schwedens, den russischen Großfürsten, vergißt er nicht. Schon im Mai 1513 finden wir Meister David, den schon König Johann zu Missionen nach Rußland verwendet hatte, in Narva[2]) und können annehmen, daß er schon im Laufe des Sommers am großfürstlichen Hofe eingetroffen ist. Seine Mission wird vor allem darin bestanden haben, einen Frieden zwischen Schweden und Rußland zu hintertreiben und dafür ein Offensivbündnis mit Dänemark gegen Schweden zustande zu bringen. Allein der Großfürst war bestrebt, die Zahl seiner Gegner nicht mutwillig zu vergrößern, und hatte daher seine Statthalter in Novgorod angewiesen, die von den Gesandten Sten Stures des Jüngeren gesuchte Bestätigung des mit Svante Sture abgeschlossenen sechzigjährigen Beifriedens zu gewähren; tatsächlich erfolgte auch der formelle Abschluß desselben am 9. Mai 1513.[3]) Vielleicht können wir den langen Aufenthalt Davids in Moskau — er kehrt erst am 10. April 1514 in Begleitung zweier russischer Gesandten heim — damit erklären, daß man ihn zum Abschlusse eines

---

[1]) G. V. Forsten, Der Kampf um die Herrschaft am Baltischen Meere im XV. und XVI. Jahrhundert. St. Petersburg 1884, S. 200 (russ.).

[2]) Ibid. S. 275, Anm. 1.

[3]) Sammlung von Staatsurkunden und Verträgen 5, Nr. 60 (russ.). Rydberg, Sverges tractater 3, Nr. 581.

Bündnisses gegen Polen zu bewegen suchte. Da erschien nun noch zur gelegenen Zeit der kaiserliche Gesandte, der eine derartige Allianz unter Einschluß Dänemarks vorschlägt. Der dänische Gesandte mag nun vielleicht selbst geglaubt haben, daß der König vor allem plane, Polen, den alten Bundesgenossen Schwedens, kaltzustellen, und daß er bei Abschluß des Bündnisvertrages analog dem von 1493 den Wünschen des Großfürsten bezüglich Polens entgegenkommen dürfe. Nur wird es der Großfürst diesmal nicht unterlassen haben, augenblickliche Hilfe gegen den König von Polen sich zusichern zu lassen. Allerdings wurde König Christian II. auch russische Hilfe gegen Sten Sture den Jüngeren versprochen, um ihm ein Äquivalent zu bieten, allein der Großfürst war sicher weit entfernt davon, den mit Schweden eben abgeschlossenen Waffenstillstand zu brechen. Wie sehr Vasilij diese Frage als nebensächlich behandelt wissen wollte, zeigt die Instruktion der russischen Gesandten, die Meister David nach Kopenhagen begleiteten. Auch hier wollte man sich die für Rußland günstige Fassung des Vertrages dadurch sichern, daß man Meister David das eidliche Versprechen abnimmt, der König werde an dem Wortlaute desselben nichts mehr ändern.[1]) Vielleicht hat man auch Meister David zu diesem von seinem Könige absolut nicht gebilligten Schritte mit dem Hinweise auf das Vorgehen des kaiserlichen Gesandten bewogen. Darauf deutet auch der Umstand hin, daß er erst einen Monat später als Schnitzenpaumer entlassen wird. Es hat also einige Mühe gekostet, bis man ihn so weit gebracht hat wie den kaiserlichen Gesandten.

Jetzt aber können wir uns das Vorgehen Schnitzenpaumers psychologisch erklären; man hat ihn einfach darauf verwiesen, daß die von Maximilian am dänischen Hofe gewünschten Verhandlungen vollständig überflüssig seien, weil der Großfürst eben mit dem dänischen Gesandten über einen Vertrag gegen Polen verhandle. Ein russisch-österreichisches Bündnis werde nun ein russisch-dänisches ergänzen. So wird man einen Gesandten gegen den anderen ausgespielt haben,

[1]) Russische Akten des Kopenhagener Staatsarchives, russische historische Bibliothek 16, Nr. 2 (russ.).

und es würde moskowitischer Vorsicht widersprechen, wenn man ihnen gestattet haben sollte, sich miteinander zu beraten. Man hat am Moskauer Hofe immer strenge darauf gehalten, die fremden Gesandten vollständig zu isolieren, und zwar nicht nur von der russischen Außenwelt, sondern auch von ihren gleichzeitig anwesenden Kollegen. Jetzt aber beherrschte den Großfürsten nur ein Gedanke, im Kampfe mit Sigismund so rasch als möglich zwei so mächtige Bundesgenossen zu gewinnen, um die bisherigen Scharten auszuwetzen; und um diesen Wunsch zu erfüllen, wird man vor keiner List zurückgeschreckt haben.

Als Schnitzenpaumer in Begleitung der russischen Gesandten anfangs Juli an den kaiserlichen Hof zurückgekehrt war,[1]) war man über seine Handlungsweise nichts weniger als erbaut. Allein der Kaiser machte gute Miene zum bösen Spiel und ließ wirklich einen dem Entwurfe vollkommen gleichlautenden Vertrag unter der goldenen Bulle ausfertigen, den er auch vor den russischen Gesandten beschwor, allerdings unter dem Vorbehalte, daß er ihn, weil er „wider kayserlich Mayestat und des hailigen reiches stil und gewissen“, später gegen einen ähnlichen eintauschen könne. Wie es hernach öffentlich ausgesprochen wird, tat der Kaiser dies aus Rücksicht auf seinen Gesandten, um ihn in den Augen der Russen nicht herabzusetzen, dann um zu verhüten, daß die russischen Gesandten ohne einen Erfolg und mit Spott heimkehren, Sigismund aber, wenn es öffentlich bekannt werde, daß der Kaiser das vom Großfürsten vorgeschlagene Bündnis ausgeschlagen habe, neuen Mut fasse.[2])

Mit diesem neuen Vertrage werden nun die russischen Gesandten entlassen und wahrscheinlich gleichzeitig mit ihnen verlassen die kaiserlichen Gesandten Dr. Jakob Ösler und Moritz Burgstaller mit dem umredigierten Vertrage[3]) den kaiserlichen Hof. Schon in formaler Hinsicht fällt an ihm auf, daß die häufige und aufdringliche Titulatur „Kayser“

---

[1]) Joachim, die Politik des letzten Hochmeisters in Preußen Albrecht von Brandenburg 1, S. 66.

[2]) Fiedler, l. c. Beilage VII, S. 262.

[3]) Ibid. l. c. Beilage V., S. 253 ff.

vermieden wird; den Livländern gegenüber gebrauchte ja schon Ivan den Titel „Zarj“, natürlich dem Kaiser oder Polen-Litauen gegenüber nannte er sich bescheiden nur „Großfürst“. Schnitzenpaumer hatte sich nun im Übereifer oder, um sich die Gunst Vasilijs zu erwerben, verleiten lassen, diesen Titel in den Vertrag aufzunehmen, trotzdem er im Vertrag von 1490/91 vollständig fehlte. Weder vor- noch nachher hat Maximilian Vasilij diesen Titel zuerkannt und wenn er im umredigierten Vertrage ein einzigesmal vorkommt, so mag die Ursache dieser Halbheit darin zu suchen sein, daß man Vasilij die Annahme des neuen Vertrages erleichtern wollte. So konnte es kommen, daß selbst Herberstein, der zwei Jahre nach dem Abschlusse des Bündnisses als Gesandter des Kaisers, dann ein Dezennium später als Gesandter Ferdinands in Rußland weilte, von diesem Vorgange nichts wußte und in seinem Werke Maximilian gegen den von polnischer Seite erhobenen Vorwurf, dem Moskowiter in seinen Prätensionen auf diesen Titel willfahrt zu haben, — Ivan, der Sohn Vasilijs, berief sich nämlich in seinen Ansprüchen auf den kaiserlichen Titel, auf diesen Bündnisvertrag von 1514 — als unbegründet mit gutem Gewissen verteidigen konnte.[1]) Der Kaiser wußte wohl, daß er mit einem solchen Schritte nicht nur die Jagiellonen verletzen würde, und seine Gesandten erklären auch dem Großfürsten unter anderm die neue Fassung damit, daß er den Vertrag deshalb so formuliert sehen wolle, um mit ihm nicht beim Papste und den anderen christlichen Königen und Fürsten Anstoß zu erregen.[2]) In sachlicher Hinsicht aber stellte der neue Vertrag schon größere Anforderungen an die Nachgiebigkeit des Großfürsten. So ist vor allem das Bündnis auch auf ihre beiderseitigen Nachfolger ausgedehnt, wohl weil Maximilian für alle Zufälle der ungarischen und böhmischen Frage seinen Nachkommen eine feste Stütze gegen polnische Prätensionen sichern wollte. Doch wichtiger ist schon der Umstand, daß der Kaiser nicht mehr als alleiniger Kompaziszent, sondern „mitsambt anndern unnsern pundtsverwanndten unnd unterthanen

[1]) Commentarii, ed. Starczewski 1, I., S. 13 f.

[2]) Fiedler l. c. Beilage VI, S. 256 ff.

des heiligen reichs" erscheint. Am wichtigsten und für Vasilij am folgenschwersten aber war die Neuerung, daß zuerst der gütliche Weg der Unterhandlungen betreten und erst dann, wenn dies beim polnischen Könige nichts fruchte, zu den Waffen gegriffen werden solle, denn der erste Vertrag enthielt für den Kaiser die Verpflichtung, sofort gegen Sigismund zum Angriffe überzugehen, ja Schnitzenpaumer hatte sogar versprochen, daß dies längstens bis Johannis 1514 geschehen werde.[1]) Auch unterläßt es der Kaiser, Kiev und die anderen russischen Städte, die im ersten Vertrag namentlich aufgezählt sind, als Vertragsobjekt aufzunehmen.[2]) Während er also im augenblicklichen Kampfe Rußlands mit Polen sich hinter Ausgleichsverhandlungen und seine Bundesgenossen verschanzt, will er für die Zukunft, namentlich aber für seine Nachkommen, alle Vorteile eines russischen Bündnisses wahren. Wie Vasilij, so ist also auch Maximilian eifrig bestrebt, den größeren Vorteil bei geringerem Einsatz aus einem österreichisch-russischen Bündnisse zu ziehen. Aber in einem war der Großfürst dem Kaiser überlegen, er war vorsichtiger und entschiedener in seiner Handlungsweise; einer solchen Halbheit, wie sie sich Maximilian dabei zuschulden kommen ließ, wäre er nicht fähig gewesen.

Es ist klar, daß der neue Vertrag dem Interesse Vasilijs direkt zuwiderlief. Im Vertrauen auf die sofortige Aktion des Kaisers gegen Polen hatte er die von Sigismund angebotenen Verhandlungen trotz ursprünglicher Geneigtheit dazu mit einem neuen Zuge vor Smolensk beantwortet. Der Einnahme dieser Stadt war die schwere Niederlage an der Orša gefolgt. Gerade jetzt war also eine Ablenkung der polnischen Kräfte durch den Kaiser für ihn am wichtigsten, um Sigismund die Weiterverfolgung seines Sieges unmöglich zu machen. Nur so durfte der Großfürst hoffen, der Gefahr eines weiteren Vordringens des polnischen Heeres zu entgehen.

Da erscheinen nun am 14. Dezember 1514 die kaiserlichen Gesandten Dr. Jakob Ösler und Moritz Burgstaller in Moskau. Schon mit Rücksicht auf den mächtigen Alliierten

[1]) Ibid. l. c. Beilage VI, S. 258.

[2]) Ibid. l. c. Beilage V, S. 253 ff.

ist ihr Empfang besonders glänzend. Allein Vasilij war sicher nicht wenig erstaunt, als sie als ihre vornehmste Aufgabe gleich den Austausch des beschwornen Vertrages gegen den neuen bezeichneten, und er aus der Fassung desselben ersah, wie ungünstig dieser für ihn sei. Die Gesandten suchen diesen ungewöhnlichen Vorgang mit der Vollmachtsüberschreitung Schnitzenpaumers zu erklären, allein er verweist sie auf das kaiserliche Kreditiv, das ihn aufforderte, der Werbung Schnitzenpaumers vollkommenen Glauben zu schenken. Nach seiner Ansicht hatte Schnitzenpaumer nach dem Wortlaute seiner Instruktion vollkommene Berechtigung zu seiner Handlungsweise. Dieser allein habe den Vertrag konzipiert und er daran kein Wort geändert. Vor allem aber sei er vom Kaiser in Gegenwart der russischen Gesandten beschworen und denselben übergeben worden, weshalb er auch hoffe, daß der Kaiser sich treu an ihn halten werde, wie auch er dies jederzeit mit Gut und Leben zu tun bereit sei. Mit „großem ernst und bewegnuss“ erteilte der Großfürst den kaiserlichen Gesandten diese Antwort und unterließ es auch nicht zu betonen, daß er nur durch den Kaiser veranlaßt worden sei, von neuem die Waffen gegen Polen zu ergreifen, was ihm diese Schlappe eingetragen, die er mit Gottes Hilfe in kurzem wieder wett machen wolle. Nicht ohne einen leisen Vorwurf erinnert er sie auch, daß Schnitzenpaumer ihm mehrmals versprochen habe, daß der Kaiser um Johannis 1514 gegen Sigismund die Offensive ergreifen werde, worauf er sich verlassen habe. Die Einwürfe der Gesandten, daß der Kaiser im Einvernehmen mit seinen anderen Bundesgenossen am dänischen Hofe den Vertrag abgeschlossen wissen wollte, daß der erste Vertrag gegen des Kaisers Ehre und die katholische Religion verstoße, daß Schnitzenpaumers Instruktion sicherlich nicht die Deutung zulasse, die der Großfürst ihr gebe, daß Schnitzenpaumer den Wortlaut des Vertrages dem alten Bündnisse zwischen Maximilian und Ivan III. entnommen und endlich, daß der Kaiser ihn nur unter Vorbehalt beschworen, um die Position Sigismunds nicht zu stärken, aber bestimmt gehofft habe, daß der Großfürst ihm, da es doch ohne seinen Nachteil und ihren beiderseitigen Erben zum Vorteile ge-

schehen könne, darin willfahren werde, begegnet der Großfürst mit der strikten Weigerung, in den Austausch zu willigen. Für ihn gilt nur der vom Kaiser beschworne und damit ratifizierte Entwurf. Und damit ist es auch ohneweiters klar, daß Vasilij sich weigert, den ihm von den Gesandten vorgeschlagenen Lübecker Tag zu beschicken.

Wozu sollte er zu Verhandlungen die Hand bieten, die ihm keinen Vorteil bringen konnten? Mit anerkennungswerter Zähigkeit dachte Vasilij trotz der schweren Niederlage, die er erlitten, nicht im entferntesten jetzt an einen Frieden mit Sigismund; wußte er doch, daß dieser nur durch Verzicht auf Smolensk und noch manche andere Eroberung zu erkaufen sein werde! Er war im Gegenteile fest entschlossen, den Kampf nicht aufzugeben und die Scharte auszuwetzen. Konnte er nicht den Kaiser auf Grund des Vertrages, den dieser doch beschworen hatte, zur sofortigen Erfüllung seiner Vertragspflichten, d. h. zum Angriff auf Sigismund auffordern? Wozu also sich auf Verhandlungen einlassen, wenn man eben einen starken Bundesgenossen gefunden hatte? Und so ist alles, was Vasilij Ösler und Burgstaller bewilligt, die Zusage, nach Lübeck eine schriftliche Anklage gegen Sigismund, an den Kaiser aber seine Gesandten zu schicken. Damit war ihre Mission erfüllt und sie verlassen in den ersten Monaten des Jahres 1515 Moskau. Wie ihr Empfang, so war auch ihr Abschied ein höchst ehrenvoller; sogar nach Novgorod schickt der Großfürst besondere Befehle an die Statthalter, wie sie sich gegenüber den Gesandten zu benehmen haben, also ein Beweis besonderer Hochachtung für Ösler und Burgstaller.[1])

Der Kaiser war nicht im geringsten geneigt, dem Großfürsten nachzugeben, sondern ließ durch Konrad Peutinger am 19. Mai 1515 vor dem versammelten Reichshofrate, dem Ösler und Burgstaller Bericht über ihre erfolglose Mission erstatteten, unter Berufung auf seinen Vorbehalt und die uns schon bekannten Gründe feierlich dagegen protestieren, daß der Großfürst die Annahme des neuen Vertrages verweigert habe, und öffentlich erklären, daß er

---

[1]) Fiedler l. c. Beilage VI, S. 256 ff.; Denkmäler 1, S. 173 ff.

sich nur an den zweiten Vertrag gebunden fühle.[1]) Während 1490 die Überrumpelung Jörg von Thurns durch Ivan III. Maximilian zum Vorteile gereicht hatte, da die Erledigung des ungarischen Thrones mittlerweile eingetreten war, war es diesmal anders.

Auch jetzt hatte sich die politische Lage seit der Abreise Öslers und Burgstallers gründlich verändert, allein diesmal zu Ungunsten des russischen Bundesgenossen. Der Kaiser hatte sich Polen wieder genähert, der Großfürst aber war für ihn durch seine Niederlage bedeutend in seinem Werte gesunken. Doch wir müssen auch gerecht sein und die schwierige Lage in Betracht ziehen, die den Kaiser — wollte er nicht allein mit dem Großfürsten den Kampf gegen Polen aufnehmen und dadurch die bisherigen Erfolge seiner ungarischen Politik in Frage stellen — nötigte, die durch ungarische Vermittlung vorgeschlagenen persönlichen Verhandlungen mit Sigismund und Wladislaw anzunehmen.

Vor allem hatte Maximilian bei den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg nicht die geringste Neigung zum Abschlusse der Kollektivallianz gegen Polen, d. h. zu einer energischen Aktion für den Orden gefunden. Ohne jede Vollmacht zum Abschlusse eines Bündnisses erscheinen ihre Gesandten am Lübecker Tage, der für den 2. Februar 1515 vom Kaiser einberufen war, damit dort seine Gesandten, wie die des Königs von Dänemark, der beiden Kurfürsten und des Hochmeisters in Anwesenheit der russischen mit den polnischen Vertretern zuerst eine gütliche Beilegung des Konfliktes zwischen Orden und Polen versuchen, wenn dies aber nicht zu erreichen sei, eine Offensivallianz gegen Polen schließen mit der Bestimmung, am nächsten St. Georgstage (23. April) die Feindseligkeiten zu eröffnen. Daß die polnischen Gesandten dort nicht erschienen, ist begreiflich; Sigismund wußte zu genau, daß ein für ihn vorteilhafter und ehrenvoller Ausgleich mit dem Orden in Lübeck nicht zu erreichen war. Der Großfürst weigerte sich, wie wir gesehen, auch, diesen Tag zu beschicken. Die Erklärung der kurfürstlichen Gesandten, daß sie nur ad audiendum verbum

[1]) Ibid. Beilage VII, S. 260 ff.

gekommen seien, bot nun auch den dänischen Gesandten die willkommene Gelegenheit, zu erklären, ohne deren Teilnahme keine bindenden Abmachungen eingehen zu können.[1]) Laut des Ehevertrages zwischen Christian II. und der kaiserlichen Enkelin Isabella, war Christian nur im Falle der Teilnahme Kurbrandenburgs und Kursachsens zur Hilfeleistung für den deutschen Orden verpflichtet.[2]) Der dänische König war nicht gesonnen, des Ordens wegen sich in einen Krieg mit Polen verwickeln zu lassen. Seine und des Kaisers Pläne waren grundverschieden. Als Meister David mit dem fertigen Vertrage und den russischen Gesandten, die Christian den Schwur abnehmen sollten, im Juni 1514 in Kopenhagen angekommen war, nahm Christian im Gegensatze zu Maximilian diesen Vertrag einfach nicht an. Er ließ einen neuen Vertrag konzipieren und dieser ist nichts anderes als die genaue Kopie des Vertrages von 1493.[3]) Wahrscheinlich war der von David akzeptierte Vertrag hauptsächlich gegen Polen gerichtet und enthielt ähnliche, auch für Christian unannehmbare Bedingungen, wie die Verpflichtung sofortiger Offensive gegen Polen im Vertrage mit Maximilian es war. Sonst hätte ihn Christian nicht ersetzt durch ein Bündnis, das zwar auch Hilfe gegen Sigismund verspricht, aber ohne jede nähere Fixierung des Zeitpunktes desselben, und das der Hauptsache nach ein Bündnis gegen Sten Sture d. J. ist. Die Niederwerfung des schwedischen Reichsverwesers ist für Christian das nächste Ziel. Für Vasilij standen aber die Verhältnisse jetzt anders als für Ivan III. 1493; für ihn ist Sten Sture kein gefürchteter Gegner, er hat mit ihm einen Frieden, der noch Jahrzehnte währt, Sigismund aber bedroht ihn ernstlich und gegen

---

[1]) Für den Lübecker Tag vergl. Ulmann, Forschungen zur deutschen Geschichte 18, S. 89 ff., dann Joachim 1, S. 74 ff.

[2]) Ehevertrag vom 29. April 1514 bei Lünig, Codex dipl. Germanie 1, S. 571 ff.

[3]) Forsten, Der Kampf um die Herrschaft am baltischen Meere, S. 277, Anm. 2. Sammlung der Staatsurkunden und Verträge 5, Nr. 110 (beide russ.). Forsten waren die in diesem Bande abgedruckten Akten des Moskauer Hauptarchives, wie die im 16. Bande der russ. hist. Bibl. publizierten Akten des Kopenhagener Staatsarchives unbekannt, daher ist seine Darstellung dieser Verhältnisse eine irrige.

ihn vor allem braucht er das Bündnis mit Christian, wie dessen augenblickliche Hilfe. Und so weist er auch die Erneuerung des alten Bündnisses von 1493, das der mit russischen Gesandten am 14. August 1514[1]) in Moskau wieder eingetroffene Meister David ihm vorschlägt, mit dem Bemerken zurück, daß Christian die durch David vorgelegte Form zu ratifizieren gehabt habe. Seine augenblickliche bedrängte Lage — die Niederlage bei Orša war ja wenige Wochen nach dem Eintreffen Davids erfolgt — nötigt Vasilij aber doch, ein Bündnis mit Christian zu suchen, und so schickt er David in Begleitung neuer russischer Gesandten im April 1515 mit einem neuen Vertragsentwurfe nach Dänemark. Eingehende Verhandlungen und das Eintreffen Öslers und Burgstallers mögen die Abreise Davids so verzögert haben. Die russischen Gesandten erhalten auch den Auftrag, den König in Erinnerung ihrer Mission aufzufordern, Maximilian in seinem Angriffe auf Polen zu unterstützen. Gerade dieser Punkt der Instruktion wirft ein grelles Licht auf die Erwartungen, die man in Moskau hegte. Man weigerte sich, den Lübecker Tag zu beschicken, rechnete aber doch darauf, daß dort die Kollektivallianz zustande komme und der Krieg gegen Polen noch im Frühjahre beginne. Ivan Nikolajevič Zabolockij und der Djak Vasilij Alexandrov gehen mit Meister David zu Christian, Alexêj Grigorjevič Zabolockij und der Djak Alexêj Grigorjev Ščekin über Dänemark zum Kaiser.[2]) In dem Zwischenraume aber, der zwischen ihrer Abreise von Moskau und der Ankunft am kaiserlichen Hofe lag, hatte sich auf der politischen Bühne der Welt ein Ereignis abgespielt, das von entscheidender Bedeutung für die heutige politische Gestaltung Europas wurde.

Gutmütigkeit gepaart mit Charakterschwäche ist der hervorstechendste Zug der Jagiellonen; wir werden vergebens nach einem energischen und zielbewußten Vertreter ihrer dynastischen Interessen unter ihnen suchen, denn selbst Kasimir hat bei Erledigung des ungarischen Thrones durch

[1]) Vollständige Sammlung russischer Chroniken 6, S. 253 (russ.).

[2]) Russische Akten des Kopenhagener Staatsarchives, russ. historische Bibliothek 16, Nr. 3 und 4, S. 7 ff. (russ.).

die Förderung seines Sohnes Johann Albrecht den Interessen seines ältesten Sohnes Wladislaw und damit dem Interesse seines Hauses empfindlich geschadet, weil Wladislaw dadurch genötigt war, im Preßburger Frieden die Anwartschaft auf die ungarische Krone den Habsburgern aufs neue zu sichern. Diese Schwäche übte natürlich auch auf die innere Entwicklung Polens die verderblichste Wirkung aus. Wir sahen schon, welche recht zweifelhaften Eigenschaften Alexander für seinen schweren Beruf mitbrachte, die so recht drastisch im Benehmen gegenüber seinen Bundesgenossen Plettenberg und Khan Schach-Achmet zur Geltung kamen. Und doch war gerade dieser frivole Leichtsinn für Polens Verfassungsentwicklung von wohltätiger Wirkung; denn das vom Senate vor der Krönung erpreßte Melniker Statut (1501), welches mit der Alleinherrschaft des Senates alle legislative Gewalt an eine aristokratische Oligarchie auslieferte und den König aller Macht beraubte, vernichtete er mit Unterstützung der Szlachta im so oft mit Unrecht geschmähten und meist verkannten Radomer Statut „Nihil novi". Der Senat mußte seine Macht mit der Landbotenkammer, die Magnaten also mit der Szlachta teilen, dem Könige aber blieb die exekutive und richterliche Gewalt. Alexander wies also seinem Nachfolger den Weg, den er, wenn er seine Stellung festigen wolle, zu beschreiten habe. Allein Sigismund war zu wenig skrupellos in der Wahl seiner Mittel und zu unentschlossen und furchtsam; er sah das Übel, welches von der weltlichen und geistlichen Oligarchie dem Reiche drohte, und wagte es doch nicht, ihr im Bunde mit der Szlachta den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Ja er trieb die Szlachta durch seine ablehnende Haltung aristokratischen Oligarchen, denen zur Befriedigung ihres Ehrgeizes kein Mittel zu schlecht war, direkt in die Arme. Der innere Verfall Polens, die vollständige Anarchie der späteren Zeit, reichen in ihren Anfängen in die Zeit der Regierung Sigismunds zurück. Wenn wir sehen, was der energische, kraftvolle Stephan Bathory noch zu einer Zeit leisten konnte, als durch die „articuli Henriciani" der aus der jagiellonischen Zeit datierende Auflösungsprozeß einen noch rascheren Verlauf nahm, dann können wir erst verstehen, was eine

ähnliche Natur an Stelle Sigismunds des Älteren für Polen bedeutet hätte. Und diese Schwächung der königlichen Gewalt im Innern mußte natürlich auch auf die Entfaltung ihrer Kraft nach außen ihre Wirkung ausüben. Das allgemeine Adelsaufgebot (pospolite ruszenie) hatte sich schon im dreizehnjährigen Kampfe Kasimirs mit dem deutschen Orden als unbrauchbar erwiesen. Eine Heeresreform war jetzt nach der fürchterlichen Niederlage in den bukowinischen Wäldern, mit der Stephan den Überfall Johann Albrechts heimgezahlt hatte, dringend geboten. Die Szlachta war auch bereit, durch eine Vermögenssteuer Sigismund die Mittel für ein stehendes Heer — und ein solches war unbedingt geboten, wollte man die äußere Politik in den Bahnen Kasimirs weiter lenken, — zu bieten; allein die weltlichen und geistlichen Magnaten, die nicht nur jeder Steuerleistung für den Staat in krassem Eigennutze sich zu entziehen suchten, sondern auch verhindern wollten, daß die königliche Gewalt durch eine Heeresreform gestärkt werde, erklärten sich dagegen. Sigismund blieb nur ein Weg, nämlich das schon 1512 mit bindender Gesetzeskraft beschlossene Statut über die Heeresreform auch gegen den am Reichstage von 1514 sich äußernden Widerstand der Magnaten mit der Szlachta durchzuführen.[1] Allein er hatte nicht den Mut, dem Beispiele Alexanders zu folgen; so ließ er die Heeresreform den Magnaten zuliebe fallen. Die äußeren Feinde Polens waren aber seit Kasimir an Zahl und Macht gewachsen, so im Osten das immer mehr erstarkende Moskau, dessen Überfülle an Kraft sich in immer neuen Angriffen auf Litauen äußerte, im Süden die Tartaren und Türken und dazu die durch Johann Albrecht gereizte Moldau, im Norden aber der deutsche Orden, der Polen um die Errungenschaften dreizehnjährigen harten Kampfes bringen wollte. Der Sieg an der Orša hatte Sigismund nur teilweise Luft gemacht und nur dem weiteren Vordringen der Russen einen Damm gesetzt. Und nur der Befreiung von dieser Gefahr kann die etwas überschwengliche Freude gegolten haben, mit der er der ganzen Welt seinen Sieg mitteilt. Als sichtbare Zeichen

[1]) M. Bobrzyński, Dzieje Polski, 2. Ausgabe, Warschau 1881, 2, S. 30.

wandern mit diesen Siegesschreiben russische Gefangene als Geschenke an die Adressaten. Ja der Papst liest eine Dankesmesse für diesen Sieg über die abscheulichen Schismatiker, mit denen die Kurie sonst zum großen Ärger Polens die freundschaftlichsten Beziehungen unterhielt; die für den Papst aber bestimmten russischen Gefangenen erreichen ihr Ziel nicht, Maximilian läßt sie dem polnischen Gesandten, der sie nach Rom führen soll, in Hall wegnehmen und schickt sie als Beweis seiner Freundschaft für den russischen Großfürsten über Lübeck heim. Wohl niemals ist aber ein Sieg, der mit einem solchen Aufwand an Worten und Proklamationen gefeiert worden ist, von geringeren Folgen begleitet gewesen als dieser, wenn wir vom momentanen Stillstande weiteren Vordringens der Russen absehen. Nicht einmal Smolensk konnte zurückerobert werden und an seinen Mauern brach sich jetzt die Kraft des polnisch-litauischen Heeres. Wie hätte man auch das Adelsaufgebot noch weiter im Felde zu halten vermocht!

Erst nach dem Falle von Smolensk hatte Sigismund von dem russisch-österreichischen Bündnisse, dessen Spitze sich gegen ihn richtete, authentische Nachrichten erhalten. In heftigen Anklagen gegen den Kaiser teilt er diese Kunde Wladislaw und dessen Räten, wie dem am lateranensischen Konzil weilenden und den Habsburgern feindlichen Gnesener Erzbischof Jan Łaski und durch ihn dem Papst mit.[1]) Allein dem drohenden Konflikte zwischen Sigismund und Maximilian war bald darauf unter Vermittlung Wladislaws durch die Vereinbarungen zwischen Cuspinian und dem polnischen Vizekanzler Szydłowiecki, der ebenso wie der königliche Sekretär Peter Tomicki in Feindschaft mit Jan Łaski durch die kaiserliche Unterstützung seine Karriere machen wollte, die Spitze abgebrochen.[2])

Wie für Sigismund nach seiner Nachgiebigkeit gegenüber den Magnaten ein Krieg mit Maximilian von den gefährlichsten Konsequenzen gewesen wäre, so hatte auch der

---

[1]) Acta Tomiciana 3, Nr. 216, 234, 248.

[2]) Ibid. 3, Nr. 229. Vergl. über die Vorgeschichte des Wiener Kongresses, Liske, „Der Kongreß zu Wien im Jahre 1515," in „Forschungen zur deutschen Gesch." 7, S. 463 ff.

Kaiser, wie wir gesehen, wenig Liebe für seine Allianzpläne bei den an der Ordenssache nächstinteressierten deutschen Fürsten gefunden. Das alte Elend des Reiches, der Mangel an nationalem Gemeinsinn, trat wieder in seine Rechte. Da auch Dänemark aus seiner Reserve nicht heraustrat, blieb Maximilian nur der russische Großfürst, dessen Ansehen bei ihm durch die Niederlage von Orša naturgemäß gelitten hatte. Mußte er nicht fürchten, wenn er den Kampf mit diesem Bundesgenossen aufnahm, mehr einzusetzen, als der Erfolg ihm bringen konnte? Hatte nicht der ihm aufgedrängte Vertrag den Großfürsten als kühlen Rechner gezeigt, der nicht geneigt war, für fremdes Interesse sich zu weit vorzuwagen? Und ihm, der zeitlebens nur für die Machtvergrößerung seines Hauses tätig war, drohte nun durch die Stellungnahme Wladislaws für seinen Bruder die Vernichtung langjähriger Vorarbeiten für die Wiedererwerbung der seinem Hause einst gehörigen Länder der ungarischen Krone. Sollte er des Ordens wegen, dessen Unterstützung auch Sache des Reiches gewesen wäre, auf die Erwerbung Böhmens und Ungarns für sich und damit für das Reich verzichten? Man wird einwerfen, als Reichsoberhaupt habe er die Pflicht gehabt, dies zu tun. Gewiß, allein die Zeiten, in denen nicht das Hausinteresse des deutschen Kaisers für seine auswärtige Politik maßgebend war, waren vorüber. Die Entwicklung der Landeshoheit hatte auch die Kaiser gezwungen, durch eine geschickte Hauspolitik die Macht und die Stellung ihres Hauses im Reiche zu festigen, und zwar schon deshalb, weil meist auf ihren Schultern allein die Verteidigung des Reiches gegen seine äußeren Feinde wie die Wahrung des politischen Prestiges lag. Es ist also verständlich, wenn Maximilian, vor die Wahl gestellt, die Sache des Ordens oder das Interesse seines Hauses zu opfern, sich für ersteres entschied. Schließlich war es für das Reich von viel schwereren Konsequenzen, wenn Böhmen und Ungarn in andere Hände als die der Habsburger kam, als wenn der Thorner Frieden in weiterer Geltung blieb, nachdem das Reich schmählicherweise schon ein halbes Jahrhundert sich damit abgefunden hatte. Den ganzen Becher der Entrüstung deshalb über dem Haupte

Maximilians auszuleeren, wie dies geschehen ist,[1]) ist ungerecht und parteiisch.

Und daß er den Orden ohne ein Zugeständnis für diesen opfern mußte, daran tragen auch die deutschen Fürsten nicht wenig schuld. Hätte der Lübecker Tag die Allianz dieser Fürsten mit Kaiser und Dänemark gebracht, so wäre die Stellung Maximilians in den Verhandlungen mit Sigismund eine andere gewesen; als Haupt dieser Koalition hätte er von Sigismund die Erfüllung von Forderungen erzwingen können, die er allein im Bunde mit dem aufs Haupt geschlagenen Großfürsten nicht durchsetzen konnte. Der Kaiser machte auch nach der Festsetzung des Preßburger Tages noch immer Anstrengungen zum Abschlusse des großen Bündnisses[2]) und wollte auch die Gesandten seiner Mitkompaziszenten den Preßburger Verhandlungen beiziehen, um seine Position Sigismund gegenüber zu stärken, wenn er auch an ein gewaltsames Eingreifen zu Gunsten des Ordens, das ihm ja übrigens auch früher nur als ultima ratio vorgeschwebt hatte, nicht dachte. Als dem Kaiser der Ausgang des Lübecker Tages diese Hoffnung genommen hatte, hat er schließlich auch selbst die polnischen Forderungen, wie sie in den Vorverhandlungen in Preßburg formuliert worden waren, angenommen, d. h. er opferte den Orden und den Großfürsten. Sigismund, der natürlich die schlechten Erfahrungen Maximilians am Lübecker Tage nicht kannte, war erstaunt, daß diese Zugeständnisse vom Kaiser so leicht zu erreichen waren.[3]) Die Rechtfertigungsschrift[4]) Sigismunds an den Kaiser darüber, daß nicht er, wie der Großfürst ihn beschuldige, das Bündnis gebrochen, dürfen wir als reine Formsache betrachten; sie war nur dazu da, dem Kaiser den Rückzug zu erleichtern und den Schein eines Rechtsgrundes zu seinem Vorgehen gegenüber Vasilij zu bieten.

Sie ist nichts anderes als eine Darstellung der Eroberungspolitik Rußlands seit den Tagen Ivans III. und gerechter-

[1]) Droysen, Geschichte der preußischen Politik 2. 2., S. 89 f.

[2]) Vergl. Joachim 1, Beilage 82, S. 237 ff.

[3]) Acta Tomiciana 3, Nr. 532.

[4]) Ibid. 3, Nr. 548.

weise müssen wir zugestehen, daß sie vom polnischen Standpunkte richtig ist. Ivan habe sich bald nach seinem Regierungsantritte „dominus totius Russiæ et heres“ genannt und sei daran gegangen, die politischen Konsequenzen daraus zu ziehen. Zuerst seien Novgorod und Pskov von ihm unterworfen worden, dann eine Reihe kleinerer Fürsten, endlich habe er auch Livland und Polen-Litauen angegriffen, um ihnen ihre russischen Gebiete mit Gewalt zu entreißen. Sigismund hatte auch deshalb neben den Forderungen bezüglich des Ordens und des russischen Großfürsten an den Kaiser das Verlangen gestellt, er möge den livländischen Meister nicht daran hindern, mit Polen-Litauen gegen Rußland gemeinsame Sache zu machen; drohe doch beiden dieselbe Gefahr![1])

Die denkwürdige Zusammenkunft der Könige Sigismund und Wladislaw mit dem Kaiser in Wien, bekannt unter dem Namen des Wiener Kongresses von 1515, ward die Krönung der Preßburger Verhandlungen. Die Heiratsverträge zwischen den Habsburgern und der ungarischen Linie der Jagiellonen waren für den Kaiser Erfüllung und Lohn langjähriger Wünsche und Bemühungen; sie haben den Habsburgern Ungarn und Böhmen eingebracht, gewiß nicht ohne große materielle Opfer und dank ihrer persönlichen Tüchtigkeit, und bedeuten den vollständigen Verzicht der Jagiellonen auf ihre Weltmachtspläne zu Gunsten der Habsburger, das Ende ihrer Rivalität mit diesen. „Nicht das Glück allein hat die Habsburger emporgetragen,“ sagt Droysen an einer Stelle.[2]) „Daß sie, was es ihnen bot, kühn zu erfassen verstanden und keine Mühe noch Gefahr scheuten, es festzuhalten, daß sie trotz allem, was ihnen in den Weg trat, ihr Ziel unverrückt im Auge behielten, daß sie in jedem Errungenen eine neue Aufgabe und einen neuen Anlauf sahen, das fesselte das Glück an ihr Haus. Ein königlicher Geist, der Geist der Größe erfüllte es.“ Die Jagiellonen aber zwang die Schwäche ihrer inneren Politik, die ihnen die Mittel raubte, ihrer äußeren Feinde Herr zu werden, an den Habsburgern eine Stütze zu suchen. Für seinen Verzicht auf

[1]) Ibid. 3, Nr. 550.

[2]) Geschichte der preußischen Politik 2./2., S. 179.

eine antihabsburgische Politik in Ungarn, was in diesem Falle Verzicht auf die Erwerbung der Länder der ungarischen Linie der Jagiellonen und Förderung der Habsburger zu dieser Erbschaft bedeutete, erlangte Sigismund ein Friedens- und Freundschaftsbündnis mit dem Kaiser.[1])

Der Kaiser erkennt darin den Thorner Frieden von 1467 als rechtsgültig an und verspricht, den Orden bei Auflehnung gegen die Bestimmungen desselben weder mit Tat noch Rat zu unterstützen. Die dem Kaiser zugestandene Verhandlung der preußisch-polnischen Irrungen vor einem Schiedsgerichte nahm dem Orden bei dessen Zusammensetzung allerdings die Hoffnung auf eine Entscheidung zu seinen Gunsten, sie band aber zugleich dem Könige für weitere fünf Jahre die Hände, da sie ihn hinderte, während dieser Zeit den Orden mit Gewalt zu unterwerfen. Die wichtigste Bestimmung aber darin ist der Verzicht des Kaisers, den Großfürsten künftig direkt oder indirekt in seinem Kampfe mit Sigismund zu unterstützen. In etwas wenig begründetem Stolze besagt der Artikel, daß der König mit dem Großfürsten zwar einen Waffenstillstand hätte abschließen können und dazu noch jederzeit die Möglichkeit habe, daß er es aber bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge weder für sich noch für seine Länder für vorteilhaft halte; wenn der Kaiser aber die Vollmacht habe, einen Frieden im Namen des Großfürsten abzuschließen, oder moskowitische Gesandte mit einer Vollmacht eintreffen, werde sich Sigismund nach Beratung mit seinem Bruder nicht weigern, unter billigen Bedingungen darauf einzugehen. Worin diese „billigen" Bedingungen bestehen, erfahren wir aus den Preßburger Präliminarien: Sigismund fordert nicht nur die Herausgabe Smolensks, sondern auch die früher eroberten Gebiete,[2]) d. h. die Eroberungen Ivans III., die im Frieden von 1508 Rußland endgültig abgetreten worden waren, dann die Zahlung der Kriegskosten, wie die Verpflichtung, daß der Großfürst künftig die katholischen Fürsten im Kampfe gegen die Türken mit Rat und Tat unterstütze. Zu den tatsächlichen Erfolgen der polnischen Waffen, denen es nicht einmal gelang,

[1]) Acta Tomiciana 3, Nr. 552.

[2]) Ibid. 3, Nr. 550; „et cetera omnia nunc et ante oblata."

Smolensk zu entsetzen, zu dem recht fühlbaren Mangel an Geld, das die polnische Offensive in eine reine Defensive verwandelt hatte, stehen diese exorbitanten Forderungen in keinem Verhältnisse. Es konnte keine Rede davon sein, daß Vasilij, der die Schlappe von Orša längst überwunden und wieder die Offensive ergriffen hatte, auf diese Bedingungen eingehen werde. Unleugbar aber wurde der Kaiser durch diesen Artikel in eine schiefe Lage gebracht; selbst wenn er sich nur an den zweiten Vertrag gebunden hielt, durfte er ohne Wissen des Großfürsten sich weder in Verhandlungen einlassen noch weniger bindende Abmachungen treffen.

Die Unterstützung seiner ungarischen Politik durch Sigismund hatte bei dem sanguinischen Temperament des Kaisers ihn ganz auf die Seite des Polenkönigs gezogen, äußerte er sich doch gelegentlich nach dem Wiener Kongresse, er wolle Sigismund in den Himmel und die Hölle folgen.[1]) Seit der persönlichen Aussprache herrschte zwischen beiden Monarchen eine innige Freundschaft. Außerdem hoffte der Kaiser jetzt wieder einmal auf die Realisierung seines Lieblingsprojektes, einer Generalexpedition gegen die Türken.[2]) Und so wollte sich Maximilian einerseits Sigismund dankbar erweisen und dessen Kräfte für einen Türkenkrieg frei machen, anderseits seinen Bündnisbruch gegenüber dem Großfürsten gutmachen, indem er es unternahm, zwischen beiden Gegnern einen Frieden zu vermitteln. Er mochte bei seinem Optimismus hoffen, daß es ihm leicht gelingen werde, den Großfürsten zum Abschlusse eines Friedens zu bewegen. Allein er hatte da nicht mit dem Stolze und der Zähigkeit Vasilijs, einer väterlichen Erbschaft, an einem einmal bestimmten Ziele festzuhalten, gerechnet. Die Friedensvermittlung zwischen Polen und Rußland bildet nun in den letzten Jahren des Kaisers und sogar noch in den Zeiten seiner Enkel den Hauptinhalt der österreichisch-russischen Beziehungen, um dann in der Zeit der Romanovs und der wachsenden Türkennot zu neuer Blüte zu kommen.

Wenn Sigismund gehofft hatte, daß jetzt nach der Aussöhnung mit dem Kaiser auch der Streit mit dem Orden

[1]) Herberstein, Commentarii ed. Starczewski 1, I., S. 14 und 18.

[2]) Vergl. Schreiben des Kaisers an den Papst, Acta Tomiciana 3, Nr. 553.

und dem Großfürsten bald beigelegt sein werde, da er kurzsichtig den Widerstand der beiden lediglich Maximilian zugeschrieben hatte, so sollte er darin bald eine bittere Enttäuschung erfahren.

Der Bischof von Cujavien, Matthias Drzewicki, und Rafael Leszczyński waren von Sigismund beim Kaiser zurückgelassen worden, um mit den angekündigten russischen Gesandten zu verhandeln. Zu den Verhandlungen mit diesen, deren Ankunft täglich erwartet wurde, hatte er ihnen den Litauer, Marschall Bogusz, als kundigen Beirat beigeordnet.[1]) Drzewicki und Leszczyński hatten auch den Auftrag wegen einer Generalexpedition gegen die Türken mit den Gesandten der übrigen westeuropäischen Fürsten zu verhandeln, an deren Souveräne sich Sigismund schon von Wien aus in dieser Angelegenheit in besonderen Schreiben gewendet hatte.[2]) Das Erscheinen Franz I. in Italien und die Einnahme von Mailand machte freilich bald alle diese Hoffnungen zunichte.

Ende August oder anfangs September 1515[3]) trafen die russischen Gesandten Alexêj Zabolockij und der Djak Ščekin am kaiserlichen Hofe ein. Waren diese nun gekommen, um mit dem Kaiser die Details eines gemeinsamen Angriffes auf Polen zu verhandeln, wie wir dies aus den Verhandlungen mit Dänemark schließen dürfen, so fanden sie nun plötzlich in dem Kaiser anstatt eines Feindes einen warmen Freund Sigismunds, der ihnen statt der tätigen Beihilfe, zu der er sich vertragsmäßig verpflichtet hatte, die Vermittlung mit Polen anbot. Eng umschrieben waren immer die Instruktionen der russischen Gesandten im XVI. und XVII. Jahrhundert; wichtige und abschließende Verhandlungen behielt man sich am Kreml immer für Moskau selbst vor. Und so mußte sich der Kaiser täuschen, wenn er hoffte, daß der Großfürst Friedensverhandlungen am kaiserlichen Hofe jemals zustimmen werde; das verbot diesem sein Stolz und seine Klugheit. Bei Zabolockij und seinem Kollegen war es von vornherein klar, daß sie zu solchen

---

[1]) Acta Tomiciana 3, Nr. 559.

[2]) Ibid. 3, Nr. 558, 566.

[3]) Ibid. 3, Nr. 565.

Verhandlungen, weil ohne Auftrag, nicht einmal in unverbindlichen Besprechungen sich herbeiließen. Und wie die Verhandlungen in der Sache des Deutschen Ordens zu keinem Ergebnisse führten, im Gegenteile der Kaiser Sigismund bat, bis auf weiteres nichts in dieser Angelegenheit zu unternehmen, so waren jetzt auch die russischen Gesandten da, aber ohne in irgendeine Friedensverhandlung einzugehen.[1]) Wahrlich für die polnischen Gesandten und Sigismund wenig erfreuliche Meldungen; anstatt der Aussicht auf einen russisch-polnischen Frieden hört er, daß die russischen Gesandten den Kaiser nur daran gemahnt haben, seiner Vertragspflicht nachzukommen und den Großfürsten im Kampfe mit Sigismund zu unterstützen.[2]) Maximilian muß diese Mahnung des Großfürsten recht unangenehm gewesen sein; seine Lage war auch dadurch eine schwierige, daß er es mit keinem der beiden Gegner verderben wollte. Vielleicht würde sich die Sache für ihn einfacher gestaltet haben, wenn er sich nicht verpflichtet gefühlt hätte, Sigismund durch die Friedensvermittlung einen Freundschaftsdienst zu erweisen. Der Großfürst war weit entfernt, von ihm hatte er keine Durchkreuzung seiner Pläne oder gar Rache zu fürchten; hatte er doch auch nach dem Allianzvertrag von 1490/91, als die politische Lage sich geändert, sich um seinen Bundesgenossen Ivan III. gar nicht mehr gekümmert. Allerdings scheint Vasilij schon ungeduldig die kriegerischen Aktionen des Kaisers erwartet zu haben. Wir finden wenigstens, daß außer Gesandten auch eine Reihe von Kurieren in den Jahren 1515 und 1516 an den Kaiser abgeschickt wurden.[3]) Leider besitzen wir außer polnischen Quellen,[4]) die übrigens ungenügend und einander wider-

[1]) Ibid. 3, Nr. 591.

[2]) Ibid. 3, Nr. 593.

[3]) Denkmäler 1, S. 1486.

[4]) Acta Tomiciana 3. und 4. Bd. und J. L. Decius: De Sigismundi regis temporibus (vergl. zu letzterem die quellenkritische Untersuchung Hirschbergs „O życiu i pismach Justa Ludwika Decyusza", Lwów 1874). Die russischen Gesandtschaftsprotokolle aus dieser Zeit sind leider nicht mehr erhalten, nur ein Archivsinventar aus dem Jahre 1614, das übrigens nur mit Vorsicht zu benützen ist, belehrt uns, daß über alle diese Verhandlungen Protokolle vorhanden waren. Abgedruckt in Denkmäler 1, S. 1484 ff.

sprechend sind, keine Nachricht über alle diese Verhandlungen bis Herberstein.

Maximilian blieb also die Lösung eines recht schwierigen Problems, beiden Gegnern gegenüber den von ihm eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen. Die einzige mögliche Lösung lag darin, daß es ihm gelang, den Frieden zwischen beiden herzustellen.

Der Kaiser scheint es für besser gehalten zu haben, dem Großfürsten nicht gleich die ganze Wendung der Dinge vor Augen zu führen; denn Pantaleon v. Thurn, den er mit Zabolockij und Ščekin nach Rußland abordnet, erhält von ihm den Auftrag, Vasilij den Vorschlag zu machen, seine Gesandten nach Dänemark zu schicken, wozu er auch Sigismund bewegen werde, damit dann König Christian II. gewissermaßen als Schiedsrichter zwischen ihnen beiden den Frieden vermittle.[1]) In dem Großfürsten konnte dieser Vorschlag keinen Zweifel an der Bündnistreue des Kaisers erwecken, da doch auch Ösler und Burgstaller ihm schon einen ähnlichen Antrag, nämlich die Beschickung des Lübecker Tages, im Namen des Kaisers übermittelt hatten.

Zabolockij und Ščekin, die wahrscheinlich schon auf der Reise zum Kaiser beim Hochmeister Albrecht waren, diesem ein Schreiben des Großfürsten überreicht und ihm zu direkten und gerade in diesem Augenblicke bedeutungsvollen Beziehungen zu Rußland den Anlaß gegeben hatten,[2]) kehren nun auch über Preußen zurück. Pantaleon v. Thurn reist mit ihnen.[3]) Er schickt aber mit dem Marschall Bogusz, der den kaiserlichen Hof verließ, einen Diener zu Sigismund, um sich von diesem spezielle Instruktionen

---

[1]) Acta Tomiciana 3, Nr. 592.

[2]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit dem Deutschen Orden in Preußen I, Sbornik der kaiserlichen russischen historischen Gesellschaft 53, S. 5. Joachim 1, S. 84 und Anm. 1, ebenso Beilage 85, S. 240.

[3]) Warum Joachim 1, S. 101 ff., in den am 5. Jänner 1516 in Königsberg anwesenden kaiserlichen und russischen Gesandten nicht Thurn, Zabolockij und Ščekin sehen will, denen Etz im Dezember 1515 in Deutschland begegnet, und den Kaiser die russischen Gesandten erst im März 1516 abfertigen läßt, sehe ich nicht ein. Er läßt sich wohl durch das oben erwähnte Archivsinventar, Denkmäler 1, S. 1485, und Sbornik 53, S. 5, irreführen.

wegen eines Waffenstillstandes, der die Friedensverhandlungen erleichtern sollte, zu erbitten.[1]) Aber Sigismund hatte die Kunde von der dänischen Vermittlung nicht erfreut; Christian ist ihm als Schwager des Kurfürsten Joachim von Brandenburg verdächtig und er fürchtet deshalb eine Verquickung der preußischen Angelegenheit mit dem russischen Frieden, wenn ihm auch Maximilian versprochen hatte, daß alles nach seinem Wunsche gehen solle.[2]) Und so erhält auch Thurns Diener, der mit dem Marschall Bogusz am königlichen Hofe eintraf, von Sigismund keine Antwort, angeblich, weil seine litauischen Räte nicht zur Stelle seien, obwohl durch den Mangel am nötigen Solde der Zustand des polnisch-litauischen Grenzheeres sich so verschlechtert hatte, daß man befürchten mußte, nicht einmal in der Defensive dem Großfürsten gegenüber über ausreichende Kräfte zu verfügen.[3])

Die steten Mahnungen Vasilijs, die er durch Gesandte und Kuriere an den Kaiser richtete, wie die Unruhe Sigismunds sind wahrscheinlich die Ursache, daß Maximilian noch kurz vor Thurn Georg Raumschüssel und Balthasar Eder nacheinander zum Großfürsten abgehen ließ. Über ihre Mission wissen wir nichts Bestimmtes,[4]) dürfen aber vermuten, daß beider Auftrag dahingegangen sein wird, den Großfürsten zu Friedensunterhandlungen mit Polen geneigt zu machen. Raumschüssel trifft mit dem russischen Gesandten Afanasij Kuricyn, den Vasilij noch 1515 zum Kaiser geschickt hatte, in Moskau ein und wird im Juni 1516 über Dänemark entlassen.[5]) Balthasar Eder aber war schon im

[1]) Acta Tomiciana 3, Nr. 601.

[2]) Ibid. 3, Nr. 593.

[3]) Ibid. 3, Nr. 601.

[4]) Fiedler hat zwar l. c. S. 231, Anm. 1, richtig bemerkt, daß die von Górski in seinem Kommentar zu den Acta Tomiciana 4, S. 1, verwendete Instruktion Sigismunds für einen nach Moskau bestimmten kaiserlichen Gesandten (A. T. 4, Nr. 45) nicht Eder, sondern Sigismund v. Herberstein (1517) betrifft, nimmt aber in seiner Darstellung darauf keine Rücksicht.

[5]) Russische Akten des Kopenhagener Staatsarchives, russische historische Bibliothek 16, Nr. 5 (russ.). Georg Raumschüssel treffen wir auch in der Begleitung Herbersteins auf dessen erster Reise nach Rußland, doch kehrt er vor der russischen Grenze wieder um. Vergl. Selbstbiographie Sigismunds Freiherrn v. Herberstein, ed. Karajan, Fontes rer. austr. 1./1., S. 102, 104, 114.

April über Litauen-Polen heimgereist und hatte hier dem Könige geklagt, daß er in Moskau sehr mißtrauisch behandelt wurde. Vielleicht war der Großfürst über den Gesinnungswechsel des Kaisers, der nichts von einer gemeinsamen Offensive wissen wollte, mißtrauisch geworden, vielleicht aber hatte Eder durch unvorsichtige Äußerungen, die ihn als Freund Polens erscheinen ließen, selbst Anlaß dazu gegeben. Er konnte auch Sigismund keine bestimmte Antwort Vasilijs mitteilen, denn er erhielt entsprechend seinem Charakter als Kurier[1]) nur ein Schreiben an den Kaiser mit.[2]) Zu dem Empfange Thurns trifft der Großfürst besondere Vorbereitungen,[3]) allein auch dieser vermag ihn nicht zu bewegen, auf die Vorschläge des Kaisers einzugehen. Als er auf der Rückreise zu Sigismund kam, kann er diesem nur melden, daß der Großfürst nicht einmal zu einem Waffenstillstand, geschweige denn zu einem Frieden bereit sei; er verlange nur, daß die Litauer, — man beachte die Auffassung Vasilijs — wie es früher üblich war, ihre Gesandten zu Friedensverhandlungen nach Moskau schicken, und betone, er sehe nicht ein, wozu er deshalb seine Gesandten nach Dänemark senden solle. Wenn Sigismund bei ihm freies Geleite für seine Gesandten verlange, werde er sich dies überlegen, aber auf seine Erblande, d. h. auf die derzeit noch mit Litauen vereinigten russischen Gebiete könne er niemals verzichten.[4])

Fürwahr, eine wenig erfreuliche Nachricht für Sigismund! Nicht nur, daß Vasilij also von einer Herausgabe Smolensks nichts wissen wollte, er forderte, getreu dem väterlichen Beispiele, die Abtretung weiterer Gebiete, die er noch gar nicht erobert hatte. Die strategische Lage Sigismunds gegenüber dem Großfürsten hatte sich sichtlich

[1]) Denkmäler 1, S. 1486.

[2]) Acta Tomiciana 4, Nr. 20. Die Erzählung Decius' (Pistorius, Polonicæ historiæ corpus 2, S. 335), daß Eder von Pantaleon v. Thurn, der schon früher in Moskau geweilt habe, dem Großfürsten als Spion bezeichnet und mit Mühe dem Tode entgangen sei, dürfen wir füglich in das Reich der Fabel verweisen, da Eder vor Thurn in Moskau eingetroffen ist. Vergl. Denkmäler 1, S. 1486.

[3]) Denkmäler 1, S. 175 ff.

[4]) Acta Tomiciana 4, Nr. 53.

verschlechtert; der Großfürst machte Vorbereitungen zur Einnahme Polocks,[1]) während ein anderes russisches Heer Witebsk belagerte.[2]) Dazu trafen aus Preußen und Livland Nachrichten über Kriegsrüstungen ein; die krimschen Tartaren aber machten trotz der teuer erkauften Verträge einen Beutezug nach Litauen. Wie zum Hohne entschuldigte sich der Khan, dies sei von seinen Söhnen ohne sein Wissen geschehen, allein er habe zur Genugtuung sofort ein großes Heer nach Rußland geschickt, um die Länder des Großfürsten zu verwüsten, und bitte nun, dasselbe auf litauischem Boden überwintern zu lassen. Ein Gast, der Sigismund sicherlich wenig Freude gemacht haben wird.[3]) Zwar hatte Sigismund im Sommer 1516 mit Christian II. von Dänemark ein Bündnis abgeschlossen, allein auch hier war Sigismund der gebende Teil. Christian kam es nämlich darauf an, von ihm das Schiffahrtsverbot nach Schweden an die Danziger zu erwirken, denn der Deutsche Orden, der seine ganze Kraft für einen Kampf mit Polen bereit halten mußte, war für den Dänenkönig ein wertloser Bundesgenosse geworden. Als Gegenleistung bot Christian dem Polenkönige die Vermittlung zwischen ihm und dem Großfürsten.[4]) Und dazu war er eigentlich durch seine Vielseitigkeit gezwungen, denn im August desselben Jahres war von seinem Gesandten David in seinem Namen in Moskau ein Allianzvertrag abgeschlossen worden, der Christian russische Hilfe gegen Sten Sture, Vasilij dänische Hilfe gegen Sigismund zusicherte. Wenn es ihm gelang, die beiden Gegner zu versöhnen, durfte er hoffen, beider Kräfte zum Kampf gegen Sten Sture freizumachen, um mit ihrer Hilfe sein heißersehntes Ziel, Schwedens Krone, zu erlangen.[5]) Da Wladislaw von Ungarn und Böhmen im März 1516 gestorben war, war Maximilian die einzige Stütze, die Sigismund geblieben war. Ist es zu wundern, wenn Sigismund in all seiner Bedrängnis sich noch

[1]) Ibid. 4, Nr. 56.

[2]) Ibid. 4, Nr. 70.

[3]) Ibid. 4, Nr. 101.

[4]) Ibid. 4, Nr. 88. Forsten, Der Kampf um die Herrschaft am Baltischen Meere, S. 221 (russ.).

[5]) Russische Akten des Kopenhagener Staatsarchives, russische historische Bibliothek 16, Nr. 5 und 6 (russ.).

enger an den Kaiser anschloß? Das von den Türken bedrohte Ungarn mit seinem jugendlichen Herrscher, zu dessen gemeinsamen Vormündern sie von Wladislaw eingesetzt worden waren, mußte sie ihrer beiderseitigen Interessen wegen einander noch näherbringen; übrigens war der Kaiser eifrig bemüht, Sigismund in der Person seiner Enkelin Eleonore oder Bona Sforzas, der Tochter der Herzogin Isabella von Bari, eine Frau zuzuführen, — Barbara Zapolya war kurz zuvor gestorben — die ihn noch fester an das habsburgische Haus knüpfen sollte.

Sigismund bat nach der Rückkehr Pantaleon v. Thurns den Kaiser, ihm über die Mission des russischen Gesandten Grigorij Zagrjaskoj, der, um litauisch-polnisches Gebiet zu vermeiden, über Livland und Preußen, wo er auch an den Hochmeister seine Aufträge hatte, seinen Weg zum Kaiser genommen hatte, Genaueres mitzuteilen, wie auch um eine Meinungsäußerung darüber, was er künftig in dieser Angelegenheit unternehmen wolle.[1]) Allein der Kaiser hatte schon, bewogen durch ein Schreiben Tomickis an den Kardinal von Gurk,[2]) worin jener andeutete, daß der König vor Abschluß eines Friedens mit Moskau an keine neue Ehe denken könne, bevor noch Thurn bei ihm eintraf, Sigismund die Mitteilung machen lassen, daß er bereits in der Person des Bischofs von Laibach, Christoph Rauber, einen neuen Gesandten für Rußland designiert habe.[3])

Aber die Mission eines kaiserlichen Gesandten nach Rußland war im XVI. und bis tief ins XVII. Jahrhundert eine Stellung, die wenig Bewerber fand. Die weite, gefährliche Reise, das unwirtliche Klima und die Vorstellung, die man damals in Westeuropa von den russischen Sitten und Gebräuchen hatte, wirkten abschreckend und ließen diese Mission als eine Unternehmung erscheinen, vor deren Antritt man gut daran tat, seine weltlichen Angelegenheiten zu ordnen und sich auch auf eine mögliche Abreise ins Jenseits vorzubereiten. So hat auch Christoph Rauber sich mit

---

[1]) Acta Tomiciana 4, Nr. 30. Vergl. auch Joachim 1, S. 102 ff., und Beilage 108, S. 271.

[2]) Acta Tomiciana 4, Nr. 52.

[3]) Ibid. 4, Nr. 54.

seinen Reisevorbereitungen nicht besonders beeilt und dadurch dieser Mission zu entgehen gesucht. Sein Kollege Peter Mraxi, Pfleger von Güns, war schon nach Krakau voraus geeilt, als aber der Bischof sich dort nicht zeigte, wieder zurückgekehrt. Sigismund von Herberstein, der damit betraut war, diese Angelegenheit zu betreiben, wird schließlich selbst vom Kaiser gemeinsam mit Mraxi mit dieser Mission betraut. Allein auf der Reise durch Mähren schon verliert Herberstein seinen Kollegen durch den Tod.[1])

Der Kaiser war nach dem mißlungenen Versuche, die Folgen des französischen Sieges bei Marignano rückgängig zu machen, an den Rhein gezogen und hatte seinen Enkel Karl bevollmächtigt, ihn den burgundisch-französischen Abmachungen von Noyons beizuschließen; mit Überschreitung seines Mandates hatte Karl den Brüsseler Vertrag abgeschlossen, der Maximilian die Herausgabe Veronas gegen eine Geldentschädigung an Venedig und einen anderthalbjährigen Waffenstillstand mit letzterem auferlegte. Ungern willigte Maximilian in die Abtretung Veronas und mag sie wohl nicht als dauernde betrachtet haben.[2]) Nachdem er so wieder Gelegenheit hatte, seinen italienischen Angelegenheiten, die er noch dazu durch den Abschluß eines neuen Bündnisses mit England und dem Papst, das er am 8. Dezember 1516 beschworen hatte,[3]) für genügend gesichert erachtete, für einige Zeit weniger Aufmerksamkeit zu widmen, dachte er auch daran, sein Versprechen Sigismund gegenüber einzulösen und dem russischen Gesandten Zagrjaskoj damit die beste Antwort zu erteilen, daß er ihn in Begleitung Herbersteins und Mraxis heimbeorderte.

Die Bemühungen des Hochmeisters Albrechts von Brandenburg, den Kaiser, der auch diesbezüglich von mehreren deutschen Fürsten bestürmt wurde,[4]) wieder für die Sache des Ordens zu gewinnen und diese für das Reich und die Christenheit so wichtige Stiftung nicht dem Unter-

[1]) Herbersteins Selbstbiographie, ed. Karajan, Fontes rer. austr. 1./1., S. 104, 107.

[2]) Ulmann 2, S. 686.

[3]) Monumenta Habsburgica 2. Abt. 1, Nr. 8.

[4]) Voigt, Geschichte Preußens 9, S. 496 ff.

gange preiszugeben, brachten Maximilian in eine unangenehme Lage, da er einerseits Sigismund gegenüber seinen Verpflichtungen nachkommen, andererseits aber doch die Fürsprecher des Ordens nicht verletzen wollte. Freilich mutet es uns seltsam an, wenn wir hören, daß gerade der Kurfürst von Sachsen, der Maximilian 1515 bei seinen Bemühungen um die Schaffung einer großen Koalition zum Schutze des Ordens im Stiche gelassen hatte und so mit dem Kurfürsten von Brandenburg eigentlich die Ursache war, daß der Kaiser in den Preßburger Verhandlungen nichts für den Orden erreichen konnte, zu diesen Mahnern gehörte. Auch sahen wir schon, wie der Kaiser lebhaft bemüht war, an die Seite Sigismunds eine Frau zu setzen, die, dem habsburgischen Hause treu ergeben, auf die auswärtige Politik der Jagiellonen im habsburgischen Sinne Einfluß nehmen konnte. Von den beiden Bräuten, die Maximilian ihm vorgeschlagen hatte, hatte sich Sigismund für die Enkelin des Kaisers, die Erzherzogin Eleonore, entschieden. Allein weder die spanischen Cortes noch die niederländischen Stände wollten von dieser Heirat etwas wissen, angeblich weil die Gesundheit Karls und Ferdinands nicht sehr stark sei, so daß es möglich wäre, daß Eleonore die Erbin des Thrones würde und deshalb nicht in ein so fernes Land gegeben werden könne.[1]) Der eigentliche Grund wird wohl der gewesen sein, daß man schon seit 1509 wegen einer Verheiratung Eleonoras mit dem Prinzen von Portugal in Verhandlung stand.[2]) Nun mußte man danach trachten, Sigismund die zweite der angebotenen Bräute, Bona Sforza, mundgerecht zu machen. Und daß daran nicht nur der Kaiser, sondern auch Isabella und ihre Tochter Bona selbst ein lebhaftes Interesse bekundeten, beweist das Versprechen an Herberstein, ihm 1000 Gulden auszubezahlen, wenn die Heirat zustande komme.[3])

Das alles zeigt schon, daß Herberstein auch bei Sigismund manches zu erledigen hatte. Von den Instruktionen aber, die er erhielt, ist uns nur die für seine russische

---

[1]) Acta Tomiciana 4, Nr. 255.

[2]) Baumgarten, Geschichte Karls V. 1, S. 211 Anm.

[3]) Selbstbiographie, Fontes rer. austr. 1./1., S. 267.

Mission erhalten,[1]) doch aus der Antwort Sigismunds können wir uns auch die polnische Instruktion rekonstruieren.[2]) Neben dem Angebote Bona Sforzas als Gattin hatte Herberstein Sigismund auch zu melden, daß der Kaiser Mittel und Wege gefunden habe, ihn mit dem Hochmeister zu versöhnen. Außerdem hatte sich Herberstein natürlich darüber Instruktionen zu erbitten, wie weit er am russischen Hofe mit seinen Friedensvorschlägen gehen dürfe. Dies seine Aufträge in Polen.

Der Gedanke eines allgemeinen Kreuzzuges gegen die Türken, den wir Maximilian immer periodisch nachhängen sehen, beschäftigte Maximilian wieder mehr, als alles andere. Die mannigfachen französischen und italienischen Händel, die ewige Ebbe in seinen Taschen, wie auch das geringe Interesse, das Westeuropa an diesen Türkenplänen nahm, hatte ihn bisher immer an der Verwirklichung seines Jugendtraumes gehindert. Jetzt aber, da seit dem Wiener Kongresse das Schicksal der ungarischen Jagiellonen mit dem habsburgischen Hause so eng verknüpft war, forderten dies politischen Veränderungen in Stambul und Ofen vom Kaiser gebieterisch, zu handeln und nicht nur phantastische Pläne zu schmieden. Während an Stelle des ohnehin energielosen Wladislaw ein Kind getreten war, hatte den schwachen Bajezid II. sein kriegerischer und eroberungslustiger Sohn Selim I. mit Hilfe der Janitscharen vom Throne gestoßen.[3]) Ein Angriff auf Ungarn bildete für Selim nur eine Frage der Zeit; nur dem Umstande, daß die Bekämpfung seiner Brüder, deren bloße Existenz schon Selim als eine Gefahr für sich ansah, wie des persischen Schah und des Sultans der Mameluken ihn in Kleinasien, Iranien und Ägypten festhielt, verdankte Ungarn den Aufschub der unausbleiblichen Katastrophe. Der Versuch, der drohenden Gefahr durch ein großes Heer, das durch die Predigt des Kreuzes zusammengebracht werden sollte, zu begegnen, brachte Ungarn fast an den Rand des

---

1) Senckenberg, Sammlung von raren und ungedruckten Schriften 4. S. 20 ff. (Hagenau 1516, Dezember 12.).

2) Acta Tomiciana 4, Nr. 45 (gehört wie Nr. 66 und 90 nicht in das Jahr 1516, sondern 1517) und Nr. 291.

3) Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches 2, S. 564 ff.

Abgrundes. Die Bauern, zum heiligen Kriege aufgerufen, wendeten sich zuerst gegen ihre adeligen Bedrücker und mußten diese Tat grausam büßen.[1]) Zapolyas Versuch aber, den Abschluß von Heiratsverträgen mit den Habsburgern als gefeierter Türkenbesieger zu hintertreiben, trug diesem eine schmähliche Niederlage ein und reizte die Türken nur noch mehr.[2])

Und so werden wir uns nicht wundern, wenn wir sehen, daß der Grundton der russischen Instruktion auf diese nahende Türkengefahr abgestimmt ist. Der Kaiser, so läßt Maximilian Herberstein sagen, habe sich zeitlebens nur um das eine Ziel bemüht, alle christlichen Fürsten zum Kampfe gegen die Ungläubigen zu einen. Alle Kämpfe, die er bisher ausgefochten, habe er nur im Dienste dieser großen Idee begonnen. Jetzt im Alter sei endlich dies sein Bemühen von Erfolg gekrönt. Stolz weist er darauf hin, wie eigentlich alle europäischen Reiche ihm nun zu Willen und Werkzeuge seiner Ideen seien. Ungarn sei in seiner Hand, Spanien mit all seinen Nebenreichen beherrsche sein Enkel Karl, Portugal sei durch Bande des Blutes, England durch Bande der Freundschaft mit ihm verknüpft, der König von Dänemark, Schweden und Norwegen sei der Mann seiner Enkelin, ja selbst Frankreich und Venedig habe er dazu gezwungen, Frieden zu begehren. Fürwahr, ein stolzes Bild, entworfen von des alternden Kaisers jugendfrischem und unverwüstlichem Optimismus, das hier Herberstein dem Großfürsten entrollen sollte! Und dann hatte er den Großfürsten zu ermahnen, auch seinerseits die gewaltige Idee des Kaisers zu fördern, denn alle christlichen Fürsten habe der Kaiser geeinigt, nur er und der König von Polen liegen noch mit einander im brudermörderischen Kampfe; deshalb möge auch er die Hand zum Frieden bieten. Nicht allein das Wohl der ganzen Christenheit erfordere dies, sondern auch sein eigener Vorteil, denn Frieden fördere das Wohl seines Reiches und seiner Untertanen, des Krieges Ausgang aber sei ungewiß und erfordere große Opfer an Gut und Blut. Übrigens habe der Kaiser auch begründete Hoffnung, daß

[1]) Huber 3, S. 438 ff.

[2]) Ibid. 3, S. 447.

es ihm gelingen werde, auch einen Vergleich zwischen Sigismund und dem Deutschen Orden zustande zu bringen. Mit dem Auftrage, den Großfürsten zu bitten, den Wojwoden der Moldau bei dem bevorstehenden Kampfe mit den Türken nicht in den Arm zu fallen, schließt der meritorische Teil der russischen Instruktion.[1])

Mit diesen Aufträgen also trat Herberstein am 14. Dezember 1516 die erste seiner welthistorischen Reisen nach Rußland an. In Augsburg schloß sich ihm der russische Gesandte Dmitrij Zagrjaskoj und der Gesandte der Herzogin Isabella von Bari, der Mutter Bona Sforzas, Chrisostomo Colonna, an. Seinen Kollegen Mraxi verlor er schon unterwegs durch den Tod, wie wir gesehen haben; für die besondere Verwendung, als Kurier von Moskau aus zu König Sigismund zu gehen, wenn dies der Gang der Verhandlungen erheischen sollte, ward ihm sein Schwestersohn Hans v. Thurn beigegeben. Am 4. März 1517 erst trifft Herberstein in Wilna ein, wo Sigismund damals hofhielt, da Litauen ja in erster Linie infolge des russischen Krieges und häufiger Streifzüge der Tartaren seine Anwesenheit erforderte.[2]) Herberstein ist voll des Lobes über den freundlichen Empfang, der ihn hier von dem Könige und den Großen zuteil ward. In der Heiratsangelegenheit erzielte er auch einen vollen Erfolg, Sigismund nahm Bona Sforza aus den Händen des Kaisers zu seiner zweiten Gemahlin.[3]) Weniger günstig war die Antwort Sigismunds auf die anderen Aufträge, die Herberstein im Namen seines kaiserlichen Herrn vorzubringen hatte. Kühl meinte der König, die Ursache, warum er mit dem Orden zu keinem Ausgleiche komme, sei nicht schwer zu finden; sie liege daran, daß der Hochmeister sich weigere, den schuldigen Eid zu leisten und darum die ganze Welt gegen ihn in Bewegung setze. Und wenn Sigismund Herberstein befahl, zuerst die Friedensvermittlung zwischen ihm und Vasilij in die Hand zu nehmen, da die preußische Angelegenheit nicht so dringend sei und

---

[1]) Senckenberg 4, S. 20 ff.

[2]) Die Details der Reise in Herbersteins Selbstbiographie, Fontes rer. austr. 1./1., S. 106 ff.

[3]) Ibid. 113.

er sich inzwischen die Vorschläge des Kaisers[1]) reiflich überlegen könne, mag er dabei den Hintergedanken gehabt haben, wenn durch einen russischen Frieden ihm die Hände frei seien, schon selbst mit dem Orden fertig zu werden. Der Hochmeister hatte auch diese Gefahr schon längst erkannt und setzte seinerseits alles daran, wie wir sehen werden, eine Aussöhnung der beiden Gegner um jeden Preis zu hintertreiben. Übrigens war der Spielraum, der Herberstein bei seiner Friedensvermittlung eingeräumt wurde, ein recht eng bemessener und der Erfolg derselben schon von allem Anfange an dadurch in Frage gestellt; denn alle bisherigen Bemühungen der kaiserlichen Gesandten waren daran gescheitert, daß sich die Gegner auf keinen Verhandlungsort einigen konnten. Zähe hielt der Großfürst an seiner Forderung fest, daß Friedensverhandlungen nur in Moskau geführt werden sollen, Herberstein aber darf im Auftrage Sigismunds nur dreierlei vorschlagen: entweder sollen beide Teile ihre Gesandten an einen Ort an der russisch-litauischen Grenze schicken, oder nach Riga oder endlich zum Kaiser.[2])

Am 14. März verließ Herberstein Wilna, nachdem er noch zuvor den unglücklichen Anführer der Russen bei Orša, Ivan Čeladin, und seine Gefährten im Gefängnisse besucht, getröstet und beschenkt hatte,[3]) ein ohne Zweifel diplomatischer Schritt; mußte er doch dadurch von vornherein den Großfürsten für sich einnehmen! Da man dem russischen Gesandten überängstlicherweise jede Gelegenheit zur Spionage nehmen wollte, hatte sich Herberstein von diesem schon in Grodno trennen müssen und traf ihn erst bei Drisojatyj, beim Austritte aus dem heutigen Gouvernemente Kovno.[4]) Über Polock, Novgorod und Tver trifft er endlich am 18. April in Moskau ein. Zagrjaskoj hatte zur Berichterstattung vorauseilen müssen und war schon am 7. April dort eingetroffen. Am 21. April empfängt Vasilij Herber-

[1]) Joachim 1, S. 134 ff. und Beilage 113, S. 280. Die Form, in der sie von Herberstein wirklich erstattet wurden, ibid. 1, Beilage 141, S. 314.

[2]) Acta Tomiciana 4, Nr. 45.

[3]) Commentarii ed. Starczewski 1, I., S. 11.

[4]) Selbstbiographie, Fontes rer. austr. 1./1., S. 114.

stein in erster Audienz. In wohlklingender Rede und äußerst geschickt weiß er dem Großfürsten, getreu seiner Instruktion, die Türkengefahr zu schildern, wie von der Macht des Kaisers, ihr zu begegnen, zu erzählen. Die Nachrichten, die ein türkischer Gesandter während seiner Anwesenheit zu Wilna Sigismund über den Sieg Selims über Kanssu Gawri, den Sultan der Mameluken, und die hiedurch erfolgte Einnahme von Damask und Jerusalem[1]) mitgeteilt hatte, dienen ihm dazu, in den Großfürsten noch mehr zu dringen, dem Wunsche des Kaisers entgegenzukommen. Wenn Vasilij seine Bereitwilligkeit zum Frieden ihm erklärt habe, dann wolle er sich seiner weiteren Aufträge entledigen.[2])

Am nächsten Tage wird Herberstein zur Konferenz mit den russischen Räten befohlen. Die schönen Worte verdienten auch eine schöne Antwort und die ward Herberstein auch zuteil: auch der Großfürst wünsche, daß das gegenseitige Zerfleischen der christlichen Völker aufhöre, begrüße die Erfolge des Kaisers in der Einigung der christlichen Fürsten und bete zu Gott für des Kaisers weitere Erfolge in dieser Richtung. Aber nicht er, sondern Sigismund trage schuld daran, daß bisher ein Frieden, wozu er schon seit langem durch Gesandte und Kuriere an den Kaiser seine Bereitwilligkeit ausgesprochen habe, noch nicht zustande gekommen sei. Und mit einem deutlichen, nicht mißzuverstehenden Winke wird Herberstein mitgeteilt, daß der Großfürst sich freue, daß Maximilian an dem Bündnisse mit ihm festhalte.[3])

Wenn der Kaiser darauf gerechnet hatte, den Großfürsten durch den Hinweis auf die drohende Türkengefahr zum Frieden geneigter zu machen, so war diese Hoffnung allerdings auf Sand gebaut und eine vollständige Verkennung der Politik, wie sie schon Ivan III. eingeleitet hatte und die nun von Vasilij im Sinne des Vaters weitergeführt wurde.

Seitdem die krimsche Horde auch in den Machtbereich des türkischen Reiches gezogen worden war und türkische

---

[1]) Vergl. Zinkeisen 2, S. 572.

[2]) Denkmäler 1, S. 197 ff.

[3]) Ibid. 1, S. 201 ff.

Statthalter in Kaffa und Asow residierten,[1]) war es für Rußland notwendig geworden, sich zu entscheiden, wie es sich zu diesen Veränderungen in seiner Nachbarschaft stellen sollte. Wenn man auch Ivan immer von kirchlicher Seite vor Augen führte, daß er das Erbe der byzantinischen Kaiser auch als oberster Schutzherr der orthodoxen Christen anzutreten habe, oder wenn ihn die venezianische Signorie schon 1473, also ein Jahr nach der Hochzeit mit der Paläologentochter Zoe, darauf aufmerksam machte, daß mit dem Erlöschen der byzantinischen Kaiserfamilie im männlichen Gliede das griechische Reich ihm als Gatten Zoes zukomme,[2]) verlor der nüchterne Großfürst nie das nächste Ziel aus den Augen. Der russische Handel erlitt durch die Verdrängung der Genuesen aus den Städten, die ihnen ihre Bedeutung als Weltemporien verschafft hatten, ungeheuer, ganz abgesehen davon, daß nun auch von den russischen Kaufleuten durch die türkischen Behörden, deren Willkür sie schutzlos gegenüberstanden, bedeutende Steuern eingehoben wurden. Dies bewog Ivan, in direkte Beziehungen zur Pforte zu treten, um dem russischen Handel auf dem Wege freundschaftlicher Beziehungen Sicherheit und Schutz zu verschaffen. Er schickte also 1496 den Bojaren Michail Andrejevič Pleščeev als Gesandten zu Bajezid II.[3]) Trotz seines stolzen Auftretens und seiner Weigerung, die nach seiner Ansicht entehrende Ehrenbezeigung dem Padischah zu leisten, kehrt Pleščeev 1498 mit einem vollen Erfolge zurück. Nicht nur die persönliche Sicherheit und ruhiger Erwerb wird den russischen Kaufleuten für das ganze türkische Reich garantiert, sondern auch ihre Habe wird im Falle ihres Ablebens auf türkischem Boden ihren rechtmäßigen Erben gewahrt.[4]) 1499 sandte Ivan III. Alexander Golochvastov an den Statthalter von Kaffa und an den Sultan lediglich aus dem Grunde, die guten Beziehungen zur Pforte zu

[1]) Vergl. Smirnov: Das Khanat der Krim unter der Oberherrschaft der ottomanischen Pforte, S. 267 ff. (russ.).

[2]) Djakonov, Die Gewalt der Moskauer Herrscher, S. 79 f. (russ.).

[3]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit der krimschen und nogaischen Horde und der Türkei II, Sbornik der kais. russ. hist. Gesellschaft 41, S. 231 ff. (russ.).

[4]) Ibid. S. 244 ff.

pflegen. Eine kleine, aber überaus bezeichnende Veränderung in dem Schreiben vom März 1499[1]) gegenüber dem vom September 1496, nämlich die Voranstellung seines Titels dem des Sultans, zeigt uns, wie die günstige Aufnahme, die kein erster Annäherungsversuch gefunden hatte, dem Großfürsten Mut gemacht hatte, sich dem Sultan gegenüber vollkommene Ebenbürtigkeit herauszunehmen. Dann ruhten die diplomatischen Beziehungen mit der Pforte während der letzten Regierungsjahre Ivan III.; nur mit dem Statthalter von Kaffa unterhielt man Verkehr, der meist in Klagen wegen Verletzung der den russischen Kaufleuten gewährten Privilegien seinen Ausdruck fand.

Man war in Moskau über die Vorgänge in Stambul immer genau unterrichtet, denn Patriarch wie Mönche betrachteten Rußland als ihre melkende Kuh und immer waren Mönche aus den Athosklöstern unterwegs, vom Großfürsten sich milde Gaben zu holen. Und so wird auch Vasilij über die Tragweite des Thronwechsels in Konstantinopel bald genau unterrichtet gewesen sein, denn schon im Dezember 1512 schickt er seinen Gesandten in der Person Michail Ivanovič Alexeêv zu Selim I. Vasilij ist diesmal bescheidener als sein Vater, stellt den Titel des Sultans voran, wünscht ihm Glück zu seinem Regierungsantritte und spricht den Wunsch aus, die guten Beziehungen ihrer Väter fortgesetzt zu sehen.[2]) Im April 1514 kehrte Alexeêv nun in Begleitung eines türkischen Gesandten heim. Dieser meldet dem Großfürsten die Bereitwilligkeit des Sultans, mit ihm freundschaftliche Beziehungen zu pflegen und Freund seiner Freunde, Feind seiner Feinde zu sein.[3]) Auffallend ist der Umstand, daß der türkische Gesandte fast ein Jahr lang zurückbehalten wird. Freilich war der Großfürst im Juni 1514 an der Spitze eines Heeres in Litauen eingerückt und auch in der Folgezeit durch die Einnahme Smolensks und die Ereignisse vor und nach der Schlacht von Orša vollauf beschäftigt, allein es hat auch

[1]) Ibid. S. 281 f.

[2]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit der krimschen und nogaischen Horde und der Türkei II, Sbornik der kais. russ. hist. Gesellschaft 95, S. 85 ff. (russ.).

[3]) Ibid. S. 96.

den Anschein, als ob man nach dieser Niederlage um alles in der Welt gern ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem Sultan ähnlich dem mit dem Kaiser eben durch Schnitzenpaumer vereinbarten Vertrage gehabt hätte. Die Stellung des Sultans als Souverän der Rußland nun feindlichen krimschen Tartaren macht dieses Begehren begreiflich; hätte man doch außer der Diversion der polnisch-litauischen Heereskräfte noch unbedingte Sicherheit vor den Tartareneinfällen gehabt! Allein der türkische Gesandte erklärt im Februar 1515, er sei nur ad audiendum verbum gekommen und habe absolut keinen Auftrag, eine Vertragsurkunde zu entwerfen und auszufertigen.[1]) So mußte sich Vasilij damit zufrieden geben; nur bittet er den Sultan, der krimschen Horde zu verbieten, in Rußland einzufallen.[2]) Interessant ist aber dieser Vorfall, weil er eine gewisse Analogie mit dem Vorgehen gegen Schnitzenpaumer und Meister David aufweist; dem geschmeidigen Griechen gegenüber war eine Überrumpelung allerdings ausgeschlossen. Aber noch im Monate März 1515 schickt der Großfürst Vasilij Andreevič Korobov als Gesandten zu Selim. Das freundliche, entgegenkommende Verhalten des Sultans hatte auch auf Vasilij dieselbe Wirkung wie auf seinen Vater: er stellt in seinem Schreiben jetzt seinen Titel dem des Sultans voran.[3]) Wie sehr aber der Großfürst den Abschluß eines russisch-türkischen Bündnisses erstrebte, beweist uns die den sonstigen moskowitischen Gebräuchen vollständig widersprechende Vollmacht für Korobov, die diesmal so weit geht, ihm sogar den formellen Abschluß eines Bündnisses zu gestatten. Ja Korobov sollte sogar — so eilig hatte man es in Moskau — dem Sultan mit Rücksicht auf die Verzögerung davon abraten, erst durch einen eigenen Gesandten in Moskau den Vertrag stipulieren zu lassen. Der Großfürst wußte sehr gut zu beurteilen, was ein Bündnis mit der Pforte für unermeßliche Vorteile für Rußland im Gefolge hätte, die kein Nachteil aus einer etwa übernommenen Verpflichtung aufwiegen konnte. Und so erhält Korobov auch vollständig freie Hand

[1]) Ibid. S. 98.
[2]) Ibid. S. 104.
[3]) Ibid. S. 106.

bezüglich der Staaten und Fürsten, gegen die das Bündnis gerichtet sein durfte; nur der Kaiser darf sich darunter nicht befinden.[1]) Je nach der Aufnahme, die er bei Selim findet, wie der Stimmung in den Pfortenkreisen erhält er drei Vertragsentwürfe mit, die uns vollständige Klarheit über des Großfürsten Beweggründe und Ziele geben. Der erste Entwurf ist ganz allgemein gegen ihre beiderseitigen Feinde gehalten,[2]) im zweiten wird als Feind, gegen den Vasilij des Sultans Hilfe verlangt, der Polenkönig bezeichnet,[3]) im dritten dieser und der Khan der Krim.[4]) Wenn Selim darauf dränge, daß das Bündnis auch gegen den König von Ungarn gerichtet werde, soll Korobov sich dem nicht widersetzen, nur darf er in diesem Falle den Vertrag nach keinem anderen als den dritten Entwurf mit den Paschas vereinbaren.[5]) Allein Selim dachte noch nicht daran, seine europäischen Eroberungspläne durchzuführen. Noch hielt Asien seine ganze Aufmerksamkeit gefangen. Auch mag er eingesehen haben, daß bei einem russisch-türkischen Bündnisse er nur der gebende Teil sein werde. Und so entläßt er Korobov mit dem Versprechen, sofort seinen Gesandten ihm auf dem Fuße folgen zu lassen, und richtet an Vasilij ein Schreiben, worin er wohl von Freundschaft und freier, ungehinderter Bewegung ihrer beiderseitigen Kaufleute spricht, eines engeren Bündnisses aber mit keinem Worte gedenkt.[6]) Als der sehnlichst erwartete türkische Gesandte auch nach dem Ablaufe einiger Monate noch immer nicht erscheinen will, urgiert der Großfürst in einem Schreiben vom Juni 1516 beim Sultan dessen Absendung.[7]) Allein wieder ging fast ein Jahr ins Land und noch immer war keine Spur von einem türkischen Gesandten.

Da hat die packende Schilderung von der Macht und den Erfolgen Selims und der von ihm drohenden Gefahr eine merkwürdige und weder vom Kaiser noch von Herber-

[1]) Ibid. S. 116.
[2]) Ibid. S. 118 ff.
[3]) Ibid. S. 120.
[4]) Ibid. S. 121.
[5]) Ibid. S. 122 f.
[6]) Ibid. S. 236 ff.
[7]) Ibid. S. 335 ff.

stein beabsichtigte Wirkung geübt. Am selben Tage, an dem Herberstein von den russischen Räten die Antwort erhält, werden die letzten Vorbereitungen zur Abfertigung eines russischen Gesandten an den Sultan getroffen, um die abgebrochenen freundschaftlichen Beziehungen zu Selim wieder aufzunehmen, da der von ihm versprochene Gesandte sich noch immer nicht blicken ließ.[1]) Der Großfürst wußte ganz genau, daß ihm schon aus rein geographischen Gründen von den Türken vorläufig keine Gefahr drohe. Für ihn war ein gutes Verhältnis mit der Pforte von viel größerem Werte; mußte er doch davon eine günstige Rückwirkung auf die krimschen Tartaren erhoffen! Was konnten ihm dagegen die schönsten Kreuzzugspläne des Kaisers bieten?

Weil aber für die Mission Herbersteins, die Friedensvermittlung zwischen Vasilij und Sigismund, die Türkengefahr ein Hauptargument war, um Vasilij umzustimmen, so ist es klar, daß sich die Aussichten auf den Erfolg dieser Mission bedeutend verschlechtern mußten, als diese diplomatische Waffe Herbersteins wirkungslos abgeprallt war.

Herbersteins Vorschlag, die beiden Gegner sollen ihre Gesandten zu Friedensverhandlungen nach Riga senden — denn den Großfürsten zu Verhandlungen an der Grenze zu bereden, hatte er selbst verzichtet, nachdem er auf der Reise hinlänglich Gelegenheit gehabt hatte, zu sehen, wie verwüstend der Krieg in den beiderseitigen Grenzgebieten gewirkt hatte — begegnet auf russischer Seite unter dem Hinweise, daß es bisher immer üblich war, in Moskau zu verhandeln, was nicht nur Alexander, sondern Sigismund sogar selbst beobachtet habe, unbedingter Ablehnung. So blieb Herberstein also nichts anderes übrig, als den ihm für diese Fälle beigeordneten Hans v. Thurn zum Polenkönige zu schicken, um diesen zu Konzessionen in dieser Frage zu bewegen, mindestens aber neue Instruktionen zu erbitten. Mit Bewilligung des Großfürsten verläßt Thurn am 27. April 1517 Moskau.[2])

Ehe noch Thurn nach Moskau zurückkehrt, treffen im Juli drei Diener des Kaisers, Wolmar Maydl, Franz Köberle

[1]) Ibid. S. 426 ff.

[2]) Denkmäler 1, S. 211 ff.

und Paul aus der Mark ein, die dem Großfürsten ein Schreiben Maximilians vom 11. März 1517[1]) überbringen, worin derselbe Vasilij benachrichtigt, daß er an Stelle der verstorbenen Mraxi Herberstein Veit Strein als Kollegen beigeordnet habe. Auch Herberstein wird davon benachrichtigt und ihm bemerkt, daß Veit Strein zuerst in seine Heimat gereist sei, um sich von den Seinen die Erlaubnis zu dieser Reise zu erbitten.[2]) Wahrscheinlich war dies nur eine Ausflucht, um sich den Gefahren der weiten Reise zu entziehen; angeblich erkrankt er auch auf der Reise und nötigt Maximilian, Friedrich v. Strasoldo an seiner Stelle zu entsenden, der in Polen die Aufgabe hatte, Sigismund zu ermahnen, jetzt keine Fehde mit dem Orden zu beginnen. Doch hat er Herberstein wahrscheinlich schon auf polnischem Boden getroffen.[3]) Die drei kaiserlichen Diener aber hatten einen Auftrag, der der Jagdleidenschaft des Kaisers entsprungen war, denn sie waren abgesandt „etlicher gehürn halber von wilden Thieren, so in Reyssen sein sollen“.[4])

Am 14. Juli trifft Thurn wieder in Moskau ein und bringt eine ablehnende Antwort des Königs. Herberstein macht nun alle Anstrengung, den Großfürsten mit Hinweis auf des Kaisers und seine eigene unparteiische Haltung zu bewegen, die russischen Gesandten an die litauische Grenze zu senden. Um seinem Rate mehr Nachdruck zu verleihen, weist er auf die weise Mäßigung des Kaisers hin, der Verona ohne jede Nötigung herausgegeben habe, das Schicksal des Xerxes und des Pyrrhus aber sollten Vasilij an die Veränderlichkeit des Kriegsglückes mahnen. Allein weder dadurch, noch durch die Betonung, daß dies allgemeiner diplomatischer Gebrauch sei, bei dem sich kein Teil etwas vergebe, und seine Bemerkung, er höre, daß Sigismund rüste und bete zu Gott, daß kein Unglück geschehe, bringt er den

[1]) Ibid. 1, S. 217 f.

[2]) Maximilian an Herberstein, Kodex II, Lade 22, Herbersteinsches Familienarchiv in Graz.

[3]) Maximilian an Herberstein, 6. Oktober 1517, ibid. Vergl. auch Joachim 1, S. 135.

[4]) Maximilian an Herberstein, 6. Oktober 1517, l. c. Es wird sich wohl um Elchgeweihe gehandelt haben.

Großfürsten von dem einmal gefaßten Entschlusse, nur in Moskau verhandeln zu lassen, ab. Im Gegenteil, die Kriegsrüstungen lassen Vasilij vollkommen kühl; zuversichtlich antwortet er, er werde mit Gottes Hilfe auch in Zukunft seine Sache zu führen wissen. Im Laufe der Verhandlungen scheint Herberstein bemerkt zu haben, daß man russischerseits das Benehmen des Kaisers nicht als ganz einwandfrei ansehe, denn er findet es notwendig, den Kaiser zu verteidigen: Schnitzenpaumer habe seine Instruktion und Vollmacht überschritten, der Kaiser aber nur unter ausdrücklicher Verwahrung das von ihm stipulierte Bündnis beschworen, dann aber, als Sigismund sich an ihn gewandt und alles seiner Entscheidung überlassen habe, habe er als Haupt aller christlichen Fürsten nicht anders handeln können, als einen gütlichen Vergleich zwischen Vasilij und Sigismund zu suchen. Wenn der Kaiser aber sehe, setzte Herberstein fort, daß es nur die Schuld Sigismunds sei, daß es zu keinem Frieden komme, werde er nicht anstehen, dem Großfürsten entsprechend ihrem Bundesvertrage bewaffnete Hilfe zu leisten. Herberstein betont auch, daß er diese Erklärung im Namen des Kaisers abgebe, denn dieser und dessen Enkel wünschen nur die freundschaftlichsten Beziehungen zum Großfürsten zu pflegen. Übrigens verstehe er die polnische Antwort nicht recht, man habe aber Thurn gelegentlich bedeutet, man befürchte am königlichen Hofe, daß der Großfürst die Gesandten Sigismunds, wenn sie einmal in Moskau seien, dazu zwingen werde, auch einen für Polen-Litauen ungünstigen Friedensvertrag einzugehen; er wolle deshalb jetzt zu einer Notlüge seine Zuflucht nehmen und Thurn wieder zu Sigismund schicken, indem er vorgebe, daß der Kaiser drei Kuriere mit dem Auftrag zu ihm gesandt habe, unter allen Umständen die Sache zu Ende zu führen, daher möge Sigismund seine Gesandten zu ihm schicken. Wenn aber diese nicht innerhalb einer bestimmten Frist eintreffen, reise er ab.[1])

Herberstein hatte dabei aber dem Großfürsten begreiflicherweise verschwiegen, daß der König ihn bevoll-

[1]) Denkmäler 1, S. 218—232.

mächtigt hatte, im Falle er die Geneigtheit des Großfürsten, in die Abtretung Smolensks zu willigen, bemerke, einen Geleitsbrief für die Gesandten an ihn zu schicken, auf Grund dessen dann dieselben in Moskau eintreffen werden. Die Abtretung Smolensks bezeichnete der König als conditio sine qua non.[1])

In der Audienz vom 19. Juli erhält Herberstein auch die Genehmigung seines Vorschlages und Thurn verläßt daher schon am 24. Juli wieder Moskau. Vasilij unterläßt es aber auch nicht, Herberstein zu bedeuten, daß Schnitzenpaumers Vorgehen vollkommen korrekt war und er übrigens nie einen Zweifel gehegt habe, daß der Kaiser nicht seinen Verpflichtungen nachkommen werde; dem Kaiser zuliebe sei er auch zu einem Frieden mit Sigismund bereit, allein wenn der letztere darauf nicht eingehe, werde er sein Glück mit den Waffen versuchen und hoffe auf des Kaisers vertragsmäßige Hilfe, der übrigens gut daran tue, wenn er mit dem Großfürsten gegen alle ihre Feinde einig sei.[2]) Diese Eröffnung mag Herberstein nicht sehr freudig gestimmt haben, zeigt sie doch, daß der Großfürst nicht im entferntesten daran denke, dem Kaiser die Erfüllung seiner Vertragspflicht nachzusehen, im Gegenteile hartnäckig auf dem vom Kaiser beschworenen Vertrage festhalte, ja sich auch nicht scheue, ihm eine kleine Lektion über Vertragstreue zu geben.

Es dauerte bis zum 3. Oktober,[3]) ehe die Gesandten Sigismunds, die Litauer Jan Szczyt und der uns schon bekannte Bogusz, nunmehr litauischer Staatssekretär, die Sigismund am 8. September aus Wilna entlassen hatte,[4]) in Moskau eintreffen. Es vergeht aber fast ein Monat, ehe sie der Großfürst in Audienz empfängt. Eine qualvolle Zeit für Herberstein, dem einerseits die Gesandten darüber Vorwürfe machen, daß man sie nicht empfange, dem aber anderseits der Großfürst trotz aller Denkschriften bedeutet, daß er die

[1]) Acta Tomiciana 4, Nr. 66 (gehört wie Nr. 45 und 90 nicht in das Jahr 1516, sondern 1517).

[2]) Denkmäler 1, S. 233 ff.

[3]) Denkmäler 1, S. 247.

[4]) Acta Tomiciana 4, Nr. 234.

Gesandten nicht früher empfangen werde, bis der Grund, weshalb er die Audienz verweigere, beseitigt sei.[1])

Und gerechterweise muß man anerkennen, daß dieses befremdliche Vorgehen Vasilijs diesmal nicht nur vollauf berechtigt, sondern auch mutig und klug war und wieder einen Beweis dafür bot, daß der Großfürst durch nichts in seinen Zielen sich beirren ließ. Sigismund, in all seinen Unternehmungen wenig vom Glück begünstigt, bewies auch hier wieder eine unglückliche Hand. Er glaubte der Mission seiner Gesandten durch nichts einen größeren Nachdruck zu verleihen als dadurch, daß er wieder einmal die von seinem Heere schon längst aufgegebene Offensive ergriff. Am 8. September entließ er seine Gesandten nach Moskau und am 12. d. M. schickte er ein Heer zum Angriffe auf Opočka. Inzwischen hatten die Tartaren trotz des Bundesvertrages mit Polen-Litauen wieder einmal einen Beutezug nach Kleinrußland unternommen und Sigismund war nun auch bemüht, die ungebetenen Gäste zu einem Einfall nach Rußland zu bewegen; und es gelang ihm auch.[2]) Es wird dies ein schweres Stück Geld gekostet haben; wirkungslos verhallten die Mahnungen Bogdans von der Moldau, die er eben damals durch seinen Gesandten an Sigismund richten ließ, man möge den Tartaren nicht trauen und nicht durch Geldgeschenke und Tribute ihnen die Waffen gegen sich selbst schmieden helfen.[3])

Wenn Sigismund nun geglaubt hatte, durch diesen doppelten Angriff Vasilij mürbe zu machen und ihm unter dem Drucke der Waffen die Friedensbedingungen diktieren zu können, so täuschte er sich darin gründlich. Denn Vasilij antwortete damit, daß er dessen Gesandte so lange überhaupt nicht hörte, bevor er nicht vom nördlichen Kriegsschauplatze günstige Nachrichten bekam. Erst als ihm gemeldet wurde, daß seine Wojwoden den litauischen Heerführer und Sieger von Orša, Fürst Konstantin Ostrožski, unter bedeutenden Verlusten zurückgeworfen und in die Flucht gejagt

---

[1]) Denkmäler 1, S. 248—256.

[2]) Acta Tomiciana 4, Nr. 248. Opočka, Kreisstadt im heutigen Pskover Gouvernement.

[3]) Ibid. 4, Nr. 270.

hatten, eine Nachricht, die auch durch die gegnerische Seite bestätigt wird,[1]) empfängt er die Gesandten.

Am 1. November beginnen die Friedensverhandlungen. Nachdem man schon darüber zu streiten begonnen hatte, wer zuerst seine Bedingungen formulieren solle, nennen die russischen Bojaren endlich die russischen Forderungen. Bescheiden darf man diese nicht nennen; Vasilij fordert nämlich die Bestrafung der litauischen Großen, die seine Schwester, die Königinwitwe Helene, beleidigt hatten, — sie beschränkten nämlich, um ihre Flucht nach Rußland zu verhindern, ihre Bewegungsfreiheit — weiters Herausgabe von Kiev mit dem ganzen Gebiete Kleinrußlands, dann Polock, endlich der Helenen von Alexander als Wittum verschriebenen Städte und Bezirke nebst Zahlung der Kriegskosten. Motiviert werden diese exorbitanten Forderungen mit dem Hinweise, daß Sigismund derjenige gewesen sei, der durch Aufreizung der Tartaren gegen Rußland den Friedensvertrag von 1508 gebrochen habe. Dem widersprechen nun die Gesandten und es entsteht ein endloser Streit darüber, wer zuerst den Frieden gebrochen habe. Den übertrieben hohen Forderungen des Großfürsten, die aber von russischer Seite analog etwa dem hohen Ausbote des asiatischen Kaufmanns auf der Novgoroder Messe nur deshalb so hoch gespannt wurden, um trotz des Feilschens sich endlich doch einen namhaften Gewinn zu sichern, glauben nun auch die Gesandten mit gleich unberechtigten Forderungen begegnen zu müssen. Sie verlangen nicht weniger als die Hälfte des Novgoroder Gebietes, dann Pskov, Tver, Vjasma, Dorogobuž, Putivl, endlich das ganze severische Gebiet, das in vormongolischer Zeit eine so große Rolle gespielt hatte, als Erbländer Sigismunds; auch sie fordern also Gebiete, die erst zu erobern waren. Es ist klar, daß man auf russischer Seite diese Dinge nur mit großem Ärger anhörte und fest und steif Erfüllung seiner Forderungen verlangte, ohne die man zu keinem Frieden geneigt sei. Herberstein legt sich ins Mittel und fragt die Gesandten, ob sie noch andere Bedingungen bereit haben. Als sie dies aber verneinen, ver-

[1]) Ibid. 4, Nr. 266.

langt er vom Großfürsten seine Entlassung und die Gesandten folgen seinem Beispiele.

Allein vorläufig war der Großfürst nicht geneigt, auf diesen Wunsch einzugehen, denn er hoffte doch noch immer einen Frieden zu erreichen, der schon dann von Vorteil war, wenn er auf Grund des status quo abgeschlossen wurde. Verschaffte er doch Rußland den rechtlichen Verzicht Polen-Litauens auf Smolensk, also auf ein weiteres Gebiet, das man Litauen abgerissen hatte, und war man damit wieder um einen namhaften Schritt dem endlichen Ziele, der Rückeroberung aller russischen Gebiete Litauens, näher gerückt. Die russischen Forderungen waren nur eine Maskierung dieses Wunsches; denn auch in Moskau wünschte man Frieden und war bereit, seine weiteren Pläne auf einen günstigeren Zeitpunkt zu vertagen. So hat dies Ivan 1503, Vasilij 1508 getan, und so dachte man sich auch jetzt den Verlauf der Verhandlungen. Interessant ist es übrigens zu beobachten, wie man jetzt in Moskau als Beweis für die Rechtmäßigkeit seiner territorialen Forderungen, natürlich mit Ausnahme des Wittums Helenens, sich auch auf die Billigung des Kaisers, d. h. auf den Bündnisvertrag von 1514 in seiner ersten Redaktion berief, dem der Kaiser in dem zurückgewiesenen Vertrage vergebens vorzubeugen gesucht hatte. Man gibt aber Herberstein zu verstehen, daß der Großfürst mit Rücksicht auf den Kaiser noch immer den Frieden wünsche, er möge also seines Mittleramtes walten; allein er antwortet, beider Forderungen seien zu hoch gespannt, er sehe keinen Mittelweg, man möge ihn also entlassen.

Aber auch die Gesandten mögen ihr Vorgehen bereut und eingesehen haben, daß nach der letzten Schlappe das Friedensbedürfnis ihres Königs nur gewachsen sein werde. Herberstein wird gleichfalls seinen Einfluß und seine Auffassung der augenblicklichen Lage bei ihnen geltend gemacht haben, kurz er kann den russischen Bojaren mitteilen, daß die litauischen Gesandten ihm gesagt haben, sie seien nicht gemäß ihrer Instruktion vorgegangen. Da er aber einsah, daß es zu nichts führe, wenn beide Teile gemeinsam im Beratungszimmer sitzen, so schlägt er ihnen räumliche Trennung vor und bietet sich als ehrlichen Makler

an. Und dieser Vorschlag findet auch die Genehmigung des Großfürsten. Herberstein teilt nun den russischen Bojaren mit, daß die Gesandten nur deshalb so hohe Forderungen gestellt haben, weil dies auch von russischer Seite geschehen sei, und fordert sie auf, nun auch ihrerseits eine Abschwächung ihrer territorialen Forderungen eintreten zu lassen. Die russischen Protokolle bezeichnen seinen Vermittlungsvorschlag als unpassend. Als Herberstein einsieht, daß man hierin auf russischer Seite nicht den ersten Schritt machen will, sucht er nun die litauischen Gesandten zu Konzessionen zu bewegen. Allein auch diese bedeuten ihm, sie können nur einen dem Vertrage von 1503 gleichlautenden Friedensvertrag eingehen. Nun bedeutete aber dieser Vorschlag nicht nur die Annullierung des rechtlichen Verzichtes Sigismunds von 1508 auf die 1503 Ivan nur provisorisch belassenen Eroberungen, sondern auch vor allem Abtretung von Smolensk. Es ist klar, daß der Großfürst nicht gesonnen war, weder auf die Errungenschaften des Friedens von 1508 zu verzichten, noch etwa gar freiwillig Smolensk herauszugeben, um so mehr als nach seiner Darstellung Sigismund der Friedensbrecher war. Die Gesandten aber bezeichnen dies als ihr Ultimatum, beide Teile beschuldigen einander des Friedensbruches und namentlich die Bojaren halten Herberstein das ganze polnische Sündenregister vor, ja sprechen sogar den ungeheuerlichen Vorwurf aus, man habe die Königinwitwe Helene durch Gift aus dem Wege geräumt.[1])

Am 10. November nimmt Herberstein in einer ausführlichen Denkschrift, die er in den Palast sendet, Stellung zu den einzelnen russischen Forderungen. Mit Recht bezeichnet er als unerhört und nirgends gebräuchlich die Auffassung, den als Wittum verschriebenen Besitz — Helene hatte dazu von ihrem Vater nicht die geringste Mitgift erhalten — als erblich zu bezeichnen. Mit dieser Forderung werde der Großfürst bei allen christlichen Fürsten Europas

[1]) Denkmäler 1, S. 261—278. Denkmäler der dipl. Beziehungen des mosk. Staates mit Polen-Litauen I, Sbornik 35, S. 524. Hier sind auch die Verhandlungsprotokolle (S. 500—547) abgedruckt, deren Inhalt sich aber mit dem Texte der „Denkmäler" l. c. vollständig deckt.

Anstoß erregen und man werde dann leicht geneigt sein, Schlüsse auf seine übrigen Forderungen zu ziehen, was ihm dann den Vorwurf der Ländergier eintragen könnte. Übrigens müßte ein derartiges Verlangen ja im Heiratsvertrage rechtlich begründet sein. Auch die Behauptung, Sigismund habe durch Aufreizung der Tartaren gegen Rußland den Vertrag von 1508 verletzt und dadurch zuerst den Anlaß zum Ausbruche des Krieges gegeben, findet Herberstein unbegründet und sucht Sigismund zu entlasten, indem er behauptet, daß der Polenkönig von den Tartaren sich nur selbst habe Frieden und Ruhe erkaufen wollen, die Ausstreuung aber von der Aufreizung gegen Rußland stamme von Gefangenen und Überläufern her, denen man doch nicht unbedingten Glauben schenken dürfe. Heute können wir natürlich sagen, daß weder Ivan und Vasilij noch Alexander und Sigismund jemals dieses Mittel verschmähten, die Krimsche Horde aufeinander zu hetzen, und Beispiele davon sahen wir schon genug. Gerade dem verdankte ja die Horde ihren Einfluß und war in der Lage, beide Staaten förmlich zu tributpflichtigen Vasallen zu machen. Erst Peter der Große hat Rußland von dieser Plage und damit endgültig vom Tartarenjoche befreit. Den territorialen Forderungen beider Teile, begründet mit dem fiktiven Rechtstitel als ehemaliger Besitz der Vorfahren, rückt Herberstein hart zu Leibe und schreibt sie dem beiderseitigen Wunsche zu, aus einem Frieden sich selbst den größtmöglichsten Vorteil zu sichern. Ja er fordert den Großfürsten auf, durch die Herausgabe Smolensks ein gutes Beispiel zu geben, wie dies der Kaiser mit Verona getan, und er macht direkt den Erfolg weiterer Verhandlungen davon abhängig und bittet, wenn dies abgelehnt werde, im voraus um seine Entlassung. Wenn er dabei behauptet, Vasilij würde dadurch auch den Großmut seines Vaters, der Kasan freiwillig den ungläubigen Tartaren gegeben habe, übertreffen, da doch seine Nachgiebigkeit einem christlichen Fürsten zugute komme, ja sich den Kaiser noch mehr verbinden, so war dies freilich eine vollständige Verkennung der Gründe, die Ivan III. zu jener Nachgiebigkeit bewogen. So ritterliche Anwandlungen haben die Nachkommen Ivan Kalitas nie gehabt; wenn man in Moskau

nicht schon damals seine Hand nach dem Kasanschen Reiche ausgestreckt hat, so war diese Mäßigung diktiert durch das Gefühl der Schwäche, einen solchen Besitz auch verteidigen zu können. Ivan hatte eben mit mehr Glück als Mut Rußland vom Joche der Kipčakhorde befreit und sich dabei auch das gute Einvernehmen zu Mengli-Geraj, dem Khane der Krim, zunutze gemacht, konnte es also nicht wagen, auch gegen die krimsche Horde aufzutreten; hätte er sie doch Polen-Litauen in die Arme getrieben und sich aus einem Bundesgenossen einen Feind geschaffen! So setzte er auf den Kasanschen Thron nacheinander die Söhne Nursaltans, der einflußreichen Gemahlin Mengli-Gerajs aus ihrer ersten Ehe, um sich dadurch die Freundschaft Mengli-Gerajs noch mehr zu sichern.

Vasilij läßt die Denkschrift Herbersteins im Bojarenrate einer eingehenden Besprechung unterziehen, deren Resultat aber, wie vorauszusehen, ein rein negatives war. Herberstein erhält eine durchaus ablehnende Antwort; neue Argumente werden wir aber in ihr vergeblich suchen. So war es auch klar, daß die gemeinsamen Beratungen am 12. November vollständig resultatlos verlaufen mußten und man beschloß, weitere Verhandlungen aufzugeben.[1])

Herberstein unterzog sich aber dessenungeachtet nochmals der Mühe, die Antwort auf seine letzte Denkschrift schriftlich zu widerlegen. Hatte man sich in jener bezüglich des Wittums Helenens auf die hl. Väter berufen, so betont er jetzt, es sei ein Unterschied zwischen Mitgift und Wittum, nur erstere könne im Falle, daß dies vor der Hochzeit vertragsmäßig stipuliert werde, den Erben der Frau zurückgegeben werden. Auch widerlegt er jeden Zweifel an der Herausgabe von Verona dadurch, daß er erklärt, er sei selbst zugegen gewesen. Da sich der Großfürst bezüglich seiner territorialen Ansprüche auf den Schnitzenpaumerschen Vertrag berufen, antwortet Herberstein mit dem Hinweise auf die geänderten Beziehungen zwischen Maximilian und Sigismund; damals sei der Kaiser Polens Feind gewesen, jetzt aber sei er der Vermittler. Übrigens

1) Denkmäler 1. S. 278—294.

wären auch die Verträge, die zwischen Ivan III. und Alexander, ihm und Sigismund abgeschlossen worden seien, für den König ein genügender Rechtstitel auf die Gebiete, die jetzt der Großfürst beanspruche, denn durch Verletzung und Nichterfüllung eingegangener Verträge werde man doch nicht des Besitzrechtes verlustig. Hatte Herberstein in seiner früheren Denkschrift darauf hingewiesen, daß des Großfürsten gefangene Untertanen mit doppelt eifrigem Dienst ihre Befreiung durch den Friedensschluß lohnen werden, worauf man ihm geantwortet hatte, daß man in Moskau ebensoviele polnisch-litauische Gefangene habe, so bemerkt er jetzt, es komme nicht auf die Zahl, sondern auf die Qualität derselben an.

Natürlich machten auch diese Darlegungen Herbersteins auf den Großfürsten keinen Eindruck; im Gegenteil, ein Teil seiner Ausführungen trägt ihm den Vorwurf der Rechtsverdrehung und Künstelei ein. Allein wenn man in Moskau auch immer mit den Waffen klirrte, so war dies doch mehr als Mittel gedacht, die Gesandten Sigismunds einzuschüchtern und zur Nachgiebigkeit zu nötigen, und eine Maske, hinter der sich das lebhafteste Bedürfnis nach Waffenruhe versteckte. Man machte deshalb Herberstein begreiflich, man wäre auch bereit, einen Waffenstillstand einzugehen. Allein als er den Gesandten davon Mitteilung machte, erklärten sie trocken, sie seien nur bevollmächtigt, einen Frieden abzuschließen. Herberstein schlägt nun den russischen Räten vor, er werde auf der Heimreise den König zu einem Waffenstillstande auf ein, zwei oder drei Jahre zu beeinflussen suchen, damit inzwischen russische und kaiserliche Gesandte den Weg zum und vom Kaiser leicht zurücklegen und in dieser Vermittlerrolle weiter tätig sein können; der ihn begleitende russische Gesandte könnte dann auch gleich diesen Waffenstillstand abschließen. Auch dieser Vorschlag wird im Bojarenrate einer Prüfung unterzogen, allein die Antwort lautete vollständig unbestimmt dahin, man wolle Frieden, sei aber auch bereit, unter annehmbaren Bedingungen einen Waffenstillstand einzugehen. Herberstein wußte gut genug, was sich hinter dem Worte „annehmbar“ verbarg und warf deshalb gleich ein, Sigismund habe ihm mit

Thurn geschrieben, daß die Herausgabe Smolensks conditio sine qua non sei.

Am 19. November wird Herberstein zur Abschiedsaudienz geführt und erhält dann noch einen schriftlichen Bescheid auf seine Mission. Derselbe ist nichts anderes als eine breitspurige Darstellung der Verhandlungen mit ihm und den litauischen Gesandten. Vasilij lehnt jede Verantwortung dafür ab, daß ein Friede nicht zustande gekommen sei; schuld daran trage lediglich Sigismunds Hartnäckigkeit. Er betont seine Friedensliebe, bemerkt aber auch, daß er schon mit den Waffen sein Recht erkämpfen werde und dabei zuversichtlich hoffe, den Kaiser auf seiner Seite zu sehen. Herberstein machte dann in der Schlußkonferenz mit den Bojaren noch einmal den Versuch, den Großfürsten zu bewegen, etwas seine Maske zu lüften und wenigstens dem Kaiser darüber eine Andeutung zu machen, unter welchen Bedingungen er zu einem Frieden mit Polen geneigt sei. Nach dem Ausdrucke der Verwunderung über diese Frage, da Herberstein doch oft genug gehört habe, was man auf russischer Seite verlange, wird ihm doch angedeutet, daß man unter der Bedingung der rechtlichen Abtretung Smolensks samt dessen Gebiete eventuell bereit wäre, seine anderen Forderungen, das Wittum Helenens und die russischen Teile Litauens betreffend, fallen zu lassen.[1])

Seiner Nebeninstruktion[2]) gemäß bittet Herberstein dann noch, Vasilij möge dem Kaiser zuliebe Michael Glinskij, der sich in seinen Hoffnungen auf das Fürstentum Smolensk durch den Großfürsten betrogen sah und mit Sigismund wieder Beziehungen angeknüpft hatte, auf der Flucht zum Polenkönig aber ergriffen und ins Gefängnis geworfen worden war,[3]) freilassen und ihm gestatten, Glinskij zum Kaiser mitzunehmen, damit er diesem, wie seinerzeit unter Herzog Albrecht von Sachsen, Kriegsdienste leisten könne. Der Kaiser wird Glinskij den Eid abnehmen, daß er gegen den Großfürsten nichts Nachteiliges

[1]) Denkmäler 1, S. 294—309.

[2]) Senckenberg 4, S. 24 ff.

[3]) Solovjev 5, S. 354 ff.

unternehme.[1]) Diese Intervention Maximilians zu Gunsten Glinskijs wirft ein helles Licht in das Dunkel der Beziehungen zwischen beiden, von denen wir sonst nirgends Anhaltspunkte finden. Es ist aber auch von vornherein klar, daß der Großfürst nicht ohne eigene Gefahr einen so tatkräftigen und ruhelosen Mann wie Glinskij, dessen Verdienste er alle Erfolge bis zur Schlacht von Orša, die unter seiner Mitwirkung wahrscheinlich auch einen anderen Ausgang für die Russen gehabt hätte, verdankte, der aber jetzt sein erbittertster Feind geworden war, ziehen lassen konnte; mußte er doch fürchten, ebenso seine Rache zu spüren, wie sie einst Sigismund auszukosten gehabt hatte! So antwortet er Herberstein, Glinskij habe sich durch den Übertritt zur Orthodoxie, der einst auch seine Eltern angehört haben, vor der Todesstrafe bewahrt, sein Fürsprecher, der Metropolit Varlaam, aber müsse ihn noch prüfen, ob er auch aus innerer Überzeugung den Glauben gewechselt habe, und deshalb könne dem Wunsche des Kaisers nicht willfahrt werden. Als Herberstein dann noch einen Versuch macht, Glinskij zu befreien, indem er verspricht, der Kaiser werde ihn seinem Enkel Karl von Spanien geben, da er doch weder Sigismund noch Vasilij dienen könne, ja als er sich sogar damit zufrieden gibt, daß man ihn wenigstens vor seinen Augen freilasse, wird er darauf gar keiner Antwort gewürdigt.[2]) Glinskij mußte noch länger als ein Dezennium im Kerker schmachten, ehe er wieder zu Gnaden kam; dann allerdings sah Vasilij in ihm den einzigen Mann, dem er neben seiner Gattin vertrauensvoll die Vormundschaft über seinen minderjährigen Sohn übertragen konnte.

So war Herbersteins Mission politisch vollständig ergebnislos verlaufen, allein er hatte während seines siebenmonatlichen Aufenthaltes Einblick in die russischen Verhältnisse gewonnen und dabei einen Schatz von Kenntnissen gesammelt, die er dann gelegentlich seines zweiten Aufenthaltes noch vermehrt hat und die ihn förmlich zum Entdecker Rußlands gemacht haben.

---

[1]) Denkmäler 1, S. 309—311.

[2]) Ibid. 1, S. 313.

Am 22. November 1517 verließ er also Moskau. Der Djak Vladimir Semënov Plemjannikov und der Dolmetsch Istoma Malyj (der Kleine), der in den Verhandlungen mit Herberstein und den litauischen Gesandten seines Amtes gewaltet hatte und wohl darum auch jetzt mit dieser Mission betraut wurde, sollten ihn noch vor der Grenze einholen, denn Herberstein hatte sich für ihre persönliche Sicherheit in Polen-Litauen verbürgt. Das Schreiben, das sie dem Kaiser bringen sollen, enthält keine neuen Momente; Sigismund wird allein alle Schuld zugeschoben, die eigene Friedensliebe betont und der Kaiser aufgefordert, den Großfürsten, da er nun entschlossen sei, zu den Waffen zu greifen, auf Grund ihres Vertrages zu unterstützen.[1]) Mündlich haben sie den Auftrag, dies noch detaillierter auszuführen, namentlich aber gegen das völkerrechtswidrige Vorgehen Sigismunds Klage zu führen, der seine Gesandten nach Moskau schickte, zu gleicher Zeit aber Opočka angreifen ließ und die krimschen Tartaren gegen Rußland hetzte, denn durch seine Residenten in der Krim hatte Vasilij noch im August von diesen sehr kostspieligen Bemühungen Sigismunds gehört.[2]) Über die Ereignisse bei Opočka und den Sieg der Russen erhalten sie eine ausführliche Darstellung, damit sie dem Kaiser bei Gelegenheit darüber berichten. Während der Reise dürfen sie sich unter keinen Umständen von Herberstein trennen und haben für jeden Schimpf, der ihnen in Polen-Litauen angetan werde, diesen verantwortlich zu machen, den Rückweg haben sie nur dann über Polen-Litauen einzuschlagen, wenn der Kaiser ihnen für ihre Sicherheit bürge. Wie ihre Vorgänger sind auch sie mehr aus Courtoisie gegen den Kaiser, höchstens ad audiendum verbum gesandt, irgendwelche Mitteilungen über den Brennpunkt aller kaiserlichen Bemühungen, den Frieden mit Sigismund zu machen, oder gar darüber zu verhandeln, ist ihnen direkt verboten. Sie können sich dabei auf ihre unbedeutende Stellung berufen und müssen Herberstein als denjenigen bezeichnen, der darüber

[1]) Ibid. 1, S. 315—319.

[2]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit der krimschen und nogaischen Horde und der Türkei II, Sbornik der kaiserl. russischen historischen Gesellschaft 95, S. 472 (russ.).

besser informiert sei. Vasilij wollte sich eben nicht früher binden, sondern lieber alles von der Gunst des Augenblickes erwarten. Natürlich dürfen sie auch darüber keinen Aufschluß geben, ob der Großfürst schon die Offensive gegen Litauen ergriffen habe oder dies zu tun beabsichtige. Daß aber der Einwurf Herbersteins gegen die Berechtigung Schnitzenpaumers, den ominösen Vertrag abzuschließen, auf den Großfürsten doch nicht ohne Eindruck blieb, zeigt der Passus der Instruktion, der dahingeht, die Gesandten sollen sich auf Ösler und Burgstaller berufen, die dem Großfürsten den Vorschlag machten, zuerst den Weg gütlicher Verhandlungen mit Sigismund einzuschlagen; da nun diese Verhandlungen ergebnislos verlaufen seien, sei der Fall eingetreten für den auch Ösler und Burgstaller die Entscheidung mit den Waffen vorgesehen hätten. Indem Vasilij also dem Kaiser in der Auslegung des Vertrages folgt, weiß er ihn doch auch hier an seine Pflicht zu mahnen. Allerdings läßt er seine Gesandten betonen, er sei noch immer mit Rücksicht auf den Kaiser zu einem Frieden mit Sigismund bereit, nur müsse dieser erstens seine Gesandten nach Moskau schicken und zweitens annehmbare Bedingungen in Vorschlag bringen. Freilich war dies nur eine Verzuckerung der bitteren Pille, die er dem Kaiser verabreichen ließ, denn Sigismund hatte sich jetzt schon kaum zu ersterem entschlossen und von letzterem war überhaupt keine Rede, denn er mußte ja hier mit der auf den Reichstagen zutage getretenen nationalen Stimmung rechnen. Übrigens gibt sich in der Instruktion auch großes Mißtrauen des Großfürsten gegen den Kaiser zu erkennen. Sie sollen nachforschen, wie der Kaiser mit Sigismund stehe, und wenn sie erfahren, daß er noch an dem „elenden" Frieden festhalte, Erkundigungen darüber einziehen, ob er den König mit Geld oder Söldnern unterstütze. Natürlich ist es auch ihre Aufgabe, die militärischen Kräfte Sigismunds auszuspionieren, namentlich aber, ob und aus welchem Lande dort Söldner eingetroffen seien, ebenso, wie der Stand der Dinge mit dem Orden stehe. Wir werden später bei Besprechung der russisch-preußischen Allianzverhandlungen sehen, warum sich der Großfürst, ganz abgesehen von seiner augenblick-

lichen Stellung zu Polen, dafür interessierte. Endlich sollen sie auch acht darauf haben, wie der Kaiser mit Frankreich und Venedig stehe und die politische Situation im Westen beschaffen sei. Das letztere war allerdings eine Aufgabe, die weit über ihre Fähigkeiten hinausging, denn die westeuropäische Politik mußte ihnen bei ihrer Bildungsstufe und dem Mangel jeder Vertrautheit mit den westeuropäischen Verhältnissen ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Einem derartigen Auftrage konnte der geschmeidige Grieche Jurij Trachaniot nachkommen, aber nicht die schwerfälligen Russen, denen politische Erfahrung und weltmännische Gewandtheit so vollkommen fehlte.[1])

Nachdem die russischen Gesandten mit Herberstein am 25. Jänner 1518 — Ende November 1517 hatten sie Moskau verlassen — in Krakau, wo eben Sigismund einen Reichstag hielt und Herberstein höchst ehrenvoll aufnahm,[2]) eingetroffen waren, gelangten sie — Herberstein war ihnen auf österreichischem Boden vorausgeeilt, um dem Kaiser Bericht zu erstatten — Dienstag den 23. März 1518 nach Innsbruck, wo sich Maximilian damals aufhielt. Am 25. März schon empfängt sie der Kaiser in feierlicher Audienz,[3]) in der er ihnen sein lebhaftes Bedauern darüber kundgibt, daß ein Friede zwischen Polen und Rußland nicht erfolgt sei, und sie versichert, daß er sich dessenungeachtet noch um das Zustandekommen eines solchen bemühen werde. Die weiteren Verhandlungen mit den Gesandten führen Herberstein, der Propst zu Wien, Paul von Oberstein, und der Bischof von Triest, Peter Bonomo. Natürlich konnten diese Verhandlungen zu keinem greifbaren Resultate führen; denn was man von ihnen wissen wollte, nämlich die wahren Bedingungen, unter denen der Großfürst eventuell zu einem Frieden geneigt wäre, mußte von ihnen mit der stereotypen Antwort erledigt werden, sie seien darin nicht eingeweiht, nur Herberstein sei darüber informiert. Nun hatte man aber

[1]) Denkmäler 1, S. 320—339.

[2]) Selbstbiographie, Fontes rer. austr. I./I., S. 131.

[3]) Diese Audienz fand ihre Darstellung im „Weißkunig", vergleiche Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlung des allerhöchsten Kaiserhauses 6, S. 400.

Herberstein auch keine bestimmte Antwort erteilt, und was man ihm schließlich nach langem Drängen mitgeteilt hatte, schriftlich zu geben sich geweigert. Herberstein und seine Kollegen konnten den russischen Gesandten gegenüber nur betonen, daß der Kaiser nicht die Macht habe, Sigismund Gebiete zu nehmen und diese dem Großfürsten zuzusprechen. Das lockende Bild aber von der Einigung aller christlichen Fürsten gegen den Halbmond, wozu der Großfürst soviel beitragen könne, das man den russischen Gesandten entwarf, mußte in ihnen höchstens noch eine höhere Meinung von der Macht ihres Herrn erwecken, als sie ohnehin schon hatten, konnte sie aber selbstverständlich nicht veranlassen, aus der ihnen durch ihre Instruktion vorgeschriebenen Reserve herauszutreten. Die Weigerung des Bischofs von Brixen, dem Wunsche des Kaisers gemäß die russischen Gesandten als Schismatiker an der kirchlichen Osterfeier teilnehmen zu lassen, erzürnte den Kaiser so, daß er Innsbruck verließ und nach Hall zog, wohin ihm auch die Gesandten später folgten. Um die Aufmerksamkeit des Großfürsten Herberstein gegenüber zu erwidern, läßt sie der Kaiser von dort aus auch an einer Jagd teilnehmen. Am 20. April empfängt er sie dann in Abschiedsaudienz; in eindringlichen Worten stellt er ihnen dar, seinen und des Papstes Bemühungen sei es gelungen, alle christlichen Fürsten zur Beobachtung eines allgemeinen Friedens zu bewegen und alle Kräfte gegen die Türken zu einen, daher bitte er auch den Großfürsten, nun auch mit Sigismund Frieden zu schließen, denn ganz abgesehen von den Segnungen des Friedens im Gegensatz zu der traurigen Erscheinung eines brudermörderischen Kampfes, werde auch der Großfürst früher oder später der Zielpunkt türkischer Machtgelüste sein, wenn er sich von diesen noch so weit entfernt dünke. Mittwoch den 21. April schon verlassen die Gesandten mit den vom Kaiser neu designierten Gesandten Hall, um wieder nach Rußland zu ziehen.[1])

Wir müssen uns nun der Betrachtung der politischen Situation zuwenden, um zu verstehen, wieso der Kaiser dazu kam, an der Vermittlungspolitik zwischen Rußland und

[1]) Denkmäler 1, S. 343—356, Selbstbiographie Herbersteins, Fontes rer. austr. I./I., S. 132.

Polen trotz ihrer Aussichtslosigkeit — Herberstein wird ihm dies gewiß genügend auseinandergesetzt haben — festzuhalten und von neuem den abgerissenen Faden wieder aufzunehmen. Zweierlei hatte ihn dabei beeinflußt: seine Stellung zu Sigismund und die Fata morgana eines allgemeinen Türkenzuges, die nicht nur ihn, sondern auch den Papst und überhaupt ganz Europa damals gefangen hielt.

Sigismund war eben daran, die aus den Händen des Kaisers empfangene Braut, Bona Sforza, zu fürstlichem Beilager in Krakau zu erwarten. Die Andeutung des Kaisers, Sigismund möge sich mit seinem Beschlusse beeilen, denn König Franz I. sei auch bemüht, die reiche Braut für seine politischen Pläne in Rechnung zu ziehen,[1]) hatte gewirkt, und Sigismund beeilte sich sehr, die Heiratsverhandlungen zu einem Abschlusse zu bringen. Die polnischen Gesandten aber, die zu diesem Zwecke nach Italien reisten und unterwegs auch den Kaiser von dem Entschlusse ihres Herrn verständigen sollten, hatten diesem im September 1517 in Wiener-Neustadt in beredten Worten geklagt, wie trotz der Vermittlung Herbersteins ein Frieden mit Rußland nicht zu erhoffen sei. Schon damals gab Maximilian seinem Bedauern über die Hartnäckigkeit des Großfürsten Ausdruck und versprach die Absendung eines neuen Gesandten nach Rußland, der auf dem Wege dahin auch einem anderen Gegner, der Sigismund das Leben sauer machte, dem Hochmeister Preußens befehlen sollte, von seinen Rüstungen abzulassen und Frieden zu halten.[2]) Mußte Maximilian schon aus Erkenntlichkeit gegen Sigismund, der so auf seine Pläne eingegangen war, bedacht sein, dieses Versprechen einzulösen, so kamen noch zwei andere Motive hinzu, die ihn bewegen mußten, Sigismund sich wohlgesinnt zu erhalten.

Das eine betraf die Nachfolge im Reiche. Mannigfache Anzeichen körperlichen Verfalles mußten in dem Kaiser, der zeitlebens für die Größe und das Wohl seiner Dynastie besorgt war, befürchten lassen, daß die Zeit seines Ablebens nicht mehr fern sei. Auch blieb es ihm nicht unbekannt, wie Frankreichs König eifrig bemüht war, für sich unter

[1]) Acta Tomiciana 4, Nr. 293.

[2]) Ibid. 4, Nr. 295.

den Kurfürsten Stimmung zu machen, daß sie ihn nach des Kaisers Tode zum ersten Fürsten der Christenheit erküren. Da hieß es nun rasch handeln und der Dynastie diese Krone durch die Wahl seines Enkels zum römischen Könige bei seinen Lebzeiten zu sichern, wie ja auch er 1486 seinem Vater an die Seite gesetzt worden war. Hatte man damals im feindlichen Gegensatze zu den Jagiellonen die böhmische Kurstimme umgangen, so war Maximilian jetzt eifrig bemüht, Sigismund als Vormund des unmündigen Ludwig in Ausübung dieses Rechtes auf seiner Seite zu haben und damit die böhmische Kurstimme auf dem bevorstehenden Wahltage seinem Enkel zu sichern. Tatsächlich ist es ihm auch gelungen, Sigismund sich darin dienstbar zu machen,[1]) nur die Weigerung des Papstes, Maximilian die Kaiserkrönung, welche die Kurfürsten als Vorbedingung für die Wahl eines römischen Königs forderten, zu erleichtern, hatten des Kaisers Plan zum Scheitern gebracht. Die Kurie wollte nämlich die einst unter den Staufern bekämpfte Vereinigung der sizilisch-neapolitanischen Krone mit dem Kaisertum auch jetzt um jeden Preis verhindern.[2])

Das zweite Motiv, das des Kaisers Stellung zu Sigismund beeinflußte, betrifft den Türkenkreuzzug. Bei seinen großangelegten Plänen hatte der Kaiser auch Sigismund hiebei eine hervorragende Rolle zugedacht, der aber diese nur dann übernehmen konnte, wenn er nicht darauf bedacht sein mußte, seine Waffen gegen Rußland und den Deutschen Orden bereit zu halten.

Wir haben schon oben gesehen, wie in Konstantinopel durch den Staatsstreich des Sohnes gegen den Vater die Gefahr weiteren Vordringens der Türken gegen Westen akut wurde. Die Befürchtungen steigerten sich noch, als Selim so rasch den Sultan der Mameluken und den persischen Schah niedergeworfen hatte, und nun seine Heimreise nach Europa antrat, um künftig diesem mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Kaiser und Papst bemühten sich, wenn auch jeder mit seinen besonderen Hintergedanken, alle christlichen Fürsten Euro-

[1]) Ibid. 4, Nr. 364. Vollmacht für die polnischen Gesandten zum Augsburger Reichstage, Karl zum römischen Könige zu erwählen, vom 18. Juli 1518.

[2]) Ulmann 2, S. 708.

pas zu einem allgemeinen Zuge gegen den Halbmond zu einigen. Hatte der Papst in der Schlußsitzung des lateranensischen Konzils am 16. März 1517 den Beschluß durchgesetzt, einen allgemeinen Türkenkreuzzug zu unternehmen, zu diesem Zwecke in einer Bulle allen christlichen Fürsten die Beobachtung eines fünfjährigen Waffenstillstandes geboten und nun an die hervorragendsten Herrscher Europas Legaten mit einem fertig ausgearbeiteten Plane geschickt, so hatte nun auch der Kaiser eine ausführliche Antwort auf des Papstes Vorschläge ausarbeiten lassen, worin er diese einer allerdings gründlichen Abänderung unterwarf, und war entschlossen, dem künftigen Augsburger Reichstage auch diese Angelegenheit zur Beratung und Beschlußfassung vorzulegen. Es entsprach aber vollkommen seinem sanguinischen Temperamente, wenn er sich bereits an der Spitze eines christlichen Kreuzheeres vor den Toren Konstantinopels gesehen haben mochte.[1]) Allerdings sind auch diese so hochfliegenden Pläne eben nur Pläne geblieben, die Schuld daran lag aber nicht an dem Ernste des Kaisers, sondern, soweit es Deutschland betraf, an dem Partikularismus der deutschen Fürsten und ihrer Angst vor jeder Stärkung des Kaisertums wie auch an der beginnenden Gärung der Geister gegen Rom und dem Mißtrauen gegen alles, was von dort geplant wurde, soweit es Österreich betraf, an der Gleichgültigkeit der Stände gegen solche Aufgaben und der nahezu republikanischen Freiheit, der sie sich in den Erblanden erfreuten.

Im Zusammenhang mit diesen Plänen hatte der Kaiser noch im Februar 1518 den Hochmeister auffordern lassen, einen sechsjährigen Waffenstillstand mit Polen anzunehmen, um die allgemeine Sache des Türkenzuges durch die Behinderung des Königs von Polen als Haupt der Expedition nicht zu schädigen.[2]) War er also bemüht, auf diese Weise Sigismund von seiten des Ordens Ruhe zu schaffen, so sollten anderseits die neu ernannten kaiserlichen Gesandten ihm auch von russischer Seite Luft machen. Warum der Kaiser nicht Herberstein wieder zu dieser Mission bestimmte,

[1]) Vergleiche Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches, 2, S. 593 ff.

[2]) Joachim 2, S. 22 und Beilage 6, S. 168 ff.

mit dessen Bericht über Land und Leute Rußlands er so außerordentlich zufrieden gewesen war,[1]) wird wohl darin seine Ursache haben, daß er eines so bewährten Diplomaten und Staatsmannes nicht auf so lange Zeit entraten mochte, zumal er denselben für wichtigere Missionen dringend benötigte, wie dies die gleichzeitige Sendung desselben zum ungarischen Reichstage beweist, auf dem Herberstein im Vereine mit den polnischen Gesandten die Umtriebe der Nationalpartei, Zapolya als Gubernator einzusetzen, verhindern sollte.[2]) Die Wahl des Kaisers fiel diesmal auf zwei Italiener Francesco da Collo aus Conegliano und Antonio de' Conti aus Padua; beide scheint der Kaiser schon öfter in diplomatischen Missionen verwendet zu haben, von ersterem wissen wir wenigstens aus seinem eigenen Munde, daß der Kaiser ihn bereits nach Frankreich, Neapel, Rom und Venedig gesandt hatte.[3])

Daß der Kaiser von einer Zuneigung und Fürsorge für Sigismund erfüllt war, die eigentlich zu der Rolle eines unparteiischen Vermittlers wenig paßte, beweist am besten die Instruktion für da Collo und de' Conti.[4]) In der Materie der Verhandlungen sind sie vollkommen an den König von Polen gewiesen; was der für gut findet, daran haben sie sich in Moskau zu halten. Sie haben nur den Großfürsten zu versichern, daß der Kaiser trotz des bisherigen Mißerfolges im Interesse beider Gegner und der gesamten Christenheit sich nicht habe abschrecken lassen, noch einmal einen Versuch zu machen, sie zu einigen. Natürlich kommen in der Instruktion auch die Hoffnungen des Kaisers auf eine Generalexpedition gegen die Türken zum Ausdrucke, und die Gesandten haben im Falle, daß die Verhandlungen die

---

[1]) Selbstbiographie, Fontes rer. austr. I./I., S. 132.

[2]) Ibid. S. 133.

[3]) Trattamento di Pace trà il Serenissimo Sigismondo Rè di Polonia et Gran Basilio Prencipe di Moscovia, havuto dalli Illustri Signori Francesco da Collo, . . . et Antonio da Conti . . . stampato in Padoa per Lorenzo Pasquati 1603. (Über dieses seltene Werkchen und seine Bedeutung siehe Exkurs II.) Fol. 1 f.

[4]) Ibid. Fol. 2 ff. in italienischer Übersetzung. Das Original abgedruckt bei Fiedler: Die Allianz zwischen Kaiser Maximilian und Vasilij Ivanovič etc. Sitzungsberichte der Wiener Akademie 43, Beilage XIV, S. 276 ff.

Unmöglichkeit eines Friedensschlusses ergeben, den Großfürsten in Anbetracht der päpstlichen Friedensbulle und der wachsenden Türkengefahr zu bewegen, wenigstens einen fünfjährigen Waffenstillstand mit Polen einzugehen und das allgemeine christliche Unternehmen nicht zu stören. Den König will der Kaiser brieflich jetzt schon diesem Plane geneigt machen. Wenn ihm aber dies nicht gelingen sollte, dann sollen sie, wenn nötig, von Moskau aus auf den König durch die bis dahin vom Kaiser an jenen abgefertigten Gesandten in diesem Sinne wirken. Zu dem Zwecke soll sowohl der König als auch der Großfürst Poststationen bis an die Grenze unterhalten, um einen rascheren Meinungsaustausch zu ermöglichen. Noch mehr als in der Instruktion Herbersteins tritt hier die auffallende Kühle des Kaisers gegen den Großfürsten zutage, eine Erwähnung des Bündnisses oder der alten intimen Beziehungen suchen wir hier vergebens.

Mit Herberstein gemeinsam brechen de' Conti und da Collo und die russischen Gesandten von Hall auf; in ihrer Begleitung befindet sich auch der päpstliche Legat Nikolaus von Schönberg, mit dem wir uns später zu beschäftigen haben werden. In Wien trennen sich Herberstein und Schönberg von ihnen; die beiden schlagen ihren Weg nach Ofen ein, während die andern über Mähren nach Krakau ziehen.

Sigismunds Lage hatte sich seit Herbersteins Mission in nichts zum Besseren gewendet. Mit Rußland kein Frieden, von der Krim in jedem Augenblicke mit einem neuen Raubzug bedroht, dazu im Norden der Hochmeister im ungebeugten Trotze, dessen intime Beziehungen zum Großfürsten ein recht bedenkliches Symptom geworden waren, war das gleiche Bild geblieben, das Sigismund den Provinziallandtagen als Präludium zum Reichstage, der am 25. Jänner 1518 in Krakau zusammentreten sollte, entwerfen mußte.[1]) Es war ein bitterer Tropfen in den Freudenbecher der nahenden Hochzeitsfeierlichkeiten. Und Sigismund verhehlte sich auch gleich nach dem Scheitern der Mission Herbersteins den Ernst der Situation nicht; er wußte, daß zur Sammlung der Kräfte

[1]) Acta Tomiciana 4, Nr. 311.

ein Waffenstillstand mit Rußland wenigstens auf drei Jahre unbedingt geboten war, in welcher Zeit er auch den livländischen Meister zum gemeinsamen Kampfe gegen Moskau auf seine Seite zu ziehen hoffte, wie dies seinerzeit Alexander gelungen war. Nur durfte Vasilij dies nicht erfahren und der Kaiser mußte dies allein und ohne seine Beihilfe ins Werk setzen.[1]) Und so verrät auch die Antwort,[2]) die er da Collo und de' Conti erteilt, mit keinem Worte, wie erwünscht ihm ein Frieden mit Rußland wäre. Initiative und Verantwortung ihrer Mission schiebt er Kaiser und Papst zu und beharrt auf seiner schon früher formulierten Forderung, d. i. ohne Herausgabe Smolensks kein Frieden. Er lehnt es von vornherein ab, etwa im Laufe der Verhandlungen seine Gesandten zu schicken und überläßt es den kaiserlichen Gesandten, kraft ihrer Vollmacht einen Frieden oder Waffenstillstand abzuschließen. Ja in letzterem Falle müssen sie dem Großfürsten gegenüber bemerken, daß der König nur aus Rücksicht auf den Kaiser und das allgemeine Wohl der Christenheit dazu bereit sein dürfte, was ihnen der Vizekanzler Tomicki auch mündlich noch besonders einschärft.[3])

Am 29. Mai 1518 verlassen Maximilians und Vasilijs Gesandte Krakau und gelangen nach einer beschwerlichen Reise durch die litauischen Wälder – denn da Collo und de' Conti wollen sich von Plemjannikov und Istoma, denen man aber jede Gelegenheit zur Ausspähung nehmen wollte, nicht trennen — am 25. Juli nach Moskau.[4]) Da sie abgesondert untergebracht worden waren, entsteht schon am 27. anläßlich der Audienz unter ihnen ein Streit darüber, in wessen Wohnung sich beide versammeln sollten, um von dort aus gemeinsam in den Palast des Großfürsten geführt zu werden. Da Collo scheint der versöhnlichere von beiden gewesen zu sein, denn er gibt nach und verschweigt diesen Zwist in seinen Aufzeichnungen; anders die russischen Protokolle,[5]) die auch

[1]) Ibid. 4, Nr. 379.

[2]) Ibid. 4, Nr. 380, Trattamento Fol. 10 f.

[3]) Trattamento Fol. 9.

[4]) Die russischen Protokolle über ihren Aufenthalt in Moskau, wie die Verhandlungen in Denkmäler 1, S. 356—480.

[5]) Ibid. 1, S. 358 f.

die späteren Konflikte und Rangstreitigkeiten zwischen den beiden Gesandten peinlich genau verzeichnen. Gewiß hat dies nicht zur Stärkung ihres Ansehens beigetragen, ebensowenig wird ihr Einfluß auf die Entschließungen Vasilijs dadurch gewachsen sein. Allein das Bild zankender kaiserlicher Gesandten wird auch im nächsten Jahrhunderte in Moskau vor unserem Blicke auftauchen.

Die große Rede, die Francesco da Collo vor dem Großfürsten hält, ist ihrem Inhalte nach ebenso wie die Herbersteins eine lebendige Schilderung der wachsenden Macht des Sultans und der großen Gefahr, die allen christlichen Völkern von ihm drohe; nur sucht da Collo auf den Großfürsten auch durch den Hinweis auf die Tartaren Eindruck zu machen, die doch nur gefügige Werkzeuge in der Hand der Pforte seien und von ihm nach Niederwerfung der westeuropäischen Christenheit gegen Rußland losgelassen werden.[1]) Wir haben gesehen, welche Wirkung die glänzende Schilderung Herbersteins von der Türkengefahr in Moskau hervorgerufen hatte, wo man die eigenen Interessen vorläufig im Einvernehmen mit der Pforte besser gewahrt sah. Aber der Kaiser wollte dies nicht begreifen und hoffte noch immer, den Großfürsten lediglich durch den Hinweis auf die Türkengefahr zur Nachgiebigkeit in der Friedensfrage zu bewegen.

Am 1. August werden sie wieder zur Audienz berufen und erhalten darauf von den Bojaren die Antwort auf ihr Anbringen. Der Großfürst läßt ihnen etwas ärgerlich zu verstehen geben, der Kaiser werde doch aus den vorhergegangenen Verhandlungen zur Genüge verstanden haben, worum es sich eigentlich in dem Streit zwischen ihm und Sigismund handle. Die Ursache dieser Bemerkung war de' Conti, welcher in der auf die erste Audienz folgenden Konferenz verlangt hatte, man solle ihnen, bevor sie mit ihren weiteren Aufträgen herausrücken, klipp und klar sagen, ob man den Frieden wolle und unter welchen Bedingungen. Doch betont der Großfürst, daß er immer noch dem Kaiser zuliebe zum Frieden bereit sei. Der Hinweis aber auf die Türkengefahr entlockt ihm freilich nur die platonische Ver-

[1]) Ibid. 1, S. 363 ff. Trattamento fol. 18ᵛ ff.

sicherung, er werde zu Gott um den Sieg der Christen beten. Natürlich schraubt der Großfürst die Bedingungen wiederum hinauf und verlangt nicht nur, daß Sigismund seine Gesandten nach Moskau schicke, sondern auch Genugtuung für die seiner Schwester angetane Schmach und Herausgabe der russischen Teile Litauens, welch letztere Forderungen er im Verlaufe der Verhandlungen mit Herberstein schon fallen gelassen hatte. Die Forderung Sigismunds bezüglich der Herausgabe Smolensks hatten da Collo und de' Conti geschickt in den Vorschlag, den letzten Friedensvertrag zu erneuern, verhüllt. Doch lehnen dies die Bojaren von vornherein ab und geben nur zu verstehen, daß der Großfürst eventuell auf Genugtuung Helenens wegen und die Herausgabe der russischen Gebiete Litauens verzichten wolle, wenn Sigismund seine Gesandten nach Moskau schicke. Daran aber hält man in Moskau fest und gibt den kaiserlichen Gesandten deutlich zu verstehen, daß man nicht im entferntesten daran denke, etwas von den eroberten Gebieten, geschweige denn Smolensk herauszugeben.

Da die kaiserlichen Gesandten wissen, daß Sigismund unter keiner Bedingung wieder seine Gesandten schicken werde und ein Friedensschluß daher gänzlich ausgeschlossen sei, so schlagen sie in der Audienz vom 3. August dem Großfürsten einen fünfjährigen Waffenstillstand entsprechend der päpstlichen Bulle vor. Am 8. August erhalten sie die Antwort auf diesen Vorschlag in einer neuerlichen Konferenz mit den Bojaren. Auch einen Waffenstillstand will der Großfürst nur eingehen, wenn Sigismund seine Gesandten schicke, und auf Grund des status quo, alle Gebiete aber, die derzeit in russischem oder polnischem Besitze seien, sollen namentlich im Waffenstillstandsinstrumente aufgezählt werden; ebenso verlangt er Freigabe der gegenseitigen Gefangenen. Es ist klar, wo dieser schlaue Vorschlag hinauswollte; er sollte dem Großfürsten für künftige Zeiten ein willkommenes Präjudiz bilden, wenn litauisches Gebiet wieder, wenn auch nur widerruflich, als Besitz des Großfürsten anerkannt wurde. Man wollte dasselbe Spiel wiederholen, wie seinerzeit mit Alexander und auch mit Sigismund; hatte doch der Frieden von 1508 für vorläufige Gebiets-

abtretungen Alexanders Vasilij den endgültigen Verzicht Sigismunds eingebracht! Auch die Forderung wegen Freigabe der Gefangenen war mehr im Interesse Vasilijs als Sigismunds, denn seit dem Tage von Orša schmachteten viele und hervorragende Russen in den Kerkern Litauens.

Da Collo und de' Conti replizieren auf diesen Bescheid, daß Sigismund unter keinen Umständen Gesandte nach Moskau schicken werde, denn nicht er, sondern der Kaiser wünsche im Interesse des Türkenkreuzzuges einen Frieden oder Waffenstillstand zwischen ihnen zu vermitteln; deshalb seien sie auch mit entsprechender Vollmacht versehen, im Namen des Kaisers das Friedens- oder Waffenstillstandsinstrument zu fertigen. Auch die Freigabe der Gefangenen weisen sie als eine bei Waffenstillständen nirgends übliche Bedingung zurück. Nach langen, aber vergeblichen Erörterungen wird ihnen auf Befehl des Großfürsten mitgeteilt, daß er unter keinen Umständen anders als unter den angegebenen Bedingungen einen fünfjährigen Waffenstillstand eingehen wolle.[1])

Da Collo sieht ihre Mission damit für erledigt und ein weiteres Verbleiben für nutzlos an und verlangt daher ihre Entlassung, während de' Conti noch bleiben und Johann von Thurn, der ihnen wie seinerzeit Herberstein zu diplomatischen Sendungen an den König von Polen von Moskau aus vom Kaiser mitgegeben worden und sogar mit einem besonderen Kreditive an den Großfürsten versehen war,[2]) an den Kaiser schicken will, um weitere Instruktionen zu erbitten. Den Meinungsverschiedenheiten der beiden Gesandten wie den Verhandlungen zu ihrer Beilegung widmen die russischen Protokolle nun wieder eine ausführliche Darstellung und stellen sie als sehr tiefgehend dar,[3]) während da Collo in seinen zwei Berichten[4]) dieselben als ganz unbedeutend und nebensächlich bezeichnet. Es ist klar, daß die Abreise der kaiser-

[1]) Denkmäler 1, S. 371—395.

[2]) Ibid. 1, S. 370 f.

[3]) Ibid. 1, S. 396 ff.

[4]) Im Trattamento und dem für Sigismund bestimmten Berichte über die Moskauer Verhandlungen in Acta Tomiciana 4, Nr. 385. Da Collo begründet sein Verlangen nach Entlassung damit, daß der Kaiser ihn für den Türkenkrieg zum Schiffskapitän der christlichen Flotte ausersehen habe (Denkmäler 1, S. 397).

lichen Gesandten und damit der Abbruch aller weiteren Verhandlungen gar nicht im Sinne des Großfürsten lag und er auch deshalb de' Conti gern die Erlaubnis gab, zu bleiben und beim Kaiser neue Befehle einzuholen. Nach längerem Zögern entschließt sich auch da Collo, als der Großfürst ihm die Abreise freigestellt hatte, zu bleiben und Thurn an den Kaiser zu senden.[1])

Die Sendung Thurns[2]) an den Kaiser war vollkommen überflüssig, denn trotz aller Bemühungen gelang es den Gesandten nicht, Vasilij zu irgendwelchen Konzessionen zu bewegen, welche die Aussicht auf einen Ausgleich der divergierenden Forderungen in sich bargen. Dadurch war aber der Stand der Angelegenheit wie zur Zeit der Abreise Herbersteins aus Moskau nicht vom Kaiser, sondern von Sigismund abhängig, der aber nicht einmal schon den festen Willen kundgegeben hatte, ohne Herausgabe Smolensks keinen Frieden zu schließen. Vielleicht wollten auch da Collo und de' Conti hauptsächlich mit Sigismund durch die kaiserlichen Gesandten am polnischen Hofe Fühlung nehmen, wie er sich unter den angebotenen Bedingungen zu einem Waffenstillstande verhalte. Als sie nach Thurns Abreise einen Versuch machen, über eventuellen Abschluß des fünfjährigen Waffenstillstandes zu verhandeln, lehnt dies der Großfürst mit dem Hinweise ab, er könne und wolle seine Meinung, die er dem Kaiser jetzt schriftlich mitgeteilt, nicht früher ändern, bis Thurn zurückgekehrt sei. Ein Mißerfolg aber des russischen Heeres vor Polock, der ihnen mit poetischer Lizenz als Sieg bekanntgegeben wird, wie ein neuer Einfall der Tartaren bewegen Vasilij, den Gesandten nahezulegen, einen mehrtägigen Waffenstillstand zu vermitteln, was sie aber mit dem Bemerken ablehnen, daß sie als Vermittler den Vorteil beider Teile gleichmäßig zu wahren haben.[3])

Während Vasilij einige Zeit fern von Moskau weilt, trifft dort am 21. September ein kaiserlicher Kurier Johann Christoph Pauz[4]) mit Aufträgen an die Gesandten ein, deren

---

[1]) Denkmäler 1, S. 400 ff.

[2]) Montag den 16. August 1518 verläßt er Moskau. Denkmäler 1, S. 409.

[3]) Trattamento Fol. 35 f., Acta Tomiciana 4, Nr. 382, Solovjev 5, S. 379.

[4]) Den Namen Pauz entnehmen wir den Acta Tomiciana 4, Nr. 385, S. 385.

augenblickliche schriftliche Übermittlung an den Großfürsten sie ausdrücklich verlangen. Ja die Aufträge dünken ihnen so wichtig, daß sie es ablehnen, darüber mit den Djaken zu verhandeln und auch die Anwesenheit von Bojaren fordern. Erst als vom Großfürsten der ausdrückliche Befehl einlangt, begeben sich die Bojaren am 24. September zu den kaiserlichen Gesandten. Und nun machen ihnen da Collo und de' Conti die Eröffnung, der Kaiser habe den Befehl an sie ergehen lassen, unter allen Umständen einen Frieden oder doch wenigstens einen fünfjährigen Waffenstillstand zu vermitteln. Motiviert wird dies mit den neuen günstigen Umständen, welche eine Generalexpedition gegen die Türken im jetzigen Zeitpunkt als besonders erfolgversprechend erscheinen lassen.[1]) Allerdings sollten sich die Gerüchte von einer verlustreichen Niederlage Selims durch den Schah und die Reste der Mameluken nicht bewahrheiten und Selim trifft Anfang August 1518 wohlbehalten in Adrianopel ein,[2]) allein zur Zeit, da Maximilian Pauz abfertigte, nämlich in der ersten Hälfte des August, mögen ja solche Gerüchte immerhin in Augsburg geherrscht haben und gern geglaubt worden sein.

Möglich ist es ja, daß der Kaiser vor dem Beginne der Verhandlungen am Augsburger Reichstage, auf dem der Legat Kajetan am 5. August in schwungvollen Worten die päpstlichen Vorschläge wegen eines Türkenkrieges unterbreitet hatte,[3]) voll Hoffnungen noch auf das Zustandekommen eines allgemeinen Kreuzzuges den Großfürsten noch einmal durch seine Begeisterung mit sich fortreißen wollte, — denn Thurn war ja noch nicht bei ihm eingetroffen — allein wahrscheinlich war dies ebensowenig wie die Intervention für Nikolaus von Lübeck, dem der Großfürst gestatten sollte, noch vor seinem Tode seine Heimat wiederzusehen,[4]) der eigentliche Grund der Sendung Pauzens gewesen. Die eigentliche Ursache derselben war dem Bestreben des Kaisers

[1]) Denkmäler 1, S. 411—415.

[2]) Zinkeisen 2, S. 574.

[3]) Ulmann 2, S. 714.

[4]) Denkmäler 1, S. 416.

entsprungen, eventuellen Umtrieben eines Mönches in Moskau zuvorzukommen.[1])

Wer war nun dieser Mönch, dessen Namen das kaiserliche Schreiben oder die russischen Protokolle uns verschweigen? Wir müssen hier etwas weiter ausholen und die Beziehungen Rußlands mit dem Hochmeister einer Betrachtung unterziehen, um uns die Befürchtungen des Kaisers zu erklären.

Der Hochmeister Albrecht von Brandenburg hatte, als er sich vom Kaiser geopfert sah, den Wink, den ihm dieser durch die Mission Schnitzenpaumers gegeben hatte, sich zunutze gemacht und dem Großfürsten sich ganz in die Arme geworfen. Jedenfalls war bei diesem Entschlusse des Hochmeisters der Einfluß seines phantastischen und unbesiegbar optimistischen vertrauten Ratgebers, Dietrich von Schönberg, eines Meißner Edelmannes, maßgebend, dessen Bruder der oben erwähnte gelehrte Dominikaner Nikolaus von Schönberg war, der später Erzbischof von Capua und Kardinal wurde.[2]) Dietrich von Schönberg übernimmt selbst die Mission nach Moskau, wo er am 24. Februar 1517 eintrifft.[3])

Dem Großfürsten zu danken für seine Mitteilung, daß er nicht eher auf einen Frieden mit Polen eingehe, bevor der Orden und er selbst im Besitze der von Sigismund widerrechtlich beherrschten Gebiete sei, ihn aufzustacheln, den Krieg dieses Jahr schärfer als in den früheren zu führen, ihn zu versichern, daß der Hochmeister auch seinerseits nicht früher vom Kriege ablassen werde, als bis er Sigismund alle ehemaligen Ordenslande abgerungen habe, und endlich dem Großfürsten ein Schutz- und Trutzbündnis anzubieten, das ist die Aufgabe Dietrichs von Schönberg hier. Wird aber schon dem livländischen Meister der wahre Zweck der Mission, nämlich der Abschluß eines Bündnisses, verschwiegen, so will der Hochmeister auch den in Rom durch

[1]) Ibid. 1, S. 417 ff.

[2]) Joachim 1, S. 95.

[3]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit dem deutschen Orden, Sbornik der kais. russ. historischen Gesellschaft 53, S. 6 (russ.).

die polnischen Gesandten schon lange lautgewordenen Klagen über die innigen Beziehungen des Oberhauptes eines geistlichen Ritterordens mit dem schismatischen Großfürsten dadurch die Spitze abbrechen, daß er durch Schönberg dem Großfürsten andeuten läßt, seine Stellung würde sich einfacher gestalten, wenn Vasilij, unbeschadet seines Glaubens und seiner Gewohnheiten, der römischen Kirche Gehorsam leiste.[1])

So unterwürfig nun das Schreiben des Hochmeisters und das Auftreten seines Gesandten war, ebenso herablassend großmütig waren Großfürst und Bojaren in den Audienzen und Konferenzen mit Schönberg. Nach mannigfachen Verhandlungen und Entwürfen schließt Schönberg nun wirklich ein Schutz- und Trutzbündnis mit Vasilij ab, das dem Hochmeister eine Geldhilfe zur Anwerbung von 10.000 Mann Fußvolk und 2000 Mann Reitern zusichert. Allein die Verhandlungen hatten so rasch zu einem Resultate geführt, daß wir stutzig werden müssen, denn Schönberg verläßt schon am 11. März, also nach zweiwöchentlichem Aufenthalte, Moskau. Wir wissen schon, was dies für den Inhalt des Vertrages zu bedeuten hat, und tatsächlich hatte man es wieder verstanden, der geringsten Leistung die größtmöglichste Verpflichtung entgegenzustellen. Wie Schnitzenpaumer und Meister David, hatte man auch Schönberg übertölpelt und hatte es analog wie bei diesen für nötig gehalten, daß er sich schriftlich und eidlich verpflichte,[2]) daß der Hochmeister ohne die geringste Änderung den Vertrag ratifizieren werde.

Während nämlich das Vertragsinstrument nur in allgemeinen Wendungen ein Offensiv- und Defensivbündnis gegen Polen zum Gegenstande hat und ebenso allgemein dem Hochmeister den großfürstlichen Schutz und Schirm verspricht, wenn er den Großfürsten durch Gesandte von seiner Bedrängung benachrichtige, war die Detaillierung der russischen Hilfe nur in einem von Schönberg verfaßten Sekretartikel enthalten und dazu so vorsichtig formuliert,

---

[1]) Joachim 1, Beilage Nr. 122 und 123, S. 289 ff.

[2]) Denkmäler der dipl. Beziehungen mit dem deutschen Orden, Sbornik 53, S. 23 (russ.), Joachim 1, Beilage 131, S. 301 (lat.).

daß sie einem Aufschub ad calendas graecas gleichkam. Die Summen zur Anwerbung der Söldner werden nämlich erst dann flüssig gemacht, wenn der Hochmeister die ehemaligen Ordensgebiete, die seit dem Thorner Frieden polnisch geworden waren, zurückerobert und diesen Erfolg dem Großfürsten durch seinen Gesandten mitgeteilt habe.[1]) Der Großfürst war also durch diese Art der Formulierung gegenüber seinem Vertragsgegner in entschiedenem Vorteile, denn Albrecht war erst dann eine Hilfe in Aussicht gestellt, wenn er sie eigentlich nicht mehr brauchte. Auch wird man sich am Moskauer Kreml bei einiger Abwägung der preußischen und polnischen Kräfte — die letzteren kannte man ja zur Genüge aus eigener Erfahrung, von den ersteren aber wird man durch die zahlreichen Gesandten, die in den letzten Jahren das Ordensland durchzogen, sicherlich auch eine annähernd richtige Vorstellung gewonnen haben — wohl gesagt haben, daß man durch ein derartiges Versprechen am wenigsten riskiere. So hatte also der Großfürst wieder jemanden, den er nach Belieben auf Polen loslassen konnte, wie einst sein Vater Mengli-Geraj und Stephan von der Moldau. Schönberg aber, nur von dem einen Wunsche beseelt, ein Bündnis zwischen seinem Herrn und dem Großfürsten abzuschließen, bemerkte die weiten Maschen nicht, durch die der Großfürst jederzeit entschlüpfen konnte, oder war in seinem Optimismus nicht

[1]) Wenn Joachim 1, S. 141, meint, daß Albrecht die lateinische Fassung des Sekretartikels „Quum magister bello suo finem imponere decreverit" dahin verstand, „wenn er seine Kriegsrüstungen beendet haben werde," so ist dagegen einzuwenden, daß nicht nur die gleichzeitige russische Übersetzung des Schönbergschen Entwurfes durch die Worte: „wenn der Meister den Kampf zu beenden beabsichtigt" (wörtlich übersetzt Sbornik 53, S. 16), für den Großfürsten eine solche Auffassung niemals zuläßt, sondern dieser auch gelegentlich der Ratifikation des Sekretartikels durch die Bojaren ganz unzweideutig die Worte dahin erklären ließ, daß er dem Hochmeister die Geldhilfe erst gewähre, wenn dieser seine Städte von Sigismund zurückerobert und ihm dies mitgeteilt habe. „Und wie der Meister seine Städte, die jetzt unser Feind, der König von Polen, im Besitze hat, einnimmt, und zu uns mit der Bitte schickt . . ." (wörtlich übersetzt Sbornik 53, S. 18). Da die endgültige Formulierung des Bündnisvertrages und die eidliche Verpflichtung Schönbergs auf denselben erst einige Tage später erfolgt, hatte er genügend Zeit, über die Tragweite einer solchen Interpretation des Großfürsten sich klar zu werden.

fähig zu erkennen, daß man in Moskau aus purer Liebe und Begeisterung für eine fremde Sache keinen Finger rühren werde, außer es lag dies im eigenen Interesse. Einem so kühlen Realpolitiker gegenüber, wie Vasilij dies war, mußte der phantastische Pläneschmied Schönberg unterliegen.

Und die Absichten Vasilijs traten auch bald zutage; hätte er doch, als kurz nach Schönbergs Abreise Herberstein und später die litauischen Gesandten eintrafen, unter gewissen Bedingungen einen Frieden abgeschlossen, ohne daß im Laufe der Verhandlungen von russischer Seite mit einem Worte des bedrängten Hochmeisters gedacht, geschweige denn dessen Sache zur eigenen gemacht worden wäre! Ebensowenig geschah in den Verhandlungen mit da Collo und de' Conti, die ja schließlich, wie wir sehen werden, zu einem einjährigen Waffenstillstande geführt haben, des Ordens die geringste Erwähnung. Und als Schönberg im März 1519 das drittemal in Moskau eintraf, mochte man ein gewisses Schuldbewußtsein empfunden haben, denn man greift bezüglich dieser Verhandlungen — der früheren unter Herberstein erwähnt man wohlweislich nicht — zur offenkundigen Lüge, indem man ihm mitteilt, man habe von den kaiserlichen Gesandten verlangt, den Hochmeister in den Waffenstillstand einzuschließen und ihn nur deshalb noch nicht davon verständigt, weil man Schönbergs baldiger Ankunft in Moskau entgegensah.[1])

Der Hochmeister benötigte aber rasche Hilfe und vor allem Geld; und so ist die Signatur der lebhaften diplomatischen Beziehungen zwischen dem Orden und Vasilij in den Jahren 1517—1520 das stete Bitten und Drängen des Hochmeisters, ihm die versprochenen Subsidien flüssig zu machen, damit er losschlagen könne, dem der Großfürst als Mann mit den zugeknöpften Taschen vollkommen kühl gegenübersteht. Als schließlich in äußerster Not Albrecht in kläglicher Selbsterniedrigung um Subsidien wenigstens zur Anwerbung von 1000 Mann verlangt, wird ihm das nur nach längerem Zögern gewährt, nachdem sich

[1]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit dem deutschen Orden, Sbornik 53, S. 88 f. (russ.).

der Großfürst zuerst überzeugt hatte, daß der Hochmeister wirklich den Krieg beginne, aber auch jetzt nach langem Feilschen zu spät, nicht ausreichend und noch dazu in verschiedenen Raten. So hat das russische Bündnis dem Hochmeister, der daran zu übertriebene Erwartungen geknüpft hatte, die sich nur zum kleinsten Teil erfüllen sollten, mehr geschadet als genützt. Es war eine harte Strafe dafür, daß er den erfahrenen livländischen Meister Walter von Plettenberg vor dem Abschlusse desselben von seinen Absichten nicht unterrichtet und seinen Rat nicht eingeholt hatte.

Doch wenden wir uns der Persönlichkeit Nikolaus' von Schönberg zu. Die offiziellen russischen Protokolle melden uns nichts darüber, daß sein Bruder Dietrich von Schönberg bei seinem ersten Aufenthalte der Union Rußlands mit Rom gedacht habe; jedenfalls hat man dies der Aufzeichnung nicht für wert gehalten.[1]) Vasilij war von einer Annäherung an Rom ebenso weit entfernt als seinerzeit sein Vater gelegentlich seiner Heirat mit Sophie oder sein Großvater nach der Rückkehr des Metropoliten Isidor vom Florentiner Konzil. Wohl aber gab es damals in Moskau eine unionsfreundliche Strömung, die übrigens auch Leute aus den herrschenden Kreisen in ihren Bann gezogen hatte, deren Mittelpunkt aber jener obengenannte Nikolaus von Lübeck war; und daß die Idee der Vereinigung der beiden Kirchen von diesem mit Erfolg propagiert wurde, beweist der Umstand, daß Maxim der Grieche einige Jahre später in einigen Schriften dagegen Stellung nahm und sich bemühte, die Unmöglichkeit einer Union aus dogmatischen Gründen zu beweisen.[2]) Immerhin ist es also möglich, daß Dietrich von Schönberg im Verkehr mit Männern aus diesem Kreise bei Erörterung der Unionfrage mannigfache Ermutigung erfuhr. Auch der uns schon bekannte Jurij Trachaniot scheint

---

[1]) Die einzige Nachricht darüber finden wir in der eigenhändigen Aufzeichnung Schönbergs über seine Unterredung mit dem großfürstlichen Schatzmeister, Jurij Trachaniot, gelegentlich seines zweiten Aufenthaltes im März und April 1518. Joachim 2, Beilage 12, S. 175.

[2]) Golubinskij, Geschichte der russischen Kirche II, 1, S. 684 ff. (russ.). Pierling, La Russie et le Saint-Siège 1, S. 286 ff.

diesem Kreise angehört zu haben. Kurz und gut, als Schönberg heimgekehrt war, hatten er und der Hochmeister nichts Eiligeres zu tun, als durch den Ordensprokurator dem Papste von der Geneigtheit des Großfürsten, eine Union einzugehen, Mitteilung zu machen.[1])

In Rom war man immer geneigt, sich bezüglich der Möglichkeit einer Union der russischen Kirche mit der katholischen sanguinischen Hoffnungen hinzugeben, die sich nie erfüllt haben und aller Voraussicht nach sich nie erfüllen werden, weil, ganz abgesehen von der inneren Abneigung des russischen Volkes gegen die römische Kirche, einer Erbschaft, die man von Byzanz überkommen hatte, die Staatsgewalt nicht einen der festesten Pfeiler ihrer Macht freiwillig selbst abtragen wird.

So wurde Nikolaus von Schönberg, der im Frühjahre 1518 zum Kaiser, nach Ungarn, Polen und dem deutschen Orden als Nuntius abging, um im Sinne des vom Papste proklamierten fünfjährigen Waffenstillstandes zu wirken und zum Türkenkriege anzuspornen, vom Papste nun auch die Betreibung der Union mit Rußland, eventuell in Moskau selbst, übertragen. Allein Nikolaus war in diesem Jahre so beschäftigt, daß er erst im Winter 1518 auf 1519 nach Moskau ziehen wollte. Inzwischen sollte sein Bruder Dietrich gelegentlich seiner zweiten Mission nach Moskau dort das Terrain ebnen und Vasilij durch die mannigfachen Vorteile, die eine Union ihm bieten würde, wie Handelsfreiheit in ganz Europa, Herausgabe der von Litauen ehemals entfremdeten russischen Gebiete auf päpstlichen Befehl, Demütigung Sigismunds, die den moskowitischen Metropoliten von der römischen Kirche zugewiesene ehrenvolle Stellung, wie sie der Patriarch von Konstantinopel vor der Spaltung innegehabt hatte, einen Russen als Kardinal zur Überwachung der Leitung des Schiffchens Petri und last not least Konstantinopel nach der durch die Generalexpedition aller christlichen Fürsten erfolgten Eroberung als Lehen des heiligen Stuhles ködern sollte.[2]) Man muß gestehen, daß Dietrich von Schönberg hinzuhorchen verstand, was man

[1]) Joachim 2, Beilage 12, S. 175.

[2]) Ibid. 2, S. 176.

am Moskauer Kreml gern hörte, so sehr ist alles moskowitischem Geschmacke angepaßt. Allein man war dort auch viel zu kühl erwägend und sah sich denjenigen, der solche Versprechungen machte, zuerst genau an, ob er auch imstande sei, sie einzulösen. Die offiziellen russischen Protokolle schweigen wieder und erwähnen Schönbergs Versprechungen nicht mit einem Worte, auch nicht der Antwort, die er von den Bojaren erhalten haben will. Zwar spricht die leise Ironie für ihre moskowitische Provenienz, wenn man ihm sagt, vorläufig seien noch wichtigere Geschäfte zwischen Großfürst und Hochmeister zu erledigen, dann aber sei auch zu befürchten, daß der Papst schon im Hinblicke auf den gemeinsamen Türkenkreuzzug als Vermittler zwischen Polen und Rußland tätig sein werde, ein Friede aber gegenwärtig weder im Interesse des Großfürsten noch des Hochmeisters sei.[1]) Und weder Dietrich noch sein Bruder Nikolaus noch der Hochmeister merkten die Ironie dieser Worte und glaubten die Sache im besten Gange. Vielleicht dürfen wir das Kredenziale Leos X. für Nikolaus an Vasilij vom 4. Juni 1518 schon auf das Konto dieses Berichtes Dietrichs, resp. des Hochmeisters nach Dietrichs Rückkehr von der zweiten russischen Mission setzen.[2])

Wir sahen schon, daß Nikolaus von Schönberg zur selben Zeit beim Kaiser weilte, als dieser Plemjannikov und Istoma mit da Collo und de' Conti abfertigte; er war vom Kaiser als Förderer des ihm so sehr am Herzen liegenden Türkenkreuzzuges mit allen Ehren und Vertrauen aufgenommen worden. Allein er lohnte dies schlecht, denn am Reichstage zu Ofen (Georg 1518) arbeitete er Herberstein und dem polnischen Gesandten entgegen und war im Interesse der Nationalpartei für die Erhebung Zapolyas zum Gubernator tätig.[3]) Aber nicht genug daran, er suchte auch die Magnaten und durch diese Ludwig zu bewegen, auf dem bevorste-

[1]) Ibid. 2, Beilage 3, S. 176 ff.

[2]) Ibid. 2, Beilage 7, S. 180. Dietrich von Schönberg verläßt am 17. April 1518 Moskau (Sbornik 53, S. 56). Man konnte also bis 4. Juni in Rom schon einen Bericht über den Verlauf dieser Mission haben und hat sich dann sicherlich beeilt, die Eisen nicht kalt werden zu lassen.

[3]) Herberstein, Selbstbiographie, Fontes rer. austr. I/I, S. 134 f.

henden Reichstage zu Augsburg die böhmische Kurstimme gegen eine Wahl Karls von Spanien auszuüben. Ludwig scheint dem Kaiser selbst von diesen Umtrieben des päpstlichen Nuntius Mitteilung gemacht zu haben.[1])

Hatte nun Nikolaus von Schönberg selbst dem Kaiser gegenüber von seiner Absicht, nach Rußland zu reisen, gesprochen, oder war diesem von Ungarn aus auch darüber berichtet worden, kurz, der Kaiser hält die Angelegenheit für wichtig genug, eventuellen Umtrieben Nikolaus' beim Großfürsten zuvorzukommen, ehe jener noch in Krakau eingetroffen war, um die Vermittlung zwischen Albrecht und Sigismund in die Hand zu nehmen. Allein des Dominikaners Vorschläge in der Streitsache mit dem deutschen Orden finden bei Sigismund eine abweisende Haltung, sein Plan aber, nach Rußland zu gehen und dort im Sinne der Union und eines allgemeinen Türkenkreuzzuges zu wirken, erfährt scheinbar des Königs Billigung.[2]) Doch früher geht er auf Wunsch Sigismunds zum Augsburger Reichstage, auf dem ja auch über die Ordensangelegenheit verhandelt werden sollte.[3]) Dort wurde er vom Kaiser recht ungnädig und mit tiefem Mißtrauen behandelt; hatte er doch nach der Absendung Pauzens an Vasilij auch an Sigismund ein Schreiben gerichtet, worin er ihn vor Nikolaus von Schönberg warnte und ähnliche Anklagen wie im Schreiben an den Großfürsten gegen diesen erhob.[4]) Als Nikolaus daher später über Preußen nach Krakau zurückgekehrt war, ließ er sich bei seinem Scheiden vom König ein Wohlverhaltungszeugnis darüber ausstellen, daß er niemals weder bei ihm noch beim Könige Ludwig gegen den damals

[1]) Trattamento, fol. 5.

[2]) Acta Tomiciana 4, Nr. 370.

[3]) Joachim 2, S. 32.

[4]) Dieses Schreiben wurde den am Reichstage zu Augsburg anwesenden polnischen Gesandten zur Weiterbeförderung an ihren König übergeben, die es aber Nikolaus nach seiner Ankunft zeigten. Auf dessen Rat wird das Schreiben an den Papst geschickt, an Sigismund aber nur eine Kopie. Vergl. X. Liske „Zur Geschichte des Augsburger Reichstages 1518" in Forschungen zur deutschen Geschichte 18, S. 638 ff., und Broel-Plater, Zbiór pamiętników do dziejów Polskich 1, S. 94 ff., 114 ff.

übrigens bereits verstorbenen Kaiser intrigiert habe,[1]) um gleich darauf in Ungarn mit dem Markgrafen Georg von Brandenburg über die Wahl Ludwigs, und später mit dem Hochmeister und seinem Bruder Dietrich über die Franz' I. zum Nachfolger Maximilians Ränke zu schmieden.[2]) Doch trotz seiner Empfehlung findet es Sigismund doch nicht für geheuer, den ränkesüchtigen Mönch nach Rußland zu lassen, und schlägt ihm seine Bitte, dorthin zu reisen, unter dem Vorwande der Treulosigkeit des Großfürsten ab, da diese für ihn und den Papst jeden Erfolg seiner diplomatischen Tätigkeit ausschließe.[3])

Interessant ist es nun, wie der Kaiser dem Großfürsten gegenüber seine Warnung vor dem Mönche motiviert: Schönberg sei nicht vom Papste, sondern einigen dem Habsburgischen Hause feindlichen Kardinälen geschickt worden, um unter dem Scheine für die allgemeine Türkenexpedition tätig zu sein, dem Kaiser Könige und Fürsten abspenstig zu machen. Er warnt daher den Großfürsten, ihm Glauben zu schenken, wenn er anscheinend im Sinne des Kaisers ihm Vorschläge mache, denn dies werde ihm nur dazu dienen, sich in das Vertrauen des Großfürsten einzuschleichen, um dann mit desto sichererem Erfolge dem Kaiser entgegenarbeiten zu können. Ja der Kaiser findet die Angelegenheit so wichtig, daß er den Großfürsten bittet, ihm sofort mit Pauz über die Verhandlungen, die jener etwa mit dem Großfürsten geführt habe, eine Nachricht zukommen zu lassen.[4])

Am 30. September trifft vom Großfürsten die Antwort ein. Sie enthält nichts als die karge Mitteilung, der Großfürst freue sich über die Niederlage der Türken, mit der stereotypen Versicherung, daß er Gott um den Sieg der Christen auch fernerhin bitten wolle, übrigens des Kaisers wegen und aus Friedensliebe auch jederzeit zu einem Ausgleiche mit Polen-Litauen bereit sei, der nur von Sigismund abhänge. Bezüglich des „Mönches" wird da Collo

[1]) Acta Tomiciana 4, Nr. 376, 377.

[2]) Joachim 2, S. 34.

[3]) Acta Tomiciana 4, Nr. 372.

[4]) Denkmäler 1, S. 417 ff.

und de' Conti mitgeteilt, daß dieser bis dato beim Großfürsten noch nicht eingetroffen sei, wenn er aber komme, werde der Kaiser davon sofort benachrichtigt werden.[1]) Wußte man in Moskau, daß der von Dietrich von Schönberg angekündigte päpstliche Legat und dieser Mönch ein und dieselbe Person seien?

Da seit der Abreise Johann von Thurns schon sechsundvierzig Tage vergangen waren, äußerten da Collo und de' Conti nun die Absicht, nur mehr vierzehn Tage zu warten, dann aber abzureisen. Nur Pauz soll zurückbleiben und die Ankunft Schönbergs abwarten. Am 26. Oktober kehrt der Großfürst nach Moskau zurück, allein erst am 14. Dezember, da ein Diener des kaiserlichen Gesandten am polnischen Hofe, Georg von Thurns, ankommt, nehmen die Gesandten ihr Vermittlungswerk wieder auf.[2])

Als nämlich Johann von Thurn auf seiner Reise zum Kaiser Sigismund von dem augenblicklichen Stande der Verhandlungen in Moskau benachrichtigt und die Bedingungen mitgeteilt hatte, die Vasilij selbst an den Abschluß eines fünfjährigen Waffenstillstandes geknüpft hatte, lehnte Sigismund dieselben natürlich als unwürdig ab.[3]) Da scheint sich nun Georg von Thurn ins Mittel gelegt zu haben, um einen gänzlichen Mißerfolg der Mission da Collos und de' Contis zu verhindern und vor allem natürlich dem Wunsche des Kaisers und im geheimen auch dem Sigismunds Erfüllung zu verschaffen. Er teilte nämlich den Gesandten mit, Sigismund sei zu einem Waffenstillstande bereit, aber unter denselben Bedingungen, wie dies früher geschah, nämlich ohne Freilassung der gegenseitigen Gefangenen, denn in Rußland seien viel

[1]) Ibid. 1, S. 420 ff.

[2]) Ibid. 1, S. 425—435. Pauz scheint eine etwas gewalttätige Natur gewesen zu sein, denn er züchtigt — wahrscheinlich nicht ohne Grund — einige großfürstliche Schreiber, geht eigenmächtig mit Speisen zum Litauer Trjapka, der seinerzeit Michael Glinski die Briefe Sigismunds überbracht hatte, die Glinski zur Flucht bewogen hatten, ins Gefängnis, und wird deshalb wie ein Gefangener in einem besonderen Hause, getrennt von da Collo und de' Conti, interniert, allerdings mit stillschweigender Zustimmung da Collos, während de' Conti dagegen protestiert und Pauzens Befreiung beim Großfürsten durchsetzt. Ibid. 1, S. 425 ff.

[3]) Acta Tomiciana 4, Nr. 386.

weniger als in Polen-Litauen; der Großfürst solle nun mit Rücksicht auf die allgemeine Expedition gegen die Türken, worüber jetzt gerade am Augsburger Reichstage endgültige Beschlüsse gefaßt werden, darauf eingehen. Georg von Thurn läßt dabei durchblicken, daß er den König, trotzdem derselbe noch jetzt darüber erzürnt sei, zu Herbersteins Zeit seine Gesandten nutzlos nach Moskau geschickt zu haben, doch dazu bewegen werde, wenn der Großfürst auf die Freigabe der gegenseitigen Gefangenen und die namentliche Aufzählung der Gebiete und Städte, wie sie dem augenblicklichen Besitzstande entsprechen, verzichte.[1])

Trotzdem aber da Collo und de' Conti in zwei Memorialen nacheinander den Großfürsten umzustimmen suchen, bleibt dieser unter Aufzählung der alten Klagen gegen Sigismund auf seinem Standpunkte beharren.[2]) Sie verlangen nun ihre Entlassung, allein man gewährt ihnen diese nicht; wohl aber macht jetzt einer der Bojaren, natürlich nicht ohne höheren Auftrag, einen Vorschlag wegen einer zeitweiligen „Niederlegung der Waffen“?[3]) Der Beweggrund zu diesem merkwürdigen Vorschlage lag darin, daß Vasilij vier bis fünf Monate für die Hin- und Rückreise seiner Gesandten über Polen-Litauen zum Kaiser für genügend erachtete und es ihm nur daran lag, dadurch freies Geleite von Sigismund für diese zu erreichen, weil da Collo und de' Conti für die Sicherheit der sie begleitenden russischen Gesandten keine Bürgschaft übernehmen wollten. Da Collo und de' Conti lehnen diese Frist als zu kurz ab und schlagen als solche zwei bis drei Jahre vor. Endlich einigt man sich auf ein Jahr von Weihnachten 1518 bis Weihnachten 1519, damit der Großfürst während dieser Zeit von neuem an den Kaiser appellieren könne, die Vermittlung noch einmal zu versuchen. Pauz sollte vorausgeschickt werden, um von Sigismund die Ausfertigung eines Waffenstillstandsinstrumentes zu erwirken, das dem Großfürsten zugeschickt würde, der dann auch seinerseits ein gleichlautendes Sigismund senden werde.[4]) Er erhält zu

---

[1]) Denkmäler 1, S. 436 ff.

[2]) Ibid. 1, S. 439 ff. und 448 ff.

[3]) Ibid. 1, S. 458.

[4]) Ibid. 1, S. 459—467.

diesem Zwecke ein Formular, damit ja kein Titel des Großfürsten ausgelassen werde. Trotzdem die Gesandten dagegen protestieren, können sie es nicht verhindern, daß darunter auch der „Großfürst von Smolensk" erscheint.[1]) Wie das „von ganz Rußland" sollte auch der „Großfürst von Smolensk" im Titel des Großfürsten lange Zeit hindurch der Zankapfel zwischen Rußland und Polen sein.

Am 30. Dezember empfängt der Großfürst da Collo und de' Conti in Abschiedsaudienz und sie erfahren nun von den Bojaren, daß der Djak Semën Borisov und der Dolmetsch Istoma als Gesandte zum Kaiser geschickt werden. In alter Weise wird alle Schuld an dem Scheitern ihrer Mission Sigismund zugeschrieben und der Kaiser erinnert, die vertragsmäßige Hilfe gegen diesen zu leisten. Voller Versicherung seiner Anhänglichkeit an den Kaiser entläßt sie der Großfürst und am 4. Jänner 1519[2]) treten sie die Rückreise an, um aber ihren Kaiser nicht mehr unter den Lebenden zu treffen. Borisov und Istoma werden auf die bald auch in Moskau bekannt gewordene Kunde vom Tode Maximilians, der auch den ohnehin kargen Erfolg seiner Gesandten zunichte machte, von Vasilij zurückgehalten,[3]) denen übrigens jetzt der Weg durch Polen-Litauen ohnehin verschlossen gewesen wäre.

Sigismund hatte zwar auf die Kunde von der Geneigtheit Vasilijs zu einem einjährigen Waffenstillstande — Pauz war ja mit dieser Nachricht vorausgeeilt — mit Rücksicht auf den Türkenkreuzzug seine Bereitwilligkeit, darauf einzugehen, den Gesandten mitgeteilt,[4]) allein später hegte er doch Zweifel, ob Vasilij auf die Nachricht vom Tode des Kaisers hin noch geneigt sein werde, den Waffenstillstand anzunehmen. Und so sieht er sich sehnsüchtig nach einem neuen Vermittler um und glaubt diesen in der Person des Papstes gefunden zu haben, den sein Gesandter an der

[1]) Ibid. 1, S. 468.

[2]) Trattamento fol. 50. Denkmäler 1, S. 470—480, der Schluß des Protokolles fehlt.

[3]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit Polen-Litauen, Sbornik 35, S. 549 (russ.).

[4]) Acta Tomiciana 4, Nr. 387, 388.

Kurie, Erasmus Ciołek, Bischof von Płock, darum bitten sollte. Nikolaus von Schönberg hatte ja schon die päpstliche Vermittlung angetragen, allein Sigismund scheint es doch vor Nikolaus als Vermittler gegraut zu haben, denn er bittet den Papst, er möge keinen Mönch schicken, der bereits einer bestimmten Partei — damit soll wohl der Orden gemeint sein — zugehöre.[1])

So war also die Vermittlungspolitik zwischen Rußland und Polen, die Maximilian nach dem Wiener Kongresse so eifrig verfolgt hatte, mit seinem Tode auch des einzigen, ohnehin geringen Erfolges verlustig gegangen.

Unleugbar hatte Maximilian aus den freundschaftlichen Beziehungen zu Ivan III. und Vasilij mehr politische Vorteile gezogen als diese; denn nur die Angst vor einer engen Verbindung der Habsburger mit Rußland, begleitet von dem Gefühle der eigenen Ohnmacht, hatte die Jagiellonen den habsburgischen Interessen dienstbar gemacht und sie genötigt, Böhmen und Ungarn und damit ihrer Weltmachtspolitik zu Gunsten der Habsburger zu entsagen. Den moskauischen Großfürsten aber hatten die intimen Beziehungen mit den Habsburgern zwar keine greifbaren politischen Augenblickserfolge, dafür aber dauernde und gewichtige kulturelle Vorteile gebracht. Rußland rückte dadurch mit einem Male unter den europäischen Fürsten an eine hervorragende Stelle, denn zu den inneren Machtmitteln, welche die kluge Hauspolitik der Nachkommen Ivan Kalitas erworben und gemehrt hatte, kam nun auch die äußere Würde und das Bürgerrecht unter den europäischen Staaten durch den freundschaftlichen Verkehr mit dem Kaiser hinzu, der ja noch immer als das Haupt der christlichen Fürsten galt. Der Staat, der kaum das schimpfliche Tartarenjoch abgeschüttelt hatte, und den seine Nachbarn vom Westen abzuschließen suchten, trat dadurch in eine Stellung ein, die ihm im Kampfe mit seinem natürlichen Rivalen, Polen-Litauen, um die führende Rolle in Osteuropa einen wertvollen moralischen Rückhalt und die Mittel zur erfolgreichen Führung desselben gewährte, indem sie ihm erleichterte,

[1]) Ibid. 4, Nr. 389, 5, Nr. 69.

europäische Kultur, besonders die kriegstechnischen Errungenschaften des Westens, sich zu eigen zu machen und die nötigen Lehrmeister dazu anzuwerben.

Und man war sich am Moskauer Kreml wohl bewußt, welche Vorteile die freundschaftlichen Beziehungen zu den Habsburgern boten, und bemühte sich, den diplomatischen Verkehr aufrecht zu erhalten. Als Dietrich von Schönberg gelegentlich seines zweiten Aufenthaltes in Moskau seinem und des Hochmeisters Grolle gegen den Kaiser in der Anklage Luft machte, des Kaisers Gesandter habe dem Hochmeister offen erklärt, es sei nicht zum Vorteile, daß der König gehetzt und der Großfürst dadurch noch mächtiger gemacht werde,[1]) hat man dies gar nicht beachtet und keiner weiteren Frage gewürdigt. Ja, als dann da Collo und de' Conti ankamen, wurden sie mit der gleichen Auszeichnung wie ihre Vorgänger behandelt und man ließ ihnen während der ganzen Dauer ihres Aufenthaltes nicht das geringste merken, daß Schönbergs Worte einen fruchtbaren Boden gefunden hätten.

Die Wertschätzung Maximilians hat nicht wenig das Selbstbewußtsein Ivans III. und Vasilijs gesteigert und am Moskauer Hofe einen so tiefen Eindruck zurückgelassen, daß die Erinnerung daran noch im Laufe des XVI. Jahrhunderts das Axiom der österreichisch-russischen Freundschaft zeitigen konnte.

---

[1]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit dem Deutschen Orden, Sbornik 53, S. 46 (russ.).

III. Kapitel.

Der Thronkampf in Ungarn seit 1526 und seine Wirkung auf Osteuropa.

Hatte Sigismund von Polen unter dem persönlichen Einflusse Maximilians am Augsburger Reichstage durch seine Gesandten für die Wahl Karls von Spanien zum römischen Könige wirken lassen, so hielt er nach dem Tode des Kaisers sich jeder Verpflichtung für ledig und war bestrebt, die einflußreiche Stellung, die ihm ein Spiel des Zufalles bei der Wahl einzuräumen schien, im polnischen Interesse so gut als möglich auszunützen. Als Vormund Ludwigs von Ungarn machte er nämlich auf Grund der goldenen Bulle Ansprüche darauf, die böhmische Kurstimme im Namen seines Mündels am nächsten Wahltage auszuüben. Ohne uns auf eine Darstellung der Details der Wahlgeschichte einzulassen,[1]) wollen wir nur in allgemeinen Zügen festlegen, welche Motive Sigismund dabei leiteten.

Der Streit mit dem Deutschen Orden war noch immer nicht im polnischen Sinne zur Liquidierung gebracht, im Gegenteil, er drohte das Gebiet der Verhandlungen zum Entscheidungsgange mit den Waffen zu verlassen. Da benötigte nun Sigismund volle Handlungsfreiheit und es war daher vor allem in seinem Interesse, daß der Nachfolger Maximilians nicht wie dieser ihm immer wieder in den zum Streiche erhobenen Arm falle. Durfte er diesbezüglich in der Person Karls wirklich keine Besorgnisse hegen und war nicht von Karls Nebenbuhler, Franz I. von Frankreich, in der Ordenssache größere Nachgiebigkeit zu erwarten? Sprach dieser Umstand also für den französischen König,

---

[1]) Vergl. darüber X. Liske: „Des polnischen Hofes Verhältnis zur Wahl Karls V.," Sybelsche Zeitschrift 16, S. 46 ff.; derselbe: „Zwei Beiträge zur Wahlgeschichte Karls V.," Forschungen zur deutschen Geschichte 8, S. 166 ff.; derselbe: „Zwei weitere Beiträge zur Wahl Karls V.," ebenda 9, S. 618, und: „Noch ein Beitrag zur Wahlgeschichte Karls V.," ebenda 18, S. 632 ff.

so war aber anderseits die Furcht, um eine reiche Erbschaft zu kommen, in Sigismund doch so rege, daß er es nicht wagte, offen für Franz I. Partei zu nehmen; Johanna, die Königin von Neapel, hatte nämlich ihren Besitz in Unteritalien, als sie 1518 starb, der Herzogin Isabella von Mailand, der Mutter Königin Bonas, vermacht, die Herausgabe des Erbes aber hing vom Willen des Königs von Neapel, und das war Karl, ab. So konnte sich Sigismund weder für Frankreich noch für Spanien entscheiden, und war nur geleitet von dem Bestreben, sich die Gunst des Augenblickes so viel als möglich zunutze zu machen und die Partei desjenigen zu ergreifen, der die meisten Aussichten hatte, gewählt zu werden, um dann noch rechtzeitig seine Stimme so teuer als möglich zu verkaufen. Freilich sollten seine klugen Pläne an dem Widerstande der böhmischen Bevollmächtigten, die für sich die Abgabe der böhmischen Kurstimme verlangten und durch die Zustimmung der habsburgischen Partei, welche sich ihrer schon früher versichert hatte, auch erlangten, zuschanden werden, ohne daß es seinen Gesandten am Frankfurter Wahltage gelungen wäre, in der Ordenssache oder der Barensischen Erbschaft den Bevollmächtigten Karls irgendein Versprechen abzuringen. Merkwürdig ist es auch, daß wir unter den Bedingungen, von denen Sigismund seine Zustimmung zur Wahl Karls abhängig machen wollte, jede Erwähnung Rußlands vermissen, während sich unter denen, die er Franz I. stellte, die Forderung einer Hilfe oder Vermittlung im Kampfe mit dem russischen Großfürsten findet.[1]) Allerdings wollte es die Ironie des Zufalles, daß auch der erbittertste Gegner Sigismunds, der preußische Hochmeister, damals ganz im französischen Fahrwasser segelte und alle Anstrengungen machte, Franz I. zum Siege zu verhelfen, natürlich unter der Bedingung, daß er ihm gegen Polen Hilfe leiste.

Ja Schönberg hatte bei seinem letzten Aufenthalte in Moskau selbst Vasilij diesem Plane dienstbar machen wollen und auch vom Großfürsten Empfehlungsschreiben an den französischen König und die deutschen Kurfürsten erwirkt,

[1]) Acta Tomiciana 5, Nr. 55, S. 54.

worin der erstere dem Hochmeister gegen Polen beizustehen aufgefordert wird, die letzteren aber, nur denjenigen zu wählen, der dem Großfürsten und dem Hochmeister zu ihrem Rechte verhelfe, und nicht, wie bisher dies geschehen sei, den Polenkönig in seinem Unrechte bestärke. Es gehörte die Phantasie eines Dietrich von Schönberg dazu, daraus eine russisch-französische Allianz zum Schutze des Ordens erwachsen zu sehen.[1]) Allein die beiden Schreiben[2]) verlieren noch die geringe Bedeutung, die ihnen sonst vielleicht zukommen würde, wenn wir zusehen, wie sie entstanden sind. Schönberg hatte nämlich selbst das Konzept dazu geliefert[3]) und sie wurden ohne jede wesentliche Änderung so auch ausgefertigt. Das Interesse daran scheint aber am russischen Hofe so groß gewesen zu sein, daß das eine Schreiben an „Karl (!), König von Frankreich“ gerichtet ist! Warum sollte man nicht dem Bundesgenossen eine billige Freude verschaffen, die ihn über das Ausbleiben der heißersehnten Subsidien tröstete und neue kühne Hoffnungen in ihm erwachen ließ? Dietrich von Schönberg mag ohnehin die Heiterkeit der russischen Bojaren hervorgerufen haben, wenn er wieder die Union mit Rom mit all ihren verlockenden Versprechungen propagierte[4]) und von einem Frieden zwischen Preußen-Rußland und Polen unter Vermittlung kurfürstlicher Gesandter sprach,[5]) während ein augenblicklicher Waffenstillstand der großen Expedition gegen die Türken wegen vom Großfürsten unter Bedingungen eingegangen werden sollte, gegen welche die allerkühnsten bisherigen russischen Forderungen noch bescheiden waren.[6]) Die Unionshoffnungen aber wurden am Moskauer Kreml, nachdem man sich einige Zeit wohl aus kluger Berechnung dazu ruhig verhalten hatte,

[1]) Joachim 2, S. 41.

[2]) Ibid. 2, Beilage 52 und 53, S. 221, dann Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit dem preußischen Orden, Sbornik 53, S. 101 f.; das Schreiben an die Kurfürsten ist auch abgedruckt in der Sammlung von Staatsurkunden und Verträgen 5, Nr. 87, S. 81 f. (russ.).

[3]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit dem Deutschen Orden, Sbornik 53, S. 95 ff. (russ.).

[4]) Ibid. S. 85 f.

[5]) Ibid. S. 93.

[6]) Ibid. S. 92 f., Joachim 2, Beilage 63, S. 231.

schließlich doch unbequem, und so erhielt Konstantin Zamyckij, den Vasilij zum Hochmeister schickte, den strikten Auftrag, im Falle dieses Thema wieder angeschnitten würde, zu erklären, der Großfürst sei bezüglich gewisser Dinge einem Einvernehmen mit dem Papste nicht abgeneigt, sonst aber bleibe er mit Gottes Hilfe dem Bekenntnisse seiner Ahnen unentwegt treu.[1]) Ob Zamyckij diese deutliche Ablehnung dem Hochmeister zu verstehen gegeben hat, wissen wir nicht, sicher aber ist sie nicht an die richtige Adresse, an die Kurie, gelangt, sonst könnte man so manches Ereignis der Folgezeit nicht verstehen.

Am 28. Juni 1519 wurde nun Karl V. zum Nachfolger seines Großvaters erwählt und damit auf dem Haupte des noch nicht Zwanzigjährigen Kronen vereinigt, deren Glanz ihn den mächtigsten Monarchen der Weltgeschichte würdig an die Seite stellt. Die Niederlande waren seine Heimat, in Spanien war die Wurzel seiner Macht, wie er auch als König von Spanien bei der Kaiserwahl seinen Gegner, den französischen König, niedergerungen hatte, den er nun aus Italien vertreiben mußte, um seine italienischen Besitzungen zu sichern und seinen Einfluß in Italien zum alleinherrschenden zu machen. War also schon von allem Anfange an sein ganzes Interesse auf den Westen konzentriert, so sollte der Kampf mit Frankreich und dessen wechselnden Verbündeten seiner ganzen Regierung den Stempel aufdrücken. Es ist mehr als ein Kampf um einige Strecken Landes, den hier Franz I., allerdings skrupellos in der Wahl der Mittel und seiner Verbündeten, gegen Karl V. führte, es ist ein Kampf um das gestörte europäische Gleichgewicht und gegen die Übermacht des Hauses Habsburg in Europa! Begreiflich ist es daher, wenn der Enkel noch weniger Interesse für den Osten im allgemeinen und Rußland im besonderen an den Tag legte, als der Großvater. Sahen wir doch auch Maximilian jahrelang um den neu erworbenen Freund seines Hauses im Osten sich nicht kümmern!

Da Collo und de' Conti, die erst lange nach dem Ableben Maximilians aus Rußland zurückkehrten, erstatten zuerst dem

[1]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit dem Deutschen Orden. Sbornik 53, S. 118.

Regimente in Wien und Innsbruck ihren Bericht, dann den versammelten Kurfürsten, endlich Karl V., zu dem sie wahrscheinlich nach Spanien eilten.[1]) Ihr Bericht nun scheint in Karl V. den Entschluß gereift zu haben, in pietätvoller Dankbarkeit gegen den Freund seines Großvaters, Sigismund von Polen, die Friedensvermittlung zwischen ihm und dem russischen Großfürsten wieder aufzunehmen. Er betont in seinem Schreiben an Vasilij, daß jetzt nach seiner Wahl zum Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation eine seiner Hauptaufgaben darin bestehe, für das Wohl der gesamten Christenheit zu sorgen; dazu gehöre vor allem die Einigkeit aller christlichen Fürsten untereinander, zwischen ihm aber und Sigismund bestünden alte Differenzen, um deren Beseitigung sich schon Maximilian bemüht habe. Nicht nur aus Pietät gegen den Großvater, dessen Beispiele er folge, sondern auch zum allgemeinen Frommen der gesamten Christenheit habe er sich nun entschlossen, diese Bemühungen um einen Frieden wieder aufzunehmen oder wenigstens bis zu seiner baldigen Ankunft in Deutschland einen Waffenstillstand zwischen Rußland und Polen zu erreichen. Damit aber sein Gesandter den Boden einigermaßen vorbereitet finde und mit Aussicht auf Erfolg an das Werk des Ausgleiches gehen könne, möge Vasilij bis zur Ankunft des kaiserlichen Gesandten nichts gegen Sigismund unternehmen, der auf sein Verlangen hin unzweifelhaft dieselbe Haltung beobachten werde.

Mit diesem Schreiben[2]) schickte der Kaiser einen gewissen Hildebrand, der in Polen und Rußland den Boden für die Mission des kaiserlichen Gesandten vorbereiten und von Vasilij freies Geleite für diesen mitbringen sollte.

Allein Sigismund bedurfte der kaiserlichen Vermittlung nicht; auch ohne diese bot sich ihm, wie wir sehen werden, die Möglichkeit, den seit dem Tode Maximilians abgerissenen Faden der Verhandlungen mit Rußland wieder aufzunehmen. Wozu sollte er also die Hand dazu bieten, daß das alte Einvernehmen zwischen Habsburgern und Rjuriks, wie es sich unter

[1]) Trattamento fol. 51.

[2]) Molins de Rey, 1519, November 6. Acta Tomiciana 5, Nr. 87.

Maximilian zum Nachteile seines Hauses gebildet hatte, wieder erneuert werde? Dazu hatte der erste Waffengang mit dem Hochmeister schon zu deutlich gezeigt, daß der Sieg unzweifelhaft ihm zufallen müsse. Das polnische Heer war bis an die Mauern von Königsberg gekommen und Albrecht mußte sich schweren Herzens entschließen, den Weg nach Thorn zu seinem siegreichen Gegner einzuschlagen. Die vollständige Niederwerfung des Ordens war nur mehr eine Frage der Zeit, das war allen, nur nicht dem noch immer auf moskowitische Hilfe vertrauenden Albrecht klar.[1]) So hatte sich Sigismunds Lage seit Maximilians Tode merklich gebessert und des Kaisers Anerbieten konnte mit einer höflichen, aber kühlen Abweisung bedacht werden. Angeblich sei die Zeit für eine kaiserliche Vermittlung beim russischen Großfürsten nicht geeignet,[2]) oder wie sich Sigismund den niederösterreichischen Regenten gegenüber ausdrückte, er habe Hildebrand diese ganze Zeit — wahrscheinlich traf derselbe schon anfangs 1520 am polnischen Hofe ein — bei sich behalten, um eine günstige Gelegenheit abzuwarten, damit er ihn, ohne seiner und des Kaisers Ehre etwas zu vergeben, nach Moskau entlasse, allein eine solche habe sich nicht geboten, und so müsse er denselben unverrichteter Dinge zurücksenden.[3])

Der Grund, warum Hildebrand so lange zurückbehalten wurde, war allerdings ein anderer; er war abhängig von der Anknüpfung direkter Beziehungen zum russischen Großfürsten. Wir sahen schon, wie Sigismund nach dem Tode Maximilians auch den Erfolg der Mission da Collos und de' Contis als verloren ansah und seine Blicke bittend nach Rom wandte. Sein Gesandter Erasmus Ciołek, Bischof von Płock, war es, der diese Bitte mit dem Hinweise auf die romfreundliche Gesinnung des russischen Großfürsten und die Fata morgana der kirchlichen Union unterstützte, ja so weit

[1]) Joachim 2, S. 105 ff.

[2]) Acta Tomiciana 5, Nr. 67, Sigismund an den Kaiser, ohne Datum.

[3]) Ibid. 5, Nr. 68. Es trägt das Datum Thorn, 15. Juli, und wurde von Górski, dem Sammler der Acta Tomiciana wie Nr. 67 in das Jahr 1519 eingereiht, gehört aber wie jenes mit Rücksicht auf Nr. 87 in das Jahr 1520, in welchem Jahre Sigismund am 15. Juli auch wirklich in Thorn weilte.

ging, zu sagen, daß Sigismund mit Freuden die Königskrone auf dem Haupte eines katholischen Großfürsten sehen würde. Früher — so sehr hatte die Sehnsucht nach einem Frieden mit Rußland die polnische Politik geändert — waren alle ähnlichen Bemühungen der Kurie von Polen mit großem Mißtrauen aufgenommen worden. Mußte man also jetzt, da der Anstoß eben von dieser Seite kam, es nicht als eine gütige Fügung betrachten und alle Hoffnung auf Erfolg hegen? Und so traten auch mit großen Erwartungen nicht nur der Kurie, sondern auch der venezianischen Signorie Zacharias Ferreri, der Bischof von Guadalfiera, und der Nobile Giovanni Tedaldi ihre Reise nach Rußland an; allein bevor sie noch Krakau erreichten, hatte Sigismund seine Meinung geändert und war entschlossen, den Nuntius und seine Begleiter nicht nach Moskau gelangen zu lassen.[1]) Mißtrauen wegen einer offenen Begünstigung des Ordens,[2]) die vielleicht auch in Moskau zum Ausdruck kommen könnte, mag die eine Ursache gewesen sein, daß er den päpstlichen Nuntius wie den kaiserlichen Kurier ängstlich von Rußland abschloß. Der andere Grund aber liegt in der veränderten Haltung Vasilijs gegen Polen-Litauen.

Trotzdem Sigismund durch den schon unvermeidlichen Ausbruch des Krieges mit dem Deutschen Orden sein Hauptaugenmerk Preußen zuwenden mußte und schon seit dem mißglückten Angriff auf Opočka — zur Zeit, als Herberstein in Moskau weilte — jede Offensive gegen Rußland aufgegeben hatte, war der Angriff der russischen Wojwoden Fürst Vasilij und Ivan Šujskij auf Polock (1518) mit großem Verluste für das russische Heer zurückgewiesen worden. Auch das Jahr 1519, in dem die Russen in zwei Abteilungen, im Norden von Novgorod und im Süden von Smolensk aus, in Litauen eindrangen und sogar bis Wilna vorrückten, hatte trotz der gleichzeitigen schweren Niederlage des Fürsten Konstantin Ostrožskij, des Siegers von Orša, durch die Tartaren am Flusse Sokal für Rußland keinen nennenswerten Vorteil gebracht.[3]) Der sechsjährige Krieg aber

[1]) Pierling, La Russie et le Saint-Siège 1, S. 270 ff.

[2]) Joachim 2, S. 99.

[3]) Solovjev 5, S. 379 f. Acta Tomiciana 5, Nr. 73, 78.

lastete schon schwer auf dem noch jungen moskauischen Staate mit seiner unentwickelten Heeresorganisation und Finanzverwaltung. Außerdem drohte sich im Osten ein Knoten zu schürzen, zu dessen Entwirrung man sich am Moskauer Kreml die Hände freihalten mußte. Machmed-Amin, der trotz des Mißerfolges des russischen Heeres vor Kasan, worauf Sigismund seinerzeit, wie wir oben sahen, große Hoffnungen gesetzt hatte, die sich nicht erfüllten, 1506 die seit Ivan III. bestehende moskauische Souveränität über das kasansche Reich anerkannt hatte, war im Dezember 1518 gestorben und Vasilij hatte nun, um zu verhindern, daß alle tartarischen Reiche in der Hand der Gerajs vereinigt werden, Schigalei, den Enkel Achmats, des letzten Khans der Goldenen Horde und erbittertsten Feindes Ivans III. und Mengli-Gerajs, an seine Stelle zum Zaren von Kasan erhoben. So geschickt dieser Schachzug war, mußte es Vasilij doch klar sein, daß die krimsche Horde dieser vollständigen Auslieferung Kasans an Moskau nicht ruhig zusehen werde.[1]) Wie nun, wenn Sigismund auch zur selben Zeit einen Vorstoß gegen Rußland ausführte? Jetzt vermißte man am meisten die vermittelnde Hand Maximilians, da man am Kreml, um sich nichts zu vergeben, nicht die Initiative ergreifen wollte. Im Bojarenrate griff man nun zu einem Auswege, der schon unter Ivan III. eingeschlagen worden war; der älteste der Bojaren, Grigorij Fedorovič Davydov, sollte gleichsam aus eigener Initiative an den Palatin von Wilna, Nikolaj Nikolajevič Radziwiłł, schreiben und durch ihn indirekt den König auffordern, Gesandte zu Friedensverhandlungen nach Moskau zu schicken. Und so geschah es auch. Der Faden wird dort wieder geknüpft, wo er gerissen war. So beginnt auch Davydov mit den Bemühungen Maximilians, die durch da Collo und de' Conti schon zu einem greifbaren Resultate geführt hätten; allein nach dem Tode des Kaisers habe es der Großfürst selbstverständlich auch unterlassen, seine Gesandten mit dem von da Collo und de' Conti zurückgelassenen Begleiter durch Polen an jenen zu senden, und so dauere der brudermörderische Kampf fort, dem aber sie als die Räte des Königs Einhalt gebieten

[1]) Solovjev 5, S. 381 f.

könnten, wenn sie jenen bewegen, seine Gesandten an den Großfürsten zu schicken, denn diesen einem Frieden geneigt zu machen, werden sie schon (die Bojaren) sorgen.[1]) Natürlich ergriff man in Polen-Litauen mit Freuden die dargebotene Hand; machte sie doch die ohnehin nicht ungefährliche Hilfe des Papstes und des Kaisers entbehrlich! Ende August 1520 treffen auch schon die Gesandten Sigismunds, Jan Kostevič, Palatin von Podlachien, und der uns schon bekannte Marschall und litauische Staatssekretär Bogusz Boguvitinovič, in Moskau ein. Die Verhandlungen freilich fördern nichts Neues zutage, sondern bewegen sich im selben Geleise, wie unter der Vermittlung der kaiserlichen Gesandten. Ein Frieden scheitert wieder an dem Besitze von Smolensk, das Vasilij nicht herausgeben, Sigismund nicht abtreten will, ein Waffenstillstand aber an der Forderung Vasilijs, die beiderseitigen Gefangenen freizugeben. Endlich einigte man sich auf eine Waffenruhe bis zur Ankunft neuer Gesandten Sigismunds und während der Dauer der Verhandlungen. Am Anfange der Fasten 1521 längstens sollten diese in Moskau eintreffen. Darauf werden Kostevič und Bogusz verpflichtet; allein die Erklärung, die man ihnen russischerseits gemacht hatte, daß nämlich der Großfürst auf eine Genugtuung für das seiner Schwester Helene zugefügte Unrecht und auf Herausgabe nicht nur ihrer hinterlassenen beweglichen Habe, sondern auch der ihr als Wittum eingeräumten Städte nicht verzichten könne, hatte den taktischen Zweck, den sie erfüllen sollte, nämlich Sigismund eine der Forderung um freiwilligen Verzicht auf Smolensk adäquate Gegenforderung entgegenzuhalten, nicht erfüllt. Vasilij hatte den Bogen zu straff gespannt, und so schickt Sigismund trotz des bindenden Versprechens seiner Gesandten einen einfachen Adeligen, Nikolaj Šestakov, mit der strikten Antwort, Helene sei kein Unrecht widerfahren und von einer Herausgabe ihres Wittums könne keine Rede sein. Šestakov bot dann zwar einen Waffenstillstand an, aber ohne Freigabe der Gefangenen; nur wenn Vasilij seine prinzipielle Zustimmung dazu gibt, will Sigismund seine Gesandten schicken. Vasilij war tief

[1]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit Polen-Litauen, Sbornik 35, S. 548 f. (russ.).

empört über dieses Vorgehen Sigismunds, das er als Wortbruch erklärte. Šestakov mußte es büßen, man brachte ihn in eine schlechtere Behausung außerhalb Moskaus und bewachte ihn streng, damit er ja mit niemandem sprechen könne; ja der Großfürst beschloß, seine Wojwoden mit einem Heere an die litauische Grenze rücken zu lassen, dann Šestakov zu entlassen und gleich loszuschlagen.[1]) Indirekt mag er die Ursache gewesen sein, daß der Großfürst sich entschloß, dem Hochmeister Albrecht wieder eine Rate der noch fälligen Subsidien für die 1000 Mann Fußvolk zukommen zu lassen.[2]) Freilich war diese Hilfe unzureichend und zu spät, und noch bevor sie einlangte, war die Ordenssache durch das Thorner Kompromiß vom 5. April 1521 zu Gunsten Sigismunds entschieden.[3]) Preußen konnte ihm nicht mehr gefährlich werden, die endgültige Lösung dieser Frage im polnischen Sinne war gesichert.

Vasilij aber beharrte auf seiner Forderung bezüglich der Freigabe der Gefangenen und machte jeden Waffenstillstand davon abhängig. Da erwuchs Sigismund ein Helfer in dem vereinigten Angriffe der krimschen und kasanschen Tartaren. Im Frühjahre 1521 war nämlich Sahib-Geraj, der Bruder des Khans der krimschen Horde, Muchammed-Gerajs, vor Kasan erschienen, das sich ihm ohne jeden Widerstand ergab; Schigalei wurde freier Abzug gewährt. Allein durch diese für Moskau unangenehme Veränderung fand die Sache noch nicht ihren Abschluß, denn nicht viel später und völlig unerwartet für den Großfürsten erscheinen Muchammed-Geraj, der von Süden über Kolomna gekommen, und Sahib-Geraj, der über Nižnij-Novgorod gezogen war und sich dann mit dem Bruder vereinigt hatte, mit ihren Horden vor Moskau. Zwar gelang es ihnen nicht, Moskau einzunehmen, auch zogen sie bald wieder ab, doch hatte dieser Einfall mit der Verwüstung, Plünderung und Wegführung der Einwohner des fruchtbarsten Gebietes des russischen Reiches die schrecklichsten Folgen für Land und Leute.

[1]) Vergl. über den Aufenthalt und die Verhandlungen der Gesandten Sigismunds die russischen Protokolle, Sbornik 35, S. 573—605 (russ.).

[2]) Joachim 2, S. 150 ff.

[3]) Ibid. 2, S. 158 ff.

Dazu kam aber noch die Gefahr der Wiederholung des Einfalles, der vorzubeugen Vasilij gezwungen war, alle verfügbaren Kräfte an die Oka zu werfen.[1]) Und so ergriff Vasilij selbst die Initiative zu neuen Verhandlungen mit Sigismund. Der Bojarensohn Vasilij Polukarpov wird im April 1522 zum Polenkönig geschickt, um diesen aufzufordern, bevollmächtigte Gesandte zu weiteren Verhandlungen nach Moskau zu schicken, die man ja dort seit Anfang 1521 vergeblich erwartete; ja er darf sogar, um dies zu erreichen, im äußersten Fall mitteilen, daß Vasilij eventuell auch ohne gegenseitige Freigabe der Gefangenen zu einem Waffenstillstand bereit sei. Daraufhin erscheinen nun wirklich im Juli Peter Stanislavovič Kiška, Palatin von Polock, Marschall Bogusz und der königliche Sekretär Gornostaj als Gesandte Sigismunds in Moskau. Ein Frieden scheiterte natürlich an Smolensk, wohl aber kommt es zu einem Waffenstillstand auf fünf Jahre auf Grund des status quo, aber ohne Freigabe der Gefangenen, der von Weihnachten 1522 bis Weihnachten 1527 seine Geltung haben sollte. Außer der Genugtuung, Smolensk und die übrigen territorialen Errungenschaften eines zehnjährigen erbitterten Kampfes als russische Gebiete im Waffenstillstandsvertrage aufgenommen zu sehen, hatte sich Vasilij auch die Freizügigkeit seiner Kaufleute, wie den ungehinderten Durchzug seiner oder fremder Gesandten nach oder von Rußland durch Polen-Litauen gesichert, was namentlich wichtig für seine Beziehungen zu den Habsburgern und dem Westen überhaupt war, Erfolge, denen zuliebe er schon auf den Titel „Großfürst von Smolensk“ verzichten konnte; hatte er doch auch die Zusage erreicht, daß den russischen Gefangenen ein leichteres Los bereitet werde! In der Zwischenzeit sollte dann über einen endgültigen Frieden verhandelt werden.[2])

Vasilij war jetzt die Möglichkeit geboten, alle seine Aufmerksamkeit nach dem Osten und Südosten zu richten, wo es dem Khan der Krim, Muchammed-Geraj, freilich nur

[1]) Solovjev 5, S. 382 ff.

[2]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit Polen-Litauen, Sbornik 35 S. 611—672. Das Vertragsinstrument S. 637 ff. (russ.).

für kurze Zeit, gelungen war, auch das Tartarenreich Astrachan in seine Hände zu bekommen. Kasan wieder unter die russische Botmäßigkeit zu bringen, gelingt ihm zwar nicht, aber Sahib-Geraj, des beständigen inneren Aufruhrs müde, überläßt den Thron seinem Neffen, dem 13-jährigen Safa-Geraj, und begibt sich selbst unter dem Vorwande, die heiligen Orte zu besuchen, nach Stambul, wo man immer Gerajiden gerne aufnahm, um einen Reservevorrat an genehmen Kandidaten für den Thron des Khans zu haben, wenn der Tod oder die Interessen der Pforte einen Wechsel verlangten. Vasilij bereitete aber durch die Gründung der Stadt Vasiljsursk an der Einmündung der Sura in die Wolga auf kasanschem Gebiete die endgültige Eroberung des kasanschen Reiches vor, die seinem Sohne nach einigen Mißerfolgen und erst nachdem er sich in Svijažsk, gegenüber von Kasan, einen zweiten strategischen Stützpunkt geschaffen, gelingen sollte.[1]) Aber schon jetzt zeigte ein kleiner Vorfall, daß Kasan die Klippe werden könnte, an der die russisch-türkische Freundschaft zerschellen sollte. Trotz aller Bemühungen Vasilijs kam es auch unter Suleiman Kanuni zu keinem engeren Bündnisse zwischen Stambul und Moskau; der Khan der Krim wußte zu gut, was er tat, wenn er jeder Annäherung entgegenarbeitete. Übrigens ist es ja natürlich, daß das religiöse Moment an der Pforte den Ausschlag geben mußte; allein jetzt kamen dazu auch noch politische Erwägungen. Und wenn der großherrliche Gesandte Skinder gelegentlich in Moskau erklärte, Sahib-Geraj habe sich ganz in den Schutz des Sultans gestellt und Kasan sei daher ein Vasallenstaat der Pforte, war dies ein Symptom, das dem Großfürsten deutlich genug gezeigt haben wird, was man für die Zukunft vom Sultan zu erwarten habe.[2])

Karl V. war seit dem 1. Juni 1520 bereits auf niederländischem Boden[3]) und dorthin wird ihn wohl auch Hildebrand die Nachricht von der Verweigerung des Durchzuges

[1]) Solovjev 5, S. 387 ff. Smirnov, Das Khanat der Krim unter der Oberherrschaft der ottomanischen Pforte, S. 396, 399 (russ.).

[2]) Solovjev 5, S. 403.

[3]) Stälin, Aufenthaltsorte Karls V., Forschungen zur deutschen Geschichte 5, S. 567.

durch Polen-Litauen nach Rußland gebracht haben; die Flut aber von Geschäften, die den Kaiser nach seiner Rückkehr aus Spanien erwartete, mit den diplomatischen Verhandlungen vor und während des Wormser Reichstages (1521), der Luther vor seine Schranken geladen hatte, hat sicher die Aufmerksamkeit des Kaisers in so hohem Grade in Anspruch genommen, daß die Anknüpfung der alten Beziehungen seines Hauses zu Rußland zurücktreten mußte, um so mehr, als ja der Hauptzweck derselben in den letzten Jahren, Frieden und Freundschaft zwischen diesem und Polen-Litauen zu stiften, durch Sigismunds ablehnende Haltung hinwegfiel. Allein Vasilij hegte in richtiger Einschätzung der Beziehungen zu den Habsburgern den Wunsch, mit Karl V., von dessen besonderer Machtfülle er jedenfalls gut unterrichtet war, dieselben freundschaftlichen Beziehungen zu pflegen, wie seinerzeit mit Maximilian. Und so erhält sein Gesandter an den Hochmeister Albrecht, Semën Sergiev, den Auftrag, ein Schreiben für den Kaiser mitzunehmen, und Albrecht verspricht auch, dasselbe an den Kaiser weiterzubefördern.[1]) Der Kaiser hat dieses Schreiben vielleicht noch im Juli 1521 erhalten, jedenfalls noch während seines Aufenthaltes in den Niederlanden, da er sich ja erst am 26. Mai 1522 nach Spanien wieder einschifft.[2]) Die Folge dieses Schreibens war die Absendung eines gewissen Bartholomäus durch den Kaiser, von dessen Abfertigung und Aufträgen wir nichts wissen, nur vermuten können, daß ihm die Mission Hildebrands übertragen wurde, nämlich vom Großfürsten freies Geleite für eine kaiserliche Gesandtschaft zu erwirken und ihn der kaiserlichen Freundschaft zu versichern. Welchen Weg er eingeschlagen hat, wissen wir gleichfalls nicht, aber nach den Erfahrungen Hildebrands jedenfalls nicht den über Polen-Litauen, sondern wohl den über Preußen und Livland, wobei der polnische Landstrich, der sich zwischen beide schob, vielleicht zu Meere umschifft wurde, wie dies die russischen Gesandten an den Hochmeister zu tun pflegten. Wir wissen nur, daß Vasilij ihn im Juni 1522 in Begleitung

---

1) Bescheid des Hochmeisters vom 2. Juli 1521. Joachim 2, Beilage Nr. 198, S. 402.

2) Stälin, l. c. S. 567.

des Schreibers (Podjačij) Jakob Poluškin zum Kaiser abfertigt,[1]) bei dem beide Anfang des Jahres 1523 in Valladolid eintreffen. Poluškin überbringt Karl V. ein Schreiben Vasilijs, worin ihn dieser auffordert, mit Poluškin seinen Gesandten zur Erneuerung des alten Freundschaftsbündnisses, das zwischen ihm und Maximilian bestanden habe, zu schicken, da er ja durch Bartholomäus schon seine Bereitwilligkeit dazu dem Großfürsten kundgegeben habe.[2]) Und der Kaiser tut dies auch; er schickt Antonio de' Conti, den Kollegen da Collos, als seinen Gesandten zum Großfürsten. Leider haben wir auch über de' Contis Mission weder aus österreichischen noch aus russischen Quellen mehr als die spärliche Nachricht über die Tatsache seiner Absendung; alles andere ist uns verborgen. Nur der Haltung Sigismunds und der öffentlichen Meinung in Polen verdanken wir eine Reihe von Nachrichten, aus denen wir den Zweck seiner Mission erschließen können.

Im Herbste 1523 trifft nämlich de' Conti mit dem russischen Kurier in Wiener-Neustadt ein, wo eben Ferdinand und Ludwig von Ungarn zusammengekommen waren, um zu beraten, wie man der drohenden Gefahr des bevorstehenden Angriffes der Türken gemeinsam begegnen könnte. Eigentlich war diese Zusammenkunft als Neuauflage des Wiener Kongresses von 1515 gedacht, allein Sigismund konnte oder wollte daran nicht teilnehmen und hatte an seiner Stelle den Kronkanzler und Palatin von Krakau, Christoph Szydłoviecki, nach Wiener-Neustadt delegiert.[3]) De' Conti suchte nun Szydłoviecki begreiflicherweise schon in Wiener-Neustadt auf, um ihm seine bevorstehende Reise nach Polen und Rußland anzukündigen; geschwätziger aber wird er erst gelegentlich ihres gemeinsamen Aufenthaltes in Preßburg. Dort erklärt er unter dem zungenlösenden Einflusse der Tafelfreuden, die ihm der schlaue Pole zu

[1]) Denkmäler 1, S. 1486 f.

[2]) Petri Martyris Opus epistolarum, Amsterdam apud D. Elzevirum 1670, Nr. 777, S. 452 ff. Das großfürstliche Schreiben trägt das Datum Kolomna, 25. Juni, ohne Jahreszahl, die Epistola, in der es inseriert ist, das vom 27. Februar 1523, Valladolid.

[3]) Acta Tomiciana 6, Nr. 57.

kredenzen weiß, er sei vor allem beauftragt, das alte Bündnis, das Maximilian seinerzeit mit Vasilij abgeschlossen habe, zu erneuen, eventuell aber auch einen Frieden zwischen Polen und Rußland zu vermitteln. Er leugnet, daß Poluškin den Auftrag gehabt habe, den Kaiser um diese Vermittlung zu bitten, allein Szydłoviecki schenkt hier Andrea da Burgo, dem kaiserlichen Residenten am ungarischen Hofe, mehr Glauben, um so mehr, als dieser seine Behauptung mit dem Hinweise unterstützt, daß auch Ludwigs Aufforderung an Sigismund, mit dem Großfürsten Frieden zu schließen, mit Poluškins Mission zusammenhänge. Vielleicht glaubte de' Conti dies leugnen zu müssen, damit Polen nicht zu sehr der Kamm schwelle und es seine Forderungen nicht zu hoch spanne, denn er fragt den polnischen Kanzler doch gelegentlich, ob Sigismund nicht unter gewissen Bedingungen, sei es unter einer Geldentschädigung oder auf andere Weise, geneigt wäre, auf Smolensk zu verzichten. Szydłoviecki zerstört aber gleich von vornherein alle derartigen Hoffnungen, indem er erklärt, daß der König auf diese Forderung, da Smolensk durch Verrat gefallen sei, ohne seiner Ehre Abbruch zu tun, niemals verzichten könne; übrigens sei nur der Besitz dieser Stadt Vasilijs Rettung nach der Schlacht von Orša gewesen. Und Szydłoviecki fordert auch den König auf, de' Conti in diesem Sinne zu bescheiden; de' Conti aber stellt er das beste Zeugnis aus und betont, daß dieser alles versuchen werde, um einen Friedensschluß zu ermöglichen.[1]) Merkwürdig ist es nur, daß der Kanzler, der sich doch erinnern mußte, in welchen schweren Zeiten für Polen und zu welchem Zwecke Maximilian das Bündnis mit Vasilij abgeschlossen hatte, an der Erklärung de' Contis über die Erneuerung dieses Bündnisses keinen Anstoß nahm. Sicherlich lag ja Karl V. dabei jede aggressive Tendenz gegen Polen vollkommen fern, er war gewiß darüber gar nicht unterrichtet, unter welchen Umständen es zustande gekommen und was der Inhalt dieses Bündnisses und seine Tendenz sei; war doch Maximilian seit dem Wiener Kon-

[1]) Ibid. 6, Nr. 174. Szydłoviecki an König Sigismund, Preßburg November 23., ohne Jahreszahl. Von Górski daher fälschlich in das Jahr 1522, statt 1523, eingereiht. Vergl. auch Sanuto, I diarii 35, S. 116.

gresse immer lebhaft bemüht gewesen, seine Freundschaft mit Rußland im polnischen Interesse in die Wagschale zu werfen! Auch war Poluškin vor Abschluß des fünfjährigen Waffenstillstandes zwischen Rußland und Polen abgeschickt worden, hatte also sicherlich dem Wunsche des Großfürsten nach Frieden Ausdruck gegeben, Karl aber wollte als Äquivalent dafür, daß er Sigismund und Ludwig zur Abwendung der Türkengefahr nicht selbsttätige Hilfe leisten konnte, ersterem wenigstens die Hände im Osten frei machen.

Allein in Polen war man anderer Ansicht über den Zweck von de' Contis Mission als der Kanzler und betrachtete diese von vornherein als gegen sich gerichtet.[1]) Sigismund hatte übrigens schon vor dem Abschluß des Waffenstillstandes mit Rußland die kaiserliche Vermittlung a limine abgelehnt, und jetzt, nachdem jener auch ohne sie zustande gekommen war, wird sie ihm, ohne daß er darum gebeten, von neuem aufgedrängt; mußte er da nicht auf den Gedanken kommen, daß die Vermittlung nur der Deckmantel dazu sei, andere Beweggründe des kaiserlichen Auftraggebers zu verhüllen? Jedenfalls hat auch Szydłovieckis Bericht auf Sigismund unbeabsichtigt eine nichts weniger als beruhigende Wirkung gehabt. Und so war auch de' Contis Empfang und Bescheid durch Sigismund ein recht kühler; die Erneuerung des 1515 zu Wien abgeschlossenen Bündnisses zwischen Maximilian und ihm, die de' Conti im Namen Karl V. vorschlug — übrigens auch ein Beweis dafür, daß der Kaiser für Sigismund von den freundschaftlichsten Gefühlen erfüllt war — lehnt er trocken ab, indem er dies für eine gelegenere Zeit verschoben wissen will, ebenso auch den ihm vom Kaiser in der Person des Markgrafen von Mantua für eine seiner Töchter angebotenen Eidam, weil bei dem jugendlichen Alter derselben angeblich damit noch gewartet werden könne. Freilich galt dieser letztere Grund nur für den Kaiser, wie wir bald sehen werden. Auf die Aufforderung des Kaisers, mit dem Orden und Rußland Frieden zu schließen, antwortet er, er habe seine Geneigtheit dazu schon vielfach bewiesen, viel wichtiger wäre es aber, wenn der Kaiser mit Franz I. Frieden schlösse und Ungarn rasch zu Hilfe eilte. In so ge-

[1]) Ibid. 7, Nr. 88.

reizter Stimmung also befand sich Sigismund über de' Contis Mission.[1])

In den ersten Monaten des Jahres 1524 trifft de' Conti mit Poluškin in Moskau ein. Worüber dort verhandelt und was abgemacht wurde, darüber sind wir vollständig unorientiert: als Herberstein und Nogarola zwei Jahre später in Moskau weilten, berief sich Vasilij ihnen gegenüber gelegentlich auf de' Conti, der ihn schon im Auftrage Karl V. gebeten habe, mit Sigismund einen dauernden Frieden einzugehen.[2]) Das stimmt nun zwar mit dem, was wir sonst über de' Contis Mission wissen, ist aber das einzige, was wir aus russischen Quellen erfahren, außer daß er am 13. Juni 1524 von Vasilij mit seinen Gesandten, dem Fürsten Ivan Zasêkin-Jaroslavskij und dem uns schon bekannten Djak Semjën Borisov, zu Karl V. entlassen wird und der Großfürst zu diesem Zwecke einen Kurier an Sigismund schickt, um freies Geleite für die Durchreise seiner Gesandten zu bitten.[3])

Trotzdem de' Conti auf der Rückreise durch Polen-Litauen jede Gemeinschaft mit den russischen Gesandten mied, ja sich demonstrativ von diesen trennte und duldete, daß dieselben aus Angst vor einer Ausspähung durch öde Gegenden und fern von den größeren Ansiedelungen geführt wurden, während er selbst den bequemeren Weg durch die Städte nahm, — wobei er übrigens an der Beresina bald das Opfer eines Beutezuges der krimschen Tartaren geworden wäre — welche Handlungsweise er den russischen Gesandten gegenüber damit rechtfertigte, daß der Großfürst ihn nicht so ehrenvoll behandelt habe, wie gelegentlich seines ersten Aufenthaltes,[4]) konnte er doch nicht das Mißtrauen zerstreuen, das gegen ihn in Polen rege war. Um ihn auszuhorchen, griff man zu einem probaten Mittel; man beauftragte damit seinen Landsmann, den Venezianer Marco

---

[1]) Ibid. 6, Nr. 196, gehört wie Nr. 174 nicht in das Jahr 1522, sondern ist für Ende 1523, eventuell Anfang 1524 zu datieren.

[2]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit Polen-Litauen, Sbornik 35, S. 719 (russ.).

[3]) Ibid. S. 688 ff. Vergl. auch Denkmäler 1, S. 1487.

[4]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit Polen-Litauen, Sbornik 35, S. 691 (russ.).

a Turri, päpstlichen Kommissär zur Reformierung der polnischen Ordensprovinz der Franziskaner und späteren Provinzial dieses Ordens.[1]) Vielleicht hatte auch der polnische Kaplan im Gefolge de' Contis, von dem der Großfürst erst von Litauen aus durch seine Gesandten erfuhr, die Aufgabe gehabt, ihn während seines Aufenthaltes in Rußland zu überwachen;[2]) ein Diplomat war de' Conti nicht und es ist bei seinem Charakter ganz gut möglich, daß er die Falle gar nicht merkte, die ihm von polnischer Seite durch ein solches Angebot gestellt wurde. Wir sahen schon gelegentlich seines ersten Aufenthaltes in Moskau, wie sein unbändiger Ehrgeiz zu steten Konflikten mit da Collo drängte, deren Beilegung lediglich ein Verdienst des ruhigen und verständigen Auftretens des letzteren war. Das Bestreben, sich möglichst in den Vordergrund zu rücken und seinem Landsmanne zu zeigen, welche entscheidende Bedeutung seine Mission in Moskau gehabt habe, mag die Ursache gewesen sein, daß er diesem von dem Abschlusse eines Bündnisses, das hauptsächlich gegen Polen gerichtet sei, bramarbasierend erzählte.[3]) Der weitere Gang der Verhandlungen zwischen Vasilij und den beiden habsburgischen Brüdern erweist aber das Gegenteil der Prahlereien de' Contis, ihren Hauptinhalt bildet nämlich gerade die Erneuerung des Maximilianischen Bündnisses, zu der es allerdings nie kommen sollte. Das Angebot des Kaisers an Sigismund, das Wiener Bündnis von 1515 zu erneuern, ist Beweis genug dafür, daß Karl V. jede feindliche Absicht gegen Polen vollständig fern lag, wenn es uns auch zeigt, daß Karl von dem Inhalte desselben so gut wie gar nicht unterrichtet war; stand es doch im konträren Gegensatze zum österreichisch-russischen Bündnisse von 1514. Nur die Unkenntnis des Kaisers über die Beweggründe Maximilians zum Abschlusse dieser Bündnisse kann die Ursache gewesen sein, daß man naiverweise zwei einander

[1]) A. Hirschberg, Przymierze z Francyą z roku 1524. Lwów 1882. S. 23, Anm. 4.

[2]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit Polen-Litauen. Sbornik 35, S. 691.

[3]) Acta Tomiciana 7, Nr. 63. Vizekanzler Tomicki an den Großkanzler Szydłowiecki 1524, September 14.

vollkommen ausschließende Verträge, deren Wortlaut man ja auch nicht kannte, gleichzeitig erneuern wollte.

Vasilij hatte natürlich ein lebhaftes Interesse daran, das Bündnis in dem Umfange, wie es 1514 abgeschlossen wurde, mit Maximilians Enkel zu erneuern und würde auch davor nicht zurückgescheut haben, den mit Polen vor anderthalb Jahren abgeschlossenen Waffenstillstand eventuell sofort zu brechen, wenn er die Aussicht gehabt hätte, Karl V. im Kampfe mit Sigismund an seiner Seite zu sehen. So wird er auch de' Conti zum Abschlusse des Offensiv- und Defensivbündnisses gegen Polen zu bewegen gesucht haben, allein dieser mochte entweder dazu von Karl V. keine Vollmacht gehabt haben, der die abschließenden Verhandlungen an seinem Hofe vor sich gehen wissen wollte, oder er hatte die Vollmacht hiezu, allein mit dem ausdrücklichen Befehle, daß das Bündnis keine Spitze gegen Polen haben dürfe. Schnitzenpaumer, David, Dietrich von Schönberg waren uns Beispiele genug, wie die moskowitische Atmosphäre fremde Diplomaten verwirren und zu Verträgen verleiten konnte, die ihren Auftraggebern wenig Nutzen, dafür aber der moskowitischen Diplomatie einen ganzen Erfolg boten. Eigentlich müssen wir uns daher wundern, daß de' Conti bei seinem Charakter nicht auch ein Opfer der geriebenen moskowitischen Diplomaten wurde, vielleicht aber dürfen wir seine Klage über die wenig ehrenvolle Behandlung durch den Großfürsten[1]) uns damit erklären, daß der letztere unzufrieden war, weil de' Conti sich weigerte, dem Beispiele Schnitzenpaumers zu folgen.

De' Conti selbst merkte natürlich nichts von dem Mißtrauen, mit dem er in Polen behandelt wurde, das sogar so weit ging, daß man ihm nicht einmal Briefe an den polnischen Gesandten am spanischen Hofe, Johann Flachsbinder oder, wie er sich nach Humanistenart nannte, Dantiscus, mitgab, sondern war im Gegenteile voll des Lobes über die freundliche Aufnahme durch Sigismund.[2])

Am polnischen Hofe aber betrachtete man natürlich

[1]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit Polen-Litauen, Sbornik 35, S. 691.

[2]) Acta Tomiciana 7, Nr. 26, S. 213.

die Prahlereien de' Contis gegenüber dem Pater Kommissär als einen vollgültigen Beweis dafür, was man selbst gern glaubte. Während nämlich Maximilian nach dem Wiener Kongresse ein aufrichtiger Freund des Polenkönigs war, schwankte der charakterschwache Sigismund zwischen dem Einflusse der habsburgischen Partei, zu deren Führern Szydłoviecki und Tomicki, also Kanzler und Vizekanzler, gehörten, und der antihabsburgischen, an deren Spitze der frühere Kanzler und nunmehrige Primas des Reiches, der Erzbischof von Gnesen, Jan Łaski, stand, hin und her. Jan Łaski, ein bedeutendes staatsmännisches Genie, freilich ohne jeglichen Charakter, hatte am Laterankonzil geweilt, als Sigismund den Bußgang nach Wien antrat. Als er zurückkehrte, war daran nichts mehr zu ändern, aber er suchte nun bei allen Gelegenheiten den König vom habsburgischen Einflusse zu befreien; so arbeitete er auch der Ehe Sigismunds mit Bona Sforza, allerdings vergebens, entgegen.[1]) Gerechterweise muß man zugestehen, daß Łaskis Politik nationaler und den polnischen Interessen zweckdienlicher war als die Tomickis und Szydłovieckis. Das Unglück für Polen lag aber hauptsächlich darin, daß Sigismund bald der einen, bald der anderen Strömung folgte und so beständig den Kurs seiner Politik änderte, so daß niemand ein Vertrauen zu ihr gewinnen konnte, niemand auf Polen die geringste Rücksicht nahm, sondern jeder jeglicher Verpflichtung dem Polenkönige gegenüber sich entbunden betrachtete.[2]) Dieses Hin- und Herschwanken Sigismunds nun mußte sich naturgemäß in seinen Beziehungen zu den Habsburgern am meisten äußern.

Gleich nach dem Tode Maximilians, dessen Einflusse als einer starken Persönlichkeit sich der schwache Sigismund nie entziehen konnte, war der Polenkönig von den Habsburgern abgeschwenkt und in das Lager ihres erbittertsten Feindes, Franz I. von Frankreich, übergegangen. Nur besondere Erwägungen, betreffend die barensische Erbschaft, die komischerweise durch das ganze Jahrhundert

[1]) Vergl. H. Zeißberg, Johannes Łaski, Erzbischof von Gnesen (1510—1531) und sein Testament. Sitzungsberichte der Wiener Akademie 77, S. 553.

[2]) Vergl. Bobrzyński, Dzieje Polski, 2. Aufl. 2, S. 37 ff.

in den Beziehungen zwischen Polen und Österreich eine Rolle spielen, ja zeitweilig die polnische Politik entscheidend beeinflussen sollte, hatten ihn dazu bewogen, am Frankfurter Wahltage nicht offen für Franz I. Partei zu nehmen und eine mehr zuwartende Haltung einzunehmen, während seine Neigung doch vollständig dem Franzosenkönige gehörte, bei dem er sich sogar später entschuldigte, daß Karl V. gewählt wurde, — obwohl seine Gesandten darauf ja nicht den geringsten Einfluß nehmen konnten — und sich darauf berief, daß auch der Papst, Leo X., dessen Wahl zugestimmt habe.[1]) Diese Hinneigung zu Frankreich sollte nun durch den Gang der Ereignisse und die Gewandtheit der französischen Diplomatie zu einem völligen Bunde mit Franz I. führen. War bei diesem das Streben, im Kampfe mit dem habsburgischen Hause allerorts Bundesgenossen zu werben und dadurch dessen Kräfte und Aufmerksamkeit zu teilen, dabei maßgebend, so war es bei Sigismund die Hoffnung, durch Franz I. die Erfüllung mancher politischen Wünsche, die zu seiner Enttäuschung von den Habsburgern noch nicht liquidiert worden waren, zu erreichen, ja noch mehr die Absicht, die Schlappe des Wiener Kongresses wieder gut zu machen, d. h. die Rivalität mit dem habsburgischen Hause um Böhmen und Ungarn wieder aufzunehmen. Sigismund glaubte auch mit den Habsburgern in vielen Dingen unzufrieden sein zu müssen; sollte doch Karl V. in der Ordenssache voll und ganz seine Partei ergreifen, allein der Kaiser tat dies nicht. Auch war die Erbschaft Johannas von Neapel, das Herzogtum Bari, ihm und seiner Gemahlin von Karl V. noch immer nicht zugesprochen, ja mit Mailand war nach dessen Einnahme durch die kaiserlichen Truppen (1521) Herzog Franz von der jüngeren Linie der Sforza belehnt worden, während Sigismund, respektive seine Gemahlin Bona, nach dem Tode ihrer Mutter Isabella als letzter Sprößling der älteren Linie allein berechtigten Anspruch darauf zu haben glaubte.[2]) Sigismund war auch verletzt, daß die Habsburger nur mit der ungarischen Linie der Jagiellonen verwandtschaftliche Beziehungen eingehen wollten;

[1]) Acta Tomiciana 5, Nr. 199, S. 206.

[2]) A. Hirschberg, Przymierze z Francyą, S. 32 f.

Hieronim Łaski, der Neffe des Erzbischofs, dessen habsburgfeindlicher Politik er später großzügig und unermüdlich folgen sollte, war von Sigismund damit betraut worden, seine Tochter Hedwig aus der Ehe mit Barbara Zapolya Ferdinand zur Gemahlin anzubieten, während Karl V. Maria von Ungarn heimführen sollte, allein die erste Mission des jungen Diplomaten war ein voller Mißerfolg.[1] Dazu kam noch die steigende Türkengefahr, die über Ungarn nach dem Falle von Sabacz und Belgrad wie nach der Einnahme von Rhodus jeden Tag hereinbrechen und Polen möglicherweise in Mitleidenschaft ziehen konnte. Schon am Reichstage zu Nürnberg (1522) hatten die polnischen Gesandten den Auftrag, die ungarischen Kollegen in ihrer Bitte um eilige Hilfe gegen die Türken zu unterstützen.[2] Noch im selben Jahre eilt Dantiscus als polnischer Gesandter an den Hof des Kaisers nach Spanien, um diesen zu rascher Unterstützung Ludwigs zu bewegen, denn Sigismund sei selbst zu sehr durch die Abwehr der Russen und Tartaren in Anspruch genommen, um seinem Neffen beispringen zu können.[3] Nach dem Falle von Rhodus wiederholt Sigismund seine eindringlichen Vorstellungen an den Kaiser.[4] Allein der Kaiser war voll und ganz durch den Krieg mit Franz I. in Anspruch genommen, Ferdinand aber benötigte die ohnehin geringe Reichshilfe zur Besetzung der kroatischen Grenzplätze, um Innerösterreich zu schützen. Die 21.000 Mann aber, die Ferdinand gelegentlich der Wiener-Neustädter Zusammenkunft Ludwig zu schicken versprochen hatte, hätte er für sich selbst kaum aufbringen können.[5] Gewiß waren für Sigismund dies alles Beweggründe sekundärer Natur: sicher müssen wir, um Sigismunds Schwenkung zu erklären, das Hauptmoment darin suchen, daß bei der schwächlichen, greisenhaften Körperkonstitution Ludwigs von Ungarn eine Nachkommenschaft von ihm kaum zu erwarten war und Sigismund alle Vorbereitungen treffen wollte, den Länder-

[1] A. Hirschberg, Hieronim Łaski, Łwów 1888. S. 18 f.

[2] Acta Tomiciana 6, Nr. 29.

[3] Ibid. 6, Nr. 40. Hirschberg, Przymierze z Francyą, S. 20, Anm. 3.

[4] Acta Tomiciana 6, Nr. 160.

[5] Huber 3, S. 524.

besitz der ungarischen Linie der Jagiellonen mit Polen-Litauen zu vereinigen, d. h. die Habsburger um die Erfolge der Friedensschlüsse von 1491 und 1506 und des Wiener Kongresses von 1515 zu bringen; die Bemühungen Sigismunds nach der Schlacht von Mohacs um Böhmen und Ungarn sprechen deutlich für diese Annahme.[1])

So fanden also die französischen Diplomaten in Polen schon einen vorbereiteten Boden, um mit demselben Erfolge arbeiten zu können wie bei Ulrich von Württemberg oder bei den antihabsburgischen Parteien in Böhmen und Ungarn; ja Sigismund unterstützte den französischen Gesandten Anton Rincon de Medina del Campo, als er sich aufmachte, die Häupter der antihabsburgischen Partei in Böhmen und Ungarn fester an Frankreich zu knüpfen.[2]) Diesem spanischen Renegaten, der in den Niederlanden in Karls und Ferdinands Diensten gestanden hatte,[3]) sollte es nicht nur gelingen, in Böhmen und Ungarn mit Erfolg gegen die Habsburger Stimmung zu machen, indem er reichlich französisches Gold hier und dort in die Taschen der Parteigänger Franz' I. rollen ließ und geschickt darauf hinwies, daß Franz I. viel eher in der Lage sei, gegen die Türken Hilfe zu leisten als Karl V. und Ferdinand,[4]) sondern auch in Sigismund den Entschluß zur Reife zu bringen, die seit 1519 nie abgebrochenen freundschaftlichen Beziehungen mit Frankreich durch ein festes Bündnis zu besiegeln. Das Bündnis Johann Albrechts und Wladislaws mit Ludwig XII. von 1500[5]) sollte erneuert und noch inniger gestaltet werden. Wieder bildete ein Schutz- und Trutzbündnis gegen die Türken das Aushängeschild, um den eigentlichen Zweck des Vertrages zu verhüllen. Sigismund wollte nämlich auch das Beispiel Maximilians nachahmen und durch eine doppelte Verschwägerung mit dem Hause Valois den Jagiellonen in ihrer äußeren Politik und der Rivalität mit dem habs-

---

1) Hirschberg, Przymierze, S. 45.

2) Ibid. S. 35.

3) Chmel, Instruktion Erzherzog Ferdinands für Karl von Burgund, Herrn zu Bredam, Archiv für österreichische Geschichte 1, 2. H., S. 131.

4) Acta Tomiciana 6, Nr. 211, S. 246.

5) Siehe oben 57 S. f.

burgischen Hause einen festen Rückhalt schaffen. So sollte der zweitälteste Sohn Franz' I. Heinrich eine der beiden Töchter Sigismunds heiraten und Mailand erhalten; die Aussteuer zwar war nicht sehr kostspielig für Sigismund, seine Gemahlin Bona zedierte dem Schwiegersohne ihre angeblichen Rechte auf Mailand, denn für Sigismund war es ein Axiom, daß weder Franz I. noch Karl V. irgendein Recht auf Mailand hatten, sondern dies allein seiner Gemahlin und damit ihm zustand. Wenn aber Mailand zur Zeit der Eheschließung noch nicht in den Händen Franzens oder seines Sohnes sei und diese zu seiner Erwerbung die Waffen ergreifen, dann verpflichtet sich Sigismund, sie zu dessen Wiedergewinnung mit Waffenhilfe zu unterstützen. Franz I. aber sollte derjenigen seiner Töchter, Magdalene oder Margarete, welche Sigismunds Sohne angetraut werde, 100.000 Dukaten als Aussteuer geben. Wenn der jüngere Teil des Paares das siebente Jahr erreicht hat, sollte das Verlöbnis, wenn er das zwölfte Jahr erreicht hat, die Ehe vollzogen werden. Auf dieser Basis also kam 1524 das französisch-polnische Bündnis zustande, das für Sigismund einen vollen Bruch mit seiner bisherigen habsburgfreundlichen Politik bedeutete.[1])

Allein dieser Erfolg seiner Politik sollte von Sigismund nicht mit Freude genossen werden können, denn bald nach Abschluß dieses Bündnisses erfolgte für Franz I. die Katastrophe von Pavia, die alle Hoffnungen Sigismunds auf eine Unterstützung durch die Valois bedenklich herabminderten.

Wie verhielten sich nun die Habsburger zu dieser Neugruppierung der Mächte im Osten Europas, deren Ursache die Abschwenkung Sigismunds zu Frankreich war?

De' Conti, dessen russische Mission vielleicht der letzte Anstoß für Sigismund gewesen sein mag, mit der Absendung Hieronim Łaskis nach Frankreich zum endgültigen Abschlusse des Bündnisses nicht mehr zu zögern, traf am polnischen Hofe den französischen Gesandten Rincon und erfuhr von dessen Heiratsangebote zwischen dem zweiten Sohne Franz' I., der den Titel eines Herzogs von Mailand führte, und einer Tochter Sigismunds, worüber er den kaiserlichen Kommissär

[1]) Acta Tomiciana 6, Nr. 190 (von Górski wieder falsch eingereiht). Hirschberg, Przymierze S. 41, Anm. 1. Derselbe, Hieronim Łaski S. 33, Anm. 1.

in Deutschland J. Hannart verständigte. Durch diesen erfährt nun der Kaiser schon zur Zeit des Abschlusses des französisch-polnischen Bündnisses von diesen Verhandlungen,[1] trotzdem alles in tiefstes Geheimnis gehüllt wurde. Es war daher später vergebliche Mühe, daß der wieder an den kaiserlichen Hof abgeschickte Dantiscus die Gesandtschaft an Franz I. damit maskieren wollte, daß er angab, sie sei erfolgt, um den König von Frankreich gleich anderen christlichen Fürsten zur gemeinsamen Abwehr der Türken aufzufordern.[2] Noch am 12. Juli 1524 schreibt Karl V. aus Burgos an Ferdinand und macht ihm von diesen Verhandlungen Mitteilung, indem er seiner Verwunderung Ausdruck gibt, daß Sigismund sich gegen ihn in solche Umtriebe einlasse.[3] Ferdinand wird vielleicht nicht nur durch den Kaiser, sondern auch von Ungarn Nachrichten über die Heiratsverhandlungen zwischen Sigismund und Rincon erhalten haben, von dessen Umtrieben in Böhmen und Ungarn gegen ihn und Karl er den Bruder schon im Juni durch Bredam benachrichtigte,[4] denn der päpstliche Nuntius in Ofen, J. Anton Pulleo Baron Burgi, berichtet schon im August von diesem Heiratsprojekte nach Rom.[5] Ludwig war ja seinen Schwägern treu ergeben und sah in ihnen seine besten Freunde;[6] an ihn wagte sich auch Rincon nicht heran und zog es vor, Ungarn fluchtartig zu verlassen.[7]

Dantiscus wurde daher nach seiner Ankunft am spanischen Hofe im September 1524 nicht nur vom Kaiser, sondern auch vom Kanzler Gattinara, der als besonderer Freund Polens galt, recht kühl empfangen und man ließ ihm deutlich merken, daß man von der polnisch-französischen Verbrüderung unterrichtet sei; er glaubte aber, daß an der allgemeinen Verbreitung der Nachricht über den Abschluß

[1] Schreiben Hannarts an Karl V. Nürnberg 1524, März 13. Lanz, Korrespondenz Karls V. 1, S. 109.

[2] Hirschberg, Przymierze S. 47.

[3] Bucholtz, Geschichte der Regierung Ferdinands I. 2, S. 255.

[4] Chmel, Instruktion etc. Archiv für österreichische Geschichte 1, 2 H., S. 131.

[5] Theiner, Vetera Monumenta Hungariae 2, S. 717 f.

[6] Acta Tomiciana 6, Nr. 211, S. 246.

[7] Theiner, Vetera Monumenta Hungariae 2, S. 717 f.

dieses Bündnisses niemand anderer als der polnische Gesandte an Franz I., Hieronim Łaski, selbst schuld sei.[1])

Und nun war den Habsburgern durch de' Contis Rückkehr mit den zwei russischen Gesandten auch zugleich die Möglichkeit geboten, sich gegen etwaige Feindseligkeiten von seiten Polens zu sichern. Nichts aber läßt darauf schließen, daß sie wirklich beabsichtigt hätten, Sigismund mit gleicher Münze heimzuzahlen und sich durch den russischen Großfürsten den Rücken gegen Polen decken zu lassen; zwar hatte Ferdinand den Bruder gebeten, die moskowitischen Gesandten so ehrenvoll als möglich zu behandeln, denn des Großfürsten Freundschaft könnte bei dem Bestreben Franz' I., den König von Polen durch Bande der Verwandtschaft an sich zu fesseln, für den Kaiser leicht eine große Rolle spielen, weil man durch ihn Sigismund vollkommen in Schach und sich zu Willen halten könne, aber konkrete Vorschläge machte auch er nicht.[2]) Conti hatte nämlich am 13. Oktober 1524 mit den russischen Gesandten Wien verlassen, um über Flandern und England nach Spanien an den Hof des Kaisers zu reisen.[3]) Dantiscus erzählt uns über Ankunft und Aufenthalt derselben am kaiserlichen Hofe; nur ist sein Urteil kein unparteiisches. Er belacht und bespöttelt in seinen Berichten an Sigismund selbstgefällig das Auftreten und Benehmen der russischen Gesandten. Gewiß mag manches in dem Gebaren der Fremdlinge mit der spanischen Grandezza in grellem Kontrast gestanden haben, so vor allem ihre Liebe zum Becher, dessen Dimensionen für sie nie groß genug waren.[4])

Am 6. April 1525 — Karl war eben tags vorher zu unserer lieben Frau von Guadelupe gepilgert, um ihr für den Sieg von Pavia zu danken — betreten die moskowitischen Gesandten unter großem Pomp Madrid. De 'Conti hat natürlich nichts Eiligeres zu tun, als den polnischen Residenten aufzusuchen. Allein er überbringt Dantiscus aus Polen nicht

[1]) Hirschberg, Przymierze S. 48, S. 49 Anm. 3.

[2]) Innsbruck 1525, Februar 25. W. St. A. Belgica, Orig.

[3]) Ferdinand an den Kaiser. Wien 1524, Oktober 14. W. St. A. Belgica, Orig. Sanuto I diarii 37, S. 95 f.

[4]) Acta Tomiciana 7, Nr. 29, S. 243.

das, was dieser schon am 18. Dezember des Vorjahres auf die erste Kunde hin von dem Herannahen russischer Gesandter erbeten hatte, nämlich eine Instruktion, wie er sich den Ankömmlingen gegenüber und bezüglich der Verhandlungen des Kaisers mit denselben zu verhalten habe.[1] Er vermißte diese Instruktion um so schwerer, als der Kanzler Gattinara ihm schon vor langem gesagt hatte, daß die russischen Gesandten kommen, um den Kaiser um seine Vermittlung in den Friedensverhandlungen mit Polen zu bitten. Am 2. Mai erst empfängt der Kaiser in Toledo die Gesandten in feierlicher Audienz. Gewiß wird es den Armen in der südlichen Hitze in ihren Pelzen und doppelten Kopfbedeckungen recht heiß gewesen sein; ob aber ihren Dolmetsch mit seinem Latein wirklich niemand verstanden habe, wie Dantiscus dies von Gattinara gehört haben will, lassen wir dahingestellt, war er doch verletzt, daß die russischen Gesandten einem Gelage in Gattinaras Haus fernblieben, weil sie erfuhren, daß auch er dort anwesend sein werde.[2] Es war dies von ihrer Seite keine Demonstration, sondern sie folgten, wenn sie so handelten, lediglich ihrer Instruktion, die immer dahin lautete, daß es der Würde des Großfürsten abträglich sei, gemeinsam mit anderen Gesandten in Audienz empfangen zu werden oder an Gastmahlen teilzunehmen, wenn ihnen nicht im letzteren Falle der Vorrang gesichert sei. Vielleicht war dies auch nur eine weise Fürsorge; um zu verhüten, daß der Kontrast den westeuropäischen Diplomaten gegenüber gar zu kraß hervortrete, sollte ihnen eine Sonderstellung bewahrt bleiben. Für Gelage aber war dieses Verbot direkt notwendig, nicht nur weil die schwerfälligen Russen an Bildung und Redegewandtheit viel zu wünschen übrig ließen, sondern auch weil sie bei ihrer Vorliebe für große Quantitäten geistiger Getränke bald einem Zustande anheimfielen, der nicht nur wenig gesellschaftsfähig war, sondern auch häufig Anlaß zu heftigen Exzessen gab.

Über den Gang der Verhandlungen mit den russischen Gesandten ist vollständiges Dunkel gebreitet. Wenn wir auch noch soviel auf das Konto der Selbstgefälligkeit

[1] Ibid. 7, Nr. 26. S. 213 und Nr. 154.

[2] Ibid. 7, Nr. 29, S. 243.

des polnischen Residenten setzten, der in den Berichten an seinen Herrn seine Geschicklichkeit und seinen Einfluß natürlich in das glänzendste Lichtstellen wollte, so erweckt es doch den Anschein, als ob er durch den Kanzler Gattinara doch dabei einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausgeübt habe.[1]) Wäre de' Conti genauer über die österreichisch-russischen Beziehungen vor dem Wiener Kongresse unterrichtet gewesen, so hätte er sich sicher Szydłoviecki gegenüber und auch in Polen vorsichtiger benommen. Am Hofe des Kaisers war also niemand, der Gattinara irgendeinen Aufschluß über die Genesis der Beziehungen und den Stand der Dinge geben konnte; da ist es nun begreiflich, wenn er sich an den polnischen Residenten hielt, zumal ja der Schwerpunkt der ganzen Verhandlungen und der österreichisch-russischen Beziehungen überhaupt in der Friedensvermittlung zwischen Rußland und Polen zu liegen schien. Tatsächlich scheinen sich auch die Verhandlungen zwischen Gattinara und den russischen Gesandten hauptsächlich um diese Friedensvermittlung gedreht zu haben. Der Kaiser mochte nach dem Erfolge von Pavia milder gestimmt gewesen sein, die polnisch-französische Verbrüderung mochte ihm jetzt ungefährlicher erscheinen. Vielleicht hatte sich auch das Mißtrauen Karls, dem er im Juli des Vorjahres seinem Bruder gegenüber Ausdruck gab,[2]) nach den Aufklärungen, die ihm Stanislaus Borek, Kanonikus von Krakau, gebracht hatte, gelegt. Borek war von Sigismund im Herbste 1524 Dantiscus unter dem Vorwand nachgeschickt worden, diesen in seinen Bemühungen um Herausgabe der Barensischen Erbschaft zu unterstützen, tatsächlich aber, um den schlechten Eindruck, den die Kunde von dem Vertrage mit Franz I. am kaiserlichen Hofe gemacht hatte, zu verwischen. Sigismund ließ nämlich durch ihn dem Kaiser sagen, seine Gesandtschaft an den französischen König habe nur den einen Zweck gehabt, Friede und Freundschaft zwischen diesem und dem Kaiser zu stiften, um ihre beiderseitige Hilfe für seine von den Ungläubigen so hart bedrängten Reiche zu gewinnen. Den Unmut Sigismunds aber über die Mission

[1]) Ibid. 7, Nr. 29, S. 242.
[2]) Bucholtz 2. S. 255.

de' Contis merkt man heraus, wenn er dem Kaiser mitteilen läßt, daß seine Gefühle sich für ihn auch dann nicht geändert haben, als der Kaiser einen Gesandten zu seinem Feinde, dem russischen Großfürsten, geschickt habe, sondern er habe demselben freien Durchzug und ehrenvolle Behandlung gewährt.[1]) Es war von Sigismund also nicht ungeschickt, dem Vorwurfe enger Beziehungen zu Frankreich die Tatsache ebensolcher Beziehungen des Kaisers zu Rußland entgegenzuhalten.

Ein Zeichen der Wandlung in der Gesinnung des Kaisers gegenüber Polen seit dem Sommer 1524 ist auch wohl die am 17. Dezember desselben Jahres erfolgte Investitur mit Bari und Rossana für Bona und Sigismund;[2]) sie ist das gemeinsame Verdienst Dantiscus' und Boreks. Unter dieser milden, freundschaftlichen Stimmung für Polen mögen auch die Verhandlungen mit den russischen Gesandten vor sich gegangen sein.

Vasilij hatte diesmal sogar seine Gesandten bevollmächtigt, auch am kaiserlichen Hofe das Bündnis von 1514 mit Maximilian — natürlich in der Schnitzenpaumerschen Fassung — zu erneuern.[3]) Es bedeutet dies einen für moskowitische Verhältnisse ganz ungewöhnlichen Vorgang; gehörte es doch zu den diplomatischen Gepflogenheiten Ivans III. und Vasilijs, wie wir wiederholt gesehen haben, wichtige Verhandlungen, so namentlich den Abschluß von Bündnissen und Verträgen, nur unter ihren Augen vor sich gehen zu lassen, wovon nur in außergewöhnlichen Fällen, wenn eine besondere Nötigung dazu vorlag, abgegangen wurde, so namentlich bei Bündnissen und Verträgen mit dem Khan der Krim oder dem Sultan in Stambul, denn ein Einverständnis mit diesen beiden Machthabern bot Rußland so viel, daß man keine Besorgnis vor einer Übervorteilung der eigenen Diplomaten zu haben brauchte. Es zeigt also von einer besonderen Wertschätzung, dessen sich ein Bündnis mit dem Kaiser beim Großfürsten erfreute und bei der

[1]) Hirschberg, Przymierze S. 51.

[2]) Acta Tomiciana 7, Nr. 156.

[3]) Herberstein, Selbstbiographie Fontes rer. austr. I./I., S. 265.

Schnitzenpaumerschen Fassung erfreuen mußte, wenn die Gesandten, deren einer übrigens auch den Bojaren angehörte, während man früher und später zu Sendungen an die Habsburger wegen der weiten Entfernung gewöhnlich nur Beamte (Djake und Podjači), höchstens Adelige niederen Ranges verwendete,[1]) sogar die Vollmacht hatten, ein Bündnis abzuschließen. Freilich ist es begreiflich, wenn Vasilij, der sich über die bedeutende Machtstellung Karls V. schon aus dem einen Umstande ein Bild machen konnte, daß dieser außer den von Maximilian beherrschten Reichen noch eine Reihe von anderen Kronen auf seinem Haupte vereinigte, und dem Poluškin nach seiner Rückkehr aus Spanien sicher über den Glanz und den Reichtum der Hofhaltung mit all dem zeremoniellen spanischen Beiwerk, das gerade in der Seele eines Moskowiters einen besonderen Eindruck erwecken und in ihr unbegrenzte Hochachtung auslösen mußte, berichtet haben wird, das lebhafteste Verlangen nach einer Erneuerung des alten Bündnisses an den Tag legte. Für ihn war ja der Vertrag in der ersten Fassung ein unbegrenzter Gewinn, bot er ihm doch augenblickliche Hilfe gegen Polen-Litauen. Hatte er schon von de' Conti diese Erneuerung erwartet, so war er darin enttäuscht worden. Und so entschloß er sich nun, um dem Ziele näher zu rücken, zu dem ungewöhnlichen Zugeständnisse, am Hofe des Kaisers die abschließenden Verhandlungen vor sich gehen zu lassen.

Allein da war man wohl nicht bereit, einen Vertrag, der ja, ganz abgesehen davon, daß schon Maximilian ihn in dieser Fassung für unannehmbar hielt, ganz anderen Verhältnissen entsprungen war und durch die Änderung der politischen Situation naturgemäß umredigiert werden mußte, ohneweiters zu akzeptieren; zu Änderungen aber waren die russischen Gesandten nicht bevollmächtigt. Außerdem wollte der Kaiser nichts ohne seinen Bruder in einer Angelegenheit unternehmen, die eigentlich mehr diesen als ihn berührte, wobei natürlich ihn und seinen Kanzler auch der Umstand beeinflußte, daß sie über die Genesis des Bünd-

[1] Grigorij Kotošichin, Über Rußland unter der Regierung des Zaren Alexêj Michailovič, 3. Ausgabe, St. Petersburg 1884, S. 45 (russ.).

nisses von 1514 vollständig im Unklaren waren.[1]) Und sollte sich der Kaiser dem Großfürsten zuliebe noch in einen Kampf gegen Polen verwickeln lassen zu einer Zeit, da trotz des Sieges von Pavia und der Gefangennahme seines Gegners doch seine Feinde in Italien, Frankreich und England mutig ihr Haupt erhoben, ja die Gefahr immer näher rückte, um all die Früchte des Sieges zu kommen? Franz I. weilte zwar seit Juni auf spanischem Boden im sicheren Gewahrsam, allein die hochgespannten Forderungen vereitelten einen Frieden; an der Herausgabe von Burgund drohte jeder Ausgleich zu scheitern. Als es aber endlich zum Frieden kam, trug dieser schon den Keim des Krieges in sich. Dazu hatte Sigismund vollkommen befriedigende Aufklärungen gegeben, wenigstens den Kaiser befriedigten sie; die Sympathien für den Freund und Verbündeten des Großvaters traten also wieder in ihre Rechte. Hatte aber nicht Sigismund geklagt, daß er seinem Neffen nicht gegen die Türken zuhilfe kommen könne, weil er selbst von Feinden bedroht werde? Den Kaiser beseelte ohnehin eine Kreuzzugsstimmung, die auch im Madrider Vertrag zum Ausdruck kam, und die ihn mit dem einen Wunsche nur erfüllte, unter allen christlichen Reichen einen Frieden zu stiften und deren Kräfte zum Kampfe wider die Türken zu sammeln.[2]) Sie war es auch, die den Kaiser bewog, die vom Schah angebotene Bundesgenossenschaft im Kampfe gegen die Türken zu akzeptieren.[3]) Und sie drückte nun auch den Beziehungen zum russischen Großfürsten den Stempel auf. Der Kaiser lenkte also wieder in seiner russischen Politik in die Bahnen, wie sie sein Großvater nach dem Wiener Kongresse gewandelt war; übrigens war in den Vorstellungen des Kaisers und seines Kanzlers auch das Bündnis Maximilians mit Vasilij nur zu dem Zwecke geschlossen worden, um gemeinsam der Türkengefahr zu begegnen.

Lange scheinen die russischen Gesandten am kaiserlichen Hofe verweilt zu haben. Der Kaiser, der seine Auf-

[1]) Fiedler, Aktenstücke zu Herbersteins zweiter Mission. Slawische Bibliothek herausgegeben von Miklosich und Fiedler 2, Nr. V, Beilage C., S. 88.

[2]) Baumgarten, Geschichte Karsl V. 2, S. 472.

[3]) Lanz, Korrespondenz Kaiser Karls V. 1, Nr. 75, S. 168.

merksamkeit nach England, Italien und Frankreich richten mußte, mochte wohl glauben, daß die russische Sache noch gut ruhen könne. Wahrscheinlich erst im August oder September 1525 schickt er sie über Frankreich nach Deutschland zu Ferdinand, den sie in Tübingen treffen.[1]) Ihr Begleiter, wahrscheinlich war es der vom Kaiser als sein Gesandter nach Rußland bestimmte Graf Leonhard Nogarola, brachte auch die Instruktionen für die Gesandten mit, die Ferdinand in seinem und des Kaisers Namen zum Großfürsten schicken sollte.[2]) Warum Antonio de' Conti, der bestimmt hoffte, mit dieser Mission wieder betraut zu werden, und Dantiscus auch versprach, diesmal sicher einen Frieden zwischen Polen und Rußland zustande zu bringen,[3]) ausgeschaltet wurde, wissen wir nicht. Vielleicht war der polnische Resident nicht ohne Erfolg tätig, diese mißliebige Persönlichkeit kalt zu stellen? Der allmächtige Gattinara, auf dessen Schultern alle Geschäfte lasteten, war mit seinem nüchternen und praktischen Blicke den Verhandlungen mit den russischen Gesandten skeptisch gegenüber gestanden; vielleicht ist dies auch mit die Ursache, daß alles Ferdinand übertragen wurde, während doch de' Conti seinerzeit vom Kaiser allein und ohne Mithilfe Ferdinands nach Rußland geschickt worden war. Für Gattinara waren solche Gesandtschaften nur eitler Dunst, mehr zur Befriedigung des Herrscherstolzes als zu irgendeinem praktisch-politischen Zwecke.[4])

In Ferdinand, den damals der Bauernkrieg im Reiche und den österreichischen Erbländern vollauf in Anspruch nahm, scheint auch die polenfeindliche Stimmung, wie sie sich noch im Februarbriefe[5]) an seinen Bruder äußerte, einer milderen Auffassung gewichen zu sein. Der ganze Verlauf der Gesandtschaft nach Rußland ist uns hiefür ein Zeugnis, auch wenn wir in Abrechnung bringen, daß die Direktiven vom Kaiser ausgingen. Allerdings war Ferdinand

[1]) Sanuto, I diarii 40, S. 278.

[2]) Acta Tomiciana 8, Nr. 227, S. 300, und 9, Nr. 252, S. 263.

[3]) Ibid. 7, Nr. 37, S. 270.

[4]) Ibid. 8, Nr. 227, S. 300.

[5]) Siehe oben S. 184.

in der Wahl seines Gesandten selten glücklich; sie fiel auf Sigismund Freiherrn von Herberstein, dessen Tätigkeit in Moskau schon die vollste Zufriedenheit Kaiser Maximilians, wie wir gesehen haben, hervorgerufen hat. Schon am 10. November fordert Ferdinand von Tübingen aus Herberstein auf, sich bereit zu halten, als sein Gesandter nach Rußland zu reisen, wobei er ihn in schmeichelhaften Worten an den guten Klang seines Namens bei den Russen von seiner ersten Mission her erinnert.[1]) Aber erst Ende Dezember teilt er ihm die Abreise des Grafen Nogarola mit, der ihm auch die Instruktion überbringen werde; wenn er etwaige Zweifel bezüglich der letzteren hege, solle er ihm dies schriftlich kundtun.[2]) Und Herberstein tat dies auch. Diese Bemerkungen aber, die trotz ihrer aphoristischen Fassung zeigen, wie genau Herberstein schon damals die Verhältnisse in Polen und Rußland kannte und wie richtig er ihre beiderseitigen Ziele und Wünsche einschätzte, müssen uns die Instruktion ersetzen, sie sind uns aber ein Beweis dafür, daß diese viele Widersprüche in sich barg und, wie natürlich, eine krasse Unkenntnis der polnischen und russischen Politik verriet.

Der Angelpunkt ihrer Mission lag in der Vermittlung eines Friedens zwischen Polen und Rußland und, nachdem ihnen dies gelungen, in dem Abschlusse eines gemeinsamen Bündnisses dieser beiden Mächte mit dem Kaiser, Ferdinand und Ludwig von Ungarn gegen die Türken. Allein Herberstein wußte aus eigener Erfahrung, daß ein Frieden zwischen diesen beiden alten Widersachern völlig im Bereiche der Unmöglichkeit lag. Er stellt daher an Ferdinand gleich die Frage, ob sie in einem solchen Falle den weiten Weg umsonst machen sollen und es nicht am Platze wäre, wenigstens eine Verlängerung des bisherigen Waffenstillstandes zu erreichen. Er macht Ferdinand auch darauf aufmerksam, daß die Moskowiter mit vagen, zu nichts verpflichtenden Phrasen über ein gemeinsames Einverständnis

---

[1]) Ferdinand an Sigismund von Herberstein, Herbersteinsches Archiv in Graz, Kodex II, Lade 22. Kop.

[2]) Derselbe an denselben. Augsburg, 1525, Dezember 24. Herbersteinsches Archiv in Graz, Kodex II, Lade 22. Kop.

gegen die Türken sich nicht zufrieden geben, sondern genau nach Leistung und Gegenleistung fragen und die Antwort darauf sich sofort schwarz auf weiß geben lassen werden, um sich gegebenenfalls darauf berufen zu können. Deshalb sei es auch notwendig, daß die Gesandten darüber genau unterrichtet seien, wie weit sie gehen dürfen, damit sie sich nicht selber widerrufen müßten. Auch darüber will er genaue Instruktionen haben, ob er des Kaisers und Erzherzogs Garantie für einen Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen Polen und Rußland auch dann anbieten dürfe, wenn diese sich auch ohne jene einigen, denn dann wäre es wohl besser, davon keine Erwähnung zu tun. Unerfüllbar aber findet er die Forderung, Ferdinand im Laufe der diplomatischen Verhandlungen zu berichten und dessen Antwort abzuwarten; und in der Tat, der Weg nach Moskau war namentlich damals kein Spaziergang und Herberstein wußte aus Erfahrung, daß in einem solchen Falle ihr Aufenthalt in Rußland sich jahrelang hinziehen würde. Er fordert daher eine genauere Instruktion und macht Ferdinand darauf aufmerksam, daß ihm auch Maximilian seinerzeit zu seiner besseren Information neben der lateinischen auch noch eine deutsche gegeben habe. Die Erfahrungen seiner ersten Mission bewegen ihn, Ferdinand auch darauf hinzuweisen, daß der Stolz des Großfürsten es nicht zulassen werde, mit Polen anders zu verhandeln, als daß Sigismunds Gesandte nach Moskau kommen: dieser aber werde jetzt um so weniger Neigung dazu haben, als sein dreijähriger Waffenstillstand mit der Pforte ihn der Notwendigkeit enthebe, um jeden Preis einen Ausgleich mit Moskau zu suchen. Daran könne nun alles scheitern: den einzigen Ausweg sieht er darin, daß Sigismund auf die Bitte Karls und Ferdinands hin gleich seine Gesandten mit ihnen nach Moskau mitschicke. Mit Recht aber klagt Herberstein darüber, daß man sie bezüglich der bisherigen Verhandlungen zwischen Kaiser und Großfürsten vollständig in Unkenntnis lasse, während man in Moskau immer genau darüber Protokoll führe, was der oder jener vorgebracht, oder worüber man verhandelt habe. Auch findet er es für notwendig, daß er im Namen Ferdinands genau angebe, was

diesen zu der Absendung eines eigenen Gesandten nach Moskau bewogen und den Großfürsten darauf aufmerksam mache, wie das Verhältnis zwischen den beiden Brüdern sich gestaltet habe und wie sie alle Angelegenheiten, namentlich die das Wohl der ganzen Christenheit betreffen, gemeinsam beraten und leiten. Der Umstand, daß Ferdinand in seinem Kreditive Vasilij den Titel „Imperator“ gegeben habe, findet seinen entschiedenen Tadel, denn Maximilian habe dies nie getan und dies dürfe auch jetzt nicht geschehen. „Princeps Ruthenorum“ oder „Magnus Dux“ ist seiner Meinung nach vollauf genügend, sonst werde dieser so hochmütig, daß er in Zukunft den Erzherzog immer für geringer ansehen und behandeln werde. Und seinem staatsmännischen Scharfblick entging es auch nicht, daß Livland, jetzt nach der Säkularisierung Preußens isoliert, sich auf die Dauer nicht werde halten können, sondern dem einen oder anderen der beiden Gegner, Polen oder Rußland, zufallen werde; er glaubte daher, Ferdinands Aufmerksamkeit noch zeitig genug darauf hinlenken zu müssen. So hat er schon drei Dezennien vor dem wirklichen Eintritte der Ereignisse die Dinge so kommen gesehen, wie sie wirklich gekommen sind; allein seine Warnungen sind leider ungehört verhallt.[1])

Vom ungarischen Hoflager in Pest aus richtete Herberstein diese Denkschrift über seine Instruktion an Ferdinand. Ferdinand wußte wohl von dem Mißtrauen, mit dem man in Polen de' Contis Mission gefolgt war. Er ahnte, daß man auch jetzt die neue Gesandtschaft nach Rußland dort nicht mit freundlicherem Blicke betrachten werde. Um dem nun vorzubeugen, mußten die beiden Gesandten zu Ludwig reisen und diesen zu bewegen trachten, einen Gesandten zu Sigismund zu schicken, der im Sinne des Kaisers und seines Bruders auf diesen einwirke und dadurch jedes Mißtrauen gegen ihre Mission aus dem Wege räume. Allein schon am ungarischen Hofe mußten Herberstein und Nogarola die Erfahrung machen, daß man dem von ihnen angegebenen Zweck ihrer russischen Mission nicht glaube, sondern ihn

[1]) Fiedler, Slawische Bibliothek 2. Beilage II, S. 69 ff.

nur für den Deckmantel geheimer Verhandlungen zwischen Kaiser und Großfürsten ansehe. Die Gerüchte, welche in Polen und Ungarn schon seit Jahresfrist über eine angebliche Bitte Vasilijs an den Papst um Verleihung der Königskrone in Umlauf waren,[1]) wobei, wie wir sehen werden, auf päpstlicher Seite der Wunsch Vater des Gedankens war, waren wohl die Ursache, daß man den Großfürsten ein ähnliches Verlangen an den Kaiser stellen ließ. Wenn Herberstein und Nogarola auch bald in Verlegenheit gekommen wären, als man sie über den Zweck der letzten russischen Gesandtschaft beim Kaiser befragte, da sie darüber gar nicht informiert waren, deckten sie sich doch geschickt mit der Bemerkung, Vasilij habe dem Kaiser nur seine Bereitwilligkeit zum Frieden mit Sigismund kundgegeben. Und es gelingt ihnen auch, hier jedes Mißtrauen zu zerstreuen und die Zusicherung zu erlangen, daß man einen Gesandten zu Sigismund schicken und diesen auffordern werde, Ludwig zuliebe seine Forderungen gegenüber dem Großfürsten nicht zu hoch zu spannen. Am 5. Jänner 1526 kehren sie wieder nach Wien zurück und, da die russischen Gesandten zur Verwunderung Herbersteins zur Abreise drängten, treten sie am 12. Jänner die Reise nach Polen und Rußland an.[2])

Der Reichstag zu Petrikau war schon geschlossen worden, als sie in Polen eintrafen; Sigismund hatte sie daher nach Krakau befohlen. Als sie dort am 2. Februar eintreffen, nimmt man von ihrer Ankunft nicht die geringste Notiz und läßt sie deutlich fühlen, daß man sie als recht ungebetene Gäste betrachte, von denen ein russisches Sprichwort besagt, daß sie schlimmer als die Tartaren seien.[3]) Sigismund hatte schon im September 1525 auf die Berichte seines Residenten Dantiscus und dessen Drängen um Instruktionen hin, diesem die Weisung zugehen lassen, den Kaiser zu bitten, er möge davon abstehen, Gesandte zur Friedensvermittlung zwischen ihm und Vasilij abzuschicken, denn

[1]) Theiner, Vetera Monumenta Hungariæ 2, S. 717.

[2]) Fiedler, l. c. Beilage III, S. 72 ff. Herberstein, Selbstbiographie, Fontes rer. austr. I/I, S. 266.

[3]) Herberstein, Selbstbiographie l. c., S. 267.

die Erfahrung habe gelehrt, daß dadurch gerade das Gegenteil dessen erreicht wurde, was man anstrebte, indem der Großfürst noch hochmütiger und in seinen Forderungen noch unverschämter wurde. Vasilij habe aber ohnehin aus einigen Schlachten schon gelernt, seine Eroberungspläne etwas beiseite zu stellen. Der König drückte aber auch ironisch seine Verwunderung darüber aus, daß der Kaiser, ohne von ihm darum ersucht zu sein, so viele Gesandte nach Moskau schicke, was er kaum auf seine Bitte hin zu hoffen gewagt hätte.[1]) Als Dantiscus aber dieses Schreiben erhielt, waren die russischen Gesandten schon längst nicht mehr auf spanischem Boden; er teilte aber Gattinara diesen Wunsch des Königs mit, der ihn damit eben tröstete, daß die Gesandtschaft mehr zur Befriedigung des Herrscherstolzes diene als einen praktischen Zweck habe.[2]) War Sigismund schon gegen de' Contis Mission voll Mißtrauen gewesen, so mußte er jetzt, da er doch wußte, daß sein Bündnis mit Franz I. kein Geheimnis geblieben war, befürchten, daß der Kaiser und sein Bruder durch ein enges Einverständnis mit dem Großfürsten ihm seine Abschwenkung ins französische Lager entgelten lassen werde, und dies zu einer Zeit, da sein Bundesgenosse, auf dessen Hilfe er so große Stücke gehalten, in der Gefangenschaft des Kaisers sich befand. Für ihn mußte es als Axiom gelten, daß eine habsburgische Gesandtschaft jetzt nur den einen Zweck haben konnte, Rußland wie im Jahre 1514 zum gemeinsamen Angriff auf Polen-Litauen die Hand zu reichen.

In dieser Stimmung empfing Sigismund Nogarola und Herberstein am 8. Februar in Audienz. Ihre Reden aber schienen ihn nur in seinem Verdachte zu bestärken. Schon die erste Antwort, die ihnen erteilt wird, gibt lebhaft Zeugnis davon. Der König drückt nämlich über diese ungebetene Friedensvermittlung seine Verwunderung aus, zumal man ihn früher davon gar nichts wissen ließ, er aber doch in dieser Angelegenheit ohne Rat der litauischen Senatoren nichts unternehmen könne. Ironisch fragt man sie, was denn der Großfürst dem habsburgischen Hause eigentlich sei,

[1]) Acta Tomiciana 7, Nr. 84.

[2]) Ibid. 8, Nr. 227, S. 300.

etwa gar ein Freund oder Nachbar? Ihre Bitte aber, man möge ihnen Bedingungen mitgeben, welche ihre Aufgabe erleichtern, beantwortet man mit der höhnischen Bemerkung, darüber nachzudenken, wäre Sache des Kaisers und seines Bruders gewesen, übrigens müßten ja die russischen Gesandten, die den Kaiser zu dieser Intervention bewogen, ja schon Bedingungen vorgeschlagen haben; seien diese annehmbar, so werde sie der König genehmigen, der König selbst aber sei nicht in der Lage, solche vorzuschlagen oder auszudenken. Die Ankunft des ungarischen Gesandten abzuwarten, der doch ihre Anträge unterstützen sollte, dazu ließ Sigismund ihnen gar keine Zeit; man gab ihnen deutlich zu verstehen, daß den König wichtigere Angelegenheiten nach Preußen rufen. Und so müssen sie sich entschließen, selbst Vorschläge zu machen. Da sie wußten, daß der dem Kaiser gegenüber von den russischen Gesandten ausgesprochene Vorschlag, auf Grund des status quo mit Austausch der Gefangenen einen Frieden zu schließen, die Sache nicht um einen Schritt weiter bringen werde, da doch alles sich um den Besitz von Smolensk drehe, so versuchen sie im Auftrage Ferdinands Sigismund zum Verzicht auf Smolensk zu bewegen. Trotzdem sie die Spitze geschickt in Watte hüllen, indem sie versprechen, ihrerseits alles zu tun, um Vasilij zu einem für Polen günstigen Frieden zu bewegen, die Vorteile eines Friedens für den Handel und die Möglichkeit eines gemeinsamen Bündnisses gegen die Tartaren, dessen Garantie vielleicht sogar der Kaiser und Erzherzog übernehmen werden und das Polen mit einem Male von dem unwürdigen und dabei so kostspieligen Buhlen um die Gunst des Khans, die ohnehin immer nur von kurzer Dauer sei, befreien werde, an die Wand malen, wird ihr Vorschlag vom Könige mit Empörung vernommen. Man bedeutet ihnen klipp und klar, daß von einem Verzichte auf Smolensk keine Rede sein könne; es sei kaum glaublich, daß Karl und Ferdinand Sigismund zu einem so unwürdigen Frieden mit einem vertragsbrüchigen Feinde raten können. Herberstein und Nogarola wenden begütigend ein, daß ihren Auftraggebern jede Schädigung Sigismunds so fern als möglich liege, sei er doch durch Bande des Blutes mit ihnen ver-

bunden, während ihnen mit dem Großfürsten alle Berührungspunkte fehlen; Kaiser und Erzherzog seien nur bestrebt gewesen, die unparteiische Rolle des Vermittlers zu übernehmen. Aber erst als sie sich bereit erklären, zu ihren Herrschern zurückzukehren, da ihre Bedingungen Sigismund unannehmbar erscheinen und ihre Reise daher voraussichtlich fruchtlos sein werde, beruhigt man sich, denn nun sah man offenkundig, daß die Friedensvermittlung der erste und einzige Punkt ihrer Aufgabe sei. Es ist lediglich ein Verdienst Herbersteins, — und der König gesteht auch offen ein, daß seine Persönlichkeit ihm schon Vertrauen einflöße — daß ihre Mission nicht schon in Krakau scheiterte. Herberstein und Nugarola machen ihm nun auch begreiflich, daß der Kaiser schon aus Höflichkeit die Gesandtschaft des Großfürsten erwidern, die Gesandten aber schon wegen ihres exotischen Charakters mit besonderer Aufmerksamkeit behandeln mußte. Jetzt kam es am polnischen Hofe zu wirklichen Verhandlungen über das Meritum der Sache. Wenn aber der Kaiser und sein Bruder gehofft hatten, daß der Hinweis auf eine allgemeine Aktion aller christlichen Staaten gegen die Türken Sigismund und seine Räte als besonders frohe Kunde empfinden werden, so täuschte man sich darin gründlich. Dort fehlte schon längst der Glaube für eine solche Botschaft, die seit Dezennien immer und immer wieder auftauchte, um dann einer Seifenblase gleich wieder zu verschwinden. Man hatte dort die Lektion, die Stephan von der Moldau dem angeblich kreuzzugslüsternen Johann Albrecht mit Türken und Tartaren erteilt hatte, noch lebhaft im Gedächtnisse, und war froh, wenn der Türke nicht den Tartaren unterstützte und einen Waffenstillstand genehmigte. Gerade jetzt hatte man wieder einen solchen auf drei Jahre abgeschlossen und konnte deshalb hinweisen, daß man vorläufig der Pforte gegenüber daran gebunden sei, auch wolle man in dieser Angelegenheit ohne Ungarn nichts unternehmen. Man verwies aber die Gesandten auch darauf, daß die Habsburger sich Illusionen hingeben, wenn sie sich von der Beihilfe des Großfürsten viel versprechen, denn dieser sei weit entfernt und durch so unwirtliche Gegenden vom türkischen Gebiete geschieden, daß die Verproviantierung

eines russischen Heeres schon aus diesen Gründen, ganz abgesehen davon, daß es die Tartaren immer im Rücken bedrohen würde, unmöglich wäre. Dieser Einwurf war vollauf berechtigt und als man anderthalb Jahrhunderte später das Problem anders stellte, indem man Rußland die Aufgabe zuteilte, die krimschen Tartaren in Schach zu halten und deren Zuzug zu den Türken zu verhindern, scheiterte dieses Unternehmen gerade an der unwirtlichen Steppe, die Rußland von der Krim trennte, und es unmöglich machte, die Truppen mit Wasser und Proviant zu versehen. Bei dieser Auffassung war natürlich der polnische Hof auch jeder Verpflichtung ledig, aus Rücksicht auf die Möglichkeit einer Generalexpedition gegen die Türken den Habsburgern zuliebe seine Forderungen an Rußland herabzumindern. Und was konnte es für einen Eindruck in Polen machen, wenn man hervorhob, wie der Kaiser in Afrika und der Erzherzog in Kroatien bestrebt seien, das Überfluten der türkischen Macht einzudämmen! Deshalb lautet auch der Bescheid für Herberstein und Nugarola genau so, wie er Herberstein ein Dezennium früher war erteilt worden: Wiederherstellung der beiderseitigen Besitzverhältnisse vor dem Vertrage von 1508, also nicht nur Herausgabe Smolensks, sondern auch Widerruf des Verzichtes der von Ivan III. Alexander entrissenen Gebiete. Wenn sie dies in Moskau durchsetzen, dann sollen sie Sigismund davon benachrichtigen, der dann sofort auch seinerseits Gesandte mit entsprechender Vollmacht dorthin schicken werde; früher sollen sie natürlich versuchen, ob der Großfürst nicht Verhandlungen der beiderseitigen Gesandten an der Grenze zustimmen würde. Neu ist höchstens die Forderung, daß keiner der beiden Kompaziszenten ein Bündnis mit den Tartaren gegen den andern eingehen solle und daß Karl und Ferdinand die Garantie des Friedensvertrages übernehmen.[1]) Bei diesem Bescheide aber war es von vornherein aussichtslos, daß ein Frieden zwischen Rußland und Polen-Litauen zustande komme.

Am 14. Februar 1526 verlassen Herberstein und Noga-

[1]) Fiedler, l. c. Beilage IV, S. 74 ff. Acta Tomiciana 8, Nr. 29. Herberstein, Selbstbiographie l. c. S. 267. Turgenev, Historica Russiæ Monumenta 1, Nr. 128, S. 132.

rola Krakau, um die namentlich durch den Anbruch des Frühlings beschwerliche und nicht ungefährliche Weiterreise anzutreten. Nach mannigfachen Abenteuern und Fahrnissen auf den grundlosen Wegen und wenig vertrauenerweckenden Brücken über die angeschwollenen Bäche und Flüsse, deren Opfer Graf Nogarola bald geworden wäre, kommen sie erst am 26. April nach Moskau, wo ihnen ein feierlicher Empfang bereitet wird.[1]) Am 1. Mai schon empfängt sie Vasilij in feierlicher Audienz.

In seiner Ansprache an den Großfürsten betont Nogarola die Fürsorge des Kaisers für das Wohl der Christenheit und ihre Einigung zum Kampfe gegen ihre Widersacher; und nur um den König von Frankreich zu zwingen, diese Einigkeit aller christlichen Fürsten nicht zu stören, habe er gegen ihn den Kampf aufgenommen, dessen siegreicher Ausgang ihm diesen Gegner in seine Hände gegeben habe. Trotzdem aber behandle der Kaiser seinen Gefangenen wie einen Bruder und sei nur bestrebt, ihn zum Frieden und zur Fürsorge um die Einigkeit der christlichen Fürsten zu bewegen. Der Kaiser habe nur ein Ziel vor Augen, und das sei eine allgemeine Expedition gegen die Ungläubigen. Da er aber seinem Bruder einen Teil seiner Erbländer abgetreten, deren Besitz diesen zu einem der mächtigsten christlichen Fürsten mache, ja ihn zu seinem Generalstatthalter im Reiche bestellt habe, so haben sie jetzt beide zusammen ihre Gesandten an ihn, den Großfürsten, geschickt, damit diese in beider Namen über ein brüderliches Einverständnis und Bündnis mit ihm verhandeln, wie der Kaiser und sein Bruder dies auch mit anderen christlichen Fürsten zu erreichen wünsche. Kaiser und Erzherzog bitten aber den Großfürsten, er möge sich zu billigen Bedingungen bereit erklären, damit es zwischen ihm und dem Polenkönige zum Frieden komme, wobei sie beide unter gewissen Bedingungen, über die später zu verhandeln sein werde, als Kontrahenten und Garanten eingeschlossen sein wollen. Vasilij möge also seine Gesandten an einen dritten Ort senden, damit dort mit den Polen die Verhandlungen

[1]) Herberstein, Selbstbiographie l. c. S. 268 ff.

beginnen und es zu einem für beide Teile annehmbaren Frieden kommen könne. Wenn dies erreicht sei, dann könne der Großfürst seine Macht mit der des Kaisers und der übrigen Fürsten zum Wohle der Christenheit vereinen; darüber aber zu verhandeln, haben sie einen besonderen Auftrag, dessen sie sich dann seinerzeit entledigen wollen.[1])

Herberstein legte in seiner Rede das Hauptgewicht darauf, dem Großfürsten klar zu machen, welche hervorragende Stelle der Kaiser seinem Bruder eingeräumt habe, in deren beider Charakter aber die Vorzüge der österreichischen, burgundischen und spanischen Herrscher gleichmäßig verkörpert seien.[2])

Am Moskauer Kreml aber mag man sehr erstaunt gewesen sein, als man diese Reden vernahm; war doch bisher das Schwergewicht aller diplomatischen Verhandlungen mit dem jungen Kaiser in der Erneuerung des Maximilianischen Bündnisses gelegen, dessen Bedeutung, wenn auch nicht der Kaiser, so doch der Großfürst sehr gut einzuschätzen wußte! Jetzt aber war etwas in den Vordergrund gerückt, was dort gar nicht interessierte, nämlich die Vermittlung eines Friedens mit Polen-Litauen. Also statt der wertvollen Bundesgenossenschaft gegen Polen in Offensive und Defensive sollte man die Vermittlung zu einem Frieden, den man gar nicht wünschte, eintauschen. Und dieses Gefühl der Enttäuschung kommt nun auch gleich in den Verhandlungen der russischen Bojaren mit den kaiserlichen Gesandten zum Ausdrucke. Vergebens suchen sie die Gesandten zu bewegen, zuerst über ein Bündnis mit dem Großfürsten zu verhandeln, vergebens läßt ihnen der Großfürst sagen, es sei nicht üblich, daß man das fremde Haus bestelle, ehe man das eigene in Ordnung gebracht habe, Nogarola und Herberstein bleiben dabei, daß vor jeder weiteren Verhandlung zuerst das Friedenswerk mit Polen-Litauen zustande gebracht werden müsse. Da machen nun die Bojaren ihnen den Vorwurf, daß es nur ihr Eigensinn sei, wenn das Bündnis, worüber man schon genug verhandelt habe, nicht gleich abgeschlossen werde; und es mag ihnen noch unverständ-

[1]) Fiedler, l. c. Beilage V A., S. 82 ff.
[2]) Ibid. l. c. Beilage V B., S. 84 f.

licher geklungen haben, als die Gesandten betonten, daß der Kaiser und sein Bruder die Friedensvermittlung nicht Sigismund zuliebe, der ihnen im Gegenteil mit dem größten Mißtrauen entgegengekommen sei, in die Hand genommen haben. Da die Bojaren in den Verhandlungen immer nur vom Kaiser sprachen und des Erzherzogs keine Erwähnung taten, betonen Herberstein und Nogarola, daß die letzten russischen Gesandten am kaiserlichen Hofe nicht für genügend bevollmächtigt gefunden wurden, daß aber der Kaiser auch im entgegengesetzten Falle nichts ohne seinen Bruder getan hätte. Die Bojaren erwidern darauf, daß die Gesandten genügende Vollmacht gehabt hätten, auch sei schon genügend lange verhandelt worden, daß es dem Großfürsten, der nie ein Bündnis unter Einschluß Ferdinands verweigert habe, bereits wundernehme, daß man zu keinem Ende komme. Natürlich lehnt Vasilij es ab, seine Gesandten irgendwohin zu Verhandlungen mit Sigismunds Bevollmächtigten zu senden, das einzige, was Herberstein und Nugarola erreichen, ist das alte Mittel, von sich aus Gesandte an den König von Polen schicken zu dürfen, die ihn überreden sollten, doch seine Gesandten nach Moskau zu senden. Als man nun in sie dringt, ob sie nach Abschluß des Friedens genügende Vollmacht zum Abschlusse eines Bündnisses haben, verweisen sie nur auf den Einschluß des Kaisers und seines Bruders als Kontrahenten und Garanten in den Friedensvertrag zwischen Polen und Rußland. Da mögen sich auch die russischen Bojaren und der Großfürst darüber klar geworden sein, daß von diesen Gesandten eine Erneuerung des Maximilianischen Vertrages nicht zu erwarten sei.[1])

Merkwürdig ist das Anerbieten der beiden Brüder, die Garantie des Friedensvertrages zu übernehmen. Übrigens so uneigennützig als es den Anschein hat, war man dabei nicht, denn als Gegenleistung sollten Polen und Rußland den Habsburgern nicht nur ihren augenblicklichen Besitzstand, sondern auch alle zukünftigen Erwerbungen garantieren. Herberstein erkannte sofort, daß weder Rußland noch Polen bei dem

[1]) Ibid. Beilage V C., S. 85 ff.

ungeheuren und zerstreuten Besitz der Habsburger sich dazu verstehen würden, und noch viel weniger auch für alle Neuerwerbungen. Schon von Wien aus hatte er in der Kritik der Instruktion gegen diesen Punkt Bedenken erhoben,[1]) von Krakau aus tat er dies im Vereine mit Nogarola von neuem und ausführlicher; er schlägt eine Abänderung dieses Punktes in dem Sinne vor, daß bei einem Angriffe irgendeines Feindes auf einen der Föderierten die übrigen diesem je nach der Beschaffenheit der örtlichen und zeitlichen Umstände nach bestem Gewissen mit Rat oder Tat zu Hilfe eilen sollen. Er findet es auch für notwendig, daß bei Streitigkeiten untereinander die streitenden Teile bemüßigt seien, bevor sie das bewaffnete Einschreiten des dritten verlangen, diesem ihre Beschwerde zu unterbreiten, der dann dieselbe untersuchen, einen Ausgleich versuchen oder eventuell dem unschuldigen Teile mit den Waffen zu seinem Rechte verhelfen werde.[2]) Wenn er sich nun dabei auf Maximilian beruft, der auch nicht zu den Waffen gegriffen, sondern einen Ausgleich versucht habe, so lag dies eben, wie wir gesehen haben, an den verschiedenen Fassungen, an die sich Kaiser und Großfürst gebunden erklärten.

Nach diesen so wenig entsprechenden Moskauer Verhandlungen erinnern die Gesandten Ferdinand von neuem an die Unmöglichkeit, eine Garantie der habsburgischen Besitzungen zu erlangen; sie erinnern ihn auch daran, daß es vielleicht sogar angezeigter wäre, eine Garantie des Friedens gar nicht anzubieten, wenn ein solcher leicht und unter Ausschluß der Habsburger zustande komme, zumal man in Polen ihnen gleich anfangs habe zu verstehen gegeben, daß man ohne ihre Intervention einen viel vorteilhafteren und ehrenvolleren Frieden haben könne. Auch wissen sie nicht, ob sie auch für einen Waffenstillstand im Namen des Kaisers und des Erzherzogs die Garantie übernehmen dürfen.[3])

Wir haben schon oben bemerkt, daß die Instruktion

[1]) Ibid. Beilage II., S. 71.

[2]) Ibid. Beilage IV, S. 79.

[3]) Ibid. Beilage V, S. 81.

Herbersteins und Nogarolas keine große Kenntnis der Verhältnisse im Osten Europas, nicht einmal der bisherigen österreichisch-russischen Beziehungen verrät. Wäre es denn sonst auch möglich, daß der Kaiser seinen Gesandten die weitestgehende Vollmacht gibt, das Maximilianische Bündnis zu erneuen, eventuell sogar zu erweitern,[1]) während doch in der Instruktion als Hauptpunkt die Friedensvermittlung zwischen Polen und Rußland bezeichnet war? Ferdinand selbst fühlte diese Unklarheit mancher Punkte der Instruktion und er wandte sich daher um Aufklärung an seinen Bruder, wobei er ihm auch die von ihm getroffene Wahl der Gesandten mitteilte. Der Kaiser ist auch in seiner Antwort voll des Lobes über die Persönlichkeit der Gesandten, ihrer vornehmen Herkunft und hervorragenden geistigen Fähigkeiten, wobei er Herberstein auch als den Schöpfer des Bündnisses seines Großvaters mit Vasilij, das er erneuern wolle, betrachtet, und verfügt, daß der eine Punkt der Instruktion, der die Gesandten in all ihrem Tun streng auf diese verweist, weggelassen und alles ihrem Urteile und ihrer Einsicht anheimgestellt werde. Was aber den Zweifel Ferdinands betrifft, ob ein Bündnis mit dem Polenkönige und dem Großfürsten gemeinsam oder mit dem einen oder anderen von ihnen allein und auch dann abzuschließen sei, wenn es zwischen Polen und Rußland nicht zum Frieden komme, bestimmt der Kaiser, Ferdinand möge darüber nach seinem Gutdünken so entscheiden, wie es das Interesse ihres Hauses erfordere.[2]) Nach Empfang dieses Schreibens wendet sich nun Ferdinand an die beiden Gesandten, wobei er Herberstein an die ausführliche Beantwortung seiner Denkschrift erinnert — die uns leider nicht erhalten ist — und eine Kopie des kaiserlichen Schreibens überschickt; er entbindet sie auch davon, vor jedem wichtigen Schritte seine Zustimmung einzuholen, und überläßt alles, so auch den eventuellen Abschluß eines Bündnisses, ganz ihrem Gutdünken und ihrer Fürsorge für die habsburgischen Inter-

[1]) Ibid. Beilage I, S. 68 f. Toledo, 1525, August 12.

[2]) Karl V. an Ferdinand. Toledo, 1526, Jänner 10. Herbersteinsches Archiv in Graz, Kodex II, Lade 22. Kop.

essen.[1]) Konform mit dieser Erklärung geht an sie eine neue Vollmacht, die inhaltlich auch ein voller Beweis dafür ist, daß auch Ferdinand jede feindliche Absicht gegen Sigismund fernlag; denn an erster Stelle rückt die Friedensvermittlung zwischen Polen und Rußland, erst wenn der Frieden erneut ist, sollen die Gesandten über ein Bündnis zwischen Polen, Rußland, dem Kaiser und ihm verhandeln und ein solches eventuell zum Abschluß bringen.[2]) Wenn dabei noch der Erneuerung des Maximilianischen Bündnisses Erwähnung geschah, so war dies doch nicht mehr als eine pietätvolle Phrase, denn nichts ohne Polens Einschluß abzuschließen und das Bündnis von 1514 zu erneuern, war ein Ding der Unmöglichkeit.

Wahrscheinlich sind den Gesandten diese neuen Weisungen erst im Sommer 1526 zugekommen; die Erfahrung und Einsicht Herbersteins hatte sie davor behütet, ihrer ersten Vollmacht gemäß, die übrigens, wie wir sahen, mit ihrer Instruktion, an die sie sich ja unbedingt zu halten hatten, in unleugbarem Widerspruch gestanden zu haben scheint, wenigstens soweit wir die letztere aus der Denkschrift Herbersteins über sie rekonstruieren können, vor Abschluß eines Friedens zwischen Rußland und Polen ein Bündnis zu erneuern, das Ferdinand zu recht ungelegener Zeit zum Kampfe gegen Polen genötigt hätte. Es bewahrte sie davor auch die Erkenntnis, daß von Rußland auch für den Plan einer Generalexpedition gegen die Türken nicht viel zu erwarten sei; nach ihrer Meinung konnte der Großfürst hier nur insofern nützen, als er die Tartaren von Polen-Litauen abhalte und dadurch dessen Kräfte zum Türkenkrieg frei werden.[3]) Also auch hier bewährte sich Herbersteins politischer Scharfblick, denn, wie wir schon erwähnten, sollte man anderthalb Jahrhunderte später diesen Gedanken als die einzig vorteilhafte Verwendung der russischen Macht gegenüber den Türken durchzuführen versuchen.

[1]) Ferdinand an Herberstein und Nogarola, Augsburg, 1526, Februar 21. ebenda, Kop.

[2]) Mandatum procuratorium, Augsburg, 1526, Februar 21. W. St. A. Reichsregistratur Ferdinands I. Nr. 1, Fol. 53.

[3]) Fiedler, l. c. Beilage V, S. 82.

Am 13. Mai schicken Herberstein und Nogarola aus ihrem Gefolge Günter von Herberstein und Hans Wuecherer mit einem Paßbriefe des Großfürsten an den Polenkönig, um diesen zu bewegen, Gesandte zu Friedensverhandlungen nach Moskau zu senden; sie treffen ihn in Danzig,[1]) wohin er geeilt war, um ein Strafgericht über die protestantisch gewordene Stadt abzuhalten und sie in den Schoß der katholischen Kirche gewaltsam zurückzuführen, er, der im Jahre zuvor die Säkularisation des deutschen Ordensstaates in ein weltliches protestantisches Fürstentum genehmigt hatte. Trotz der früheren schroffen Ablehnung entschließt sich Sigismund nun doch zu diesem Schritte; es lag ihm scheinbar doch sehr viel an einem Frieden, und es ist lediglich nur Deckung seines Rückzuges, wenn er Herberstein und Nogarola gegenüber betont, daß er diesen Schritt nur deshalb tue, um dem Kaiser und Erzherzog Ferdinand einen Gefallen zu erweisen.[2]) Bevor aber seine Gesandten auf russischen Boden gelangten, erschien ein päpstlicher Nuntius, Gian Francesco Citus, Bischof von Skara, aus dem Orden des heiligen Franziskus, auf dem Plane.

In Rom hatte man wiederum große Hoffnungen auf eine Union mit der russischen Kirche, die in angeblichen Unionsneigungen Vasilijs, von denen man Kunde erhalten hatte, wurzelten. Der Phantast Dietrich von Schönberg war hierin abgelöst worden durch den unternehmungslustigen Genuesen Paolo Centurione. Nach Rußland gekommen, um durch päpstliche Empfehlung vom Großfürsten die Erlaubnis zu erhalten, den Landweg nach Indien auszuforschen, um die lästige Vormundschaft der Portugiesen in dem so einträglichen Handel mit Indien abzuschütteln, und von diesem, der auch hierin getreu dem Beispiele seines Vaters folgte und sein Land ängstlich den Blicken neugieriger Ausländer verschloß, abschlägig beschieden, hatte sich Centurione, der als kluger, praktischer Kaufmann doch auf die Kosten seiner Geschäftsreise kommen wollte, den Beruf eines Diplo-

[1]) Ibid. l. c. Beilage V D., S. 87. Herberstein, Selbstbiographie l. c. S. 274. Acta Tomiciana 8, Nr. 243.

[2]) Sigismund an die beiden Gesandten. Danzig, 1526, Juni 21. Herbersteinsches Archiv in Graz, Kodex II, Lade 22.

maten auf eigene Faust zurecht gelegt. Statt des einträglichen Gewürzhandels verfiel er auf den Gedanken, mit Hilfe des päpstlichen Empfehlungsschreibens, die Rolle eines päpstlichen Diplomaten zu spielen. Vielleicht war Nikolaus von Lübeck, von dem wir schon oben sahen, daß er das Zentrum einer unionsfreundlichen Strömung in Moskau war, wahrscheinlich aber vor allem sein Königsberger Aufenthalt, wo er Nikolaus von Schönberg getroffen hatte, mit dem er auch die Reise nach Rußland gemeinsam unternehmen sollte, bestimmend für diesen Rollentausch; da ihm das eine nicht geglückt war, unternahm er es, Nikolaus von Schönberg zu ersetzen. Und wirklich hat er in drei Päpsten, Leo X., Hadrian VI. und Klemens VII. durch seine Berichte kühne Hoffnungen auf eine freiwillige Unterwerfung Vasilijs unter den Stuhl Petri erweckt, einen gelehrten Vlamen und Schüler Hadrians VI., Albert Pighius, zur publizistischen Unterstützung seiner Bestrebungen bei Klemens VII. gewonnen, aber der Erfolg entsprach weder seinen Anstrengungen noch den kühnen Hoffnungen, die er erweckt hatte. Das einzige, was er erreichte, war die Abordnung eines russischen Gesandten an den päpstlichen Stuhl. Der Djak Dmitrij Gerasimov, der Gehilfe Maxim des Griechen bei seiner Psalterübersetzung, was an und für sich schon ein ehrendes Zeugnis für ihn ist, dabei noch — für seine Zeit unter den genuinen Russen ein Unikum — des Lateinischen und Deutschen mächtig, auch vielfach schon mit diplomatischen Missionen betraut, war von Vasilij dazu ausersehen worden als sein Gesandter zum Papste zu gehen und erschien Mitte September 1525 in Rom. Dort wurde er mit großen Hoffnungen und ungewöhnlichem Pompe empfangen und begeisterte den schreibseligen Paolo Giovio zu einem Werke über seine Mission, in dem dieser nach seinen Erzählungen gar kein unrichtiges, wenn auch nur ganz allgemeines Bild von Land und Leuten des moskowitischen Rußlands vom Anfange des XVI. Jahrhunderts entwirft. Allein die Andeutungen, die Klemens VII. in seinem Schreiben an den Großfürsten, das er Paolo Centurione anläßlich dessen zweiter Reise nach Rußland mitgegeben, über eine Einigung der beiden Kirchen um den Preis einer Königskrone, nach der übrigens Vasilij ebensowenig wie sein Vater

das geringste Verlangen trug, gemacht hatte, fanden durch Dmitrij Gerasimov keine Beantwortung. War es ein Zufall, daß man am Moskauer Kreml gerade den Gehilfen Maxim des Griechen, also des Mannes, der den katholisierenden Tendenzen des Kreises, dessen Mittelpunkt der Arzt Nikolaus von Lübeck war, publizistisch entgegentrat, als Gesandten, der, wie Giovio zeigt, auch über die Kluft, welche die beiden Kirchen trennte, genau unterrichtet war, an den Vatikan schickte? Der Sinn für Realpolitik, der den Nachkommen Ivan Kalitas in so hohem Maße eigen war, ließ sie den Vorteil freundschaftlicher Beziehungen auch zum Bischofe von Rom, der doch nach ihrem Glauben als arger Häretiker galt, erkennen, und ohne die geringsten religiösen Skrupel suchen sie diese zu pflegen. Für Vasilij war Italien ebenso wie für seinen Vater das Land, das ihm Künstler und Handwerker lieferte, ja für ihn waren auch noch weitergehende praktische Gesichtspunkte maßgebend, er suchte auch Handelsbeziehungen mit Italien anzuknüpfen. Die religiöse Frage freilich will er beiseite wissen. Dmitrij Gerasimov schon hätte der Kurie zum Bewußtsein bringen sollen, daß man das Trennende genau kenne und nicht gewillt sei, es zu opfern, denn Vasilij gab durch ihn nur die platonische Versicherung seiner steten Kampfbereitschaft gegen die Ungläubigen zur Verteidigung der ganzen Christenheit und lud den Papst ein, seinen Gesandten zu ihm zu schicken, damit er dann mit diesem über gemeinsame Maßregeln zum Schutze der Christenheit berate. Dessenungeachtet hatte Klemens VII. noch immer Hoffnungen auf eine Kirchenunion, denn Gerasimov war ein geschickter Diplomat; man hatte auch in den offiziellen Kreisen Moskaus, wenn es die Erreichung eines bestimmten Zieles galt und das Verlangen nicht zu stürmisch wurde, eine Zeitlang nichts dagegen, wenn solche Hoffnungen genährt wurden und nützte sie zu seinen Sonderzwecken aus, wie uns dies schon das Beispiel Dietrichs von Schönberg zeigte. Als daher Klemens VII. Dmitrij Gerasimov in Begleitung seines Nuntius entließ, mag er vielleicht noch große Erwartungen an die Mission des Bischofs von Skara geknüpft haben. Dieser selbst ließ noch in Venedig durchblicken, mit welch wichtiger Mission er bedacht sei. Allein

entgegen dem Rate Pighius', der zuerst an der Kurie offen auszusprechen gewagt hatte, daß der König von Polen alles tun werde, um zu enge Beziehungen zwischen Rom und Moskau, die möglicherweise zu einer Union führen und damit Polen-Litauen der materiellen und moralischen Unterstützung der Kurie in seinem Kampfe gegen Rußland, der bisher immer mit Erfolg als heiliger Krieg gegen die Schismatiker hingestellt wurde, berauben könnten, zu verhindern, hatte der Papst seinen Nuntius in allem ganz an Sigismund gewiesen. Dieser aber hätte jenen, gleichwie seinerzeit den Bischof Zacharias Ferreri, vielleicht überhaupt nicht durchgelassen, wenn es ihm nicht darauf angekommen wäre, bei den Verhandlungen in Moskau einen Vertrauensmann zu haben, der die ungebetenen habsburgischen Vermittler überwachen konnte. Deshalb empfing er auch den Bischof von Skara so freundlich und versprach ihm seine Intervention bei Gustav von Schweden, der ihn nicht in den Besitz des Bistums kommen ließ, das ihm schon vor Jahren war verliehen worden; er stellte dann allerdings die Sache dem Schwedenkönige so dar, als ob der Papst nur deshalb seinen Nuntius zum Großfürsten sende, um einen Frieden zwischen Rußland und Schweden zu vermitteln. Die Instruktion aber, die Sigismund dem Bischofe von Skara gibt, deckt sich vollkommen mit der, welche Herberstein und Nogarola erhalten haben, also kein Frieden ohne Herausgabe Smolensks. Nur in einem ist Sigismund dem päpstlichen Nuntius gegenüber aufrichtiger, er wünscht einen Waffenstillstand, ja sogar auf zehn oder mehr Jahre, und betont, daß er einen solchen einem Frieden unter Verlust Smolensks vorziehe. Mit einer solchen Aufgabe also bedacht, die seine kühnen, noch in Venedig gehegten Träume sehr herabgestimmt haben mag, trat der päpstliche Nuntius von Marienburg aus, wohin er dem Könige nachreisen mußte, seine Weiterreise nach Moskau an. Und da hätte er noch bald kurz am Ziele umkehren müssen; die litauischen Großen wollten ihn nämlich nicht durchlassen und verlangten von Sigismund, wie seinerzeit Ferreris, so jetzt seine Rückkehr. Für sie war er verdächtig, dem Großfürsten eine Krone anzubieten, die das moralische Prestige ihres erbittertsten Feindes, dessen Expansionspläne sie am

meisten verspürten, zu ihrem Schaden stärken mußte. Ja sie waren boshaft genug, die Inkonsequenz der polnischen Politik zu beleuchten, die unter Anwendung von Gewalt es seinerzeit verhindert hatte, daß die von Kaiser Sigismund gesandte Krone das Haupt des königlichen Vetters, des Großfürsten Witold von Litauen, zierte; damals habe es sich um einen Verwandten und Verbündeten gehandelt, jetzt aber handle es sich um einen gefährlichen Feind. Und da auch dieses Hindernis erst beseitigt werden mußte, ist es erklärlich, warum der päpstliche Nuntius erst am 20. Juli 1526 zu Moskau eintraf.[1])

Drei Tage später kehren Günter von Herberstein und Wuecherer zurück,[2]) Ende September aber verläßt der Großfürst, dem das Warten auf die Gesandten Sigismunds wohl zu lange währt, Moskau und zieht nach Možaisk. Als ihm dort die Ankunft derselben gemeldet wird, beordert er Herberstein, Nogarola und den Bischof von Skara zu sich. Mitte Oktober treffen diese und die Gesandten Sigismunds nacheinander in Možaisk ein. Sigismund hatte wieder zwei Litauer, — betraf es doch Litauen zunächst — den Palatin von Polock Peter Stanislavovič Kiška und den Marschall Bogusz Bogovitinovič gesandt, die ja auch den jetzt noch währenden Waffenstillstand im September 1522 abgeschlossen hatten.

Dort kam es nun anläßlich einer gemeinsamen Audienz aller Gesandten zu einem Vorfall, der ein grelles Licht auf das Verhältnis des päpstlichen Nuntius zu Herberstein und Nogarola wirft; diese beiden weigern sich nämlich, mit ersterem gemeinsam in Audienz zu erscheinen, weil er dem Range nach als Nuntius und nicht legatus a latere niedriger stehe als sie, was nach dem Charakter Herbersteins und Nogarolas

[1]) Pierling, La Russie et le Saint-Siège 1, S. 276 ff. Theiner, Vetera Monumenta Poloniæ et Lithuaniæ 2, Nr. 460, 461, 474, 475. Akten zur Geschichte Westrußlands 2, Nr. 144, S. 171 ff., S. 175 (russ.). Schiemann, Rußland, Polen und Livland 1, S. 543 f. Pauli Jovii Novocomensis de legatione Basilii magni principis Moscoviæ ad Clementem VII. etc. ed. Starczewski. Hist. Ruth. Scriptores exteri sæc. XVI. 1, II. Epistola Alberti Campensis (Pighius) ad Clementem VII. Ramusio 2, Venezia 1583, fol. 126 ff. Acta Tomiciana 8, Nr. 28.

[2]) Herberstein, Selbstbiographie l. c. S. 274.

weniger auf das Konto zeremonieller Empfindlichkeit, als einer gewissen Gereiztheit gegen den päpstlichen Nuntius zu setzen sein wird. Schließlich allerdings geben sie nach und lassen bei allen Audienzen und Gastmahlen dem Bischofe von Skara den Vortritt.

Die Verhandlungen mit den Gesandten Sigismunds bewegen sich vollkommen in denselben Grenzen, die wir schon öfter zu kennzeichnen Gelegenheit hatten. Vor allem glauben beide Teile feststellen zu müssen, daß sie lediglich auf Bitten der Vermittler sich zu Verhandlungen herbeigelassen haben. Dann kommen aus taktischen Gründen die typischen, unverschämten Forderungen beider Teile, wobei ein Teil den anderen in dem territorialen Ausmaße des Geforderten zu überbieten suchte. Die Intervention Herbersteins, Nogarolas und des Bischofs von Skara ist natürlich fruchtlos, denn alle diese Forderungen sind nur dazu da, ein Tauschobjekt für die Abtretung, beziehungsweise Herausgabe Smolensks zu sein, dessen beatus possidens Vasilij war. Während der Nuntius den Vermittlungsantrag stellt, auf Grund des status quo einen zwanzigjährigen Waffenstillstand zu schließen, schlagen Herberstein und Nogarola nicht sehr glücklich den gemeinsamen Besitz Smolensks mit gemeinsamer Verwaltung vor, womit sie den lebhaften Unwillen des Großfürsten erregen. Aber auch die Verhandlungen über einen Waffenstillstand drohen an der alten Forderung Vasilijs, der Freigabe der Gefangenen, zu scheitern; es ist ja begreiflich, wenn der Großfürst bemüht war, die Opfer der Schlacht von Orša, von denen nach der zwölfjährigen Gefangenschaft ohnehin kaum die Hälfte noch am Leben war,[1] zu befreien. Auch hier wieder suchten die Vermittler einzugreifen, indem sie statt des zwanzig- einen fünfjährigen Waffenstillstand ohne Freigabe der Gefangenen in Vorschlag brachten, was der Großfürst gleichfalls anfangs rundweg ablehnte. Endlich willigt der Großfürst doch in diesen Vorschlag unter der Bedingung, daß die Gefangenen aus den Gefängnissen und ihren Ketten befreit werden und nur unter Bewachung stehen. Wenn dies nicht geschehe, wolle

[1]) Akten zur Geschichte Westrußlands 2, Nr. 137 I., S. 163 ff. (russ.).

er nur gehalten sein, einen zweijährigen Waffenstillstand zu beobachten, das ist zusammen mit dem noch ein Jahr währenden alten Waffenstillstand drei Jahre, wenn aber die Gefangenen freigegeben werden, ist er bereit, einen fünfzehnjährigen einzugehen. Auf dieser Basis also kommen die Verhandlungen zu einem Resultate; die Nennung aber des Bischofs von Skara, Herbersteins und Nogarolas im Waffenstillstandsinstrumente als Vermittler, was zuerst die Gesandten Sigismunds, dann jene selbst verlangen, wird von russischer Seite rundweg abgelehnt. Ein Fingerzeig, mit welcher Verwunderung man erst am Kreml von einer Garantie der habsburgischen Besitzungen vernommen hätte. Nach Garantien für einen Waffenstillstands- oder Friedensvertrag mit Polen-Litauen verlangte man in Moskau nicht. Man wußte ganz genau, daß es diesem nie einfallen werde, gegen Rußland aggressiv vorzugehen, fand es doch kaum die Mittel, sich gegen russische Angriffe mit Erfolg zu verteidigen![1])

Am 5. November, in feierlicher Audienz aller Gesandten, wird das Waffenstillstandsinstrument vom Großfürsten und den Gesandten Sigismunds beschworen. Wieder hatte sich Vasilij neben der Handelsfreiheit für seine Kaufleute auch den freien Durchzug seiner und der fremden Gesandten durch Polen-Litauen gesichert, was für Rußland eine unschätzbare Errungenschaft bedeutete, da ihm doch auch der Weg über Livland und Schweden nach dem Westen verschlossen war.[2]) Was bedeutete eine solche Konzession für Sigismund, dessen Gesandte doch russisches Gebiet überhaupt nicht zu durchqueren hatten, außer etwa bei Missionen nach Kasan; das aber zu verhindern, hätte Vasilij noch immer Gelegenheit gefunden.

War es wirklich ein Verdienst der Gesandten des Papstes, des Kaisers und seines Bruders, daß es zu einem Waffenstillstande zwischen Rußland und Polen kam und war es wirklich von großer Bedeutung für die Folgezeit, daß dies auch unter den Auspizien des Papstes geschah?[3])

---

[1]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit Polen-Litauen. Sbornik 35, S. 710—731 passim (russ.).

[2]) Ibid. S. 746.

[3]) Pierling, La Russie et le Saint-Siège 1, S. 311.

Ich glaube, wir dürfen beides verneinen. An einer Waffenruhe hatte nicht nur Polen ein Interesse, nicht so sehr, weil es etwa von äußeren Feinden bedroht war, — bis auf die Züchtigung der Danziger herrschte ja an der Peripherie des Reiches überall Ruhe — sondern weil sich ein drohendes Gewitter über Ungarn zusammenzog, das möglicherweise auch über Polen sich entladen konnte, dann aber auch der Großfürst, für den die Situation im Kasanschen Reiche noch immer eine Quelle der Verwirrung werden konnte wie im Sommer 1521. Man kann ruhig sagen, auch ohne die Vermittlung hätten sich die beiden Gegner auf eine Verlängerung des zur Neige gehenden Waffenstillstandes geeinigt. Allein ohne Aussicht auf einen Bundesgenossen hat man in Moskau damals nie einen Krieg mit Polen-Litauen vom Zaune gebrochen, am wenigsten aber jetzt, da man in seinem Rücken einen Feind wußte, der jede Diversion der russischen Kräfte mit Freuden begrüßt und ausgenützt hätte. Es mußte aber den Stolz des Großfürsten ungemein steigern, wenn Papst und Kaiser sich so angelegen sein ließen, zwischen ihm und Sigismund einen Frieden zu vermitteln. Als kluger Rechner ließ er sich auch die Intervention des Papstes gern gefallen; hoffte er doch gewiß im stillen, daß jener als geistiges Oberhaupt Sigismunds diesen nachgiebiger machen werde! Daß er, dem deutlich gezeigt wurde, für wie notwendig man es erachte, daß Polen-Litauen nicht von ihm angegriffen werde, in seinen Forderungen nicht bescheidener wurde, ist klar. Ohne die Vermittlung wäre das Endresultat für Sigismund ebenso günstig, wenn nicht günstiger ausgefallen.

Köstlich aber ist es, wie schlau Vasilij dem päpstlichen Nuntius es als Zeichen seiner Freundschaft für den Papst, ja sogar als großen Dienst, den er ihm erwiesen, hinstellt, daß er mit Polen und Schweden einen Waffenstillstand geschlossen habe.[1] Wie die Sache mit Polen lag, sahen wir schon, offenkundiger aber steht es mit Schweden: denn mehr als ein Jahr vor der Ankunft des päpstlichen Nuntius, am 3. April 1524, war der alte, 1510 auf 60 Jahre abge-

[1]) Ibid. 1, S. 307.

schlossene Waffenstillstand erneuert worden.[1]) Für diesen angeblichen Freundschaftsdienst fordert nun Vasilij vom Papste auch gleich den Lohn; er solle seinen Gesandten Eremej Trusov und Šarap Lodygin, die den Bischof von Skara nach Rom zu begleiten ausersehen waren, behilflich sein in der Anwerbung von Künstlern und Handwerkern für den Großfürsten, wie in der Anknüpfung von Handelsbeziehungen zu Italien.[2]) Das ist alles, was Vasilij von Rom wünschte; der geistlichen Güter, die man ihm von dort aus so aufdringlich anbot, glaubte er füglich entbehren zu können, oder besser gesagt, er war fest überzeugt, daß der Papst ein Häretiker sei und er als Christ hoch über ihm stehe. So nüchtern also faßte der Großfürst seine Beziehungen zur Kurie auf, indem er dieselbe soviel als möglich seinen Zwecken dienstbar zu machen suchte; die Gegenleistung aber, die man in Rom erwartete, blieb er schuldig und dachte nicht im entferntesten daran, ebensowie sein Vorgänger und Nachfolger, sie jemals zu erfüllen.

Anders stand es mit den Habsburgern; diese durch ein Bündnis an sich zu fesseln, mußte er aus inneren und äußeren Gründen, wie wir schon des öfteren auseinandergesetzt haben, wünschen. Wir wissen von weiteren Verhandlungen darüber mit Herberstein und Nogarola nichts. Man wird es von russischer Seite an Versuchen nicht haben fehlen lassen, die Gesandten zum Abschluß eines Allianzvertrages zu bewegen. Allein diese waren politisch zu erfahren, um trotz ihrer weitgehenden Vollmacht sich zu einem Schritte à la Schnitzenpaumer verleiten zu lassen. Sie erkannten mit richtigem Blicke, daß eine russische Hilfe gegen die Türken aus geographischen Gründen recht problematischer Natur sei. Daß man aber Rußland als Gegengewicht gegen Polen einst brauchen könnte, daran dachten sie nicht, weil ihnen, völlig durchdrungen von den Traditionen der osteuropäischen Politik Maximilians nach dem Wiener Kongresse, die durchaus polenfreundlich war, die Freundschaft Sigismunds für die Habsburger als Axiom

---

[1]) Vollständige Sammlung der Staatsurkunden und Verträge 5, Nr. 99 (russ.), Rydberg, Sverges traktater 4, Nr. 16, S. 74 ff.

[2]) Pierling 1, S. 307.

galt. Weil aber Sigismunds Haltung Karl und Ferdinand gegenüber nicht so loyal war, wie dies schon das polnisch-französische Bündnis uns bewiesen hat und die Haltung Sigismunds nach der Katastrophe von Mohacs von neuem erweisen wird, war es ein Fehler, sich der Freundschaft Vasilijs in irgendeiner Vertragsform — man mußte ja nicht auf den Schnitzenpaumerschen Vertrag eingehen — nicht zu versichern. Was vor dem Abschlusse des Waffenstillstandes unklug gewesen wäre, weil dieser nach einem Bündnisse mit den Habsburgern von Vasilij zurückgewiesen worden wäre, ein Bündnis Karl und Ferdinand daher zu ungelegener Zeit auch in einen Kampf mit Sigismund verwickelt hätte, wäre es nach dem Abschlusse desselben ein Gebot der Klugheit gewesen, sich für alle Fälle so wirksamer Waffen nicht freiwillig zu begeben. In Polen nützte diese loyale Freundschaft ja doch nichts, denn man war dort fest überzeugt, — man beurteilte eben die habsburgische Politik nach der eigenen — daß die Habsburger die engen, wenn auch geheimen Verbündeten des russischen Großfürsten seien.

Und doch, wie hatte sich die politische Lage seit der Abreise Herbersteins und Nogarolas zu Ungunsten der Habsburger geändert! Einige Tage vor ihrer Abreise aus Moskau, die am 11. November erfolgte, ließ ihnen der Großfürst mitteilen, er habe Nachrichten darüber erhalten, daß die Türken in Ungarn eingebrochen und sogar bis Ofen vorgedrungen seien; auf litauischem Boden sollten sie die Bestätigung dieser Kunde und Ludwigs Tod erfahren.[1]) Doch daran nicht genug! Unter dem Eindrucke der Schlacht von Pavia gleichzeitig mit dem Abschlusse des Madrider Vertrages hatten die Gesandten ihre Reise nach Rußland angetreten, in einem Augenblicke, als es den Anschein hatte, daß ganz Europa dem habsburgischen Hause zu Füßen liege. Während sie aber mit den russischen Bojaren am Moskauer Kreml verhandelten und der Großfürst vergebens alle Anstrengungen machte, sie zum Abschlusse eines Schutz- und Trutzbündnisses zu bewegen,

[1]) Herberstein, Selbstbiographie l. c. S. 275.

war im Westen am 22. Mai 1526 die heilige Liga von Cognac zwischen Franz I., Papst Klemens VII., Sforza und Venedig abgeschlossen worden.[1] „Es war ein Bund des ganzen westlichen Europa gegen die Übermacht, die Absichten und das Glück des Hauses Burgund.“[2] Und als ob sich der Himmel verschworen hätte, wenige Monate darauf — am 29. August — fiel der letzte Jagiellone der ungarischen Linie, der treue Freund seiner Schwäger, in einer mörderischen Schlacht gegen die Türken, ohne eine Nachkommenschaft zu hinterlassen. Wie war Maximilian zeitlebens bemüht gewesen, für den Eintritt dieses Ereignisses die böhmische und ungarische Krone seinem Hause als Erbschaft zu sichern! Und nun trat es in Begleitung von für die Habsburger so bedenklichen Ereignissen, wie die Liga von Cognac und dem siegreichen Vordringen der Türken bis in das Herz des ungarischen Reiches, ein! Von Westen und Osten also drohten den beiden Brüdern ernste Gefahren.

Ende Jänner 1527 erst kamen Herberstein und Nogarola nach Krakau, wo Sigismund damals Hof hielt; wahrscheinlich waren in ihrer Begleitung die russischen Gesandten Ljapun Osinin und Andrej Volosatij, die Vasilij an Karl und Ferdinand schickte.[3]) Vielleicht war dies mit die Ursache, daß die öffentliche Meinung in Polen gegen sie und ihre Auftraggeber noch feindseliger wurde. Der immer latente Haß gegen die Deutschen, der sich merkwürdigerweise auch gegen den Kaiser und seinen Bruder, die doch nicht viel von deutschem Wesen an sich hatten, richtete, und vor allem die Sympathien für die ungarische Nationalpartei und den von dieser erwählten König Johann Zápolya verblendete in Polen so, daß man alles Ernstes davon sprach, Herberstein und Nogarola seien vom Kaiser und seinem Bruder nur deshalb zum Großfürsten abgesandt worden, damit dieser Polen in Schach halte, daß Sigismund seinem Neffen Ludwig nicht zu Hilfe

[1]) Egelhaaf, Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert 1, S. 641.

[2]) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, Sämtliche Werke 2, S. 242.

[3]) Denkmäler 1, S. 1487.

kommen könne, Ludwig daher im Kampfe mit den Türken desto eher umkomme und Ferdinand zu der schon längst heißersehnten Erwerbung Ungarns und Böhmens den Weg frei mache; ja der Großfürst hatte auch angeblich die Aufgabe, wenn Ungarn und Böhmen Sigismund die Krone antragen und es deshalb zwischen ihm und Ferdinand zum Kampfe komme, Polen-Litauen sofort anzugreifen.[1]) Selten ist wohl ein Freundschaftsdienst, wie ihn hier die Habsburger Sigismund vollständig uneigennützig erwiesen haben, mit schwärzerem Undanke gelohnt, selten eine ungerechtere und wahnwitzigere Anklage erhoben worden! Die Gesandten, denen diese Gerüchte zu Ohren kommen, beschweren sich darüber beim Könige. Sigismund antwortet ihnen, man könne solche Gerüchte nicht unterdrücken, Männer aber von Vernunft werden sie ohnehin als jeder Begründung entbehrend zurückweisen, deshalb sollen auch sie ihnen keine Bedeutung beimessen. Allein sein Dank an ihre Herrscher für ihre Dienste bei den Verhandlungen in Moskau ist ein kühler; an die Versicherung aber, daß er an der Fürsorge der habsburgischen Brüder für das Wohl der Christenheit nicht zweifle und selbst am meisten die unter den Christen wütenden Kriege bedauere, knüpft er eine Erklärung, die ein deutlicher Seitenhieb für Ferdinand war, indem er sagte, daß diese brudermörderischen Kriege daher kommen, „weil die christlichen Fürsten, nicht zufrieden mit ihren Ländern, in fremdes Gebiet eindringen und aus persönlichen Leidenschaften und Ehrgeiz freiwillig die gesamte Christenheit dem gemeinsamen Feinde ausliefern.“[2]) So sehr ärgerten ihn die Erfolge Ferdinands in Ungarn und Böhmen, daß der sonst so sanfte Sigismund aus seiner Rolle fiel.

Und hatte Sigismund wirklich Ursache zu einem solchen Vorwurfe? Hatte nicht auch er keinen Finger gerührt — das polnische Kontingent in der Zahl von 1500 Mann ist doch nicht der Rede wert — seinem Neffen zu Hilfe zu eilen, ja ein Jahr vor der Katastrophe von Mohács den Abschluß

[1]) Acta Tomiciana 8, Nr. 29, Turgenjev, Historica Russiæ Monumenta 1, Nr. 128, S. 133, Bucholtz, Geschichte Ferdinand I. 2, S. 499 Anm.

[2]) Acta Tomiciana 9, Nr. 38.

eines Waffenstillstandes mit den Türken damit motiviert, daß die Gefahr eines Angriffes von russischer Seite und die Nachricht von Bündnisverhandlungen Vasilijs mit dem Sultan ihn dazu genötigt habe,[1]) trotzdem sein Waffenstillstand mit Rußland noch zwei Jahre währte und die letztere jeder Grundlage entbehrte. Treffend, wie mir scheint, ist die allgemeine Stimmung damals in den christlichen Staaten verglichen worden mit der der Hellenen zur Zeit Philipp II. von Mazedonien: „Man sah das Hagelwetter am Himmel heraufziehen und jeder wünschte nur, daß es wenigstens seine Fluren verschone.“ [2]) Die Türkenhilfe, über die der Reichstag von Speier beraten hatte, wurde zu einer Zeit beschlossen, die mit der Katastrophe von Mohács zeitlich zusammenfiel.[3]) So konnte Ferdinand nicht zurecht kommen; freilich lag Ferdinand auch die Verteidigung der italienischen Politik des Hauses selbst in den Tagen, als er von der Einnahme Peterwardeins und dem unaufhaltsamen Vordringen Suleimans hörte, das ja auch für die österreichischen Erbländer verhängnisvoll werden konnte, mehr am Herzen als der Kampf gegen die Türken. Ja selbst dann, als er die Kunde von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht von Mohács erfahren hatte, war er vor allem bemüht, Frundsberg mit einer stattlichen Macht nicht an die ungarische Grenze, sondern nach der Lombardei zu senden.[4])

Aber nicht in dieser Untätigkeit Ferdinands gegenüber dem bedrängten Ungarn lag der Grund der polnischen Verstimmung; den müssen wir anderswo suchen.

Mit dem Aussterben der ungarischen Linie der Jagiellonen mußte der Familiensinn Sigismunds und der Stolz der polnischen Nation sich gegen den Gedanken aufbäumen, daß Ungarn und Böhmen, diese beiden mächtigen Reiche, dem Hause der Jagiellonen entfremdet werden sollen. Wir sahen schon, wie Sigismund durch das französische Bündnis sich gleichsam der am Wiener Kongresse eingegangenen Verpflichtungen entledigen wollte. Allein die Macht der beiden

[1]) Theiner, Vetera Monumenta Poloniæ et Lith. 2, Nr. 457.

[2]) Egelhaaf, Deutsche Geschichte 1, S. 649.

[3]) Ibid. 1, S. 656.

[4]) Baumgarten, Geschichte Karls V. 2, S. 573.

Habsburger war zu groß, als daß Sigismund in den beiden verwaisten Reichen eine offene Kandidatur gewagt hätte. So waren schon die Versuche, in Böhmen als Thronkandidat aufzutreten, recht schüchtern, der Hinweis auf die goldene Bulle, wonach Sigismund als nächstem Agnaten Böhmen zufallen sollte, war ein zu schwacher Ersatz für das klingende Gold, nach dem man dort verlangte und dessen der Polenkönig selbst entbehrte.[1]) Franz I. von Frankreich aber machte zuerst Stimmung für sich und dann für die bayerischen Herzoge, an Sigismund dachte er wohl kaum.[2]) Als aber nun Ferdinand nach hartem Ringen, das für die Machtstellung des Hauses Habsburg im Reiche und vor allem für die weitere Gestaltung Österreichs von entscheidender Bedeutung war, als Sieger hervorging, sollte Sigismund darüber Freude empfinden? Bedeutete dies nicht für ihn einen argen Mißerfolg, und dies um so mehr, als die Wahl Ferdinands bei der bedrohlichen Machtvergrößerung des habsburgischen Hauses für Polen die ungünstigste Lösung war?

Noch kläglicher waren die Versuche Sigismunds, sich die Krone des heiligen Stephan aufs Haupt zu setzen. In Ungarn konnte man von einer polnischen Partei überhaupt nicht sprechen. Zwar hatte der Polenkönig gleich auf die Kunde der ungarischen Niederlage einen schlesischen Edelmann, Nikolaus Nipschitz, nach Ungarn gesandt, damit dieser, wenn sich die Nachricht vom Tode Ludwigs bestätigen sollte, für ihn Stimmung mache. Allein Nipschitz scheint ins österreichische Lager übergegangen zu sein,[3]) und war wohl auch die Ursache, daß Zápolya von den geheimen Plänen seines Schwagers erfuhr. Zápolya aber wollte erklärlicherweise mit Sigismund im besten Einvernehmen bleiben, und so kam die Einladung zum Stuhlweißenburger Reichstag, den Zápolya für den 5. November 1526 dorthin berufen hatte, erst am 31. Oktober in Krakau an. Trotzdem ein rechtzeitiges Eintreffen der polnischen Gesandten am Reichstage ganz ausgeschlossen und Sigismund selbst jetzt gegen eine Thronbewerbung war, entschied sich die Mehrzahl der

[1]) Rezek, Geschichte der Regierung Ferdinand I. in Böhmen 1, S. 27 ff.

[2]) Ibid. 1, S. 47.

[3]) X. Liske, Polnische Diplomatie im Jahre 1526, S. 8 f.

Senatoren für diese.[1]) Die polnischen Gesandten aber hatten noch nicht ungarischen Boden erreicht, als sie schon die Kunde von Zápolyas Wahl und Krönung erhielten. Und nun ist es interessant zu beobachten und ein deutlicher Beweis für die Stimmung im königlichen Rate, — denn der eine der Gesandten, Andreas Krzycki, Bischof von Przemysl, ist ja der Neffe des Vizekanzlers Tomicki — daß beide sofort aus eigenem beschließen, mit Zapolya eine engere Verbindung mit Polen zu vereinbaren, die freilich nicht so ganz kostenlos für ihn gewesen wäre, denn der polnische Wunschzettel enthielt nicht weniger als die Forderung der Adoption von Sigismunds Sohn, Sigismund August, Abtretung der Zips und ein Bündnis gegen die Walachei.[2]) Es lag ja im Interesse Polens, wenn Ungarn schon für die Jagiellonen verloren war, es doch lieber in den Händen des dazu noch nahverwandten Zápolya — war er doch der Bruder von Sigismunds erster Gattin Barbara — als des übermächtigen Habsburgers zu sehen. Freilich erlitten die Graner Verhandlungen zwischen den polnischen Gesandten und Zápolya bald ein jähes Ende, denn Sigismund fürchtete die Macht des habsburgischen Hauses viel zu sehr, um mit offenem Visier für jenen einzutreten, und gab, erschreckt über die Verhandlungen, deren bloße Kunde ihn gegenüber Ferdinand kompromittieren konnte, seinen Gesandten den Befehl, sich lediglich auf Glückwünsche zu beschränken. Auch er war ja mit seinen Sympathien auf seiten Zápolyas, allein die Furcht vor den Habsburgern zwang ihm eine neutrale Haltung und die Rolle des Vermittlers auf.[3]) Ein Vorfall während der Anwesenheit der polnischen Gesandten zu Gran schien die Gefährlichkeit einer offenen Stellungnahme gegen die Habsburger zur Genüge zu erweisen. Sie erfuhren nämlich dort, daß die österreichisch gesinnten Magnaten zur Kenntnis der Instruktion Nipschitz' gelangt seien und diese so interpretierten, als ob Sigismund gern sich selbst oder wenigstens den Wojwoden (Zápolya) gewählt wissen wollte, was sie mit der Drohung beantworteten, Ferdinand werde Sigismund schon

[1]) Ibid. S. 14 ff.

[2]) Ibid. S. 24 ff.

[3]) Ibid. S. 38 ff.

durch den Großfürsten in Schach halten, denn Herberstein und Nogarola berichteten aus Moskau, — übrigens auch ein Umstand, der zu den abenteuerlichen Gerüchten über ihre Mission in Polen führte — daß der Großfürst ihnen vollkommen zu Willen sei und den Waffenstillstand mit Sigismund sofort brechen würde.[1]) Vasilij war jedenfalls bereit dazu, aber wir sahen schon, daß weder ihre Auftraggeber noch sie selbst solche Absicht hegten, im Gegenteile an der polenfreundlichen Politik Maximilians auch dem Großfürsten gegenüber festhielten.

Die Drohung entbehrte also einer realen Grundlage. Aber sie war jedenfalls ausschlaggebend für den kühlen, mißtrauischen Empfang Herbersteins und Nogarolas auf ihrer Rückkehr aus Rußland. Diese feindselige Stimmung in Polen, die sie beide wohl bemerkten, aber nicht erklären konnten, weil sie am wenigsten an eine Abschwenkung Sigismunds aus dem habsburgfreundlichen Fahrwasser seiner Politik glauben mochten, sie war auch dem Wiener Hofe entgangen. Der österreichische Gesandte Dietrich Kammerer, Bischof von Wiener-Neustadt, der am 31. Oktober 1526 in Krakau eingetroffen war, um Sigismund zu bitten, als Patron der Wiener Verträge Ferdinand bei der Erwerbung Ungarns und Böhmens zu unterstützen, läßt sich vom Kanzler Chr. Szydłoviecki, dem Vizekanzler Tomicki, Krzycki und Hieronymus Łaski vollkommen täuschen, sieht daher alles im rosigsten Lichte und wird dadurch die Ursache, daß auch der Wiener Hof fest an die polnische Freundschaft glaubt.[2]) Noch am Tage der Preßburger Wahl (17. Dezember 1526) schickte Ferdinand Johann Mrakiesch von Raskau als Gesandten zu Sigismund, der in Krakau eben eintraf, als Herberstein und Nogarola es verlassen hatten. Ausgehend von der Anschauung, die sich am Wiener Hofe unter dem Eindrucke der Berichte Kammerers gebildet hatte, sollte Mrakiesch Sigismund ein enges Offensiv- und Defensivbündnis antragen, ja für die Hilfe gegen Zápolya Beistand gegen alle Feinde Polen-Litauens, auch gegen den russischen Großfürsten und

[1]) Ibid. S. 30 ff.

[2]) Smolka, Ferdinand I. Bemühungen um die Krone von Ungarn, Archiv für österreichische Geschichte 57, S. 57 ff.

die Tartaren versprechen.[1]) Es ist natürlich klar, daß Sigismund bei seinen Sympathien für Zápolya ein solches Bündnis ruhig abgelehnt haben wird. Der Kanzler Szydłoviecki, der auf ausdrücklichen Wunsch Ferdinands — nach dem Berichte Kammerers glaubt man an seine besonders austrophile Gesinnung — zur Krönungsfeier nach Prag abgesandt wird,[2]) erhält aber lediglich den Auftrag, zwischen Ferdinand und Zápolya einen Ausgleich zu versuchen.

Anscheinend gelingt es ihm auch, zwischen den beiden Gegnern einen Waffenstillstand zu vermitteln, denn Ferdinand geht scheinbar auf den von Sigismund angebotenen Ausgleich ein, um die ihm gefährliche Einmischung der Reichsfürsten zu verhindern und selbst Zeit zu Rüstungen zu gewinnen.[3]) Als Ferdinand sich aber stark genug fühlt, die Operationen gegen Zápolya mit Erfolg aufnehmen zu können, da läßt er die ausgleichsfreundliche Maske fallen und ergreift die Offensive.

Für Sigismund sollte der Kampf der beiden Gegner, den er schon zu verhüten geglaubt hatte, eine Quelle zahlreicher Unannehmlichkeiten werden, seine immer wieder betonte Neutralität sollte ihm nicht nur von keiner Seite einen Dank eintragen, sondern ihn auch mit der Feindseligkeit beider bedrohen. Von größtem Einflusse auf die Entschlüsse Sigismunds aber — mit dem Herzen stand er ja doch auf seiten Zápolyas — war die Existenz freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Habsburgern und dem russischen Großfürsten, die zwar durch die loyale Haltung der Habsburger ihm gegenüber ungefährlicher Natur waren, in ihm aber doch immer wieder die Angst vor der Existenz eines österreichisch-russischen Bündnisses gegen Polen analog dem von 1514 erregten.

Um Ferdinand über ihre Mission Bericht zu erstatten und auf die Ankunft der russischen Gesandten vorzubereiten, waren Herberstein und Nogarola den letzteren vorausgeeilt und am 13. Februar 1527 in Prag eingetroffen, wo sie an den Krönungsfeierlichkeiten teilnahmen. Bald nach

[1]) Ibid. l. c. 57, S. 137 ff. Acta Tomiciana 8, Nr. 216, S. 281 ff.

[2]) Smolka l. c. 57, S. 138.

[3]) Ibid. l. c. 57, S. 149.

ihnen trafen auch die russischen Gesandten ein, denen Herberstein zum Empfange entgegengeschickt ward; die prächtige Stadt mit dem Hradschin erregt ihr Staunen und sie geben ihrer Bewunderung Ausdruck, daß Ferdinand ein solches Königreich ohne Blutvergießen erringen konnte.[1]) Was war Moskau mit seinen hölzernen Hütten, wo steinerne Gebäude lediglich auf dem damals noch ärmlichen Kreml sich befanden, gegen Prag, das die Fürsorge der Luxemburger und deutscher Bürgerfleiß und Kunstsinn so prächtig erstehen ließ! Welchen Aufwand aber an materiellen Opfern und welche Verluste an Menschen kostete es dem Großfürsten, um Litauen nur einige Landstriche mit ärmlichen Städten und noch ärmlicheren Dörfern zu entreißen! Unwillkürlich mußten den Gesandten solche Vergleiche in den Sinn kommen und die Macht des habsburgischen Hauses in einem noch glänzenderen Lichte erscheinen lassen. Szydłoviecki aber mag mit geteilten Gefühlen die Anwesenheit der russischen Gesandten aufgenommen haben. Mußte er doch fürchten, daß man auch Vereinbarungen treffen werde für den Fall, daß Sigismund den Habsburgern nicht zu Willen sei, wie dies ja auch jetzt der Fall war, da der König doch das Bündnis gegen Zápolya abgelehnt hatte!

Übrigens scheint auch der päpstliche Nuntius, der Bischof von Skara, der erst nach der Abreise Herbersteins und Nogarolas mit den für Rom bestimmten russischen Gesandten in Krakau eintraf, redlich das Seinige dazu beigetragen zu haben, das Mißtrauen des Königs und seiner Räte gegen die Mission der beiden Gesandten noch im nachhinein zu erregen, um seine Ergebenheit und Treue für den Polenkönig in möglichst strahlendes Licht zu rücken, denn Sigismund dankt ihm dafür, daß er sich so häufig Abmachungen, die zu Ungunsten Polen-Litauens gewesen wären, widersetzt und diese ihm jetzt mitgeteilt habe.[2]) Die Nachricht von dem Zuge der Kaiserlichen auf die Tiberstadt und den sacco di Roma, die ihn bewog, mit seinen

[1]) Herberstein, Selbstbiographie l. c. I/I. S. 279, Commentarii, ed. Starczewski 1, I, S. 100.

[2]) Acta Tomiciana 9, Nr. 39.

russischen Begleitern Krakau nicht zu verlassen,[1]) hat, vereint mit der unfreiwilligen Muße, aus dem päpstlichen Nuntius sicher keinen Freund der Habsburger gemacht und ihm Zeit und Gelegenheit genug gegeben, gegen diese in Polen Stimmung zu machen.

Über die Prager Verhandlungen mit den russischen Gesandten wissen wir leider nichts; doch waren sie wahrscheinlich mehr informativer Natur, weil Ferdinand auch hier seinem Bruder, an den sie doch in erster Linie gesandt waren, wohl nicht vorgreifen wollte. War doch auch Herberstein in Moskau unmutig dagegen aufgetreten, daß man dort ausschließlich nur des Kaisers gedachte und Ferdinand nur als untergeordnete Persönlichkeit behandelte. Ferdinand ließ die Gesandten durch Nogarola nach den Niederlanden geleiten, wo sie sich nach Spanien einschifften.

Am 29. Juni 1527 empfängt sie der Kaiser in Valladolid in feierlicher Audienz, dem sie, wie üblich, einige Ziemer Zobel zum Geschenke verehren. Wenn wir dem ihnen natürlich nichts weniger als freundschaftlich gesinnten polnischen Residenten, dem uns schon bekannten Flachsbinder-Dantiscus, Glauben schenken dürfen, erregte auch ihr Auftreten den Spott der stolzen Granden, namentlich aber deswegen, weil sie mit Fellen und Walroßzähnen in höchst eigener Person einen schwungvollen Handel trieben.[2]) Zur Würde eines Gesandten paßte dies allerdings wenig; aber es war eben bei der reinen Naturalwirtschaft im moskowitischen Rußland im XVI. und XVII. Jahrhundert Sitte, auch den Gesandten ihre Reisediäten in natura, namentlich in Zobelfellen zu geben, die diese dann, so gut es ging, in klingende Münze umzutauschen hatten, um ihre Reiseauslagen zu bestreiten, was häufig zu verschiedenen Unzukömmlichkeiten, ja am Beginne russisch-französischer Beziehungen in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts in Frankreich zu einem öffentlichen Skandal führte.

Da Gattinara in Italien weilte,[3]) führte der deutsche

---

[1]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit Polen-Litauen, Sbornik 35, S. 749 (russ.).

[2]) Acta Tomiciana 9, Nr. 252, S. 255 f.

[3]) Baumgarten 2, S. 635.

Reichsvizekanzler, der Propst von Waldkirchen, Balthasar Merkel[1]), mit den russischen Gesandten die Verhandlungen. Auch er scheint zu den Freunden des polnischen Residenten gehört zu haben, oder fand jedenfalls mehr Gefallen an dem geschmeidigen, selbstgefälligen Wesen des Danzigers, der ihm ja als gleichen Stammes ohnehin näher stand, als an den etwas asiatischen Umgangsformen der Russen. In seinem Unmute über die Plackereien, die ihm die russischen Gesandten, die jedenfalls ängstlich laut ihrer Instruktion auf die Erfüllung des den früheren Gesandten gegenüber beobachteten Zeremoniells gesehen haben, bereiteten, ließ er sich zu dem Ausspruche hinreißen, verflucht sei der Schreiber, der ihren Geleitsbrief für die Reise durch Polen ausgefertigt habe.[2]) Um den Umtrieben des polnischen Residenten Schach zu bieten, dazu hätten erfahrenere Diplomaten, als sie damals Rußland aufzuweisen hatte, gehört. Es ist eben ein anderes Ding, mit einem einzelnen Gesandten, den man von der Außenwelt hermetisch verschlossen hält, im eigenen Hause zu verhandeln, als durch genuine Russen bei ihrem damaligen Bildungsgrade und ihrer charakteristischen Schwerfälligkeit mit den westeuropäischen Diplomaten, die ihnen an Bildung und Gewandtheit, aber auch im Ränkespinnen tausendfach überlegen waren, so wichtige Verhandlungen führen zu lassen und dabei auch einen vollen Erfolg seiner Sache zu erlangen. Dazu war den russischen Gesandten der Mann, mit dem sie hauptsächlich zu verhandeln hatten, wenig gewogen, wie wir eben gesehen haben. Wie stand es nun mit dem Kaiser selbst?

Schon früher sahen wir, wie Karl V. in unbedingter Treue an der Politik seines Großvaters, die dieser nach dem Wiener Kongresse Polen gegenüber beobachtet hatte, festhielt. Und jetzt, da die Liga von Cognac Frankreich, Italien und England gegen ihn aufboten und er eben die Kunde erhalten hatte, daß seine Truppen Rom besetzt und die Ereignisse also einen Gang genommen hatten, der so ganz seinen Absichten nicht entsprach, sollte er auch

[1]) H. Kretschmayr, Das deutsche Reichsvizekanzleramt, Archiv für österreichische Geschichte 84, S. 395.

[2]) Acta Tomiciana 9, Nr. 252, S. 263 f.

noch Sigismund in das Lager seiner Gegner treiben? Hatte er nicht im März und noch Ende April seinen Bruder bestürmt, es mit Zápolya nicht zum Kriege kommen zu lassen, sondern um jeden Preis einen Ausgleich zu suchen, damit dieser nicht in die Arme des Türken getrieben und dadurch eine ungeheure Gefahr heraufbeschworen werde?[1])

So ist es verständlich, wenn der Kaiser das russische Anerbieten, den Vertrag von 1514 zu erneuern, damit beantwortete, daß er die Aufnahme Sigismunds in denselben verlangte. Daß aber die russischen Gesandten dies ablehnten, ist begreiflich; der Großfürst wollte ja jedenfalls eine Erneuerung der Schnitzenpaumerschen Fassung, die den gemeinsamen Kampf gegen Polen deklarierte. Damit war der Hauptzweck ihrer Mission gescheitert. Das Anerbieten aber des Großfürsten, dem Kaiser im Kampfe gegen die Türken 50.000 Reiter als Hilfstruppen zu schicken, erregte die allgemeine Verwunderung; so große Massen an Reiterei aufzubringen, blieb Westeuropa bis in die Zeit der Volksheere unserer Tage vorenthalten. Ernst wird es dem Großfürsten mit diesem Angebote wohl schwerlich gewesen sein, immerhin aber war es ein geschickter Schachzug gegen Polen, denn es trug ihm das Lob des Kaisers für seine gute christliche Gesinnung ein. Bezüglich ihres Hauptauftrages aber weist sie der Kaiser nun an seinen Bruder; er blieb also seinem Grundsatze treu, Ferdinand, den die Vorgänge im Osten in erster Linie angingen, die Führung der osteuropäischen Politik des Hauses anzuvertrauen. Vielleicht war es auch nur ein Verlegenheitsausweg, man wußte mit den russischen Gesandten nichts Rechtes anzufangen, wollte aber den einmal nach Moskau gesponnenen Faden nicht mutwillig abreißen. So werden sie am 15. August entlassen; den Rückweg aber über Frankreich, den sie jedenfalls der ungewohnten Seereise vorgezogen hätten, gestattet man ihnen aus begreiflichen Gründen nicht, man wollte doch nicht Franz I. selbst die Gelegenheit bieten, auch Rußland seiner antihabsburgischen Politik dienstbar zu machen. Der Umstand aber, daß man ihnen keinen Begleiter gab, wie

[1]) Gevay, Urkunden und Aktenstücke 1, Nr. 31, S. 49, Nr. 47, S. 68.

dies bei ihren Vorgängern geschehen war und sie auch die Kosten der Heimreise selbst bestreiten ließ, ist jedenfalls ein Anzeichen dafür, daß bei Karl und seinen Räten das Interesse an engen Beziehungen mit Rußland erkaltet war.[1]) Man hatte sich, da man ja nur zwischen Polen und Rußland wählen konnte, für das erstere entschieden. Aber reichlich beschenkt wurden die Gesandten; der erste Gesandte erhielt 1000, sein Kollege 700 und der Dolmetsch 300 Dukaten. So traten sie wieder die Heimreise zur See nach den Niederlanden an.[2])

Ferdinand, der seinerzeit bei ihrer Ankunft aus Rußland sich eben mit der Krone Böhmens geschmückt hatte, dessen Erwerbung ihre Bewunderung erregte, treffen sie jetzt nach der Rückkehr aus Spanien wieder nach einem großen Erfolge. Zápolya war geschlagen und vertrieben, ganz Ungarn lag vor den Füßen des Habsburgers, der kurz vor der Ankunft der russischen Gesandten in Stuhlweißenburg sich die Krone des hl. Stephan auf das Haupt gesetzt hatte. Mehr als anderthalb Jahrhunderte währte es, bis ganz Ungarn wieder so im Besitz des habsburgischen Hauses sein sollte. Welchen Eindruck mußte es auf die russischen Gesandten gemacht haben, als sie sahen, wie Ferdinand wieder in so kurzer Zeit, in einem Sommerfeldzug, ein neues gewaltiges Reich erworben hatte! Ferdinand beschied Herberstein zu den Verhandlungen mit den russischen Gesandten nach Gran.[3]) Er war ja der beste Kenner der russischen Verhandlungen, wie ja auch Nogarola jedenfalls an den Verhandlungen in Valladolid wird teilgenommen haben. Spärlich sind die Nachrichten über die Graner Verhandlungen. In großen Zügen erkennen wir aber doch ihre Umrisse, denn sie sind vor allem bedingt durch die Änderung der Beziehungen Ferdinands zu Sigismund von Polen-Litauen.

Die Stimmung in Polen war seit Herbersteins und Nogarolas Abreise aus Krakau keine für Österreich freund-

[1]) Acta Tomiciana 9, Nr. 252, S. 263 f.

[2]) Ibid. 9, Nr. 259.

[3]) Ferdinand an Herberstein, Gran, 1527, November 27. Herbersteinsches Archiv in Graz, Kodex II, Lade 22. Selbstbiographie, l. c. S. 282.

lichere geworden. Der König und der Hof war zwar durch die Furcht vor der Macht der Habsburger Zápolya gegenüber in eine reservierte Haltung gedrängt worden, die Szlachta aber sympathisierte offen mit ihm und zog ihm in hellen Scharen zu, um in seinen Reihen gegen die verhaßten Deutschen zu kämpfen. Der österreichische Gesandte Georg v. Logschau, der seit dem Frühjahre 1527 am polnischen Hofe weilte, hatte Gelegenheit genug, diese habsburgfeindliche Stimmung am eigenen Leibe zu spüren; man nahm nicht nur in ostentativer und beleidigender Weise von seiner Anwesenheit keine Notiz, sondern sprach auch offen davon, man werde, da der König ihn schon längst abgefertigt habe, er aber noch immer nicht abreise, wohl mit einer Kugel nachhelfen müssen.[1])

Der Olmützer Kongreß vom Frühjahre 1527 zwischen Ferdinands und Zápolyas Delegierten, an den sich Sigismund in der Hoffnung geklammert hatte, daß ihm der Ausgleich zwischen den beiden Gegnern gelingen und ihn aus der fatalen Situation, deren Ursprung in Verpflichtungen lag, die er in früheren Jahren einerseits den Habsburgern, anderseits Zápolya gegenüber eingegangen war, befreien werde, war resultatlos verlaufen. Die polnische Gesandtschaft, deren Mitglieder zu den einflußreichsten Räten Sigismunds gehörten, wie der Großkanzler Christoph Szydłoviecki und Andreas Krzycki, der Neffe des Vizekanzlers Tomicki, der noch in diesem Jahre vom Bischofe von Przemyśl zu dem von Płock emporstieg, hatten am 21. Juni 1527 nach den vollständig ergebnislosen Verhandlungen, wie solche ja auch von vornherein in Ferdinands Absicht lagen, Olmütz wieder verlassen.[2]) Das Mißlingen des Ausgleiches aber sollte Sigismund recht unangenehme Situationen und manche bittere Stunde eintragen.

Ferdinand verlangte jetzt von Sigismund Waffenhilfe zur Bekämpfung Zápolyas wie auch ein Verbot, daß die Szlachta diesem letzteren zuziehe. Die erste Forderung lehnte Sigismund ab, die letztere aber mußte er notgedrungen doch

---

[1]) Vergleiche die Berichte Logschaus aus Krakau, Bucholtz 3, S. 214 ff.

[2]) X. Liske, Dyplomacya polska w roku 1527, Biblioteka Ossolińskich, Poczet nowy 12, S. 45 ff.

erfüllen, war sie doch in der von ihm immer wieder betonten strikten Neutralität begründet. Bezeichnend aber für die Verlegenheit des Königs, der doch mit der Stimmung der Szlachta rechnen mußte, ist die Art der Begründung dieses Verbotes; angeblich seien Nachrichten eingelaufen, daß die Tartaren einen größeren Beutezug nach Polen-Litauen planen, zu ihrer erfolgreichen Abwehr aber sei es notwendig, daß niemand ins Ausland ziehe, um dort Kriegsdienste zu leisten, sondern pflichtgemäß zuerst das eigene Vaterland verteidige.[1]) Daß Ferdinand immer wieder die Beobachtung dieses Verbotes fordern mußte, zeigt offenkundig, daß sich die Szlachta wenig daran kehrte. Wie Zápolya der Abgott des niederen ungarischen Adels war, so war er auch der Liebling der Szlachta.

Aber auch Zápolya ließ nichts unversucht, Sigismund auf seine Seite zu ziehen. Das ganze Jahr 1527 folgte ein ungarischer Gesandter dem anderen auf dem Fuße. Zápolya bietet Sigismund die Adoption seines Sohnes an, erklärt sich bereit, dessen Tochter Hedwig — aus erster Ehe mit Barbara Zápolya — zu verheiraten.[2]) Dazu tauchte nun auch noch ein französischer Gesandter auf, nämlich der uns schon bekannte Anton Rincon da Medina del Campo, um gleichfalls bei Sigismund im Interesse Zápolyas zu wirken. Zápolya hatte nämlich noch im November 1526 Bischof Josefics an Franz I. gesandt; Franz I. beorderte nun Rincon nach Polen und Ungarn, während Zápolya noch im April 1527 Hieronymus Łaski, den Palatin von Sieradz, der ganz in seine Dienste getreten war, nach Frankreich und England schickte.[3]) Dieser ehrgeizige Mann, der gleich seinem Oheim, dem Erzbischofe Jan Łaski, ein überzeugter Gegner der Habsburger war und gleich diesem Sigismund im habsburgfeindlichen Sinne zu lenken versuchte, — hatte er doch auch 1524 in Frankreich das polnisch-französische Bündnis abgeschlossen! — war der gefährlichste Feind Ferdinands. Er — und nicht der schwache Zápolya — leitete die

[1]) Bucholtz 3, S. 216 f.

[2]) Hirschberg, Hieronim Łaski S. 62.

[3]) E. Charrière, Négociations de la France dans le Levant 1, S. 155 ff. und S. 158 ff.

auswärtige Politik so geschickt, daß Ferdinand um den Preis seiner strategischen Erfolge kam, ja nicht nur Ungarn zeitweilig ganz verloren ging, sondern mit einer Einnahme Wiens auch die Erblande und das Reich wären bedroht gewesen. Rincon forderte nun von Sigismund die Unterstützung Zápolyas. Aber der Polenkönig meint kleinlaut, er sei selbst bedroht und könne ohne Zustimmung des Reichstages Zápolya keine Hilfe bringen; dieser werde sich schon selbst halten, wenn er dies aber nicht imstande sei, dann würde ihm auch seine Hilfe nichts nützen. Um Rincon zu beruhigen, betont er, daß er an dem von Hieronymus Łaski 1524 abgeschlossenen Heiratspakte festhalte.[1])

War so die Lage Sigismunds immer weniger beneidenswert, so konnten Ferdinand doch auch nicht auf die Dauer die französisch-zápolyanischen Umtriebe in Krakau entgehen. Zwar war noch im August 1527 in Krakau das öffentliche Verbot, im Auslande Kriegsdienste zu leisten, unter Androhung des Verlustes des liegenden Besitzes für die Grundbesitzer, des Lebens für die anderen, verlautbart worden, allein man machte sich darüber nur lustig.[2]) Ebenso fühlte sich Sigismund bewogen, sich vor dem Kaiser rein zu waschen, daß Hieronymus Łaski unter dem Vorwande, eine Wallfahrt nach Loretto zu unternehmen, nach Ungarn und von dort als Gesandter Zápolyas nach Frankreich und England gegangen sei, und dieser Schritt des polnischen Senators nicht nur ohne sein Wissen und seine Zustimmung geschehen sei, sondern ihm auch sehr lästig falle und nicht unbestraft bleiben werde.[3]) Aber es nahte der polnische Reichstag heran, der anfangs 1528 in Petrikau tagen sollte und von unberechenbaren Einflüssen auf die weitere Haltung Sigismunds in der ungarischen Frage werden konnte. Für Ferdinand war es daher wichtig, Sigismund noch rechtzeitig in sein Lager zu ziehen, damit auch Zápolya bei einer etwaigen Flucht aus Ungarn jede Stütze entzogen und dessen Umtrieben bei den Feinden des Hauses Habsburg eine Schranke gesetzt werde. Während also der Kaiser,

---

[1]) Acta Tomiciana 9, Nr. 278.

[2]) Bucholtz 3, S. 218.

[3]) Acta Tomiciana 9, Nr. 247.

von der Freundschaft des Polenkönigs überzeugt, die russischen Gesandten ohne weiteren Auftrag und ohne seinen Gesandten mitzuschicken entlassen und sie in allem an seinen Bruder gewiesen hatte, benützte sie Ferdinand jetzt, um Sigismund gleichsam vor die Wahl zwischen einem Bündnisse mit ihm und dem Frieden mit Rußland, oder einem Krieg nach beiden Fronten zu stellen. Herberstein, der zu dieser Mission nach Polen ausersehen war,[1] schickte Ferdinand von Gran aus eine Kopie des den russischen Gesandten erteilten Abschiedes, damit er sich in den Verhandlungen mit dem Polenkönige danach richten könne.[2] Leider kennen wir die Antwort nicht, die Ferdinand den russischen Gesandten erteilt hat; wir wissen nur, daß er mit ihnen Stephan Klintschitz als seinen Gesandten zum Großfürsten abfertigte.[3]

Worin bestand nun die Aufgabe Herbersteins, zu deren Durchführung Ferdinand auch geschickt die russischen Gesandten ins Treffen führte? Er sollte Sigismund auffordern, Ferdinand im Kampfe mit dem ungarischen Gegenkönige zu unterstützen, oder wenn er dies nicht tun könne, wenigstens Zápolya keine Hilfe zu leisten und nicht zu gestatten, daß dieser aus Polen immer neue Helfer erhalte. Dafür verspricht Ferdinand einerseits sich beim russischen Großfürsten um das Zustandekommen eines Friedens zu bemühen, anderseits aber allen Ansprüchen auf Masowien — schon seit Friedrich III. hatten die Habsburger in den Streitigkeiten zwischen Jagiellonen und masowischen Piasten immer zu Gunsten der letzteren interveniert, 1526 aber war der letzte masowische Piast gestorben und der Rest Masowiens nun auch fest mit Polen vereinigt worden — zu entsagen, die freilich nur durch sehr entfernte Verwandtschaft hätte begründet werden können. Für Sigismund war dieser Wink deutlich, denn nun wußte er, was Ferdinand unternehmen werde, wenn er sich nicht füge. Und so lautet auch seine Antwort sehr gewunden; Hilfe gegen Zápolya könne er

[1]) Selbstbiographie l. c. S. 282f.

[2]) Gran, 1527, Dezember 18. Herbersteinsches Archiv in Graz. Kodex II, Lade 22. Kopie.

[3]) Denkmäler 1, S. 1487.

keine bringen, denn er sei mit dem ungarischen Reiche in Freundschaft enge verbunden, nun habe Ungarn zwei Könige, es sei also ein häuslicher Zwist entstanden, — so lautet die Theorie, die er sich zurecht gelegt — in den er sich nicht hineinmengen könne. Ebenso sei aber auch von einer Unterstützung Zápolyas keine Rede, denn er sei Ferdinand wie seinem Sohne gewogen. Die ungebetene Vermittlung aber mit dem Großfürsten konnte Sigismund nicht direkt ablehnen, wenn er auch genau wußte, daß diese in den Händen der Habsburger ein Mittel war, um unfehlbar seine Botmäßigkeit gegenüber ihren Interessen zu erzwingen. Er dankt also mit süßsaurer Miene dem Kaiser und Ferdinand für ihre Bemühungen in dieser Hinsicht, meint aber, es werde vergeblich sein, da der Großfürst mehr durch ein persönliches Interesse als die Autorität so mächtiger Fürsten geleitet werde. Auf die Erklärung Ferdinands aber, Masowien betreffend, antwortet er ironisch, er sei überzeugt, daß Ferdinand auf Masowien keine Ansprüche erheben werde, denn dieses sei ein integrierender Teil und Erbland Polens.[1]) Am selben Tage erteilt Sigismund auch dem am Reichstage erschienenen Gesandten Zápolyas den Bescheid; natürlich lehnte er auch ihr Hilfsgesuch gegen Ferdinand ab und motiviert dies gleichfalls mit der Theorie von dem häuslichen Zwiste, wie auch mit der Türken- und Tartarengefahr.[2]) Herberstein hatte übrigens auch durchgesetzt, daß der König das Verbot der Kriegsdienstleistungen im Auslande erneuerte.[3]) Natürlich war dessen Wirkungskraft schon dadurch illusorisch, weil es nicht auf Grund eines Reichstagsbeschlusses, sondern nur im Einvernehmen mit den Senatoren erlassen worden war, damit aber die Konfiskation der Güter, ohne die Schuldigen gehört zu haben, unmöglich war.[4]) Tatsächlich hat sich Ferdinand auch noch im März 1528 zweimal an Sigismund gewandt und kategorisch die Einhaltung dieses Verbotes, wie die Ausweisung Rincons verlangt.[5])

---

[1]) Acta Tomiciana 10, Nr. 87.
[2]) Ibid. 10, Nr. 88.
[3]) Ibid. 10, Nr. 113, 115.
[4]) Acta Tomiciana 11, Nr. 59, S. 57, 10, Nr. 126.
[5]) Ibid. 10, Nr. 142, 164.

Doch Sigismund sollte den Leidenskelch noch zur Neige leeren. Zápolya war nach der Niederlage bei Kaschau nach Polen geflohen und hatte in Tarnow bei seinem alten Freunde Jan Tarnowski, damals Kastellan von Krakau, also dem ersten weltlichen Senator des Reiches, freundliche Aufnahme gefunden. Tarnow wurde nun das Hauptquartier Zápolyas und seiner Getreuen, von dem natürlich zahlreiche Fäden nach Ungarn hinüberführten, um dort den Boden für eine Rückkehr des Gegenkönigs wieder zu ebnen. Es ist klar, daß Ferdinand sich dagegen auflehnte, daß seinem Gegner im neutralen Polen die Möglichkeit geboten wurde, gegen ihn wieder seine Kräfte zu sammeln. Er verlangte daher seine Ausweisung.[1]) So kam Sigismund, der Zápolya aus verschiedenen Gründen die Gastfreundschaft nicht verwehren konnte, Ferdinand gegenüber in eine schiefe Stellung. Aber es erwuchs ihm auch noch von anderer Seite eine Gefahr, die ganz bedenklich war. Wir haben schon früher betont, wie es das Streben Sigismunds aber auch der Szlachta war, mit den Türken in Frieden auszukommen. Dieser Grundpfeiler der polnischen Politik seit dem unglücklichen Moldauer Abenteuer Johann Albrechts drohte nun auch ins Wanken zu kommen. Da Sigismund sich nicht offen auf seine Seite stellte, Frankreich bei der Entfernung höchstens mit Geld helfen konnte, war Zápolya als einzige Rettung der Sultan geblieben. So hatte sich Hieronymus Łaski noch Ende 1527 nach Konstantinopel begeben, wo es ihm tatsächlich gelang, für Zápolya die Zusicherung türkischer Hilfe zu erlangen.[2]) Und da führte er nun einen geschickten Schachzug aus, um auf Sigismund zu drücken und ihn in das Lager seines Herrn zu drängen. Er verhandelt nämlich, ohne von seiten Sigismunds ein Mandat zu haben, an der Pforte auch über einen Waffenstillstand mit Polen, — der letzte dreijährige nahte seinem Ende — wobei er geschickt der Pforte die Bedingung unterschob, daß Sigismund in Erfüllung seines Bündnisvertrages mit Zápolya diesem bewaffnete Hilfe leiste. Als er nun bereits auf der Heimreise erfuhr, daß man von polnischer Seite an der Pforte um ein

[1]) Bucholtz 3, S. 251 f., Acta Tomiciana 10, Nr. 137, S. 147.

[2]) Hirschberg, Hieronim Łaski, S. 66 ff.

freies Geleite für einen Gesandten — es war dies der Kastellan von Lublin, Jan von Tęczin[1]) — einkomme, bittet er Sigismund, davon abzustehen, wohl weil er fürchtete, die fein gesponnene Intrige könnte durchschaut und paralysiert werden, und erklärt, wenn Sigismund Zápolya nur die geringste Hilfe leiste, brauche er zwei Jahre keinen Gesandten nach Stambul zu schicken. Um ihn mürbe zu machen, schildert er dabei recht eindringlich die Macht der Türken und meldet die Erfolge der antihabsburgischen Liga in Italien.[2]) Der Eindruck, den dieses Schreiben auf Sigismund und den polnischen Senat gemacht haben wird, mag jedenfalls kein angenehmer gewesen sein. In dieser Form war ein Waffenstillstand mit der Pforte für Polen unannehmbar.[3]) Das Unangenehme für Sigismund lag aber darin, daß Łaski an der Pforte darauf hingewiesen hatte, daß Sigismund laut des Bündnisvertrages mit Zápolya diesem Hilfe zu leisten verpflichtet sei. Zápolya selbst schickt eine Kopie dieses Vertrages an den Vizekanzler Tomicki, um ihm zu beweisen, daß er Sigismunds Hilfe mit gutem Rechte beanspruchen könne.[4]) Auch Rincon, der mit einem Gesandten Zápolyas nach Frankreich zurückkehrte, hatte gleichfalls für Franz I. eine Kopie bei sich und äußerte sich unwillig darüber, daß Sigismund ihn nicht einhalte.[5]) Fürwahr, eine fatale Situation! Es hat also zwischen Sigismund und Zápolya ein Bündnisvertrag existiert, der uns allerdings ebensowenig erhalten ist, wie der polnisch-französische von 1524. Wahrscheinlich gehörte er in das Jahr 1512, als Sigismund den Ehebund mit Barbara Zápolya geschlossen und damit offen ins antihabsburgische Lager übergegangen war; damals mag Sigismund sich verpflichtet haben, dem Hause Zápolya bei etwaigen Veränderungen in Ungarn zur Krone zu verhelfen.[6]) Durch die Wiener Verträge von 1515 aber hatte nun Sigismund unter dem Drucke des österreichisch-russischen Bünd-

[1]) Acta Tomiciana 10, Nr. 148.
[2]) Ibid. 10, Nr. 200.
[3]) Ibid. 10, Nr. 229.
[4]) Ibid. 10, Nr. 244/5.
[5]) Ibid. 10, Nr. 272.
[6]) Hirschberg, Hieronymus Łaski, S. 95 und Anmerkung 2.

nisses Verpflichtungen eingegangen, die einer Annullierung dieses Vertrages gleichkamen. Man war sich auch der Gefährlichkeit der Existenz eines solchen Vertrages in der königlichen Kanzlei bewußt, denn nicht nur Franz I., sondern auch die Habsburger konnten daraus gefährliche Schlüsse ziehen und die Neutralität war dann nicht mehr zu halten; mit Recht wunderte sich der stilgewandte Krzycki, die Lästerzunge des damaligen Polen, darüber, wie man einen Vertrag so ohne jedes Hinterpförtchen abfassen konnte.[1]) Indem Zápolya dafür sorgte, daß dieser Vertrag in aller Welt bekannt werde,[2]) hoffte er Sigismund aus seiner neutralen Stellung zu drängen und ihn moralisch zu seiner Unterstützung zu zwingen. Die bedenkliche Lage Zápolyas aber und seine Machenschaften mit den Türken hatten Sigismund zu dem festen Entschlusse gebracht, ihm nicht nur auf keinen Fall zu helfen, sondern fortan darauf zu sehen, daß die strikteste Neutralität eingehalten werde.[3]) Das von Hieronymus Łaski ohne jede Ermächtigung mit der Pforte bezüglich eines türkisch-polnischen Waffenstillstandes getroffene Abkommen wagt er zwar Zápolya gegenüber nicht offen abzulehnen,[4]) aber die Abfertigung seiner Gesandten an die Pforte wird beschleunigt. Um einen Waffenstillstand zu erhalten, — und ohne einen solchen sollten sie unbedingt nicht zurückkehren[5]) — nehmen dieselben an der Pforte in schärfster Weise Stellung gegen die Habsburger und bitten sogar den Sultan, den Kampf gegen diese aufzunehmen. Ja gegen den Kaiser erheben sie die Klage, daß er das Oberhaupt der Christenheit gefangen gesetzt habe, gegen Ferdinand, daß er Ungarn dem rechtmäßigen Könige streitig mache, obwohl eigentlich Sigismund und nicht er nach dem Grade der Verwandtschaft mit König Ludwig Anspruch darauf erheben könnte. Ja sie kündigen sogar die Hilfe Sigismunds für Zápolya an. Vielleicht wollten sie auch nebenbei Stimmung für Sigismund machen, wenn sie sagen, nach der

[1]) Acta Tomiciana 10, Nr. 272.

[2]) Sanuto, I diarii 48, S. 241 f.

[3]) Acta Tomiciana 10, Nr. 253.

[4]) Ibid. 10, Nr. 264.

[5]) Ibid. 10, Nr, 148.

Vertreibung der Deutschen könne der Sultan als König einsetzen, wen er wolle.[1]) Wenn wir auch noch soviel von den Worten der Gesandten auf die Übertreibungen des Großwesirs Ibrahim setzen, der die österreichischen Gesandten noch mehr einschüchtern wollte, bleibt doch genug noch übrig, das wir nur dadurch erklären können, daß Sigismund seinem Ärger über den Druck der Habsburger, der so auf ihm lastete und ihn nicht nur in der ungarischen Frage seinen Sympathien und Interessen entgegenzuhandeln zwang, sondern auch noch in immer neue Verlegenheiten stürzte, auf diese Weise Luft machte und so auf billige Weise das Wohlgefallen der Pforte und einen Waffenstillstand zu erlangen hoffte.

Der Kaiser war mit der osteuropäischen Politik seines Bruders nicht ganz einverstanden. Hatte er unter dem Eindrucke der Kunde von der Einnahme Roms seinen Bruder aufgefordert, es um keinen Preis mit Zápolya zum offenen Kampfe kommen zu lassen, so ist es begreiflich, daß er ein halbes Jahr später, als sich die Lage seiner Truppen in Italien verschlechtert hatte und Genua gefallen war, Ferdinand abermals diesen Wunsch nahelegte.[2]) Der Bescheid an die letzten russischen Gesandten, die er einfach an seinen Bruder verwies, zeigte uns schon, daß der Kaiser an die unbedingte Loyalität Sigismunds glaubte. Sogar als einige unvorsichtige Äußerungen der französischen Gesandten, die Gattinara gegenüber offen sich rühmten, daß Sigismund unter Rincons Vermittlung ein festes Bündnis abgeschlossen habe, womit sie das von Hieronymus Łaski 1524 abgeschlossene französisch-polnische Bündnis meinten, das ja Rincon vorbereitet hatte, den Kaiser mißtrauisch machten, genügte es, daß Dantiscus auf das oben erwähnte Schreiben Sigismunds, worin dieser den Kaiser aufmerksam machte, daß Łaski ohne seine Zustimmung zu Zápolya und Frankreich gegangen sei, hinwies, um Gattinara zu beruhigen; für das Jahr 1527 traf ja dies zu, aber nicht für 1524.[3]) Man glaubte dies gern und war deshalb bereit, jedes Argument

[1]) Bucholtz 3, S. 598.

[2]) Baumgarten 2, S. 616.

[3]) Acta Tomiciana 10, Nr. 48.

gelten zu lassen. Namentlich als Ende Jänner 1528 Frankreich und England dem Kaiser den Krieg erklärten,[1]) und mit ihren Gesandten fast alle diplomatischen Vertreter bedeutenderer Mächte am kaiserlichen Hofe fehlten, wuchs des polnischen Residenten Ansehen und er konnte ohne Übertreibung berichten, daß niemals seine Anwesenheit am kaiserlichen Hofe angenehmer empfunden worden wäre als jetzt.[2]) Ja der Kaiser betont ihm gegenüber, daß er zu Sigismund dasselbe Vertrauen habe, wie zu seinem Bruder.[3])

Allein man mag es am kaiserlichen Hofe doch für nötig befunden haben, Sigismund in seiner habsburgfreundlichen Haltung, an die der Kaiser ja fest glaubte, zu bestärken und etwaigen französischen Umtrieben zu begegnen. Und so geht Kornelius Dupplicius Scepper als Gesandter des Kaisers zu Sigismund eben in der Zeit, da die kaiserlichen Truppen Rom räumen und sich vor dem siegreichen Vordringen des französischen Feldherrn in das Königreich Neapel zurückziehen.[4]) Er sollte Sigismund dafür danken, daß er Zápolya keine Hilfe gebracht habe, und ihn einem festen Bündnisse mit Ferdinand geneigt machen.[5]) Am polnischen Hofe aber kam es dann auch zu Erörterungen über die Gerüchte von einem französisch-polnischen Bündnisse, denn man wollte am kaiserlichen Hofe aus Sigismunds eigenem Munde eine authentische Erklärung darüber haben. Sigismund leugnet natürlich die Existenz eines solchen Vertrages und dankt dem Kaiser, daß er den falschen Gerüchten keinen Glauben geschenkt habe. Es kam ihm dabei eben zustatten, daß Łaski 1527 im Dienste Zápolyas und ohne sein Wissen bei König Franz I. erschienen war, und er, wie gesagt, die Mission Łaskis im Jahre 1524 überhaupt verschwieg.[6]) Und doch scheint der kaiserliche Gesandte seinem Herrn einen für Sigismund nicht allzu günstigen Bericht erstattet zu haben, sonst könnten wir uns die Sinnes-

[1]) Baumgarten 2, S. 641.

[2]) Acta Tomiciana 10, Nr. 84, S. 89.

[3]) Ibid. 10, Nr. 84, S. 89.

[4]) Baumgarten 2, S. 607.

[5]) Acta Tomiciana 10, Nr. 84, S. 88 f.

[6]) Ibid. 10, Nr. 367, S. 356 ff.

änderung des Kaisers gegenüber Rußland nicht erklären. Allerdings war mittlerweile ein Ereignis eingetreten, das ihm Luft machte und sein Glück in allen Unternehmungen von neuem bezeugte: das französische Heer, das die Kaiserlichen in Neapel eingeschlossen hatte, verlor zuerst seinen Führer Lautrec und wurde bald darauf Ende August 1528 vollständig vernichtet.[1]) Damit war der Kaiser wieder Herr der Situation und konnte daran denken, auch im Osten Europas eine etwas schärfere Tonart der habsburgischen Politik Platz greifen zu lassen.

Stephan Klintschitz, den im Spätherbste 1527 Ferdinand von Gran aus mit den russischen Gesandten zum Großfürsten geschickt hatte, war im Sommer 1528 neuerdings in Begleitung russischer Gesandten an Karl V. und Ferdinand aus Rußland zurückgekehrt. Über seinen Aufenthalt und seine Verhandlungen in Rußland besitzen wir keine Aufschlüsse; die russischen Protokolle darüber sind nicht mehr vorhanden, nur wissen wir, daß auch solche über den ersten Aufenthalt Klintschitz' vorhanden waren.[2]) Nach der Stimmung des Kaisers und teilweise auch Ferdinands zu schließen, war seine Mission ein reiner Akt der Höflichkeit gegenüber Vasilij, dessen Freundschaft Ferdinand schon mit Rücksicht auf Polen sich warm erhalten wollte. In Polen wirkte ja schon die bloße Tatsache eines diplomatischen Verkehrs zwischen den Habsburgern und dem Großfürsten auf Sigismund und seine Ratgeber äußerst beunruhigend. Aber in Moskau war man immer zähe in der Verfolgung eines einmal gesteckten Zieles. Man gab sich hier mit leeren Versicherungen der Freundschaft nicht zufrieden; immer wieder war das Hauptaugenmerk auf die Erneuerung des 1514 mit Maximilian abgeschlossenen Bündnisses gerichtet. Und da Klintschitz diesen Wunsch nicht erfüllen konnte, so entschloß man sich, neuerdings Gesandte an Karl V. und Ferdinand zu schicken, um die Erneuerung dieses Bündnisses zu betreiben.

Wer die Träger dieser Mission gewesen sind, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Wahrscheinlich waren es Kvašnin

[1]) Baumgarten 2, S. 614 f.
[2]) Denkmäler 1, S. 1487.

und Bulgakov.[1]) Sicher wissen wir nur das eine, daß sie im Sommer 1528 am Hofe Ferdinands eintrafen und von diesem wahrscheinlich sofort an den Kaiser weitergeleitet wurden, denn schon unterm 4. Dezember 1528, Toledo, ist eine Urkunde ausgefertigt,[2]) die das Ergebnis ihrer Mission und das einzige (?) über ihren Aufenthalt beim Kaiser uns erhaltene Dokument ist. Der Kaiser gibt darin seinem Gesandten — und daß der Name ausgespart blieb, ist ein Zeichen, daß Ferdinand bezüglich der Persönlichkeit desselben wohl das letzte Wort gewahrt bleiben sollte — weitestgehende und vollkommene Vollmacht, das Bündnis Maximilians mit dem Großfürsten Vasilij zu erneuern, eventuell sogar zu erweitern und noch inniger zu gestalten. Es ist die Wiederholung der Vollmacht für Herberstein und Nogarola vom 12. August 1525, Toledo.[3]) Während aber damals den russischen Gesandten Fürst Zasêkin-Jaroslavskij und Semën Borisov, 1527 Ljapun Osinin und Andrej Volosatij der Einschluß König Sigismunds als Bedingung gestellt wurde, hören wir diesmal nichts davon. Es wird dies wohl nicht allein auf Rechnung der mangelhaften Kenntnis, die wir von ihrer Mission besitzen, zu setzen sein, denn auch Ferdinand, zu dem sie auf der Rückreise aus Spanien im Frühjahre 1529 nach Linz kommen, unterläßt es diesmal, den Einschluß des Polenkönigs zu verlangen, ja sogar die typische Ermahnung, mit diesem Frieden zu schließen, an die Adresse des Großfürsten zu richten. Der Bericht Sceppers, dann die Nachrichten von seinem Bruder mochten auch den Kaiser in dem Glauben an die vollkommene Loyalität Sigismunds schwankend gemacht haben.

Der Versuch Sigismunds nämlich, durch seinen Gesandten Peter Opalenicki bei Ferdinand und auf dem bevorstehenden Reichstage bei den deutschen Fürsten einer Vermittlung mit Zápolya alle Wege zu ebnen, wobei er auf die Mithilfe der habsburgfeindlichen Reichsfürsten wie z. B. der Wittelsbacher rechnete, mißlang, denn der Reichstag kam nicht zustande. So konnte der polnische Gesandte nur

[1]) Ibid. 1, S. 1487.

[2]) W. St. A. Urkunden, Original.

[3]) Vergl. oben S. 203 und Anmerkung 1.

vor Ferdinand in Prag seinen König wegen des massenhaften Zuzuges der Szlachta zu Zápolya, wie dessen Aufnahme in Polen verteidigen. Eine Friedensvermittlung aber lehnte Ferdinand von vornherein ab, verlangte von Sigismund nur die Einhaltung der striktesten Neutralität und Bestrafung Zápolyas wegen seines mit den Türken abgeschlossenen Waffenstillstandes und Auslieferung, mindestens aber dessen Ausweisung aus Polen.[1]) Um dieser Forderung noch mehr Nachdruck zu verleihen, schickte Ferdinand Joachim Malzan nach Polen, der Sigismund eventuell sogar mit der Eröffnung der Feindseligkeiten drohen sollte, wenn Zápolya weiter Aufenthalt und Unterstützung zu neuerlichen Aktionen gegen Ferdinand in Polen finde.[2]) So ist es verständlich, wenn Sigismund in einer geheimen Botschaft an den für Anfang 1529 nach Warschau einberufenen Reichstag verlangte, daß über eine Abwehr Ferdinands beraten werde, denn es gehe das Gerücht, Ferdinand sei entschlossen, wenn Zápolya wieder nach Polen fliehe, ihn dorthin zu verfolgen.[3]) Allerdings ließ der nahende Heranzug der Türken in Ferdinand seinen Groll gegen Polen zurücktreten und anfangs 1529 erscheint Herberstein in seinem Auftrage bei Sigismund in Wilna, dessen Unterstützung gegen den Sultan zu erbitten.[4]) Die Angst vor den Türken und die Sympathien der polnischen Szlachta für Zápolya ließen Sigismund es für ratsamer erscheinen, sich hinter Geldmangel und Pflichten des Waffenstillstandes zu verschanzen.[5])

Nach seiner Rückkehr aus Polen-Litauen wird Herberstein sicher nicht zufällig an den Hof Ferdinands nach Linz beschieden;[6]) dort weilen ja auch die russischen Gesandten, die aus Spanien zurückgekehrt waren. Gewiß dachte Ferdinand angesichts der so drohenden Türkengefahr nicht daran, Polen-Litauen mit Vasilij im Verein jetzt zu Paaren zu treiben, allein die ablehnende Haltung Sigismunds enthob

[1]) Acta Tomiciana 10, Nr. 126/7, Bucholtz 3, S. 250 f.

[2]) Bucholtz 3, S. 252, Hirschberg, Hieronim Łaski S. 117.

[3]) Acta Tomiciana 11, Nr. 2.

[4]) Ibid. 11, Nr. 81, Selbstbiographie l. c. S. 285 ff.

[5]) Acta Tomiciana 11, Nr. 288, S. 221 f.

[6]) Selbstbiographie l. c. S. 289.

ihn auch jeder Verpflichtung, sich für einen polnisch-russischen Frieden besonders zu erwärmen. Freilich wird Herberstein, wie er dies schon anläßlich seines zweiten Aufenthaltes in Moskau tat, nicht ermangelt haben, Ferdinand darüber aufzuklären, daß der russische Großfürst aus geographischen Gründen kein Bundesgenosse gegen die Türken sei. Daß nun Ferdinand trotzdem in seinem Schreiben an Vasilij des Kaisers und seinen Entschluß, das alte Maximilianische Bündnis zu erneuern, kundtut, läßt nur die eine Deutung zu, daß man Sigismund nicht mehr traute und sich für alle Fälle einen Bundesgenossen gegen ihn sicherte. Nicht umsonst ließ der Kaiser den polnischen Residenten Dantiscus, der in diesem Jahre über Frankreich heimreisen wollte, zurückholen und zwingt ihn, nicht nur seine Reise zu verschieben, sondern auch auf die Heimreise durch Frankreich zu verzichten.[1]) Ferdinand fordert nun Vasilij auf, bevollmächtigte Gesandte — die gegenwärtigen waren also zum Abschlusse eines Bündnisses nicht genügend bevollmächtigt — zum Abschlusse des Bündnisvertrages zu ihm zu schicken, denn der kaiserliche Gesandte Andreas Dubrin sei auf der Reise in Süddeutschland erkrankt und an seinem Aufkommen werde gezweifelt; mittlerweile wolle er mit dem Kaiser verhandeln, daß dieser gleichfalls zum Vertragsabschlusse seine Gesandten zu ihm schicke, obwohl ihm dieser diesbezüglich vollkommene Vollmacht erteilt habe. Beiden Teilen sollte dadurch die Möglichkeit geboten werden, sich an einem zwischen Spanien und Rußland in der Mitte gelegenen Orte zu treffen und so nur die Hälfte der Reise zu machen. Wenn Ferdinand von dem Bündnisse sagt, es solle unter solchen Bedingungen abgeschlossen werden, daß niemand, der zur Kenntnis desselben gelange, jemals sagen könne, es sei aus Privatinteresse oder aus irgendeinem anderen Vorwande abgeschlossen worden, werden wir dies wohl nicht für bare Münze nehmen.[2]) Wiederum wurde Klintschitz dazu ausersehen, die russischen Gesandten heimzugeleiten und Vasilijs Antwort auf Ferdinands Vorschläge zu überbringen.

[1]) Acta Tomiciana 11, Nr. 251.

[2]) Ferdinand an Vasilij, Linz 1529, Juni 18. W. St. A. Russica, Konz.

Natürlich mußte sich Ferdinand an Sigismund wenden,[1]) um für Klintschitz freies Geleite durch Polen-Litauen zu erhalten, was dieser den russischen Gesandten gegenüber auf Grund des Waffenstillstandes ohneweiters zu gewähren verpflichtet war. Besondere Freude hat diese Kunde Sigismund nicht gemacht, und er bemühte sich, wie wir sehen werden die etwaigen Erfolge dieser Mission von vornherein zu paralysieren.

Herberstein, der wieder nach Polen zurückkehren mußte, um neuerdings Subsidien zur Abwehr der Türken, eventuell die diplomatische Intervention Sigismunds beim Sultan zu erbitten, wird wahrscheinlich gemeinsam mit Klintschitz und den russischen Gesandten bis Krakau gereist sein.[2]) Die Antwort, die ihm dort zuteil wurde, — Sigismund sah er gar nicht, denn dieser weilte noch immer in Wilna — war identisch mit derjenigen, die er einige Monate früher in Wilna erhalten hatte; durch einen Gesandten auf den Sultan zu wirken, erklärte sich Sigismund zwar bereit, ließ aber durchblicken, daß ein Erfolg davon nicht zu hoffen sei. Um möglichst ferne zu sein, wenn sich das Türkenheer heranwälze, zog Sigismund es vor, in Wilna zu bleiben.[3]) Nur einen Erfolg hatte Herberstein aufzuweisen: er versteht es bei seiner Anwesenheit in Krakau durchzusetzen, daß den Söldnern, die für Zápolya mit Unterstützung der habsburgfeindlichen Elemente in Deutschland angeworben worden waren, der Durchzug durch Polen nach Ungarn verweigert werde, was den ganzen Unmut über den Mißerfolg der Türken vor Wien Zápolya und seine Ratgeber später Sigismund gegenüber entladen hieß.[4]) Herberstein weilte in Krakau, als sich die Wut der Osmanen an den Mauern Wiens brach, das damit zum ersten Male die Retterin der europäischen Kultur vor der asiatischen Barbarei der Türken wurde. Aber nicht nur Westeuropa wurde durch die heldenmütigen Verteidiger Wiens gerettet, sondern auch Polen-Litauen. Kurzsichtig, weil von Furcht diktiert, war die türkische

[1]) Acta Tomiciana 11, Nr. 242.

[2]) Selbstbiographie l. c. S. 289, Acta Tomiciana 11, Nr. 288.

[3]) Selbstbiographie Herbersteins l. c. S. 290.

[4]) Acta Tomiciana 11, Nr. 364, 382.

Politik der Jagiellonen seit Johann Albrecht. Die kurzfristigen Waffenstillstände konnten dem Lande doch nie die Furcht vor einem türkischen Angriff nehmen, sie boten aber dem Sultan die Möglichkeit, ruhig zuerst mit seinen anderen Feinden abzurechnen. Die Anwesenheit des Großherrn in Ofen, so nahe vor den Toren von Krakau, mag in Polen als eine deutliche Warnung empfunden worden sein, daß man Vogel Strauß spiele. Nur der fluchtartige Rückzug der Osmanen von Wien war wohl die Ursache, daß Polen von ihrem Besuche verschont blieb. Zápolya aber beeilte sich sehr, die wenig schmeichelhaften Worte des Großherrn, der erzürnt ihn gefragt hatte, warum der Polenkönig die anläßlich des Waffenstillstandes gestellte Bedingung, ihm zu helfen, nicht erfüllt habe, Sigismund mitzuteilen, wie auch daß der Sultan in drei Monaten wissen wolle, ob er nun bereit sei, diese Bedingung zu erfüllen.[1]) Mußte Sigismund nicht fürchten, daß seine neutrale Haltung nun nicht mehr zu wahren sein werde? Um den Ereignissen möglichst ferne zu sein und ja nicht unfreiwillig in Mitleidenschaft gezogen zu werden, hatte er sich ja schon lange nach Wilna, der Hauptstadt Litauens, begeben und trotzdem sollte er hineingezogen werden? Die abermalige Reise Klintschitz' nach Rußland war auch nicht danach angetan, ihn bezüglich Ferdinands Haltung zu beruhigen; hier aber wollte er noch retten, was zu retten war, und Ferdinand zuvorkommen, denn mußte er nicht fürchten, daß dieser, dem er jetzt trotz des Anzuges der Türken jede Hilfe verweigert hatte, sich jeder Rücksichten auf ihn entbunden fühle und mit Vasilij ein Bündnis eingehe, für dessen Kosten Polen-Litauen aufzukommen hatte?

Trotz des Waffenstillstandes fehlte es zwischen Vasilij und Sigismund nicht an gegenseitigen Rekriminationen; Vasilij aber verstand es, denselben für seine Zwecke auszunützen. Nicht nur, daß Sigismund mit sauersüßer Miene fortwährend russische Gesandte von und zum Kaiser und seinem Bruder ziehen sehen mußte, es blieb ihm auch nicht erspart, zur Erneuerung der früher zum Schaden Polens

---

[1]) Ibid. 11, Nr. 363, 434.

bestandenen innigen russisch-moldauischen Beziehungen die Hand bieten zu müssen. Russische Gesandte eilten nach der Moldau, moldauische nach Rußland. Zwar schien auch das Verhältnis zwischen Sigismund und dem Wojwoden Peter IV. Raresz, einem Sohne Stephans des Großen, das allerbeste zu sein; war doch erst 1527 zwischen ihnen ein Friedens- und Grenzvertrag abgeschlossen worden, der für alle Zeiten gute Nachbarschaft zu sichern schien![1]) Allein Peter Raresz war ein ehrgeiziger Mann und die Versuchung, mit Hilfe des glaubensverwandten Großfürsten den Jagiellonen gegenüber die alte unabhängige Stellung Stephans des Großen zu erringen, war zu groß. Als moldauische Gesandte mit dem Gesandten Vasilijs Konstantin Zamycki im Frühjahre 1529 nach Hause zurückkehren wollen, scheint man in Wilna, wo Sigismund ja damals Hof hielt, ganz ernstlich daran gedacht zu haben, sie einer Leibesuntersuchung zu unterziehen, da das Gerücht wissen wollte, sie seien zum Großfürsten nur gekommen, um ein Bündnis gegen Polen-Litauen zu verhandeln. Und grundlos war dieses Gerücht nicht, denn da Vasilij von dieser Absicht erfährt, erhält Zamycki den Auftrag, die Konzepte der beiderseitigen Vertragsinstrumente zu vernichten, oder wenn nur die moldauischen Gesandten untersucht werden, sie in seine Kleider einzunähen und alle irgendwie kompromittierenden Schriften der letzteren gleichfalls an sich zu nehmen.[2]) Diese doppelte Gefahr eines österreichisch-russischen und moldauisch-russischen Bündnisses scheint Sigismund nun zu einem Schritte bewogen zu haben, den ihm sonst Stolz und politische Klugheit verboten hätten. Um die habsburgische Politik zu durchkreuzen und zu verhindern, daß sich Vasilij und Peter Raresz zum gemeinsamen Bunde gegen Polen-Litauen die Hände reichen, ergreift Sigismund diesmal die Initiative zu Friedensverhandlungen mit Vasilij. Früher hatte er, wie wir wissen, sich immer lange gesträubt, seine Gesandten auf den Moskauer Kreml zu schicken, und stets verlangt, daß russische Gesandte vor allem vor ihm erscheinen. Jetzt war

[1]) Źródła dziejowe, 10, S. CXI ff. (Sprawy wołoskie za Jagiellonów.)

[2]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit Polen-Litauen, Sbornik 35, S. 783 ff. (russ.).

noch dazu keine besondere Nötigung vorhanden; währte doch der 1526 unter Herbersteins, Nogarolas und des Bischofs von Skara Vermittlung abgeschlossene Waffenstillstand noch bis zum Jahre 1533! Es ist klar, daß der Großfürst, der selbst zu Zeiten, da er eine Waffenruhe von seiten Polen-Litauens der Tartaren im Osten und Süden wegen notwendig brauchte, sich so zugeknöpft als möglich verhielt und mit zäher Beharrlichkeit an Forderungen festhielt, die nur nach einem großen strategischen Erfolge berechtigt gewesen wären, jetzt noch weniger geneigt war, ohne eine namhafte Konzession auf Verlängerung des ohnehin noch vier Jahre währenden Waffenstillstandes oder gar auf einen dauernden Frieden einzugehen. Von einer Verlängerung des Waffenstillstandes will er nur unter der Bedingung etwas wissen, daß die gegenseitigen Gefangenen freigegeben werden. Wir wissen, daß hiebei auch der Vorteil auf russischer Seite lag. So verläuft die Mission der Gesandten Sigismunds vollständig ergebnislos, ja sie schließt noch mit einem gefährlichen Mißtone. Auf die Nachricht nämlich, daß Sigismund die moldauischen Gesandten, die zu Vasilij reisten, auf dem Wege in Minsk aufgehalten habe, läßt auch der Großfürst die litauischen Gesandten, die bereits bis Možaisk gekommen waren, aufhalten, um seinerseits Repressalien zu üben. Sigismund war über dieses Vorgehen des Großfürsten erzürnt, zumal die intimen Beziehungen zwischen Vasilij und dem Wojwoden der Moldau ohnehin schon längst seinen Argwohn erregt haben dürften, allein es blieb ihm nichts anderes übrig, als die moldauischen Gesandten ruhig weiter ziehen zu lassen, um seine Gesandten aus ihrer unfreiwilligen Raststation zu befreien.[1]) So war es also Sigismund nicht gelungen, vor der Ankunft des Gesandten Ferdinands durch einen kühnen Schachzug zu verhindern, daß ein österreichisch-russisches Bündnis seine Spitze gegen ihn kehre.

Die drohenden Vorwürfe aber, die Jakob Secignewski, der Gesandte Zápolyas, auf dem Reichstag von Petrikau gegen ihn erhob, weil er trotz des Bündnisvertrages und

[1]) Ibid. Sbornik 35, S. 785—811 (russ.).

der im Waffenstillstande mit dem Sultan eingegangenen Verpflichtung, den ungarischen Gegenkönig im Kampfe mit Ferdinand im Stich gelassen, ja durch die Verweigerung des Durchzuges für die mit schwerem Gelde geworbenen Söldner sich wie ein Feind benommen habe,[1]) mögen in Sigismund, der nur auf seine Neutralität hinweisen konnte,[2]) nochmehr die Befürchtung wachgerufen haben, daß die Zahl der Feinde Polens von Tag zu Tag wachse.

So suchte er sich wieder den Habsburgern zu nähern. Es kam ihm dabei zustatten, daß ihn Zápolya selbst um seine Vermittlung bei Ferdinand ersucht hatte; waren doch nach dem Abzuge der Türken die Truppen Ferdinands wieder in Ungarn eingerückt und hatten ihm wieder einige feste Plätze entrissen! Seine erste Sorge aber war es, seine bedrängte finanzielle Lage durch Regelung der Einkünfte von den Krondomänen zu verbessern.[3]) Da drückte aber auch Ferdinand der Schuh; entblößt von allen Geldmitteln, mußte er das zum Entsatze von Wien gesammelte Heer heimkehren lassen, anstatt es zur Wiedereroberung Ungarns zu verwenden. Allein aber waren seine Streitkräfte viel zu schwach, um mit Erfolg an irgendeine Aktion gegen Zápolya denken zu können.[4]) Es konnte also auch Ferdinand die Einleitung einer Vermittlungsaktion ganz angenehm sein, weil jeder Aufschub für ihn schon Gewinn war, wenn er auch nie daran dachte, Zápolya nur einen Fußbreit Landes zu überlassen. Für Sigismund wäre eine Versöhnung der beiden Gegner schon aus doppeltem Grunde erwünscht gewesen. Denn erstens hätte es für ihn die beste Lösung bedeutet, wenn Zápolya in den ruhigen Besitz Ungarns gekommen wäre, weil dadurch dem gefährlichen Anwachsen der habsburgischen Macht ein Damm gesetzt worden und ein so übermächtiger Nachbar nicht auch noch im Süden Polen nähergerückt wäre, der leicht mit dem Wojwoden der Moldau und dem Großfürsten von Moskau eine Koalition

---

[1]) Acta Tomiciana 11, Nr. 434.

[2]) Ibid. 11, Nr. 435.

[3]) Hirschberg, Hieronim Łaski, S. 135 f.

[4]) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation 3, sämtliche Werke 3, S. 148.

schaffen konnte, der die Jagiellonen nicht hätten wiederstehen können. Zweitens aber war die Fortdauer des Krieges, wenn sie auch die habsburgische Macht schwächte, durch die Nähe der türkischen Heere doch eine beständige Gefahr für Polen. So gingen noch im April 1530 polnische Gesandte zu beiden Gegnern, um diese zu bewegen, ihre Gesandten auf Johannis zu einem Vermittlungstage nach Breslau zu schicken.[1])

Der Tag zu Breslau kam nicht zustande, da die Gesandten Zápolyas ausblieben, angeblich weil sie in Olmütz — anläßlich der Ausgleichsverhandlungen im Jahre 1527 — schlecht behandelt worden wären,[2]) wahrscheinlich aber, weil Zápolya früher in Konstantinopel sondieren wollte, wie sich der Großherr zu einem eventuellen Frieden stellen würde.[3]) Man einigte sich auf einen Tag zu Posen für Michaelis 1530.

Dorthin aber kommen die Gesandten Ferdinands schon nicht mehr eines Ausgleichs mit Zápolya, sondern einer neuen Familienverbindung zwischen Habsburgern und Jagiellonen wegen.[4]) Als nämlich der Kanzler Christoph Szydłoviecki 1527 zur Krönungsfeier nach Prag geschickt wurde, erhielt er schon den Auftrag, wegen einer eventuellen Verheiratung des jugendlichen Sigismund August mit einer Tochter Ferdinands Vorverhandlungen zu pflegen.[5]) Jetzt ergreift Sigismund die Initiative, diese Verhandlungen wieder aufzunehmen und neue verwandtschaftliche Bande zwischen seinem Hause und den Habsburgern zu knüpfen.[6]) Übrigens mußte auch Ferdinand hoffen, daß sich das alte Glück seines Hauses bewähren werde und wenigstens der Nachfolger Sigismunds der habsburgischen Politik keine Verlegenheiten bereiten werde. So kam es zum Abschlusse eines Heiratsvertrages zwischen Sigismund August, dem zehnjährigen Sohne Sigismunds, und Elisabeth,

[1]) Hirschberg, Hieronim Łaski, S. 136 f.
[2]) Herberstein, Selbstbiographie l. c. S. 291.
[3]) Hirschberg, Hieronim Łaski, S. 137 ff.
[4]) Herberstein, Selbstbiographie l. c. S. 291.
[5]) Acta Tomiciana 9, Nr. 52, S. 51.
[6]) Dogiel, Codex diplomaticus Poloniæ etc. 1, S. 184 f.

der kaum vierjährigen Tochter Ferdinands. Im Jahre 1533, in welchem Elisabeth 7 Jahre alt wurde, sollte die endgültige Verlobung, wenn sie das heiratsfähige Alter erreichte, die Vermählung vollzogen werden.[1] Dies war das Ergebnis des Posener Tages; ein Ausgleich zwischen den beiden Gegnern kam nicht zustande, da Ferdinand darunter nur die Abdikation Johann Zápolyas verstand.[2] Erst im nächsten Jahre gelingt es Sigismund, einen einjährigen Waffenstillstand zu vermitteln.[3]

Habsburger und Jagiellonen hatten sich also wieder um ein erhebliches genähert, als von Vasilij als Antwort auf die zweite Mission Klintschitz' Bulgakov auf deutschem Boden erschien.[4]

Nach seiner in Bologna erfolgten Kaiserkrönung, dem Symbol der gänzlichen Niederwerfung Italiens, war Karl V. wie ein Triumphator in Augsburg zum Reichstag eingezogen. Allein es gelang ihm nicht, die protestantischen Stände in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen; im Gegenteile, gerade damals wurde der Riß, der Deutschland in zwei feindliche Lager teilte, so vollständig, daß die religiöse Einheit der Nation für alle Zukunft verloren war. Nach Schluß des denkwürdigen Augsburger Reichstages von 1530 zog der Kaiser mit seinem Bruder langsam an den Rhein. In Köln feierten beide das Weihnachtsfest; hier erfolgte auch am 5. Jänner 1531 die Wahl Ferdinands zum römischen Könige, die dieser schon lange sehnlichst herbeigewünscht hatte. Einige Tage darauf war zu Aachen die feierliche Krönung; der Kaiser hatte nun auch de iure seinen Stellvertreter im Reiche. Vom 10. bis 15. Jänner weilten Kaiser und König in Aachen;

---

[1]) Ibid. 1, S. 185 ff.

[2]) Herberstein, Selbstbiographie l. c. S. 293, Hirschberg, Hieronim Łaski, S. 141 ff.

[3]) Dogiel 1, S. 128 ff. Herberstein, Selbstbiographie l. c. S. 294 f. Hirschberg, Hieronim Łaski, S. 151 ff.

[4]) Die Denkmäler 1, S. 1487, führen zwei Gesandte, Bulgakov und Kvašnin an, während die lateinische Übersetzung des Kreditivs vom 2. Juni 1530 (W. St. A. Russica) nur auf Joannes Bulgaconus lautet.

dann trennten sie sich und der Kaiser zog nach den Niederlanden.[1])

In diesen Tagen wurde nun auch der russische Gesandte empfangen. Vasilij hatte ihn geschickt, um Karl V. und Ferdinand sagen zu lassen, daß er ihrem Wunsche, bevollmächtigte Gesandte zum Abschlusse eines Bündnisses zu schicken, nicht entsprechen konnte, da diese nirgends hätten durchkommen können und selbst der Weg über Livland und Preußen ihnen verschlossen blieb. Trotzdem sei er gern bereit, noch immer dem Wunsche der befreundeten Herrscher nachzukommen, nur müssen ihre Gesandten ihm den Weg bezeichnen, auf dem die seinen sicher deutschen Boden erreichen. Mit Polen-Litauen aber habe er schlimme Erfahrungen gemacht; seine Gesandten werden dort trotz der im Waffenstillstande verbrieften Freizügigkeit unwürdig behandelt, ja sogar des Wojwoden der Moldau Gesandte an ihn seien von Sigismund völkerrechtswidrig sechs Wochen in Polen gefangen gehalten und schließlich mit Schimpf entlassen worden.[2]) Übrigens beruft sich Vasilij auch auf Schnitzenpaumer, der auf der Rückreise nur eine kurze Strecke — das Gebiet zwischen Livland und Preußen, — polnischen Boden berührte und dort gefährdet war. So könne er „große“ Gesandte[3]) nur dann schicken, wenn man ihm

[1]) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation 3, sämtliche Werke 3, S. 228; Stälin, Aufenthaltsorte Kaiser Karls V., Forschungen zur deutschen Geschichte 5, S. 571.

[2]) Vergl. oben S. 244.

[3]) Man unterschied im moskauischen Rußland „große Gesandte“ (великие послы), etwa unseren heutigen Botschaftern, „Gesandte“ (посланники), unseren heutigen Gesandten und Ministerresidenten, und Kuriere (гонцы), vielleicht unseren heutigen Agenten entsprechend. Während die ersteren aus den höchsten (Воярe und окольничіе), die zweiten den nächsthöheren Klassen (стольники und думные дворяне) der Hofhierarchie entnommen wurden, gehörten die letzteren meist der Beamtenschaft (дьяки и подьячіе) an. Natürlich war auch die Zahl des Gefolges verschieden nach diesen drei Klassen und variierte oft von mehr als hundert bis zu ein paar Leuten. So ganz zur Ausbildung kam diese Norm natürlich erst im Laufe der Zeit. Vergleiche darüber die Darstellung eines in den sechziger Jahren des XVII. Jahrhunderts nach Schweden entflohenen Beamten des russischen Ministeriums des Äußern (damals Gesandtschaftsamt) in Grigorij Kotošichin, Über Rußland unter der Regierung des Zaren Alexěj Michailovič, Kap. 4, Über die moskauischen Gesandten etc., 3. Ausgabe, S. 45 ff. (russ.).

freies Geleite von Sigismund erwirke, denn auch der Seeweg über Dänemark komme bei dem schlechten Einvernehmen zwischen ihm und König Friedrich nicht in Betracht, dessen Ursache darin liege, daß er Severin Norby auf die Bitten des Kaisers und Ferdinands nicht Friedrich ausgeliefert habe, sondern zu ihnen ziehen ließ.[1])

Das war alles, was der russische Gesandte vorzubringen hatte. Sigismund hätte zwar die Durchreise der russischen Gesandten durch Polen-Litauen laut der betreffenden Bestimmung des Waffenstillstandes rechtlich nicht verweigern können, allein der letzte Vorfall mit den Gesandten des Peter Raresz machte Vasilij mißtrauisch und ließ ihn befürchten, daß vielleicht die mit einem Vertrag heimkehrenden Gesandten von Sigismund eine völkerrechtswidrige Behandlung erdulden müßten, so sehr er natürlich sonst den endlichen Abschluß eines Bündnisses gewünscht hatte. Er dachte sich wohl auch, daß Sigismund gegen Gesandte der Habsburger auf dem Wege nach und von Rußland nicht die geringste Gewalttätigkeit wagen werde.

Waren aber Karl V. und Ferdinand auch jetzt wirklich noch geneigt, ein so weittragendes Bündnis einzugehen? War nicht eben jetzt erst eine neue Familienverbindung mit Sigismund angebahnt worden? Wenn man aber mit Rußland eine engere Verbindung einging, hatte dies nur mit Rücksicht auf ein feindliches Polen-Litauen einen Zweck. Freilich wurde am Reichstage zu Augsburg, als man über einen Türkenzug verhandelte, unter anderem auch die Bedingung gestellt, daß auch der „Musquiter“ daran teilnehmen müsse, sollte dieser von Erfolg begleitet sein,[2]) allein hatte nicht schon Herberstein Ferdinand auseinandergesetzt, warum solche Hoffnungen nur Illusionen seien? So war also wieder im Wechselspiel der politischen Faktoren, mit denen die

---

[1]) Propositio nuncii principis Moscoviæ, Aachen, 1531, Jänner 13. W. St. A. Russica. Severin Norby, der Admiral und Parteigänger Christian II., hat mit Stephan Klintschitz gelegentlich dessen erster Rückreise Rußland 1528 verlassen. Vergl. Acta Tomiciana 10, Nr. 270, S. 254, und Russische Akten des Kopenhagener Staatsarchives, Russische historische Bibliothek 16, Nr. 12, S. 35 f.

[2]) Egelhaaf, Deutsche Geschichte im XVI. Jahrhunderte, 2, S. 193.

beiden Habsburger zu rechnen hatten, der Bündniswert Rußlands um ein bedeutendes gesunken. Karl mag, als er sich von seinem Bruder trennte, seiner früheren Übung getreu, die Abfertigung der russischen Gesandten wieder Ferdinand überlassen haben. Schon daraus, daß sich aber Ferdinand damit so wenig beeilte, können wir schließen, wie wenig Wert man jetzt auf den Abschluß eines Bündnisses mit Vasilij legte. Langsam zieht Ferdinand von Aachen heimwärts, um Böhmen und Mähren zu besuchen. Vom 17. April bis 30. Juni 1531 weilt er in Prag.[1]) Hier erst entläßt Ferdinand Bulgakov mit einem Schreiben an den Großfürsten. Er drückt darin sein Befremden darüber aus, daß die bevollmächtigten Gesandten, deren Ankunft Klintschitz nach seiner Rückkehr gemeldet habe, ausgeblieben seien. Mit Bulgakov sei es aber unmöglich gewesen, über die Vertragspunkte Verhandlungen zu pflegen, da er nur beauftragt war, die Bitte des Großfürsten zu übermitteln, man möge Gesandte zum Bündnisabschlusse nach Moskau senden. Der Kaiser habe ihm auch diesbezüglich vollständige Vollmacht gegeben. Nur wolle er sich länger überlegen, wen er an den Großfürsten senden solle.[2]) Dieses „länger" sollte fast ein halbes Jahrhundert währen, bis die Habsburger in ihrem eigenen Interesse wieder eine enge Verbindung mit den Rjuriks suchten. Ferdinand schickte zwar noch in den letzten Jahren seiner Regierung einen Gesandten nach Rußland, aber dies geschah nicht im Interesse Österreichs und seines Hauses, sondern betraf eine Angelegenheit des Reiches, nämlich Livland. Darüber in einem späteren Kapitel.

[1]) Stälin, Aufenthaltsorte Kaiser Ferdinands I., Forschungen zur deutschen Geschichte 1, S. 388.

[2]) Ferdinand an Vasilij, Prag, 1531, Mai 3. W. St. A. Russica, Koncept.

IV. Kapitel.

Habsburgisch-jagiellonische Familienbündnisse. Eine diplomatische Mystifikation und ihre politischen Folgen.

Karls V. und Ferdinands Aufmerksamkeit wurde nun zu sehr absorbiert durch die ungünstigen Verhältnisse im Reiche, wie sie der Augsburger Reichstag gezeitigt hatte. Die protestantische Minorität wehrte sich gegen die drohende Vergewaltigung durch die katholische Majorität; im Bunde von Schmalkalden schloß sie sich zu gemeinsamem Widerstande zusammen. So teilte sich die Nation in zwei feindliche Heerlager, die mehr als einmal während eines Jahrhunderts die Klingen kreuzten und sich gegenseitig schwere Wunden schlugen. Während der Kaiser, in seinem Innern ein überzeugter Katholik, eigentlich nur die Geschäfte der katholischen Majorität und des Papsttums besorgte, waren weder dieses noch jene jemals dem habsburgischen Hause hold. Die Wittelsbacher konnten es nie vergessen, daß ihnen Ferdinand in Böhmen und jetzt im Reiche anläßlich der römischen Königswahl den Rang abgelaufen hatte, „während Mitglieder ihres Stammes schon Kaiser und Könige gewesen, als die Ahnherren der Habsburger noch unter den Grafen gesessen.“ [1]) Wo sie es nur konnten, arbeiteten sie daran, die Macht des Hauses Habsburg an einer weiteren Ausbreitung zu verhindern und sie, wo es nur anging, zu untergraben. Schon seit seiner Wahl fand Johann Zápolya in ihnen einen warmen Förderer gegen Ferdinand; sie waren nahe daran, mit ihm ein Offensiv- und Defensivbündnis zu schließen, ja durch dessen Vermittlung sogar die Hilfe der Türken gegen die Habsburger in Anspruch zu nehmen. [2]) Aber

[1]) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation 3, Sämtliche Werke 3, S. 229.

[2]) Bucholtz, Geschichte der Regierung Ferdinands I. 4, S. 159 f.

auch dem Papste war der Kaiser zu mächtig. Mit Freuden ging Klemens VII. auf die ihm von Franz I. von Frankreich angebotene Verbindung ein, die ihm den Habsburgern gegenüber einen Rückhalt gab und im Interesse seiner Familie lag.[1]) Da Franz I. natürlich auch im Reiche, in Ungarn und an der Pforte stets sein möglichstes tat, alle habsburgfeindlichen Kräfte zu sammeln und zum gemeinsamen Kampf gegen diese anzustacheln, war der Kaiser und sein Bruder überall von Feinden umringt. Treffend wurde vom Kaiser gesagt, „daß er zwischen Frankreich, dem Sultan, dem Papste, der Doppelopposition im Reiche einem Fechter glich, der von mehreren zugleich angegriffen in geschickten Wendungen bald den, bald jenen ein wenig zurückwirft, um gegen den dritten und vierten einen Augenblick freie Hand zu haben; aber keinen hat er Muße, ganz zu beseitigen.“[2]) Die größte Gefahr aber drohte von den Türken.

Wenn sich Ferdinand auch bemühte, von der Pforte einen Waffenstillstand zu erreichen, Bemühungen, denen sich später auch der Kaiser anschloß, so waren doch alle derartigen Versuche ergebnislos. Ja im Sommer 1532 hatte sich der gewaltige Suleiman Kanuni, der Gesetzgeber, wie ihn die türkische Nachwelt nannte, an der Spitze eines großen Heeres aufgemacht, um die Macht der Habsburger und damit die letzte Schranke zur Erlangung der Weltherrschaft zu brechen. Allein an den Mauern des kleinen Güns schon sollte seine Siegeszuversicht zuschanden werden. Er wagte es nicht, trotzdem er großsprecherisch in einem Schreiben an Ferdinand diesen Wunsch früher ausgesprochen hatte,[3]) sich mit dem Kaiser in offener Feldschlacht zu messen. „Es war ein Gewinn auf immer, daß die Furcht vor den Kriegsrüstungen der Deutschen, der Eindruck ihrer Überlegenheit, dem Sultan den Kampf verleidete, ihn zum Rückzug bewog.“[4]) Allein es sollte auch lange Zeit währen, bis zum Kampfe gegen die Türken

[1]) Ranke, a. a. O. S. 313.

[2]) Droysen, Geschichte der preußischen Politik 2/2, S. 244.

[3]) Zinkeisen 2, S. 729.

[4]) Ranke, a. a. O. S. 309.

wieder ein so stattliches Heer versammelt war; nicht einmal Ungarn half es Ferdinand wieder zu erobern und ging tatenlos auseinander. Allein aber war Ferdinand nicht imstande, mit Zápolya abzurechnen; aber auch die Verhandlungen mit ihm führten erst nach Jahren zu einem Ergebnisse. Erst im Jahre 1538 im Großwardeiner Vertrage kam es zu einem Ausgleiche, der Ferdinand nach dem Tode Johann Zápolyas den Alleinbesitz von Ungarn sicherte. Aber dieser Vertrag hätte seine Garantie in einer großen Türkenliga zwischen Kaiser, Papst, Venedig, römischem König und Frankreich erhalten sollen, die aber, noch bevor sie in Aktion trat, in alle Winde zerstob und Venedig im ungleichen Kampfe mit dem übermächtigen Gegner sich selbst überließ. Die Aufteilung der europäischen Türkei hatte man zwar schon vorgenommen.[1]) Ohne Kampf ließ sich aber der Padischah weder auf dem Wege des Vertrages mit Johann Zápolya, noch auf dem der Gewalt gegen diesen Ungarn, das er als sein Eigentum ansah, entfremden. Ein Kampf aber war bei den Mitteln, die Ferdinand zugebote standen, aussichtslos. So verlegte man sich auf das Verhandeln, aber erst 1547, unter dem Eindrucke des Sieges von Mühlberg, den der Kaiser gegen die Schmalkaldener erfochten hatte, kam es mit der Pforte zu einem fünfjährigen Waffenstillstande.[2]) Der Religionszwist im Reiche und die feindselige Haltung Franz I., der noch dazu ein offener Bundesgenosse der Pforte geworden war, hatten in der Zwischenzeit immer verhindert, daß zu einer erfolgreichen Aktion gegen die Türken ausgeholt werden konnte.

Für Ferdinand aber hatten sich kurz nach dem Großwardeiner Vertrag in der ungarischen Frage neue Schwierigkeiten ergeben. Trotzdem es Anfang 1538 zur endgültigen Verlobung zwischen Sigismund August und Elisabeth, der Tochter Ferdinands I., gekommen war,[3]) ruhte Königin Bona, die nach dem Tode ihres Todfeindes, des Erzbischofs Jan Łaski, wie des Kanzlers Christoph Szydłoviecki und des

[1]) Ibid. 2, S. 777.

[2]) Ibid. 2, S. 864.

[3]) Przezdiecki, Jagiellonki Polskie w XVI. wieku 1, S. 103, Dogiel 1, S. 191 ff.

Vizekanzlers Tomicki den greisen Sigismund vollständig beherrschte und das Reich mit ihren Kreaturen wie Piotr Gamrat, Mikołaj Dzierzgowski, die sie beide nacheinander auf den Gnesner Stuhl erhob, und Sobocki, den sie zum Kronkanzler machte, regierte, nicht, bevor sie diese Verbindung paralysierte, da sie dieselbe nicht hindern konnte. Sie, „die an den königlichen Hof moralische Verderbtheit und Käuflichkeit, in das Reich Intrigen und Verwirrung gebracht hatte,“ [1]) war eine hartnäckige Feindin des habsburgischen Hauses, dem sie ihre Erhebung zur Königin Polens verdankte, geworden. Ihrem Ehrgeize sagte die entsagungsvolle Politik, wie sie Sigismund nach dem Wiener Kongresse, freilich weder immer konsequent noch freiwillig, wie wir gesehen haben, dem habsburgischen Hause zuliebe in Böhmen und Ungarn befolgte, nicht zu; sie dachte an die Versorgung ihrer Töchter und war geneigt, wenn notwendig, auch mit den Feinden des habsburgischen Hauses zu paktieren, wenn es in ihrem Interesse lag. So setzte sie es ihrem schwachen Gemahl gegenüber durch, daß in dem der Verlobung ihres Sohnes mit Elisabeth folgenden Jahre (1539) ihre älteste Tochter Isabella Johann Zápolya zur Frau gegeben wurde. [2]) Nun gipfelte aber der Großwardeiner Vertrag in der Bestimmung, daß Ungarn nach dem Tode Johann Zápolyas an Ferdinand falle. Sigismund, oder sagen wir besser Bona mußten nun aus begreiflicher Rücksicht auf die Zukunft ihrer Tochter und ihrer eventuellen Nachkommenschaft alles tun, um diesen Pakt nicht zur Durchführung kommen zu lassen. [3]) Als nun Zápolya im folgenden Jahre plötzlich starb, nachdem ihm seine Frau kurz zuvor einen Sohn geschenkt hatte, gelang es der Nationalpartei entgegen dem Großwardeiner Vertrag mit Hilfe der Türken, die Ferdinands Heer unter den Mauern von Ofen fast gänzlich vernichteten, den Besitz des Vaters für diesen letzteren zu behaupten. Diese Frau und ihr Sohn Johann Sigismund waren für das Verhältnis zwischen Österreich und Polen während ihres ganzen Lebens von größtem Einflusse. Ungarn hatte

[1]) J. Szujski, Dzieje polski 2, S. 250. Vergl. auch S. 236 f.

[2]) Dogiel 1, S. 132 ff.

[3]) Vergl. Bucholtz 5, S. 120 f.

jetzt an Polen einen Rückhalt, den es zu Lebzeiten Johann Zápolyas in dem Maße nie besessen hatte. Namentlich Bona tat alles, um die Bedrängung ihrer Tochter an den Habsburgern zu rächen und jeden Fortschritt Ferdinands in Ungarn zu hemmen.

Demgegenüber glaubte nun Ferdinand dadurch, daß er Sigismund August durch Familienbande an sein Haus fesselte, ein Gegengewicht zu bieten, das stark genug war, die habsburgfeindliche Strömung am Jagiellonenhofe zu binden. Allein diesmal versagte die im Knüpfen von Ehebanden sonst so glückliche Hand der Habsburger; nicht genug, daß zwei Frauen einem Schicksale geopfert wurden, das sie nicht verdienten, ihr Opfer, ein psychisches Martyrium schlimmster Art, nützte nicht nur nichts, sondern schadete direkt der Entfaltung der habsburgischen Macht nach dem Osten. Da es Bona nicht gelang, die Heirat ihres Sohnes mit Elisabeth, der Tochter Ferdinands, zu hintertreiben und entsprechend dem Bündnisvertrage zwischen Sigismund und Franz I. vom Jahre 1524, wie nach dem Rate des türkischen Gesandten, ihn mit einer Tochter Franz I. zu vermählen,[1]) rächt sie sich an ihrer Schwiegertochter. Zum Unglücke für Elisabeth hatte sie an Sigismund August einen charakterlosen, ausschweifenden Gatten, der damals noch wie sein Vater ganz unter dem Einflusse seiner Mutter stand, die, um das junge Paar zu trennen, selbst davor nicht zurückscheute, die niederen Leidenschaften ihres Sohnes anzustacheln. Ja die nach Rache dürstende und in ihren Mitteln skrupellose Italienerin, deren Eifersucht die Schönheit und Güte der jungen Habsburgerin wachgerufen hatte, machte sogar auf raffinierteste Weise den Versuch, angesichts des zu Petrikau versammelten Reichstages ihre Schwiegertochter in den Augen der Senatoren und Landboten in ihrer ehelichen Treue zu verdächtigen.[2]) Vater und Oheim, Ferdinand und Karl V., sehen sich gezwungen, bei Sigismund und Bona zu intervenieren, um den jungen Gatten auf seine Pflichten aufmerksam zu machen, der Elisabeth, allerdings

[1]) Przezdziecki 1, S. 103. Lanz, Korrespondenz Karls V. 2, Nr. 500, S. 373. Alberi, Relazioni I/3, S. 140f.

[2]) Przezdziecki (Szujski) 5. Dodatki S. 38f.

unter dem Einflusse der Mutter, unbekümmert in einer von Pest verseuchten Gegend zurückließ und selbst seinen Vergnügungen in Litauen nachging.[1]) Als es endlich gelingt, diese delikate Angelegenheit beizulegen, mußte die junge Fürstin nach kaum zweijähriger Ehe am 15. Juni 1545 das für sie im wahren Sinne des Wortes irdische Jammertal mit dem besseren Jenseits vertauschen, nachdem — so wollte es die Ironie des Schicksals — ihre Mitgift kurz vorher in klingender Münze an ihren Gatten war ausbezahlt worden.[2]) „Die ganze Welt aber bezichtigte Bona der Schuld, ihren Tod, wenn nicht direkt durch Mord, so indirekt durch ihre Intrigen hervorgerufen zu haben.“ [3]) Trotzdem Ferdinand mit Sigismund August als Schwiegersohn so schlechte Erfahrungen gemacht hatte, hatte er für ihn doch gleich wieder eine Braut bereit.[4]) Allein Sigismund August konnte weder auf diesen Vorschlag eingehen, noch dem heißen Wunsche seiner Mutter entsprechen, die ihn jetzt mit Margarete, der Tochter Franz I., vermählen wollte, da ihre früheren Bemühungen in dieser Richtung gescheitert waren, denn es fesselten ihn bereits zarte Bande an die schöne, in ihrem Rufe freilich nicht makellose Barbara Radziwiłł, die Witwe nach Stanislaus Gasztołd, dem Palatin von Troki, mit der er sich auch im September 1547 heimlich trauen ließ.[5]) Empört über diesen Schritt ihres Sohnes, den sie übrigens kaum für möglich halten, wollen weder Sigismund noch Bona von einer Anerkennung dieser Ehe etwas wissen; als nun der alte König am 1. April 1548 stirbt und Sigismund August, dem der Vater trotz des Widerstandes der herrschsüchtigen Mutter schon 1544 die Verwaltung Litauens vollständig anvertraut hatte, auch in Polen zur Herrschaft kommt, versteht Bona auf den vorbereitenden Landtagen wie auf dem Novemberreichstage in Petrikau durch ihre Anhänger so zu schüren, daß Senatoren und Landboten nicht nur die Krönung Barbaras verweigern, sondern auch von Sigismund verlangen, daß er sich von

[1]) Ibid. 1, S. 147, 153, 5. Dodatki S. 40—46.

[2]) Herberstein, Selbstbiographie l. c. S. 365.

[3]) J. Szujski, Dzieje Polski 2, S. 237.

[4]) Przezdziecki 5, S. LVII f.

[5]) Ibid. 1, S. 184, 2, S. 12, Anm. 1.

Barbara trenne.[1]) Sigismund August näherte sich nun in dieser bedrängten Lage den Habsburgern, um bei seinen inneren Schwierigkeiten an ihnen eine Stütze zu finden. Wirklich suchte auch der Kaiser noch 1548 zwischen Mutter und Sohn zu vermitteln.[2]) Mit Ferdinand aber schließt Sigismund August im Juli des nächsten Jahres (1549) zur Festigung seiner Position gegen seine eigenen Untertanen und seine Mutter einen Friedens- und Freundschaftsvertrag, der in der Folge unter dem Namen der Kompaktaten immer wieder erneuert wird.

Es handelte sich hier um eine Erneuerung und Erweiterung der Verträge zwischen Kasimir einer- und Albrecht VI. und Friedrich III. anderseits aus den Jahren 1462 und 1470, die auch beide in dem neuen Vertrag vollinhaltlich aufgenommen sind. Enthielt der Vertrag zwischen Kasimir und Albrecht VI. nur das Versprechen für sich und ihre Untertanen, nichts Feindseliges gegen den andern zu unternehmen und war noch nebenbei erwähnt, daß die beiderseitigen Untertanen in Zivil- und Kriminalfällen im Lande des anderen nach geltendem Rechte und unparteiisch behandelt werden sollen,[3]) so war im Vertrage zwischen Kasimir und Friedrich III. die Friedensgarantie auch auf die Nachkommen und Erben ausgedehnt, ja beide Teile verpflichteten sich, nicht nur keine Ansprüche auf die Länder des andern zu erheben, sondern auch aufständische Untertanen des anderen nicht nur nicht zu unterstützen, sondern zu deren Niederwerfung auch Hilfe zu bringen.[4]) Im Vertrage zwischen Ferdinand und Sigismund August wird nun außerdem gegenseitige Handels- und Schiffahrtsfreiheit, freie Werbung von Söldnern im Gebiete des andern, wie gute Münze garantiert und der Gerichtsstand gegen die beiderseitigen Untertanen in Zivil- und Kriminalfällen bis ins kleinste Detail festgesetzt, wie es ja bei Ländern, die infolge ihrer Nachbarschaft schon rege Beziehungen untereinander besitzen, die ein Herüber- und Hinüberfluten mit sich bringen,

[1]) Ibid. 1, S. 203 ff. J. Szujski, Dzieje Polski 2, S. 252 ff.

[2]) Przezdziecki 2, S. 3.

[3]) Dogiel 1, S. 161 f.

[4]) Ibid. 1, S. 163 f.

verständlich ist. So weit würde der Vertrag nur wirtschaftliche Bedeutung haben; allein er enthält in der Verpflichtung, die Feinde des andern nicht zu unterstützen, auch einen politischen Passus, der für Ferdinand von großem Werte war. Sigismund August verpflichtet sich nämlich, seinen Neffen Johann Sigismund Zapolya, und zwar um so mehr, da Ferdinand ihn und den Kaiser als Schiedsrichter zwischen sich und diesem bestimmt hatte, auch wenn dieser auf die vorgeschlagenen Bedingungen nicht eingehen sollte, weder direkt noch indirekt gegen Ferdinand zu unterstützen.[1]) Zum Verständnis dieses Vertrages und der darin dokumentierten Nachgiebigkeit des jungen Polenkönigs wird es auch gut sein, daran zu erinnern, daß niemand Geringerer als der in Großpolen allgewaltige Generalkapitän Andreas Górka, aus der in dieser Provinz einflußreichsten Familie, gleich nach dem Tode Sigismunds des Alten einer Erhebung Maximilians, Ferdinands ältesten Sohnes, auf den polnischen Thron das Wort sprach; er war auch einer der Senatoren, die Sigismund August am Petrikauer Reichstag hart zusetzten.[2])

Konnte also noch 1548 der venezianische Gesandte Lorenzo Contarini, als er von Ferdinand heimgekehrt war, vor dem versammelten Rate berichten, wie schlecht Ferdinand mit Sigismund und Bona stehe, ja es vielleicht auch mit dem Kaiser, wenn er nicht immer so weit entfernt weilte, schon zum offenen Bruche gekommen wäre,[3]) so schien jetzt das Verhältnis zwischen Ferdinand und Sigismund August, den der Venezianer als nicht vielversprechend bezeichnete,[4]) das allerbeste zu sein. Freilich sollte dies nur solange dauern, als der Polenkönig die Unterstützung der Habsburger im Streite mit seinen Untertanen nötig hatte. Und zum Dank für seine Nachgiebigkeit in der ungarischen

[1]) Ibid. 1, S. 213 ff.

[2]) J. Szujski, Dzieje Polski 2, S. 253, 255.

[3]) Alberi, Relazioni I/1, S. 549 ff. Angeblich soll das Verhältnis zwischen Kaiser und Sigismund sich auch durch die Einziehung Masowiens — der Venezianer macht daraus il ducato di Moscovia — verschärft haben. (Ibid. 1, S. 461.)

[4]) Ibid. I/1, S. 462 „non è uomo di molto speranza.“

Frage erscheinen auch Herberstein und Dr. Johann Lang als Gesandte Ferdinands am Petrikauer Reichstage von 1550, um zwischen ihm, seiner Mutter und seinen Untertanen zu vermitteln; dank ihrer Vermittlung wird Barbara auch am 7. Dezember 1550 gekrönt.[1]) Auch mit dem Kaiser schien das beste Einvernehmen zu bestehen, hatte dieser doch noch im Dezember 1549 den Vertrag zwischen Ferdinand und Sigismund August ratifiziert.[2]) Zwar hätte Sigismund auch den Einschluß des Reiches gewünscht, um dadurch die seit der Achtserklärung Albrechts von Preußen im Jahre 1530 und der Wahl eines neuen Hochmeisters in Deutschland wiederum im Reiche rege werdenden Ansprüche auf Preußen, Danzig, Thorn und Elbing aus der Welt zu schaffen, allein er mußte schon zufrieden sein, wenn der Kaiser bei der Machtstellung, die er nach der Schlacht von Mühlberg im Reiche einnahm, sich die Vermittlung seines Bruders gefallen ließ und nicht die Ratifikation von der preußischen Angelegenheit abhängig machte.[3]) Allein bald war es mit dieser Freundschaft zwischen dem jungen Polenkönige und den habsburgischen Brüdern zu Ende. Äußere Verhältnisse sollten da wieder Wandel schaffen.

Widerwillig nur hatte Isabella im Weißenburger Vertrage vom 19. Juli 1551 für sich und ihren Sohn auf Siebenbürgen gegen eine territoriale und finanzielle Entschädigung verzichtet. Nur die starke Hand des Bruders Georg hatte sie dazu genötigt. Unseliges Mißtrauen aber ließ Ferdinands Generale diesen einzigen Mann, der fähig war, Isabella und den Türken gegenüber das im Vertrage Errungene zu behaupten, ermorden.[4]) Jetzt drangen aber nicht nur die Türken wieder siegreich in Ungarn vor, sondern auch Isabella, wankelmütig und eine ebenbürtige Tochter der ränkesüchtigen Bona, auch unzufrieden mit ihrer Lage

[1]) Herberstein, Selbstbiographie l. c. S. 369 ff. Scriptores rerum Polonicarum 1, S. 288 f. Przezdziecki 1, S. 257.

[2]) Dogiel 1, S. 219 f.

[3]) Script. rer. Polon. 1, S. 287 f. Vergl. auch Biblioteka ordinacyi Krasińskich, Rok 1872, Kraków 1872, S. 71—95.

[4]) A. Huber, Die Erwerbung Siebenbürgens durch Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1551 und Bruder Georgs Ende. Archiv für österr. Geschichte 75, S. 481 ff.

seit der Abreise aus Siebenbürgen, nahm von allem Anfange an eine höchst zweideutige Haltung ein. Sie führte vom ersten Augenblicke ein Doppelspiel auf, indem sie einerseits Ferdinand gegenüber die immer Unterwürfige spielte, anderseits aber in Siebenbürgen, bei der Pforte und natürlich auch bei Frankreich sich stets als die widerwillig Entsetzte hinstellte und sich um ihre Wiedereinsetzung bemühte.[1]) Als nun Ferdinand im Jänner 1552 Herberstein und Dr. Johann Lang zum Petrikauer Reichstage abordnete, um Polens Hilfe gegen die Türken zu verlangen, waren sie erstaunt, wie ablehnend sich Sigismund August plötzlich gegen Ferdinand verhielt, dem er noch vor zwei Jahren wie seinem Vater entgegenkommen wollte. Man ließ sie gar nicht vor dem versammelten Reichstage sich ihrer Mission entledigen; freilich kam auch dieser infolge des scharfen Zwiespaltes zwischen Bischöfen einerseits, weltlichen Senatoren und der Szlachta anderseits wegen der Kompetenz der geistlichen Gerichte, die nicht nur für die von der katholischen Kirche Abgefallenen, sondern auch für die Katholiken durch die Einschränkung der persönlichen Freiheit von größter Wichtigkeit und prinzipieller Bedeutung war, zu keiner geordneten Beratung und verlief resultatlos. Die Senatoren aber, mit denen sie darüber sprachen, gaben zwar die Notwendigkeit eines gemeinsamen Unternehmens gegen die Türken zu, wiesen aber auf die allseits bedrängte Stellung Polens hin und vergaßen dabei nicht, gerade Herberstein gegenüber boshaft zu bemerken, daß er, beziehungsweise Kaiser Maximilian, Schuld daran trage, wenn es mit dem durch die Eroberung Kasans siegestrunkenen Zaren infolge des von Polen verweigerten Kaisertitels zum Kriege komme. Übrigens huldigte auch Sigismund August dem Grundsatze seines Vaters, den Frieden mit den Türken unter allen Umständen aufrecht zu erhalten; eben erwartete man die Rückkehr eines Kuriers, der für eine Gesandtschaft, als deren Haupt Marcin Zborowski, Palatin von Kalisz, ausersehen war, und die um eine Verlängerung des Waffenstillstandes bitten sollte, einen Ge-

---

[1]) A. Huber, Die Verhandlungen Ferdinands I. mit Isabella von Siebenbürgen 1551—1555, Archiv für österr. Geschichte 78, S. 1 ff.

leitsbrief der Pforte zu überbringen hatte. Herberstein verkannte auch nicht die allgemeine Abneigung der Polen gegen einen Türkenkrieg und betonte gegenüber seinem Auftraggeber, daß ein Bündnis höchstens durch ein unbedingtes Nachgeben in der preußischen Frage zu erkaufen wäre.[1]) Kurz nach ihrer Abreise erscheint ein französischer Gesandter, de la Vigne, bei Sigismund August in Danzig, der ihn dann nach Petrikau zu Isabella schickt. Dort finden nun nach dem Eintreffen des Polenkönigs Verhandlungen statt, denen auch ein eben eingetroffener türkischer Gesandter beigezogen wurde, die aber keinen andern Zweck verfolgten, als Isabellens Rückkehr nach Siebenbürgen zu ermöglichen. Auch der polnische Resident an der Pforte, Stanislaus Tęczynski, wird von Sigismund August in diesem Sinne instruiert.[2]) Und König Heinrich II. von Frankreich rühmt sich in einem Briefe an den Sultan vom 28. November dieses Jahres (1552), daß er durch de la Vigne verhindert habe, daß Sigismund August mit Ferdinand gemeinsame Sache gegen den Sultan gemacht habe; die Bundesgenossenschaft des mächtigen Polenkönigs sei nicht zu unterschätzen, um so mehr, als jener bezüglich der Wiedereinsetzung seines Neffen Johann Sigismund Zápolya in die diesem von Ferdinand entrissenen Länder mit ihnen gleichen Sinnes sei.[3])

Wieder einmal schien der Stern des Hauses Habsburg im Sinken. Denn während der Türke mit gewaltiger Macht im Osten heranrückte und Ferdinand für seine Lande zittern mußte, hatte sich im Westen, im Bunde mit den protestantischen deutschen Fürsten, der König von Frankreich, Heinrich II., erhoben, um dem Reiche Grenzlande zu entreißen, die erst nach drei Jahrhunderten das verjüngte Reich sich glorreich zurück erkämpfen sollte. Der stolze Kaiser, der nach dem Siege von Mühlberg so unüberwindlich und gewaltig erschien, er war in seinen eigenen Landen in seiner

---

[1]) Scriptores rer. Polon. 1, S. 49 ff. Herberstein, Selbstbiographie l. c. S. 390 ff. Szujski, Dzieje Polski 2, S. 264 ff. Wir sahen schon, daß nicht Herberstein, sondern Schnitzenpaumer Schuld daran trug, daß Vasilij in dem Vertrage von 1514 als Kaiser bezeichnet wurde.

[2]) Przezdziecki (Szujski) 5, S. XCIII.

[3]) Charrière, Négotiations de la France dans le Levant 2, S. 240, Anm. 2.

persönlichen Sicherheit bedroht und mußte krank die Flucht ergreifen. Und jetzt, da alles wankte, auch noch diese feindselige Haltung des Polenkönigs! Allein, nicht zum geringsten ein Verdienst der klugen Nachgiebigkeit Ferdinands, die alte Kraft des habsburgischen Hauses machte sich früher bemerkbar, als seine Gegner wähnten: Der Kaiser stand schon wieder an der Spitze eines achtunggebietenden Heeres am Rhein, um die Franzosen vom deutschen Boden zu vertreiben, Kurfürst Moritz von Sachsen aber, der durch seinen Verrat an all dem Unheil schuld war, war mit einem wenn auch kleinen Heere, das aber doch hinreichte, den Fortschritten der Türken Einhalt zu tun, Ferdinand zu Hilfe gezogen. Um Polen von einem allgemeinen antihabsburgischen Bündnisse unter französischer Patronanz fernzuhalten, dafür sorgte Ferdinand. Ihm waren die Umtriebe des französischen Gesandten in Polen, wie die feindselige Haltung Bonas und die Wankelmütigkeit Isabellas nicht entgangen. Er verbarg sich auch nicht den Ernst der Lage, wenn es Heinrich gelänge, seine Schwester an Sigismund August und seine Tochter an Johann Sigismund Zápolya zu verheiraten; er bittet daher den Kaiser, an Sigismund August, wie Bona und Isabella zu schreiben und sie zu ermahnen, den Weißenburger Vertrag nicht zu brechen und sich nicht in das französische Intrigenspiel einzulassen.[1]) Als aber der Kaiser die verlangten Schreiben schickt, und natürlich auch, um die Unterstützung des Bruders im Kampfe mit Frankreich zu erhalten, Ferdinand ermahnt, jeden Streit mit Isabella zu vermeiden, da dies ja von französischer Seite sehnlichst gewünscht werde und eine Einmischung der Türken nach sich ziehen würde, konnte Ferdinand bereits von einer günstigen Wendung berichten.[2]) Zwar unternahm es der Kaiser gelegentlich aufgefangener Briefe Heinrichs II. an Sigismund August und Isabella im März 1553 noch einmal, jenen vor den französischen Intrigen zu warnen, aber er gibt sich, trotzdem der Kurier ein Diener des Polenkönigs war, den Anschein, als ob er daran nicht glaube, daß Sigismund August selbst zu solchen Intrigen die Hand biete, sondern beklagt sich nur

[1]) Lanz, Korrespondenz Karl V. 3, Nr. 938.
[2]) Ibid. 3, Nr. 941/2.

über die Perfidie des französischen Königs, der das von seinem Vorgänger geschlossene Bündnis nicht nur gebrochen habe — vielleicht eine verblümte Mahnung an die Adresse des Polenkönigs, es mit dem Vertrage von 1549 nicht gleichzumachen — sondern auch seine eigenen Untertanen gegen ihn aufreize.[1])

Nur die Angst vor einem österreichisch-russischen Einverständnisse bewog Sigismund August, wie wir sehen werden, dazu, einer anscheinend so vorteilhaften Verbindung mit Frankreich zu entsagen und sich wieder enge an die Habsburger anzuschließen.

Wir haben die russisch-polnischen Beziehungen bis zum Jahre 1529 verfolgt. Damals erlitten die Gesandten Sigismunds in dem Bestreben, vor der Ankunft des Gesandten Ferdinands, Stephan Klintschitz, einen Frieden oder wenigstens eine Verlängerung des Waffenstillstandes zustande zu bringen, ein vollständiges Fiasko. Beiderseitige Klagen über Grenzverletzungen trotz des Waffenstillstandes sind in den folgenden Jahren die Signatur der russisch-polnischen Beziehungen. Im letzten Jahre aber vor dem Ablaufe des Waffenstillstandes (1532), der ja noch unter Vermittlung der habsburgischen Brüder und des Papstes abgeschlossen worden war, findet es Sigismund doch für angezeigt, zum Abschlusse eines Friedens oder einer Verlängerung des Waffenstillstandes wieder Gesandte nach Moskau zu schicken. Ivan Bogdanovič Sapieha, Palatin von Podlachien, der Marschall Matvej Vojtechovič Janovič und der Staatssekretär Pavel Vojtechovič Naruševič erscheinen in dieser Mission am Kreml. Aber an Smolensk und der Freigabe der Gefangenen, den alten Streitpunkten, scheitert jetzt nicht nur der Frieden, sondern auch ein längerer Waffenstillstand. Denn auf polnischer Seite gab man durch die Forderung, den Vertrag von 1449 zwischen Kasimir und Vasilij Vasiljevič, dem Geblendeten, als Verhandlungsbasis zu nehmen, trotzdem sich diese Verhältnisse inzwischen so sehr zu Ungunsten Polen-Litauens geändert hatten, wie dadurch, daß man auch eine Verlängerung des Waffenstillstandes anfangs von einer

---

[1]) Ibid. 3, Nr. 949.

territorialen Konzession abhängig machte, den Anlaß, daß man auch auf russischer Seite in seinen Forderungen nichts weniger als bescheiden war. So kommt es nur zu einem einjährigen Waffenstillstand bis Weihnachten 1534, denn mit Rücksicht auf die russischen Gefangenen, die schon seit dem Jahre 1514 in Litauen nach Freiheit schmachteten und deren Zahl ohnehin der Tod in den langen Jahren dezimiert hatte, war Vasilij zu keinem längeren Waffenstillstande zu bewegen.[1])

Aber schon im nächsten Jahre, im Dezember 1533, raffte der Tod den Großfürsten im kräftigsten Mannesalter dahin; an seine Stelle trat nun ein dreijähriges Kind, Ivan IV. Vasiljevič. Die vormundschaftliche Regierung führte seine Mutter Helene Glinskaja, die Nichte des Fürsten Michael Glinskij, den Vasilij noch kurz vor seinem Tode aus der Gefangenschaft, die er über ihn nach dem Versuche einer Flucht zu Sigismund im Jahre 1514 verhängt hatte, entlassen und zum Mitvormund über seinen Sohn bestellt hatte. Vasilij wußte, daß Michael Glinskij bei seinen ausgezeichneten Eigenschaften und seiner Kenntnis der westeuropäischen Politik das Reich gegen äußere Gefahren zu schützen wissen werde. Wenn diesen aber auch schon die Großfürstin im nächsten Jahre ihrem Günstlinge Fürst Ivan Ovčina-Telepnev-Obolenskij opferte und in das Gefängnis zurückbringen ließ,[2]) in dem er bald darauf starb, so ist doch sowohl von Helene als nach ihrem Tode auch von den Bojaren, selbst in der Zeit der heftigsten Parteikämpfe, der territoriale Besitz Rußlands mit bewundernswerter Konsequenz gewahrt worden.

Und wie schwierig war dies in dem Augenblicke, da die Feinde im Osten und Westen, Süden und Norden, jetzt nach dem Tode Vasilijs, der mit kräftiger und rücksichtsloser Hand das politische Erbe, das er von seinem Vater überkommen, nach innen und außen gewahrt hatte, sahen, daß ein schwaches Kind auf dem moskauischen Throne sitze. Wir sahen eben, auf wie schwachen Füßen der Frieden mit Polen stand, aber auch im Osten war

[1]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit Polen-Litauen I, Sbornik 35, S. 845 ff. (russ.).

[2]) Solovjev 6, S. 7 f. (russ.).

Vasilij nicht imstande gewesen, seinem Nachfolger ein ruhiges Erbe zu sichern. Kasan ward noch immer nicht in dauernde Abhängigkeit von Rußland gebracht und bedrohte durch seine dynastische Verbindung mit der Krim — hier wie dort herrschte ja das Haus Geraj — die Existenz des moskowitischen Staates.

In Polen knüpfte man natürlich an den Tod Vasilijs ebenso große Erwartungen, wie einst Alexander beim Tode Ivans mit Sicherheit auf Zwist und innere Unruhen im moskauischen Staate gerechnet hatte. Konnten nicht die Brüder Vasilijs Jurij und Andrej Anspruch auf den Thron erheben? Sollten sie sich einem Kinde beugen? Manches schien ja diese Erwartungen zu bestätigen, so der Sturz Glinskijs, die Gefangennahme Jurijs, dessen Los später auch Andrej teilte. Fürst Semën Bêlskij und Ivan Lackij, die zu Sigismund geflohen waren und diesen gegen Rußland aufstachelten, taten natürlich auch das Ihrige, um diese Hoffnungen zu nähren. Allein die kriegerischen Lorbeeren, welche Sigismunds Feldherrn zu pflücken hofften, sollten ihnen versagt bleiben. Der Kampf wogte hin und her und Augenblickserfolge des polnisch-litauischen Heeres machten die russischen Wojwoden wieder wett. Homel und Starodub wurden zwar den Russen entrissen, da sie zur selben Zeit ihr Augenmerk mehr den krimschen Horden, die wieder einen Einfall versuchten, zuwenden mußten, allein nicht nur Starodub ging wieder in kurzer Zeit verloren, sondern es gelang den Russen auch, sich neue befestigte Orte auf litauischem Boden zu schaffen, die ihnen nie mehr entrissen werden konnten. Freilich kam den Russen dabei zugute, daß in der Krim zwei Gerajs, Islam, der Sohn Muhammed-Gerajs, der den von Sultan Selim eingesetzten Seadet-Geraj zum Rücktritte gezwungen hatte, und der von Suleiman neu eingesetzte Sahib-Geraj um die Herrschaft rangen und man von Moskau aus in kluger Weise durch Unterstützung Islams den inneren Zwist der Horde förderte und diese so nach außen lahmlegen konnte.[1]) Sigismund sah endlich auch ein, daß auf kriegerische Erfolge nicht zu

[1]) Solovjev 6, S. 10 ff. Smirnov, Das Khanat der Krim unter ottomanischer Oberherrschaft, S. 397 ff. (russ.).

rechnen sei. Übrigens hatten die Litauer ein lebhaftes Interesse, daß ihrem Lande, das die verheerende Kriegführung der Russen so bitter empfand, die Ruhe wiedergegeben werde; so hatte es schon während der ganzen Dauer des Krieges von litauischer Seite nie an Versuchen gefehlt, Frieden oder Waffenstillstandsverhandlungen zu ermöglichen. Am Moskauer Kreml aber bestand man darauf, daß Sigismund seine Gesandten zuerst schicke; wirklich beugte sich auch der alte Sigismund vor dem sechsjährigen Kinde, das nach der Anschauung der russischen Bojaren die Stellung seines Großvaters und Vaters geerbt hatte und dem daher trotz seiner Jugend der Vorrang vor dem Könige gebührte.[1]) Ende 1536 erschienen die Gesandten Sigismunds in Moskau. Nach langwierigen Verhandlungen kommt wieder ein fünfjähriger Waffenstillstand (1537—1542) auf Grund des status quo zustande, denn der Großfürst beschließt mit den Bojaren — so heißt es in den offiziellen Protokollen — auf einen Waffenstillstand einzugehen, um die Hände gegen die Krim und Kasan frei zu bekommen.[2]) In der Krim rangen zwar noch Islam und Sahib-Geraj um den Thron des Khan, allein Rußland hatte von keinem, der den endgültigen Sieg davontrug, etwas zu hoffen. In Kasan aber war der von Vasilij noch eingesetzte Zar Enalej 1535 erschlagen und Safa-Geraj, der Neffe Sahib-Gerajs, wieder auf den Thron erhoben worden. Er machte sich auch Moskau sofort durch seine Einfälle wieder bemerkbar. Als aber Islam von einem nogaischen Fürsten getötet wurde und Sahib-Geraj unbestrittener Herr der Krim geworden war, da blieb Rußland nichts übrig als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und Safa-Geraj Anerkennung und Frieden zu gewähren.[3]) Auch war Sahib-Geraj kein gewöhnlicher Mann; sein vertrauter Umgang mit dem gewaltigen Suleiman Kanuni scheint in ihm den Ehrgeiz gezeitigt zu haben, gleichfalls als Reformator und Organisator im Innern seines Reiches zu wirken und nach außen ein grausamer Krieger zu werden. Er wollte nichts

[1]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit Polen-Litauen II, Sbornik 59, S. 37 (russ.).

[2]) Ibid. Sbornik 59, S. 81.

[3]) Solovjev 6, S. 29 ff.

weniger als aus den Nomaden feste Einsiedler machen, woran er allerdings scheiterte; aber er ist der Schöpfer der Kapy-Kulu, einer Truppe, die auf denselben Prinzipien der Ergänzung und Organisation aufgebaut war, wie die Janitscharen.[1]) So ist es begreiflich, wenn man in Moskau Kasan gegenüber einlenkte.

Im Juni desselben Jahres, in dem der Waffenstillstand mit Polen abgeschlossen wurde, hatte die moskauische Regierung noch einen Erfolg in der äußeren Politik zu verzeichnen. Die Statthalter von Novgorod schlossen mit Gustav Wasa einen sechzigjährigen Waffenstillstand (1537—1597), wobei sich Gustav sogar verpflichtet, im Falle eines Krieges weder Polen-Litauen noch dem livländischen Meister irgendwelche Unterstützung oder Hilfe gegen Rußland zu gewähren.[2])

So war dem Reiche wieder im Norden und Süden, Osten und Westen der Friede gesichert, natürlich bis auf die immer periodisch sich wiederholenden Einfälle der krimschen Tartaren, gegen die kein Vertrag und kein Tribut schützte. Man konnte nun am Kreml auch daran denken, dem Beispiele Ivans III. und Vasilijs zu folgen und die alten Beziehungen zu den Habsburgern wieder aufzunehmen. Wirklich hat schon Vasilij Grigorovič Morosov, der als Gesandter zu Sigismund geschickt wird, um den Schwur desselben auf den Waffenstillstand entgegenzunehmen, den Auftrag, freies Geleite für russische Gesandte an Karl V. und Ferdinand zu verlangen. Dem Könige seien ja — so hatte Morosov Sigismund zu sagen — die Beziehungen zwischen dem verstorbenen Großfürsten und dem Kaiser wie dem römischen Könige bekannt, ebenso daß Gesandte von beiden Seiten Polen-Litauen durchquerten, jetzt aber sei dies längere Zeit „der großen Entfernung wegen“ unterblieben; nun wolle der Großfürst dies wieder gut machen und seine „Botschafter“ oder einen „Gesandten“ an Karl wie Ferdinand schicken.[3]) Sigismund sagte dies auch zu, war er doch auch

---

[1]) Smirnov, Das Khanat der Krim. S. 412 ff.

[2]) Rydberg, Sverges traktater 4, Nr. 35, S. 181 ff.

[3]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit Polen-Litauen, Sbornik 59, S. 121 (russ.).

nach dem Wortlaute des Waffenstillstandes dazu verpflichtet; hingegen verweigerte er das freie Geleite für einen Gesandten an den moldauischen Wojwoden, den uns schon bekannten Peter Raresz.

Wir sahen schon oben, wie die intimen Beziehungen zwischen Raresz und Vasilij für Polen nichts Gutes ahnen ließen. Tatsächlich hatte der moldauische Wojwode auch 1531 losgeschlagen, wurde aber gleich anfangs von dem Krongroßhetman Jan Tarnowski bei Obertyn aufs Haupt geschlagen. Allein zu einer endgültigen Unterwerfung der Moldau in das frühere Vasallenverhältnis zu Polen kam es nicht. Peter Raresz verstand es zuerst Zápolya, dann Ferdinand, dem er sich ganz formell als Vasall der ungarischen Krone unterwarf, bei Sigismund vorzuschieben. Gerade anfangs 1537 weilte Hieronymus Łaski in seiner ersten Mission in Diensten Ferdinands — er hatte Zápolya verlassen und war habsburgischer Parteigänger geworden — mit dem Auftrage bei Sigismund, ihm die Vermittlung Ferdinands im Zwiste mit dem Wojwoden anzubieten.[1]) Und nun wollte es der Zufall, daß auch Morosov im Namen des Großfürsten für Peter Raresz den Frieden verlangte, denn — so lautet die Argumentation — der Wojwode sei Vasall Rußlands, Rußland stehe aber mit Polen-Litauen in Frieden; ja der Gesandte darf es nicht zugeben, — so lautete seine Instruktion — daß man den Wojwoden als königlichen Vasallen bezeichne.[2]) Die Gesandten Sigismunds hatten schon in Moskau, als an sie diese Forderung gestellt wurde, dieselbe damit zu parieren gesucht, daß sie sagten, Sigismund habe nur in seiner Eigenschaft als Großfürst von Litauen den Waffenstillstand geschlossen, der Wojwode aber sei Vasall des Königs von Polen. Allein der Erfolg, den sie damit erzielten, war gleich Null; die Bojaren antworteten ihnen ironisch, da könne auch der Großfürst von Novgorod aus den Krieg mit Sigismund von neuem beginnen, denn er habe ja den Waffenstillstand nur als Großfürst von Moskau

[1]) Bucholtz 4, S. 143 Anm., Hirschberg, Hieronym Łaski, S. 247 f. Żródła dziejowe 10, S. CXX ff.

[2]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit Polen-Litauen, Sbornik 95, S. 117 f. (russ.).

geschlossen.[1]) Es ist sicher, daß man in Moskau — ein, wenn auch schwieriger Verkehr war ja auf dem Wege durch die Krim möglich — intime Beziehungen zu Peter Raresz unterhielt. Gerade die russische Hilfe, die ihm wahrscheinlich in dem Vertrage, dessen Entwurf seinerzeit der russische Gesandte eventuell selbst durch Vernichtung vor dem Bekanntwerden in Polen-Litauen behüten sollte,[2]) zugesichert war, mag Peter Raresz als günstige Diversion der polnisch-litauischen Heeresmacht auch nach der Niederlage bei Obertyn (1531) zu seinem hartnäckigen Widerstande bewogen haben. Anderseits aber war die Haltung des Wojwoden sicher auch ein Antrieb für Sigismund in seinem Bestreben, von russischer Seite Ruhe zu bekommen. Wir sehen auch, daß Sigismund gleich nach dem Abschlusse der Verhandlungen in Moskau unter den Mauern von Lemberg das Adelsaufgebot des ganzen Reiches (pospolite ruszenie) versammelt, um sich mit ganzer Macht auf den Wojwoden zu werfen. Allein die versammelte Szlachta wandte sich statt gegen den äußeren Feind gegen den König und den Senat — letzteres nicht ohne Anstiftung Bonas — und zeigte der ganzen Welt ein Schauspiel politischer Anarchie; es ist dies der berüchtigte „Hahnenkrieg“ (wojna kokosza), der für die weitere Entwicklung des polnischen Staatslebens eine symptomatische Bedeutung erhielt. Suleiman, allerdings eine recht bedenkliche Hilfe, muß Sigismund zu Hilfe kommen; er setzte Peter Raresz ab und machte dessen Bruder Stephan VII. Lepuet zum Wojwoden der Moldau.[3])

Als anfangs Jänner 1538 Jurij Ivanovič Skobelcyn in seiner Mission an den Kaiser, Dmitrij Vasiljev als Gesandter an Ferdinand und Bogdan Loginov als Kurier an den Wojwoden der Moldau bei Sigismund in Petrikau erschienen, um freies Geleite durch Polen-Litauen zu verlangen, wird dies den ersteren gewährt, Loginov aber verweigert.[4]) Gewiß hätte man am liebsten auch den Durchzug zu Kaiser und

---

[1]) Ibid. Sbornik 59, S. 90.

[2]) Siehe oben S. 80.

[3]) Żrodła dziejowe 10, S. CXXIV f.

[4]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit Polen-Litauen, Sbornik 59, S. 130 ff. (russ.).

Ferdinand verwehrt, allein dazu fehlte eine Handhabe. Man beeilte sich aber mit dem Abschlusse des Heiratskontraktes zwischen Sigismund August und Elisabeth, wohl um zu verhindern, daß das Erscheinen russischer Gesandter an den habsburgischen Höfen für Polen unangenehme politische Folgen nach sich ziehen. Zwar hatte man sich ja 1530 verpflichtet, wenn Elisabeth 7 Jahre alt geworden, die endgültige Verlobung (sponsalia per verba de futuro) zu vollziehen,[1]) allein der Einfluß Bonas hätte jedenfalls noch weiter retardierend gewirkt, wenn ihm nicht in dem Erscheinen der russischen Gesandten ein Gegengewicht erstanden wäre. So aber kommt es mit den polnischen Gesandten, Johann Dantiscus, nunmehr Bischof von Ermeland, und Jan Latalski, Palatin von Posen, noch im Juni 1538 zum Abschlusse des Heiratskontraktes.[2])

Im März 1538 kamen Skobelcyn und Vasiljev an den Hof Ferdinands, der damals in Prag weilte;[3]) vom 4. April datiert auch schon der Geleitsbrief Ferdinands für Skobelcyn zu seiner Reise zum Kaiser.[4]) Vasiljevs Aufgabe erschöpfte sich darin, Ferdinand den Tod Vasilijs wie die Thronbesteigung Ivans anzuzeigen und ihn zu bitten, Skobelcyn so rasch als möglich an den Kaiser zu geleiten. Der Träger der eigentlichen Mission war Skobelcyn. Er soll den Kaiser erinnern, wie sich schon Vasilij bemüht habe, das Maximilianische Bündnis zu erneuern, allein trotz beiderseitiger Geneigtheit sei es aus „einigen Ursachen“ und der großen Entfernung ihrer Reiche nicht dazu gekommen. Auch den Großfürsten Ivan habe der weite Weg bisher daran gehindert, dem Kaiser den Tod seines Vaters und seine Thronbesteigung zu notifizieren, wie ein Bündnis anzubieten. Nun aber sei er zu diesem Zwecke an den Kaiser gesandt. Wenn der Kaiser wünsche, daß Ferdinand in das Bündnis eingeschlossen werde, so sei der Großfürst damit einverstanden.

[1]) Dogiel 1, S. 185.

[2]) Przezdziecki 1, S. 103.

[3]) Stälin, Aufenthaltsorte Kaiser Ferdinands I., Forschungen zur deutschen Geschichte 1, S. 390. Auf der lateinischen Übersetzung des Kreditivs für Vasiljev (W. St. A. Russica) der Kanzleivermerk „In mense Martij 1538“.

[4]) W. St. A. Russica, Konzept.

Ferdinand und der Kaiser sollen aber zum Abschlusse desselben ihre Gesandten an den Großfürsten schicken.[1]) Für Ferdinand gab es also nichts anderes zu tun, als Skobelcyn an den Kaiser zu geleiten und die Aufträge seines Bruders abzuwarten.

Wiederum waren die russischen Gesandten zu einer für ihre Mission wenig günstigen Zeit gekommen; war doch am 24. Februar 1538 mit Zápolya der Großwardeiner Vertrag geschlossen worden,[2]) der Ferdinand ja die Erwerbung Ungarns zu sichern schien. Durch die von polnischer Seite aber sofort nach dem Erscheinen der russischen Gesandten eingeleiteten Verhandlungen wegen der endgültigen Verlobung zwischen Sigismund August und Elisabeth schienen nun auch die Jagiellonen sich enger an die Habsburger anzuschließen. So hatte Ferdinand keinen Grund, die Mission Skobelcyns besonders zu fördern.

Das Unglück wollte es nun, daß Skobelcyn bei seiner Überfahrt nach Spanien von den damals das Mittelländische Meer fast vollständig beherrschenden Piraten mit seiner Begleitung und Habe gefangen genommen wurde. Die Überfahrt war noch dazu überflüssig, denn der Kaiser hatte sich am 25. April in Barcelona eingeschifft, um sich nach Nizza zu begeben, wo unter Vermittlung Papst Pauls III. eine Zusammenkunft zwischen ihm und Franz I. von Frankreich stattfinden sollte, an welcher der Papst selbst teilnahm.[3]) Aus der Begleitung des russischen Gesandten war es vier Personen doch zu entkommen gelungen, welche die Kunde von dem Vorgefallenen dem Kaiser brachten und damit die Befreiung Skobelcyns, die auch gelang, veranlaßten. Aber alle Papiere des Gesandten, so auch seine Instruktion waren unrettbar verloren. Alles, was er dem Kaiser über seine Mission mitteilen kann, gipfelt in dem Wunsche der moskauischen Regierung, das Maximilianische Bündnis zu erneuern. Für den Kaiser aber ist dies zu wenig; er will konkrete Vorschläge, die natürlich auch in der verloren gegangenen Instruktion nicht enthalten waren. Was dort

[1]) Instruktion für Vasiljev, W. St. A. Russica, russ. Originalrolle.

[2]) Huber 4, S. 63.

[3]) Baumgarten, Gesch. Karls V., S. 240 ff.

gestanden hat, war eben der russische Vorschlag, zur Erneuerung des Bündnisses von 1514 Gesandte nach Moskau zu schicken. Dort sollten nach alter Gepflogenheit die Verhandlungen über die einzelnen Punkte erfolgen, d. h. der alte Vertrag mit den sinngemäßen Änderungen einfach erneuert werden; für Rußland war er ja, da man auch jetzt an dem Programme Ivans und Vasilijs, der Revindikation der russischen Teile Litauens festhielt, noch immer aktuell. Der Kaiser nun überließ die weiteren Verhandlungen mit den russischen Gesandten wieder vollständig dem Bruder und blieb damit nur seinem Prinzipe getreu. Ferdinand erhält die Vollmacht, eventuell sogar das Bündnis abzuschließen.[1]) Allein es macht doch den Eindruck, als ob der Kaiser später anderen Sinnes geworden wäre. Die Kunde von dem Abschlusse des Großwardeiner Vertrages, wie auch der unter päpstlicher Vermittlung mit Franz I. zustande gekommene zehnjährige Waffenstillstand und die damit gebotene Aussicht einer großen Türkenliga ließ Karl V. hoffen, diesmal endlich ganz Europa gegen die Osmanen zu einen.[2]) Daß er dabei auch Polen eingeschlossen wissen wollte, ist selbstverständlich. Den Äußerungen des russischen Gesandten wird er aber wohl entnommen haben, daß es sich der moskauischen Regierung noch immer hauptsächlich um ein Bündnis gegen Polen handle. Und so scheint das kaiserliche Schreiben an Ferdinand vom 22. Mai gar nicht abgeschickt worden zu sein; denn der Kaiser, der mittlerweile nach Genua gefahren war,[3]) richtet von dort aus unter dem 22. Juni ein neues Schreiben an Ferdinand, worin nicht nur des früheren keine Erwähnung geschieht, sondern auch das Abenteuer Skobelcyns und sein Anbringen von neuem ausführlich erzählt wird. Auch hier spricht der Kaiser seine prinzipielle Zustimmung zu dem Bündnisse aus, diesmal aber unter der Einschränkung,

[1]) Karl V. an Ferdinand, Nizza 1538, Mai 22. Lanz, Korrespondenz Karls V., 2, Nr. 456. Stälin, Aufenthaltsorte Kaisers Karl V., Forschungen zur deutschen Geschichte 5, S. 573.

[2]) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 4, sämtliche Werke 4, S. 85 f.

[3]) Stälin, Aufenthaltsorte Kaiser Karls V., l. c. S. 573.

daß er nichts zulassen wolle, was ihre übrigen Bundesgenossen und hauptsächlich den König von Polen beleidigen oder dessen Verdacht erwecken könnte. Und der Kaiser wünscht, daß Ferdinand unter dieser Voraussetzung ganz nach seinem Gutdünken diese Angelegenheit ordne.[1]) Auch in seinem Schreiben an den Großfürsten betont der Kaiser seine Geneigtheit zum Abschlusse eines Bündnisses, bittet aber denselben, künftighin mit Rücksicht auf den weiten und noch dazu unsicheren Weg, wie dies das Schicksal Skobelcyns ja zur Genüge gezeigt habe, seine Gesandten nur zu Ferdinand zu schicken, der ja nicht nur Mitverbündeter sein solle, sondern auch von seinen Unternehmungen auf das genaueste unterrichtet sei; allem aber, was Ferdinand abschließen werde, erteile er im vorhinein seine Sanktion.[2])

Was Ferdinand mit Skobelcyn nach dessen Rückkehr aus Italien verhandelt hat, wissen wir nicht. Von Bedeutung waren diese Verhandlungen jedenfalls nicht, denn nach dem Abschlusse des Großwardeiner Vertrages und des Heiratskontraktes zwischen Elisabeth und Sigismund August hätte es für Ferdinand der Mahnung des Kaisers nicht bedurft, den König von Polen nicht zu beleidigen. Um Sigismund ja nicht zu verletzen, hat Ferdinand es wohl unterlassen, seinerseits einen Gesandten nach Rußland zu schicken. Und so kam es, daß die Sendung Vasiljevs und Skobelcyns eine Episode ohne alle weiteren politischen Folgen blieb. Man hatte sich also in Moskau vergebens bemüht, die alten Freundschaftsbande zu den Habsburgern von neuem zu knüpfen. Und es bedeutete auch für Rußland einen schweren moralischen Verlust, daß dieser Versuch mißlungen war. Seit 1515 war man eben auf habsburgischer Seite immer zu leicht geneigt, die Freundschaftsschwüre Sigismund des Alten und seines Sohnes für bare Münze zu nehmen; immer folgte die Enttäuschung auf dem Fuße. So auch jetzt; denn im nächsten Jahre nach der Rückkehr Skobelcyns und Vasiljevs erfolgte die Heirat Isabellas von

---

[1]) W. St. A. Russica, Orig.

[2]) W. St. A. Russica, Kop.

Polen mit Johann Zápolya, deren Bedeutung wir schon oben erörtert haben.

Während Skobelcyn auf der Reise zum Kaiser war, ging in Moskau eine bedeutungsvolle Änderung vor sich. Die Großfürstin Helene starb und es begann für das Reich wie den jugendlichen Großfürsten eine traurige Zeit. Die Bojaren rangen miteinander um den maßgebenden Einfluß auf die Leitung des Staates. Das Kind war ein Spielball in ihren Händen, dessen heiligste Gefühle zu verletzen sie sich nicht scheuten. Zur Beurteilung Ivans, den sein Volk mit dem Beinamen des „Furchtbaren" bezeichnet hat, und seiner Taten fällt diese traurige Zeit schwer ins Gewicht. Allein in einem muß man der Bojarenherrschaft Gerechtigkeit widerfahren lassen. Trotz des inneren Haders und einander beständig ablösender Staatsstreiche, die heute die Führer der herrschenden Partei ins Gefängnis und meist auch um ihre Köpfe brachten, um morgen wieder dieselbe Partei ans Ruder kommen zu lassen, wurde doch die Kontinuität in der äußeren Politik gewahrt und keine Handbreit Landes trotz der oft so schwierigen Verhältnisse geopfert. Auch jetzt wurde die äußere Politik im Geiste Ivans III. weitergeführt. Dabei bereitete noch Fürst Semën Bêlskij, der 1534 zu Sigismund geflohen war, seinem Vaterlande schwere Sorgen. Als er sah, daß für Sigismund im Kampfe gegen Rußland nicht die Lorbeern blühten, die er ihm versprochen, und ihm dadurch die Möglichkeit genommen war, mit dessen Hilfe das Großfürstentum Rjäsan, worauf er von seiner Mutter her Ansprüche zu haben glaubte, von Rußland loszureißen und sich ein selbständiges Fürstentum zu schaffen, begab er sich nach Stambul, um hier gegen Rußland zu wühlen und den Befehl an die krimsche Horde zu erwirken, ihm zur Eroberung Rjäsans gegen Rußland zu helfen. Und er erreichte auch sein Ziel, nachdem ihn der Tod Islams und der Triumph Sahib-Gerajs von der Gefahr, an Rußland ausgeliefert zu werden, befreit hatte. Er wurde der Berater Sahib-Gerajs in seinen Anschlägen auf Moskau, die in dessen Neffen Safa-Geraj, dem Khan von Kasan, werktätige Unterstützung fanden.[1])

[1]) Solovjev 6, S. 26 ff. (russ.).

Sigismund war anfangs — hatte er doch soeben mit Rußland einen fünfjährigen Waffenstillstand abgeschlossen! — gar nicht gesonnen, sich durch Bêlskij in einen neuen Kampf verwickeln zu lassen, aber hatte nichts dagegen, wenn ohne seine Bemühungen die krimschen Tartaren in Rußland einfielen und dankte Bêlskij für die Dienste, die er ihm diesbezüglich beim Khane der Krim erwiesen habe.[1]) Schließt man doch polnischerseits mit Sahib-Geraj sogar einen Bundesvertrag ab, worin man sich nicht nur die von Ivan III. und Vasilij entrissenen Gebiete, sondern sogar Novgorod und Pskov vom Khane schenken läßt, der diese Gebiete Rußland abnehmen will; natürlich bedingt sich der Khan reichliche Geschenke, oder weniger euphemistisch ausgedrückt, einen ganz ansehnlichen Tribut aus, der in zwei Jahresraten fällig ist.[2]) Zwar machte man auch in Moskau Versuche, Semën Bêlskij auf gütlichem Wege unter Zusicherung voller Amnestie zur Rückkehr nach Rußland zu bewegen. Dies tat schon die Großfürstin Helene und später folgten auch die Bojaren ihrem Beispiele.[3]) Allein vergebens! Aber auch der Khan hatte sich zuviel zugetraut und zuviel versprochen. Als er im Sommer 1541 mit seiner ganzen Horde unter Führung Bêlskijs gegen Rußland aufbrach, während Safa-Geraj von Osten her ihn unterstützen sollte, versäumte er, durch den Widerstand eines seiner Mursen gehemmt, die richtige Zeit zum Übergange über die Oka und gab den russischen Wojwoden die Gelegenheit, die strategisch wichtigen Punkte zu besetzen. Er konnte sich den Übergang nicht erzwingen und trat überrascht und verstimmt über den unerwarteten Widerstand den Rückzug an.[4]) So wurde es also diesmal nichts aus einer Züchtigung Rußlands und der Schenkung von Gebieten an Polen-Litauen, die der Khan zu erobern gehofft hatte.

Dieser Mißerfolg des Khan hat wahrscheinlich nicht wenig dazu beigetragen, daß es 1542 wieder zu einer Ver-

---

[1]) Akten zur Geschichte Westrußlands 2, Nr. 206, S. 372 ff. (russ.).

[2]) Ibid. 2, Nr. 200, S. 362 ff.

[3]) Ibid. 2, Nr. 211, S. 375, Solovjev 6, S. 27 f.

[4]) Smirnov, das Khanat der Krim etc. S. 416, Solovjev, S. 72 ff. (russ.).

längerung des Waffenstillstandes zwischen Rußland und Polen-Litauen kam. Ohne die Waffenruhe mit Sigismund wäre es der moskauischen Regierung wohl kaum möglich gewesen, den Khan der Krim mit Erfolg abzuwehren, denn ein Kampf nach drei Fronten wäre zu ungleich gewesen. Und so geht auch, da dieser ihrem Ende naht, von russischer Seite der erste Anstoß zu ihrer Erneuerung aus. Aber auch der alte, gebrechliche Sigismund, dem die Entwicklung der inneren Verhältnisse schwere Sorge genug machte, war einem neuen Kampfe abgeneigt. Und so erscheinen wenige Wochen nach dem Staatsstreiche, durch den sich in Moskau die Familie Fürst Šujskij wieder in den Besitz der Macht gesetzt hat, die Gesandten Sigismunds in Moskau. Nach dem traditionellen gegenseitigen Überbieten und Feilschen kommt es auf Grundlage des abgelaufenen zu einem neuen siebenjährigen Waffenstillstande (1542—1549).[1])

Vielleicht hat der abermalige Umsturz der Verhältnisse in Moskau, hervorgerufen durch die erste selbständige Verfügung des dreizehnjährigen Großfürsten, die dem schlimmsten Oligarchen Andrej Michailovič Šujskij Freiheit und Leben kostete, es verhindert, daß man die Gelegenheit friedlicher Beziehungen zu Polen-Litauen benutzte und seine Gesandten zu den Habsburgern schickte. Auch die folgenden Jahre der Regierung des noch so jugendlichen Herrschers waren angefüllt mit Ächtungen und Begnadigungen der Bojaren, die im Reiche noch immer schalten und walten wollten, wie sie es seit dem Tode der Großfürstin Helene gewohnt waren. Namentlich die Šujskij setzten alles daran, die frühere Macht wieder an sich zu reißen. Der junge Großfürst aber, dessen Selbständigkeit und Energie die Bojaren überrascht hatte, gab, noch nicht 17 Jahre alt, einen neuen Beweis seiner merkwürdig frühen Reife. Am 17. Jänner 1547 ließ er sich in der Uspenskij-Kathedrale vom Metropoliten Makarij feierlich krönen. Weder Ivan III. noch Vasilij taten dies; nur der Enkel

[1]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit Polen-Litauen, Sbornik 59, S. 143 ff.

Ivans III., der später so unglückliche Dimitrij, der Vasilij unter dem Einflusse der ehrgeizigen Sophie auf Befehl des Großvaters Krone und Freiheit lassen mußte, war von seinem Großvater auf ebenso feierliche Weise gekrönt worden. Er ging aber noch einen Schritt weiter. Was weder Ivan III. noch Vasilij trotz allen Machtgefühls gewagt hatten, dazu entschloß sich ihr Sohn und Enkel: Ivan Vasiljevič nahm den Titel eines „Zaren" an. Höchstens Livland gegenüber gebrauchte Ivan III. diesen Titel. Ivan IV. aber nannte sich jetzt „Zar und Großfürst von ganz Rußland". Man versteht erst die Bedeutung dieses Schrittes zu würdigen, wenn man sich erinnert, daß seit dem Sturze des byzantinischen Reiches nur den Tartarenkhanen von russischer Seite dieser Titel gegeben wurde. Die Jahrhunderte währende Knechtung durch die Tartaren hatte aber selbst nach der Abschüttelung dieses Joches in den Herzen eines Ivan III. und Vasilij den größten Respekt vor den Khanen der zersplitterten Kipčakhorde zurückgelassen. Selbst dem Kaiser hielt man sich am Moskauer Kreml für ebenbürtig, aber vor den Khanen war man immer demütig und unterwürfig. Für das Verhältnis zu Polen-Litauen aber sollte dieser Schritt von größter Bedeutung werden, denn dort erweckte jede wenn auch nur moralische Hebung des Prestiges Moskaus sofort die schlimmsten Befürchtungen wegen einer vergrößerten Anziehungskraft Rußlands auf die russischen Teile Litauens.

Einige Wochen nach seiner Krönung hielt Ivan IV. seine Hochzeit mit Anastasia Romanovna aus der einflußreichen Bojarenfamilie der Zacharjin-Koškins. Diese Ehe wurde für Rußland von größter Bedeutung; denn Anastasia verdanken die Romanovs ihr Emporkommen und dadurch mittelbar auch ihre Erhebung auf den moskauischen Zarenthron nach der Vertreibung der Polen im Jahre 1613. Der Großfürst motivierte selbst diesen Schritt damit, daß er gefürchtet habe, mit einer ausländischen Prinzessin wegen der Verschiedenheit ihrer Gewohnheiten nicht leben zu können, um so mehr, als er so frühzeitig Vater und Mutter verloren habe. Er gibt auch zu, daß er selbst daran gedacht habe, bei einem „Könige" oder „Zaren" um eine Frau

anzuhalten.[1]) Wir wissen auch von einer derartigen verblümten Anfrage in Polen aus dem Ausgange des Jahres 1543.[2]) Man scheint es aber dort nicht der Mühe wert gehalten zu haben, darauf zu antworten, trotzdem es Sigismund und Bona an Töchtern nicht gebrach. Man fühlte sich kulturell zu erhaben über Rußland und scheute deshalb vor einer solchen Verbindung zurück. Für Europa hätte allerdings eine solche Familienverbindung bei dem Aussterben der Jagiellonen von den bedeutsamsten Folgen werden können.

Es nahte das Jahr 1549, in dem der siebenjährige Waffenstillstand zwischen Rußland und Polen-Litauen zu Ende ging. Vorsichtigerweise hatte man bei seinem Abschlusse von russischer Seite darauf gedrungen, daß auch Sigismund August eingeschlossen werde. Und dies war klug. Denn noch vor Ablauf desselben am 1. April 1548 stirbt der alte Sigismund. Zwar hätte Sigismund August auch im anderen Falle wohl kaum zum Schwerte gegriffen; sahen wir doch, welche Schwierigkeiten ihm seine eigenen Untertanen wegen seiner Ehe mit Barbara Radziwiłł machten! Es ist daher begreiflich, wenn die russische Anregung, die Waffenruhe zu verlängern, auf fruchtbaren Boden fiel. Denn auch der Zar hatte Grund, sich die Hände im Westen freizuhalten. Mit Tränen in den Augen war er im Frühjahr 1548 von einem Zuge gegen Kasan zurückgekehrt, der durch die Ungunst der Elemente verlustvoll und total mißlungen war.[3])

Unter solchen Auspizien treffen die Gesandten Sigismund Augusts im Jänner 1549 am Kreml ein. Schon war man nach dem alten Geplänkel entschlossen, den Waffenstillstand auf fünf Jahre zu erneuern, als sich plötzlich ein neues unerwartetes Hindernis zeigte. Die Gesandten erkennen den Titel „Zar“ nicht an und weigern sich, denselben ins Waffenstillstandsinstrument aufzunehmen, trotzdem sie von den Bojaren auf die Krönung Ivans und sein angeb-

[1]) Solovjev 6, S. 52 ff. (russ.).

[2]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit Polen-Litauen, Sbornik 59, S. 228 (russ.).

[3]) Solovjev 6, S. 77 (russ.).

liches Anrecht auf diesen Titel von seinen Vorfahren her aufmerksam gemacht werden. Für den Stolz des Zaren war dies wahrlich eine harte Belastungsprobe. Und er berät sich auch darüber mit seinen Bojaren. Nur mit Rücksicht auf den bevorstehenden Kampf mit der Krim und Kasan entschließt sich der Zar zu folgendem Auswege: im russischen Pare soll der Titel „Zar" stehen, im polnischen darf er fehlen, denn dies sehe ja ohnehin niemand, weil es in der Schatzkammer des Zaren aufbewahrt werde.[1])

Und man tat recht daran. Denn kurz nach dem Abschlusse der Verhandlungen noch im selben Monate März kommt die Nachricht vom Tode Safa-Gerajs, des Khans von Kasan, nach Moskau.[2]) Nach dreijährigem Kampfe und nach nicht geringen Anstrengungen wurde Kasan endlich am 2. Oktober 1552 von einem gewaltigen russischen Heere (150.000 Mann mit 150 Geschützen) unter Führung des Zaren selbst eingenommen. Ein Erfolg von ungeheurer Bedeutung! Man hat mit Recht darauf hingewiesen, was die Eroberung dieses Tartarenreiches, das für Rußland eine viel größere Gefahr in sich barg, weil es nicht wie die krimsche Horde durch eine breite Steppe getrennt war, sondern knapp vor dessen östlichen Toren stand, bedeutete. Die Wolga, längs deren Ufer im Oberlaufe die russische Kolonisation gegangen war, sie war jetzt und nach der bald darauf erfolgten Eroberung Astrachans, einer natürlichen Folge des Falles von Kasan, ein russischer Fluß geworden und damit der russischen Kolonisation und dem russischen Handel nach Osten ein unschätzbares Verkehrsmittel gegeben. Und dankbar gedenkt das russische Volk auch der Wohltaten dieses Stromes und nennt ihn „Mütterchen Wolga". In den Augen des russischen Volkes mußte die Eroberung eines Reiches der Tartaren, in denen es durch Jahrhunderte seinen Herrn zu sehen gewohnt war, als eine noch größere Heldentat erscheinen als der Sieg Dmitrij Donskojs — es war der erste russische Sieg über die goldene Horde — auf den Kulikovschen Feldern. Und

---

[1]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit Polen-Litauen, Sbornik 59, S. 285 ff. (russ.).

[2]) Solovjev 6, S. 78 (russ.).

jeder, der noch heute das russische Volk zu beobachten Gelegenheit hat, wird Solovjev auch beistimmen, wenn er sagt, daß die Tat Ivan Vasiljevičs auf das russische Volk einen gewaltigeren Eindruck ausgeübt hat als die Reformen und Siege Peter des Großen auf seine Zeitgenossen; denn die Eroberung Kasans habe jeder Russe als unbedingt notwendiges und geheiligtes Unternehmen zur Verteidigung der Christenheit vor dem Halbmonde und zum Schutze der bisher immer verheerten russischen Gebiete, wie zur Befreiung der christlichen Gefangenen angesehen, die Eroberung der baltischen Provinzen aber sei ja auch die Durchführung einer großen Idee gewesen, für die aber ebenso wie für seine Reformen nur wenige Zeitgenossen wirkliches Verständnis gehabt haben.[1]) Mit dem Falle Kasans war auch das Schicksal des Schwesterreiches Astrachan, das gleich Kasan und Krim in der Zeit der Zersplitterung der goldenen Horde sich gebildet hatte, endgültig besiegelt. Ohne besondere Anstrengung, mit einem Heere von nur 30.000 Mann nahm Fürst Jurij Ivanovič Pronskij am 2. Juli 1554 Astrachan widerstandslos ein.[2]) Diese Erfolge aber äußerten sich naturgemäß auch in den Beziehungen zu Polen.

Im Sommer 1550 war ein Gesandter Sigismund Augusts beim Zaren erschienen, um Klage über Grenzverletzungen wie die schlechte Behandlung der litauischen Juden zu führen, da doch laut des Waffenstillstandes den beiderseitigen Untertanen in Rußland wie Polen-Litauen Handelsfreiheit zugesagt war.[3]) Aber Ivan ist unerbittlich; er erklärt dem Polenkönige kategorisch, er wolle von den Juden überhaupt nichts mehr wissen und diese dürfen ihrer „bösen Taten“ wegen sein Reich nicht mehr betreten. Übrigens rechtfertigt er dieses Verbot mit dem Hinweise auf andere Länder wie die Walachei, in der ähnliche Maßnahmen getroffen worden seien.[4]) Der Zar schickte nun seinerseits einen Gesandten an Sigismund August, der die bisherigen

[1]) Ibid. 6, S. 115 ff.

[2]) Ibid. 6, S. 126 f.

[3]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit Polen-Litauen, Sbornik 59, S. 333 ff. (russ.).

[4]) Ibid. S. 341 f.

Mißerfolge in dem Feldzuge gegen Kasan soviel als möglich vertuschen und die Lage im günstigsten Lichte darstellen sollte. Auch war es für den Zaren von größter Wichtigkeit, jetzt etwas Genaueres über die Beziehungen zwischen König und Khan der Krim zu erfahren; allerdings hatte Ivan sehr viel Glück, denn Sahib-Geraj fiel 1551 den Intrigen an der Pforte zum Opfer, da den türkischen Würdenträgern sein gutes Einvernehmen mit Suleiman schon lange ein Dorn im Auge war, und wurde durch seinen Neffen Devlet-Geraj ersetzt, der natürlich einige Zeit brauchte, bis er sich auf dem Throne befestigte, und den Zaren dadurch in seinen Unternehmungen gegen Kasan nicht behindern konnte. Der Zar war übrigens auch über die inneren Vorgänge Polen-Litauens gut unterrichtet, denn er beauftragt seinen Gesandten nachzuforschen, wie der König mit seinen Untertanen stehe.[1]) Allein gerade diese Gesandtschaft sollte der Anlaß sein, daß das Verhältnis zwischen König und Zar sich bedenklich zuspitzte. Der russische Gesandte weigert sich nämlich, ein Schreiben des Königs anzunehmen, weil darin der Titel „Zar“ fehlt. Sigismund August schickt dann einen eigenen Gesandten im Sommer 1551 mit diesem Schreiben nach Moskau. Der Zar beschließt nun zwar, mit den Bojaren — wiederum natürlich aus Rücksicht auf Kasan — dieses Schreiben anzunehmen, allein in seiner Antwort nennt er Sigismund August nur „Großfürst von Litauen“, und nun läßt der litauische Gesandte dieses Schreiben zurück.[2]) Im Februar 1552 erscheint wieder ein königlicher Gesandter in Moskau und diesmal, um Ivan nachgiebiger zu stimmen, mit einigen hervorragenden russischen Gefangenen als Geschenk des Königs an den Zaren; allein Ivan bleibt hart, denn der Titel „Zar“ war wieder ausgelassen. Und so lautet das Antwortschreiben wieder nur auf den Großfürsten von Litauen.[3]) Nun wird man aber in Litauen

---

[1]) Ibid. S. 343 f., Smirnov, Das Khanat der Krim etc., S. 416, 422 (russ.).

[2]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit Polen-Litauen, Sbornik 59, S. 349 ff.

[3]) Ibid. S. 354 ff.

unruhig, denn der Waffenstillstand währte nur mehr zwei Jahre, gerade noch Zeit genug, um Verhandlungen wegen seiner Erneuerung einleiten und durchführen zu können. Litauen mußte aber bei einem Kriege in erster Linie die Kosten dieses Titelstreites tragen. So schickte auch der litauische Senat noch im Herbste dieses Jahres einen Boten an die russischen Bojaren, um diese zu ersuchen, auf den Zaren einzuwirken, daß er sich zu einer Verlängerung des bald zu Ende gehenden Waffenstillstandes verstehe. Im Vollgefühl des eben erfochtenen Sieges über Kasan wird dieser Bote vom Metropoliten Makarij und den Bojaren empfangen.[1]) Die Antwort aber überbringt den litauischen Senatoren anfangs 1553 ein eigener russischer Kurier. Sie klingt aus in der energischen Forderung, der König möge Ivan den Titel „Zar“ nicht weiter verweigern und wie es seit den Tagen Kaiser Maximilians üblich, zuerst seine Gesandten nach Moskau schicken.[2]) Man kann sich denken, mit wie geteilten Gefühlen die Senatoren und König Sigismund August, der damals in Litauen weilte und mit dessen Zustimmung natürlich die Senatoren dieses Ansuchen in Moskau gestellt hatten, diese Nachricht aufgenommen haben werden.

Und da platzte nun zum Überflusse wie eine Bombe noch ein Schreiben des Kardinals Maffei, des stellvertretenden Protector Poloniæ, herein, in dem nichts Geringeres stand, als daß Ivan unter gewissen Bedingungen, darunter der Verleihung der königlichen Insignien, mit dem Papste wegen seiner Unterwerfung unter die Gebote der katholischen Kirche verhandle, und daß niemand Geringerer als der Kaiser selbst ihn darin bei der Kurie unterstütze.[3]) Jetzt nach dem ungeheuren Erfolge, der Eroberung Kasans, der ohnehin das Prestige des Zaren beängstigend steigerte, nun auch noch diese Kunde aus Rom! Der König war sich über die Abwehr augenblicklich gar nicht im klaren, er eilte zunächst nach Polen, um mit den polnischen Senatoren darüber zu beraten. Aber eines wollte er gleich verhindern:

---

[1]) Ibid. S. 362 ff.

[2]) Ibid. S. 369 ff.

[3]) Scriptores rer. Polon. 1, S. 65 und 66 f.

der päpstliche Bote mit den königlichen Insignien durfte, wenn er schon auf dem Wege sein sollte, wenigstens sein Reiseziel nicht erreichen. Er wendet sich daher noch auf der Reise an Albrecht von Preußen und bittet ihn, dies zu verhindern und im gleichen Sinne beim Könige von Dänemark und dem livländischen Meister zu wirken.[1]) Aber Albrecht ist zu vorsichtig, es sich dadurch vielleicht mit dem Kaiser vollends zu verderben, wenn er so aus seiner Reserve heraustrete und dem Könige von Dänemark und dem livländischen Meister empfehle, den Überbringer der Königskrone, der doch sicher über päpstliches und kaiserliches Geleite verfüge, abzufangen. Er betont daher Sigismund August gegenüber, daß er sich selbst viel besser an diese Fürsten wenden könne, und rät ihm, rasch einen Gesandten an die Kurie zu senden, inzwischen aber inoffiziell durch einige Litauer den Zaren beim Papst soviel als möglich zu diskreditieren.[2])

Und tatsächlich eilt auch in der zweiten Hälfte des Monats Februar (1553) Albert Kryski als Spezialgesandter des Königs nach Rom, wo ohnehin Adam Konarski als polnischer Resident weilte, der schon seinerseits, ohne einen Auftrag abzuwarten, im polnischen Interesse an der Kurie arbeitete. Kryski sollte zuerst dem Papste darlegen, daß es Ivan gar nicht in den Sinn käme, vom Schisma abzulassen; er gebe dies nur vor, um den Königstitel zu erlangen und dadurch sein Prestige zu erhöhen. Wie hartnäckig die Russen in der Ketzerei seien, beweise die Vergangenheit und vor allem das Los Isidors, der nach der Heimkehr vom Florentiner Konzil das Gefängnis mit dem Metropolitenstuhle vertauschen mußte. Übrigens scheute sich auch Sigismund nicht, den wahren Grund seiner Aktion anzudeuten, indem er darauf hinweist, daß ein von Rom gekrönter König in Moskau für die russischen Teile seines Reiches ein gefährlicher Anziehungspunkt sein würde, zumal seine russischen Untertanen schon jetzt es schwer ertragen, einen König anderen Bekenntnisses zu haben und den Katho-

[1]) Ibid. 1, S. 67.
[2]) Ibid. 1, S. 67 ff.

liken gegenüber zurückgesetzt zu werden. An einen Frieden aber zwischen Polen-Litauen und Rußland sei nicht zu denken, weil dieses sich nie entschließen würde, die widerrechtlich entrissenen Gebiete herauszugeben. Auch läßt der König geschickt Kryski darlegen, daß auf eine russische Hilfe gegen die Türken aus geographischen Gründen unmöglich zu rechnen sei, die Russen übrigens auch dann von den Tartaren daran gehindert werden würden, wenn er ihnen den Durchzug durch sein Reich gestatten würde, was er bei dem räuberischen Charakter der Russen nicht tun könne.[1]) Wenn Kryski aber sehe, daß die Sache bei der Kurie nicht zu hintertreiben sei, dann muß er darauf bestehen, daß dies nur unter Bedingungen geschehe, welche der König zu dem Zwecke vorschlage, daß ein Rückzug Ivans in das Schisma ausgeschlossen sei. In Wahrheit sollten diese Bedingungen die Union verhindern, denn der König wie sein Vater und Onkel Alexander hatten zu oft den russischen Stolz kennen gelernt, als daß er nicht genau wußte, daß man sich am Kreml nie dazu verstehen werde, den obersten Kirchenfürsten und noch zwei andere Bischöfe sich stets aus Rom zu holen, was man Konstantinopel noch vor dem Jahre 1453 verweigert hatte. Auch darf nach der Ansicht Sigismunds nur der Titel eines Königs von Moskau verliehen werden, denn Rußland habe immer den Jagiellonen gehört (!) und auch er besitze noch heute den größeren (!) Teil mit dem alten Fürstensitze (Kiev).[2])

Und so sehr fürchtete Sigismund August eine Union Moskaus mit Rom, daß er mit diesem Schritte noch immer nicht genug getan zu haben glaubte.

Auch die Senatoren müssen sich an Julius III. und das Kardinalskollegium in besonderen Schreiben wenden, um diese Gefahr abzuwenden.[3]) Und nicht genug damit! Auch der Kaiser sollte bewogen werden, von der Unterstützung Ivans zur Erlangung der Kaiserkrone abzustehen. Und da

---

[1]) Fiedler, Ein Versuch der Vereinigung der russischen Kirche mit der römischen. Sitzungsberichte der Wiener Akademie phil.-hist. Kl. 40, Beilage IV, S. 108 ff.

[2]) Scriptores rer. Pol. 1, S. 69 ff.

[3]) Ibid. 1, S. 72 ff.

Sigismund August, wohl infolge seiner Verhandlungen mit Heinrich II. von Frankreich, sein Gewissen nicht ganz rein fühlte, wandte er sich an seinen Schwiegervater König Ferdinand, um durch ihn zunächst auf den Kaiser zu wirken und erst dann, wenn es Ferdinand für notwendig halte, selbst einen Gesandten an den Kaiser zu schicken. Und wie wichtig ihm diese Sache schien, dafür ist die Wahl der Persönlichkeit für diese Mission ein sprechendes Zeugnis. Niemand Geringeren als seinen Schwager, den Bruder der bereits verstorbenen Barbara, Nikolaus Radziwiłł, „den Schwarzen", den Marschall Litauens und Palatin von Wilna, schickt er an König Ferdinand. Dieser führt nun beim römischen Könige Klage darüber, daß der Kaiser trotz der Bande des Blutes, die ihn mit seinem Herrn verbinden, sich zu einem Schritte entschlossen habe, womit er ihren ärgsten Feind fördere. Ja nicht einmal benachrichtigt habe der Kaiser seinen König davon, trotzdem dies die Verwandtschaft und das Bündnis geboten hätte. Wenn aber den Kaiser dabei die Hoffnung auf den Anschluß Ivans an die katholische Kirche und seine Hilfe gegen die Osmanen geleitet habe, so sei dies eine Illusion. Und Radziwiłł bittet nun Ferdinand, in Anbetracht dieser Umstände beim kaiserlichen Bruder dahin zu wirken, daß er nicht nur Ivan nicht mehr fördere, sondern auch dem Papste von der Erteilung des Königstitels abrate, denn der König sehe in Ferdinand nicht nur den Schwiegervater, sondern geradezu seinen Vater.[1]) Soviel Vertrauen aber genoß Ferdinand doch nicht, um den wahren Grund der Aufregung Sigismund Augusts, seine Angst um die Treue seiner russischen Untertanen, zu erfahren. Soviel durfte er doch nicht dem rivalisierenden habsburgischen Hause in seine häuslichen Verhältnisse Einblick gewähren. Aber war es nicht schon genug demütigend für den Polenkönig, sich jetzt fast hilfeflehend an die Habsburger zu wenden, gegen die er noch vor kurzem mit den französischen und türkischen Gesandten intrigiert hatte? Wollte er nicht noch eben den Habsburgern den Rücken kehren und sich in die Arme Frankreichs werfen?

---

[1]) Fiedler, Ein Versuch l. c. Beilage III, S. 105 ff.

Und niemand war erstaunter über diese unvermutete Schwenkung und flehentliche Bitte seines Schwiegersohnes als Ferdinand. Hatte er doch mit keinem Worte, weder direkt noch indirekt, von seinem Bruder von diesem russischen Begehren wie einer Unterstützung durch denselben gehört! Natürlich verspricht er sofort durch einen eigenen Boten den Kaiser zu Gegenmaßregeln zu bewegen;[1]) war er doch sicher in seinem Innern hoch erfreut, nun Sigismund August, dessen französische Machenschaften ihm, wie wir gesehen haben, schon schwere Sorge eingeflößt hatten, wieder ins habsburgische Schlepptau nehmen zu können! Und er wußte auch das Eisen zu schmieden, solange es heiß war. Am 24. März (1553) hatte Ferdinand obige Antwort Radziwiłł erteilt; unter dem 10. April aber schreibt Sigismund August schon an Radziwiłłs Bruder, Nikolaus Christophor, Palatin von Troki, daß ihm Nikolaus von dem Wunsche Ferdinands, ihm wieder eine Tochter zur Frau zu geben, geschrieben habe, und daß er bereit sei, Katharina, Ferdinands Tochter und des Herzogs von Mantua Witwe, zu heiraten und in der ersten Woche nach Peter und Paul Hochzeit zu halten, was übrigens Ferdinand noch beschleunigen wolle.[2]) Und fürwahr, Ferdinand schien große Eile zu haben! Die Besorgnis, daß Bonas alte Bemühungen, ihren Sohn mit einer französischen Prinzessin zu verheiraten, die sie nach dem Tode Barbaras von neuem aufgenommen hatte,[3]) doch von Erfolg gekrönt sein könnten, mag ihm diese Eile empfohlen haben. Überraschend ist aber vor allem die rasche Entschließung des Polenkönigs. Nur der Wunsch, an den Habsburgern einen Rückhalt und Schutz gegen die ehrgeizigen Bestrebungen Ivans zu finden, mag ihn so nachgiebig gemacht haben. Freilich war diese Eile des Polenkönigs, wie wir sehen werden, vollkommen unangebracht.

Bevor noch der Kaiser daran ging, das Schreiben seines Bruders zu beantworten, war von Ferdinand schon der größtmöglichste Vorteil aus der augenblicklichen Situa-

[1]) Ibid. Beilage VI, VII, S. 116 ff.

[2]) Przezdziecki, Jagiellonki Polskie 1, S. 388 f.

[3]) Ibid. 2, S. 12.

tion des polnischen Königs gezogen worden. Und wie lautet nun die Antwort des Kaisers? Auch er ist über die Aufregung Sigismund Augusts erstaunt. Er habe bei der Begünstigung der Bemühungen Ivans um die Union lediglich das religiöse Moment im Auge gehabt und nicht im geringsten daran gedacht, Polen zu schaden. Natürlich erklärt er sich gleich bereit, dem Wunsche Sigismund Augusts zu willfahren und dem Papste sofort im abratenden Sinne zu schreiben, denn alte Freunde dürfe man nicht aufs Spiel setzen gegen ungewisse neue. Auch dieses Entgegenkommen des Kaisers den polnischen Wünschen gegenüber ist verständlich; mußte es ihn doch freudig stimmen, wenn er hörte, daß Sigismund August zum zweiten Male der Eidam seines Bruders werde und damit den französischen Umtrieben in Polen, in die er ja selbst Einblick gewonnen hatte, jeder Boden entzogen werde! Allerdings ist es interessant, daß auch der Kaiser schon über die Heiratsabmachungen zwischen Ferdinand und Radziwiłł unterrichtet ist.[1])

Ferdinand schreibt übrigens auch selbst an Papst Julius III. und rät ihm davon ab, Ivan Glauben zu schenken und etwas zu unternehmen, was Polen schwer schädige; gleichzeitig aber bittet er um die Dispens zur Ehe Katharinas mit Sigismund August. Und der Papst willfahrt auch dieser letzteren Bitte, denn die erstere war bereits überflüssig geworden, da er schon aus Rücksicht auf den Polenkönig die russische Sache zurückgestellt hatte.[2]) Ende Juli 1553 fand auch schon die Hochzeit und Krönung Katharinas in Krakau statt. Es sollten aber daraus für Ferdinand und sein Haus nicht nur die erwarteten Vorteile nicht erwachsen, sondern diese Ehe sollte im Gegenteile für die Habsburger in ihrer auf die Erwerbung Polens nach dem Aussterben der Jagiellonen gerichteten Politik recht verhängnisvoll werden.

Dieser Augenblickserfolg der habsburgischen Politik, der Ferdinand ganz unerwartet in den Schoß fiel, hat mit Unrecht Anlaß dazu gegeben, von polnischer Seite[3])

---

[1]) Fiedler, Ein Versuch l. c., Beilage VIII, S. 121 (Der K. an Ferdinand, Brüssel, 1553, April 11.).

[2]) Ibid. Beilage X, S. 122 f.

[3]) Przezdziecki (Szujski) 5, S. LXXXIV u. a.

als eine Folge österreichisch-moskowitischer Intrigen, von russischer[1]) als rein österreichische Intrige bezeichnet zu werden. Gewiß war die Aufregung des polnischen Königs vollkommen unberechtigt; daß aber Ferdinand aus ihr Nutzen gezogen hatte, ist verständlich. Es ist ja das Wesen einer klugen Politik, eine augenblicklich günstige Konstellation so gut als möglich auszunützen. Und Sigismund August hatte gerade kurze Zeit zuvor in seinen Verhandlungen mit Frankreich gezeigt, daß er gegebenenfalls auch durch beschworene Verträge (1549) sich nicht hindern lasse, seinen Vorteil zu suchen. Daß Ferdinand aber durch Intrigen diese Lage geschaffen, ist unwahr, denn wie wir gesehen haben, wußte er mit keinem Worte von den angeblichen Bestrebungen des Zaren, geschweige denn, daß er dabei irgendwie seine Hand im Spiele gehabt hätte. Übrigens hatte auch der Kaiser keine Ahnung von der weittragenden Bedeutung der ganzen Angelegenheit; er hätte sonst gewiß vor allem seinen Bruder ins Vertrauen gezogen und dessen Rat eingeholt, war er doch in der kritischen Zeit, da er dem Papste die Angelegenheit empfahl (13. September 1551), in Augsburg, während Ferdinand in Wien weilte![2]) Von Augsburg war eine Verbindung mit Wien mit keinen besonderen Schwierigkeiten verbunden. Und hat der Kaiser nicht immer in der osteuropäischen Politik den Rat des Bruders eingeholt und nie einen selbständigen Schritt gemacht, sondern gewöhnlich alles, wie wir dies schon des öfteren betont haben, dem Bruder überlassen, der die Verhältnisse in Polen und Rußland besser kannte? So sprechen schon äußere Gründe gegen eine planmäßige Intrige. Aber auch der Verlauf der ganzen Sache an sich zeigt die Grundlosigkeit dieses Vorwurfs. Ein deutscher Kaufmann, Hans Schlitte, war die Ursache dieser polnischen Aufregung.

Rege waren die Handelsbeziehungen der wendischen und livländischen Städte mit Rußland, wenn auch die

[1]) F. Uspenskij, Beziehungen Roms mit Moskau, Journal des Minist. für Volksaufklärung Bd. 234, S. 397 (russ.).

[2]) Lanz, Korrespondenz Karls V. 3, Nr. 737, Stälin, Aufenthaltsorte Kaiser Karls V. in Forschungen zur deutschen Geschichte 5, S. 581, Derselbe, Aufenthaltsorte Kaiser Ferdinands I., ibid. 1, S. 392.

Schließung des Novgoroder deutschen Kaufhofes dem Handel der Hanse mit Rußland einen empfindlichen Schlag versetzt hatte, von dem er sich nie mehr ganz erholen konnte. In das Innere Rußlands aber ließ man die deutschen Kaufleute aus begreiflichen Gründen nicht; wollte man doch den eigenen Kaufmann nicht schädigen und auch dem Fremden nicht zuviel Gelegenheit geben, Einblick in die inneren Verhältnisse des Reiches zu gewinnen!

So scheint auch Hans Schlitte aus Goslar sein Glück in dem Handel mit Rußland gesucht zu haben; unternehmend war er genug, das bewies er in der Folge. Doch das Geschick war ihm nicht günstig. Mit einem Statthalter Pskovs hatte er einen Vertrag auf Lieferung von 600 Last Roggen abgeschlossen und die betreffende Geldsumme sofort erlegt. Dieser Vorgang darf uns nicht wundernehmen; nach einigen Jahren Hof- oder Heeresdienst wurde dem betreffenden Bojaren auf einige Jahre eine Statthalterschaft „zum Unterhalte" (**кормленіе**), d. h. zur finanziellen Restaurierung verliehen, denn er hatte ohne jede finanzielle Entschädigung gedient, da das damalige Rußland keine Gehalte kannte. So ist es begreiflich, wenn der Pskover Statthalter in höchst eigener Person Handel trieb, um die in natura geleisteten Gerichtssporteln und Überschüsse der gleichfalls in natura geleisteten und nach Moskau abzuliefernden Steuern in die für das damalige Rußland so seltene klingende Münze aus Edelmetall zu verwandeln. Allein der Pskover Statthalter fiel in Ungnade, wurde nach Moskau berufen und dort dem Henker übergeben. Hans Schlitte hatte nun weder Geld noch Roggen. Allein er gab es nicht auf, doch auf irgendeine Weise zu seinem Gelde zu kommen. So ging er wahrscheinlich bald darauf nach Moskau und verstand es, sich ein Empfehlungsschreiben des Zaren an den Kaiser zu erwirken, denn er hatte versprochen, nicht nur tüchtige Handwerker, die es verstehen, Kriegsmaterial, so vor allem Kanonen herzustellen und zu bedienen, sondern auch Obriste und Hauptleute anzuwerben, die als Instruktoren und Organisatoren dienen könnten.[1] Das brauchte man aber in Rußland gerade am

[1] Memoriale des livländischen Gesandten an den Kaiser vom 12. Oktober 1549. W. St. A. Russica. Orig.

notwendigsten; gegen die tartarischen Nomaden ging es noch mit der mangelhaften Bewaffnung, allein gegenüber Polen-Litauen, dem livländischen Orden wie Schweden war man schon zu sehr im Nachteile. Viele Mißerfolge sind nur auf das Konto der schlechten Bewaffnung zu setzen, die auch das numerische Übergewicht nicht auszugleichen vermochte. Wir haben gesehen, wie sich schon Ivan III. bemühte, solche kriegskundige Leute aus dem Westen zu verschaffen. Diesem Beispiele folgte auch sein Sohn. So hören wir anläßlich des verheerenden Einfalles Muhammed-Gerajs im Jahre 1521 bei der Verteidigung Moskaus mit großem Lobe deutscher „Bombardierer", namentlich eines gewissen Nikolaus, Rheinländer aus der Nähe Speiers, erwähnen. Ja noch mehr, der Tiroler Johannes Jordan versteht von den Mauern von Rjäsan durch wohlgezielte Schüsse die Tartaren so zu erschrecken, daß sie in wilder Flucht ihr Lager vor dieser Stadt räumen und wieder in die Steppe zurückkehren.[1]) Jetzt aber, da der junge Zar bereits daran dachte, Kasan zu erobern, mußte ein solches Anerbieten doppelt erwünscht sein, um so mehr, als Schlitte dies ja auf eigene Rechnung unternahm. Und so stellte auf Befehl des Zaren die Kanzlei Schlitte ein Empfehlungsschreiben an den Kaiser aus; das ist aber auch alles. Einem Ausländer irgendeinen diplomatischen Auftrag zu geben, fiel dem Zaren nicht ein; dazu war das Mißtrauen der Russen gegen Fremde viel zu groß. Wir wissen, wie peinlich den Gesandten jedes Wort in Frage und Antwort vorgeschrieben war und wie man vorsichtig darauf sah, wichtige Dinge nur im eigenen Hause zu verhandeln. Wer also einigermaßen mit den diplomatischen Gewohnheiten des Moskauer Kremls vertraut war, dem mußten bei dem Auftreten Schlittes als Bevollmächtigten des Zaren sofort berechtigte Zweifel aufsteigen. Und es ist bezeichnend, daß Schlitte im ganzen Verlaufe seiner Affäre sich niemals an Ferdinand wandte. Fürchtete er, der sich später mit Herbersteins „Commentarii" so vertraut zeigte, vielleicht von dem in Diensten Ferdinands stehenden Herberstein entlarvt zu werden?

[1]) Herberstein, Commentarii ed. Starczewski 1, I S. 63 ff.

Ende 1547 erschien Schlitte in Augsburg, wo Karl eben einen Reichstag abhielt. Hier sprach er nur davon, daß der Zar ihn gebeten habe, verschiedene Leute wie „doctores und maister in allerley kunsten, glockengießer, bergkvorstendige, goldschmitte, leuthe, so im wasser suchen, auch zimmerleuth und steinmeczen, sonderlich die zierliche kirchen pawen konnen, prunmaister, pappiermacher, wundtarcze und dergleichen kunsterfarne zu bewerben", was ihm der Kaiser mit Rücksicht auf die freundschaftlichen Beziehungen des Großfürsten Vasilij mit ihm und seinen Vorfahren, sowie der gleich freundschaftlichen Gesinnung Ivans, vor allem aber, weil er gehört, daß Vasilij sich schon in den Schoß der katholischen Kirche begeben wollte und Ivan nun dasselbe Verlangen trage, gewährt. Nur dürfe sich keiner der Angeworbenen unter dem Vorwande, nach Rußland zu ziehen, zu Türken oder Tartaren begeben. Das gelobt auch Schlitte selbst eidlich dem Kaiser, die von ihm Angeworbenen aber sollen dies vor dem vom Kaiser hiezu ernannten Kommissäre, Hermann von Bruckenau, Meister in Livland, beschwören.[1]) Der Kaiser tut noch ein übriges und gibt Schlitte ein Schreiben an Ivan (unter dem 31. Jänner 1548) mit, worin er diesem mitteilt, daß er aus Rücksicht alter Freundschaft der Bitte seines „Internuntius" um Gelehrte und kunsterfahrene Meister willfahrt habe.[2])

Manches muß uns an dem kaiserlichen Patente beim ersten Anblicke befremden. Wir hören nichts, daß Schlitte die Anwerbung von Kanonengießern und sonstigen Kriegsleuten gestattet worden wäre. Ebenso merkwürdig aber ist es, daß wir auf einmal Unionsneigungen des jungen Zaren vernehmen. Beides aber ist zu deuten und gibt nur Zeugnis von der diplomatischen Gewandtheit Schlittes. Er wußte, wie der Kaiser gerade jetzt nach dem Siege von Mühlberg darauf ausging, die religiöse Einigung Deutschlands, eventuell sogar gegen den Papst, durchzuführen. Das religiöse Moment spielte bei dem tiefgläubigen Kaiser immer eine große Rolle, umsomehr jetzt, da er es nicht notwendig hatte, aus politischen Gründen seine innere Überzeugung zu verleugnen. Wenige Wochen

[1]) Fiedler, Ein Versuch l. c. S. 78 f.

[2]) Ibid. S. 79 f.

noch vorher hatte er die Radziwills zu Reichsfürsten erhoben; in dem Diplome aber wird als besonders verdienstvoll ihr Kampf gegen die „schismatischen“ Moskowiter erwähnt.[1]) Bei dieser Lage der Dinge mußte es Schlitte zur Unterstützung seines Ansuchens für geboten erschienen sein, die religiöse Saite im Gemüte des Kaisers in Schwingungen zu versetzen und dies um so mehr, als sich die Verhältnisse wirklich gegen ihn verschworen zu haben schienen. Wird doch zum Reichskommissär zur Abnahme des Eides der von Schlitte Angeworbenen der Meister des Deutschen Ordens in Livland bestellt. Schlitte wird aber aus eigener Erfahrung ganz gut gewußt haben, wie die Beziehungen zwischen Livland und Rußland mit jedem Tage gespannter wurden und ein baldiger Zusammenprall schon unvermeidlich war. Da konnte der Meister es doch nicht gutwillig zulassen, daß der Zar militärisch so gestärkt werde, daß der ohnehin ungleiche Kampf noch aussichtsloser werde. Und wirklich ist daran auch Schlittes Unternehmen gescheitert! So sprach er also vor dem Kaiser nur von Gelehrten und kunstverständigen Handwerkern.

Immerhin aber muß Schlittes Auftreten am Reichstage sehr geschickt gewesen sein, da ihm niemand Geringerer als der Markgraf Joachim von Brandenburg 2000 Taler leiht, wohl auf die Vertröstung Schlittes hin, vom Großfürsten dies mit Zinseszinsen wieder hereinzubringen; die Bürgschaft dafür aber übernahm der Adelige Hans von Blankenberg.[2]) Aber noch während seines Aufenthaltes in Augsburg regte sich auch schon die Opposition gegen sein Unternehmen. Schlitte muß sich und den Zaren gegen Anwürfe Hieronymus Kammerstadts, des Gesandten des Erzbischofs von Riga, beim Kaiser verteidigen.[3]) So ist es klar, wenn man in Livland bald von Schlittes Absichten erfuhr und sich zur Abwehr rüstete. Jedenfalls hat Lübeck es nur auf Bitten des livländischen Meisters unternommen, Schlitte an der Ausführung seines Unternehmens zu hindern.

---

[1]) Augsburg, 1547, Dezember 10. W. St. A. Urkunden, Konzept.

[2]) Schlitte an Karl V. 1550, Juli 6., mit 2 Kopien von Schreiben des Kurfürsten Joachim, W. St. A. Russica, Orig.

[3]) Unter dem 17. und 20. April 1548, W. St. A. Russica, Orig.

Schlitte hatte nämlich im Vertrauen auf das kaiserliche Patent eine große Anzahl von Leuten angeworben und war mit ihnen nach Lübeck gezogen, um sich dort nach Reval einzuschiffen. Der lübeckische Rat aber tat alles, um seine Abreise zu verzögern, und überredete schließlich die Schiffer, Schlitte und seine Leute nicht aufzunehmen. Da sich nun seine Leute trotzdem nicht verlaufen, überredet der Rat Blankenberg, Schlitte ins Schuldgefängnis werfen zu lassen. Und dies geschieht auch. Nun zerstiebt Schlittes Begleitung in alle Winde. Die Livländer hatten übrigens schon Schiffe ausgeschickt, um ihn auf offener See abzufangen. Einer der Angeworbenen, der Jurist Dr. Johannes Zehender, der mit vier Dienern auf dem Landwege nach Moskau eilen will, um dem Zaren über die Gefangensetzung Schlittes zu berichten, wird auf livländischem Boden in Goldingen ergriffen und ins Gefängnis geworfen. Schlitte gelingt es nun, aus dem Schuldgefängnisse ein Schreiben mit der Darstellung seiner Erlebnisse und der Bitte um seine Befreiung an den Kaiser zu richten.[1]) Wirklich befiehlt auch der Kaiser, Schlitte sofort aus dem Gefängnisse zu entlassen, wenn die Sache sich so verhalte, wie dieser es darstelle; im anderen Falle sei sofort Bericht zu erstatten.[2]) Wahrscheinlich hat sich der Lübecker Rat gerechtfertigt, denn Schlitte wurde nicht aus dem Gefängnisse entlassen. Mittlerweile hatte sich nun auch der livländische Meister durch seinen Gesandten an den Kaiser gewandt, um sich und wohl auch Lübeck zu rechtfertigen. Der Meister hatte ja seit dem Frühjahre 1548 genügend Zeit gehabt, Informationen über Schlittes Mission und dessen Persönlichkeit einzuziehen. Und so konnte der livländische Gesandte auch dem Kaiser berichten, was Schlitte zu seinem Unternehmen veranlaßt und wie er unter dem Vorwande unschädlicher Handwerker erfahrene Kriegsleute aufgenommen, ebenso mit Obristen und Hauptleuten verhandelt habe, damit diese Kriegsvolk nach Moskau führen. Er stellte auch dem Kaiser eindringlich vor, wie Rußland sich bemühe, die Ostsee zu gewinnen, um Livlands, Preußens und

[1]) 1549, März 22. und 23. Lübeck. W. St. A. Russica, Orig.

[2]) Der Kaiser an den Rat von Lübeck. Brüssel, 1549, Juni 25. W. St. A. Russica, Konz.

Schwedens leichter Herr zu werden. Livland bilde die Vormauer des Reiches; wenn jenes aber bisher, allerdings unter großen Opfern, sich des russischen Angriffes erwehrt habe, so sei dies nur infolge der schlechten Bewaffnung der Russen möglich gewesen. Nun wolle Schlitte hierin den Russen Abhilfe schaffen. Den kaiserlichen Paßbrief aber habe er sich nur durch die falsche Darlegung der Sachlage erschlichen und der Kaiser möge denselben deshalb für ungültig erklären.[1]) Und der Kaiser gibt dem livländischen Gesandten auch recht und erläßt sofort „sub bulla aurea“ an den livländischen Meister den Befehl, wonach Schlitte und seine Leute anzuhalten seien, weil Schlitte nicht auf Befehl des Großfürsten, sondern zum eigenen Vorteil und zum Nachteil des Reiches diese Leute angeworben habe.[2])

Nach fast zweijähriger Haft gelingt es Schlitte aber doch, den Lübeckern zu entkommen. Wieder wendet er sich an den Kaiser und bittet um Neuausfertigung des kaiserlichen Schreibens an den Zaren wie des Geleitsbriefes, weil ihm beide im Gefängnisse abhanden gekommen seien; ebenso solle ihm der Kaiser seine Bemühungen wie das Mißgeschick bestätigen, das ihn dabei ereilt habe, damit er seinem Auftraggeber gegenüber gerechtfertigt sei. Er kündigt zugleich an, daß er beim Reichskammergerichte gegen Lübeck den Prozeß anstrengen wolle.[3]) Wahrscheinlich blieb aber seine Bitte unerhört. Nun scheint Schlitte, um doch zum Ziele zu gelangen, zum direkten Betruge seine Zuflucht genommen zu haben. Er fälscht ein Schreiben des Zaren Ivan an den Kaiser. Es ist dasselbe eigentlich nur eine Verteidigungsschrift gegen die Anwürfe der Lübecker und des livländischen Ordens. Niemand anderen als Paolo Giovio, Herberstein und Sebastian Münster ruft der Zar zu Zeugen an. Die unmöglichsten Dinge stehen in diesem Schreiben, so von der Absicht des Zaren, dem Kaiser Geld und Truppen zum Türkenkriege zu Hilfe zu schicken, einen Deutschen als ständigen russischen Residenten im Reiche zu ernennen und

[1]) Memoriale des livländischen Gesandten an den Kaiser, 1549, Oktober 12. W. St. A. Russica, Orig.

[2]) Brüssel, 1549, Oktober 12. W. St. A. Russica, Konz.

[3]) 1550, Juli 6. W. St. A. Russica, Orig.

vor allem der Wunsch, auf einem Generalkonzil — Schlitte wußte wohl, wie sehr dem Kaiser die Eröffnung des Trienter Konzils am Herzen lag — eine Reformation und Einigung der gesamten Kirche inklusive der Armenier durchzuführen. Paolo Giovios Bericht über die Mission Dmitrij Gerasimovs wird in diesem Schreiben vor allem zur Verteidigung der christlichen Gesinnung des Zaren herangezogen. All das aber sollte nichts anderes bezwecken, als die Bitte des Zaren um kriegskundige Leute (Theologen und Gelehrte werden nur nebenbei erwähnt), ja sogar um ein Regiment Landsknechte (zu 10 Fähnlein) und 500 Reiter zu unterstützen. Es ist eine freche, auf katholisch-westeuropäisches Unverständnis für russisch-orthodoxes Wesen berechnete Fälschung, diktiert von dem Zwange der Not, vielleicht aber eine geschickte Verwendung der damals zugebote stehenden Werke von Ausländern über Rußland.[1]) Schlitte zeigt uns aber mit diesem Schreiben offenkundig, wie es ihm vor allem daran lag, kriegstechnisch geschulte Leute und deutsche Anführer und Landsknechte dem Zaren zuzuführen. Daß der Brief jemals in die Hand des Kaisers gelangt ist, können wir füglich bezweifeln. Datierung und Inhalt sprechen dagegen. Der Brief war von Schlitte vorerst zu anderen Zwecken gefälscht worden, und nicht, um ihn an seine Adresse gelangen zu lassen, von der Schlitte sicher gefürchtet haben wird, daß sie die Fälschung sofort erkennen könnte.

Schlitte hatte schon am Anfange seines Unternehmens, wie wir gesehen haben, mit Geldnot zu kämpfen gehabt. Jetzt natürlich, nach der langen Haft, war seine Lage noch mißlicher; bittet er doch in dem Schreiben vom 6. Juli den Kaiser, ihm als Deutschen und Bürger von Goslar die Kanzleitaxen für die Ausfertigung der kaiserlichen Schreiben zu erlassen. Um nun zu Geld zu kommen, suchte er nach einem Kompagnon für sein Unternehmen. So wird Johann

---

[1]) Angebliche deutsche Kopie des Originals im W. St. A. Russica (wohl aus dem Kästchen Veit Sengs), mit der Datierung 1547 (7055), April, Moskau. Nun ist die erste Ausgabe der „Commentarii" Herbersteins, die hier benützt erscheint, erst 1549 erschienen! Die russische Zählung oder die falsche Auflösung im Königsberger Stücke, das von Pierling benützt wurde, hat wohl Pierling irregeleitet. Vergl. La Russie et le Saint-Siège 1, S. 332 f.

Steinberg am 1. August 1550 von Schlitte zum lateinischen und deutschen Kanzler des Zaren bestellt. Und er erhält auch sofort eine Mission; er soll nach Rom ziehen, um die unter Vasilij von russischer Seite schon angeregte Einigung der beiden Kirchen durchzuführen. Paolo Giovio[1]) war natürlich für Schlitte die Quelle dieser Nachricht, die er schon am Reichstage zu Augsburg zur Unterstützung seiner Bitte, wie dies der früher erwähnte Passus des kaiserlichen Geleitsbriefes zeigt, dann wieder in dem gefälschten Schreiben des Zaren an den Kaiser herangezogen hatte. Wahrscheinlich diente ja das gefälschte Schreiben in erster Linie dazu, Steinberg zu dupieren. Denn Steinberg verpflichtet sich, Schlittes Unternehmen, an dessen Ausführung ihn die Lübecker gehindert hatten, beim Kaiser und auch sonst mit allem Fleiß, d. h. in diesem Falle, mit Geld zu unterstützen. So hat Schlitte es in der Folge immer gemacht, wenn ihm die Geldmittel versiegten. Das Versprechen, nach der Ankunft in Rußland vom Großfürsten nicht nur alles ersetzt zu bekommen, sondern noch reichlich belohnt zu werden, konnte ja seine Wirkung nicht verfehlen.[2]) Daraus, daß der Vertrag zwischen Schlitte und Steinberg von den beiden kaiserlichen Obersten Christoph von Weisberg und Herbert von Langen als Zeugen besiegelt wurde, zu schließen, daß er unter kaiserlichen Auspizien abgeschlossen wurde, zeigt von einer völligen Unkenntnis der Gepflogenheiten der kaiserlichen Kanzlei. Dies diente aber dazu, um die ganze Affäre Steinberg als rein habsburgische Intrige bezeichnen zu können.[3]) Nur wenn der Vertrag das kaiserliche Insiegel tragen würde, könnte man eine derartige Behauptung wagen. Was bedeuten übrigens „kaiserliche Oberste“ in dieser Zeit und können diese nicht als Privatleute siegeln? Schlitte mußte es daran liegen, den Eindruck seiner Stellung gegenüber Steinberg zu erhöhen. Und es wird ihm auch mit Rücksicht auf die Vorgänge am Reichstage von 1548 nicht schwer gewesen sein, solche Zeugen zu gewinnen. Vielleicht

[1]) In seinem Buche „de Legatione Basilii Magni principis Moskoviæ etc.“ ed. Starczewski 1, II, S. 1 ff.

[2]) Fiedler, Ein Versuch etc. l. c. S. 80 ff.

[3]) Uspenskij, Beziehungen Roms mit Moskau l. c. S. 396 f. (russ.).

waren auch diese „kaiserlichen Oberste“ von Schlitte für den Dienst des Zaren bestimmt; als Söldner boten sie ja ihre Dienste dem Meistbietenden an.

Schlitte selbst hat sich um Steinberg nicht mehr gekümmert; ihm wird es wohl vor allem darauf angekommen sein, demselben soviel als möglich Geld zu entlocken, denn die Ernennung zum lateinischen und deutschen Kanzler mag Steinberg nicht wenig gekostet haben. Erst mehr als ein Jahr später wendet sich Steinberg an den Kaiser und bittet ihn als obersten Vogt der Kirche um eine Empfehlung an den Papst. Steinberg spricht nur von seiner Mission, dem Papste die Unterwerfung des Zaren anzubieten, erwähnt aber dabei mit keinem Worte Schlittes oder dessen Unternehmens. Vielleicht wollte er sich durch die Erwähnung Schlittes nicht diskreditieren; vieles aus der späteren Zeit deutet auch darauf hin, daß er, einmal im Besitze der teuer erkauften Kanzlerstelle, es sich von Schlitte emanzipieren wollte. Übrigens verstand auch er, sich im Grafen Wilhelm von Eberstein einen Gefährten mit Rang und Mitteln zu erwerben. Das Unternehmen schien zu verlockend, als daß es nicht immer neue Leute samt ihrer Habe in seinen Strudel gezogen hätte.[1]) Übrigens hoffte Eberstein nicht nur auf Zinseszinsen des Großfürsten, sondern auch vom Papste auf die Rückstellung eines alten Klosterpatronates an seine Familie.[2]) Der Kaiser konnte also keine Ahnung von dem inneren Zusammenhange des Unternehmens Schlittes mit dem Steinbergs haben; hätte er den Sachverhalt gekannt, so wäre er nach dem den Livländern sub bulla aurea erteilten Mandate jedenfalls zurückhaltender gewesen. So aber ist es bei der tiefreligiösen Gesinnung des Kaisers begreiflich, wenn er dem Papste Steinberg als den Träger einer für die Sache des Glaubens so erfreulichen Mission warm empfahl.[3]) Welche Perspektiven mußten sich ihm bei den Gedanken einer Unterwerfung des Zaren unter die katholische Kirche eröffnen?

Steinberg taucht anfangs 1552 in Rom auf, wo er

[1]) Fiedler, Ein Versuch l. c. S. 83 f.

[2]) Ibid. S. 85.

[3]) Lanz, Korrespondenz Karls V. 3, Nr. 737.

in der Person des früheren Wiener Nuntius, nunmehr Kardinal, Pietro Bertano einen warmen Förderer fand. Wirklich war die Sache schon ihrem Abschlusse nahe, die Bedingungen Steinbergs, darunter die königlichen Insignien für den Zaren und die Bestallung zum päpstlichen Gesandten für sich, schon fast genehmigt, als die Mitteilung von den bereits geführten Verhandlungen an den polnischen Residenten bei der Kurie, die der Papst für notwendig hielt, den Sturm in Polen entfachte, der das ganze Kartenhaus wegfegte.[1]) Die Aufregung Sigismund Augusts, seine Angst vor einer habsburgischen Intrige war also ganz unangebracht. Es wäre köstlich anzusehen gewesen, wie Steinberg mit den Bedingungen einer Union, die man nicht gesucht hatte, in Moskau wäre empfangen worden. Ein Ivan IV. und ein Makarij hätten wahrscheinlich als Antwort den Papst eingeladen, seinen Ketzereien abzuschwören und sich der allein wahren Kirche, die nach ihrer Meinung die orthodoxe war, zu unterwerfen; vielleicht wäre die Ablehnung höflicher gewesen, um aus der augenblicklich so günstigen Stimmung des päpstlichen Stuhles irgendeinen politischen oder kulturellen Vorteil zu ziehen, aber ein Refus hätte man sich in Moskau sicher geholt. Den „lateinischen und deutschen Kanzler“ aber hätte man wahrscheinlich mit der Knute von dem Wahne seiner Würde befreit.

Das ist also der Kern der Affäre, in der man eine „österreichische“ oder eine „österreichisch-moskowitische Intrige“ sehen wollte. Es war eine Mystifikation, von der sich der König von Polen und der Papst dupieren ließen.

Übrigens war mit ihnen der Kreis von Dupierten noch nicht geschlossen. Es waren in das Unternehmen schon zu hohe Summen investiert, immer neue Leute ließen sich verleiten, auch ihrerseits sich finanziell daran zu beteiligen, um dann in Moskau den erhofften Fischzug zu tun, als daß die Sache hätte zur Ruhe kommen können. So kam die Angelegenheit durch drei Jahrzehnte nicht zur Ruhe, bis endlich der Talisman, ein Kästchen mit den größtenteils gefälschten Dokumenten, das wie eine Leimrute auf Gimpel

[1]) Vergl. über die Verhandlungen mit Steinberg in Rom, Fiedler, Ein Versuch etc. l. c. passim, und Pierling, La Russie et la Saint-Siège 1, S. 333 ff.

gewirkt hatte, seinem letzten Besitzer gepfändet und beim Rate von Regensburg hinterlegt wird. Erst 1597, also ein halbes Jahrhundert nach dem ersten Auftauchen Schlittes am Reichstage zu Augsburg, befreit es der Hoffiskal aus seiner Gefangenschaft. Einen Teil der Akten nimmt der Hoffiskal zu sich und dem verdanken wir unsere Kenntnisse von dem weiteren Verlaufe dieser Affäre.[1])

Hans Schlitte hatte nämlich nach seiner Flucht aus dem Lübecker Gefängnisse beim Reichskammergerichte eifrig seine Klage gegen den livländischen Orden und die Stadt Lübeck betrieben. Jörg Holzschuher, der Gesandte des Bischofs von Dorpat, sieht sich sogar genötigt, den Kaiser im Namen des Meisters und der livländischen Stände im Hinblick auf das ihnen „sub bulla aurea" erteilte Mandat zu bitten, dem Reichskammergericht die Einstellung des Prozesses gegen Livland zu befehlen.[2]) Und der Kaiser erfüllt auch diese Bitte und erläßt ein Mandat an das Kammergericht, worin er diesem mitteilt, daß er alle Geleitsbriefe Schlittes mit Rücksicht auf die Gefahr, welche für das Reich im Gelingen seines Unternehmens gelegen war, „sub bulla aurea" kassiert habe.[3]) Wenn auch der Kaiser betonte, in den Rechtsgang des Prozesses nicht weiter eingreifen zu wollen, ist es doch klar, daß nach diesem Mandate ein Erfolg Schlittes vor dem Reichskammergericht auch gegen Lübeck ausgeschlossen war. So sehen wir Schlitte auch wieder anfangs 1555 sich im kläglichen Tone an den Kaiser wenden; nur 20 Personen möge ihm der Kaiser gestatten nach Moskau zu führen. Bezeichnend aber für seine Stellung zu Steinberg ist die bewegte Klage, daß dieser zur Mehrung seines Unglückes aufgetaucht sei, sich fälschlich als Gesandten des Großfürsten von Moskau bezeichne und behaupte, er habe von diesem jenen Auftrag erhalten und nicht Schlitte. Schlitte bittet den Kaiser, er möge Steinberg keinen Glauben

---

[1]) Prozeß Hans Kramer contra Heinrich Kramer, W. St. A. Reichshofrat, Dec. L 68. Ein Teil dieser Akten, die hier nachfolgend später benützt erscheinen, liegen heute bei „Russica". Gewiß gehörte auch das gefälschte Schreiben des Zaren an den Kaiser (siehe oben S. 295 und Anmerkung 1) in dieses Kästchen.

[2]) 1553, Anfang Oktober, W. St. A. Russica, Orig.

[3]) Brüssel, 1553, Oktober 10. W. St. A. Russica, Konz.

schenken, denn dieser habe nicht einmal das Land gesehen, geschweige denn, daß er ein Gesandter des Zaren sei.[1]) Steinberg hatte wohl nach dem Tode seines letzten Protektors, des Kardinals de Cuppis (10. Dezember 1553),[2]) den Kampf gegen die polnische Diplomatie am Vatikane aufgegeben und sich nach Deutschland gewandt. Daß er auf irgendeine Weise doch zu seinem Gelde kommen wollte, das er an Schlitte und in Rom verloren hatte, ist begreiflich; natürlich mußte er in diesem Bestreben mit Schlitte in Konflikt kommen. Vielleicht verdanken wir die Kenntnis mancher Akten[3]) nur dem Umstande, daß Steinberg jetzt seine rechtmäßigen Ansprüche vor dem Kaiser dokumentieren wollte.

Einen Monat später wendet sich Schlitte sogar an den Zaren, um Geld und neue Patente zu erhalten; und auch hier sucht er einem Auftauchen Steinbergs in Moskau vorzubauen. Er meldet nämlich Ivan, daß Steinberg sich bei Kaiser und Papst als Kanzler des Zaren ausgegeben und dabei die Würde des Zaren verletzt habe.[4]) Dann begibt er sich nach Augsburg zum Reichstag.[5]) Allein dieser hatte sich mit wichtigeren Dingen zu beschäftigen als mit Schlitte. Neben den Verhandlungen um den Religionsfrieden hatte Schlittes Unternehmen keinen Platz. Aber eines gelingt ihm in Augsburg, er findet in Georg Hohenauer einen kapitalskräftigen Kompagnon; der Zar werde ihm ja alles nach seiner Rückkehr doppelt und dreifach zurückzahlen. Und nun kehrt Schlitte mit seinen Genossen Deutschland

---

[1]) Stettin, 1555, Februar 5. W. St. A. Russica, Orig.

[2]) Pierling, La Russie 1, S. 355.

[3]) So z. B. die von Fiedler, Ein Versuch l. c. S. 80 ff., abgedruckten Akten.

[4]) Pierling, La Russie, 1, S. 332.

[5]) Die hier nachfolgende Darstellung basiert, soweit dies nicht besonders vermerkt wird, auf Paul Sengs „Mein ainfeltiger und undertheniger bericht, wie ich an die moskowittische handlung kommen bin, und wie weitt ich die gebracht habe“ (an Kurfürsten und Fürsten des Reiches gerichtet), den er nach vierjährigem Schuldgefängnisse und nach dem 1. Mai 1581 verfaßt hat. W. St. A. Reichshofrat, Dec. L, 68. Vergleiche auch den Brief Paul Sengs, Veits Sohnes, an Kaiser Rudolf II. von Prag, 1596, März 11. ebenda, Orig.

zornig den Rücken und wendet wie viele andere seiner Landsleute seine Schritte nach Frankreich. In Paris findet er den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der Frankreich auch „nur als ein Verbannter und Hilfesuchender“[1]) aufgesucht hatte. Dessen Empfehlung und dem Umstande, daß Heinrich II. jede Gelegenheit gerne ergriff, die verhaßten Habsburger zu schwächen und ihnen neue Feinde zu schaffen, verdankte Schlitte es, daß er vom Könige eine Reihe von Empfehlungsbriefen erhielt, die seinem Unternehmen wieder auf die Beine helfen sollten. Heinrich empfiehlt ihn nämlich dem Sultan als Gesandten des russischen Großfürsten, der von ihrem gemeinsamen Feinde, dem König von Spanien, schweres Unrecht erduldet habe, und bittet den Sultan, ihm freien Durchzug durch sein Reich zu seinem Herrn zu gewähren. Auch der Stellvertreter des französischen Gesandten an der Pforte, Herr de Martines, soll Schlittes Sache beim Großherrn betreiben. Heinrich II. empfiehlt Schlitte aber auch Gustav I., König von Schweden, damit dieser Schlitte auf dem Weg nach Rußland ungehindert sein Reich passieren lasse; hier ist Heinrich II. aber vorsichtiger, er erwähnt des Kaisers mit keinem Worte. Bei der Spannung zwischen Schweden und Rußland und dem bald darauf erfolgten Ausbruche des Krieges zwischen beiden mag Schlitte wohl veranlaßt worden sein, den Gedanken, die kürzere Route über Schweden zu benützen, aufzugeben. Endlich erhielt Schlitte auch ein Schreiben des Königs an den Zaren des Inhalts, daß der Gesandte des Zaren, Schlitte, sich an ihn gewendet habe, um von ihm für seinen Herrn eine Bestätigung der Unbilden zu erhalten, die er vom Kaiser erlitten, was er hiemit tue; er habe demselben aber auch Empfehlungsbriefe an den Sultan und König von Schweden erteilt.[2]) Dieses Schreiben, der erste Versuch der Anknüpfung direkter Beziehungen zu Rußland von französischer Seite, wäre vielleicht von bedeut-

[1]) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation 5, sämtliche Werke 5, S. 248.

[2]) Alle vier Schreiben datiert St. Germain en Laye 1555, Juli 15., im Original wie in Kopie W. St. A. Russica. (Wohl aus dem Kästchen Veit Sengs.)

samen Folgen gewesen, wenn es je in die Hände des Zaren gekommen wäre. Dorthin aber ist es nicht gelangt. Für Schlitte aber sollte es zum Verhängnis werden. Der Markgraf Albrecht gibt Schlitte seinen Diener Hans Vogler und Empfehlungsschreiben an seine Vettern mit, damit dieselben seine Reise zum Zaren befördern. Schlitte macht sich nun mit seinen beiden Genossen Hohenauer und Vogler auf den Weg, um über Italien nach Konstantinopel zu gelangen. In Ferrara treffen sie Veit Seng, einen deutschen Kaufmann; da ihnen schon das Geld ausgegangen war, leihen sie sich bei Veit Seng eine größere Summe aus. Von dort ziehen sie dann nach Venedig; da aber dort eine Seuche ausgebrochen war, kehren sie nach Ferrara zurück. Zu seinem Unglück, wie er sagt, wird nun Veit Seng mit ihnen näher bekannt. Sie weihen ihn in ihr Unternehmen ein und zeigen ihm alles. Veit Seng läßt sich mit ihnen unter der Bedingung ein, daß die Reise zu Land gemacht werde und er zu Lindau wieder sein Geld erhalte. Beides trifft nicht ein. Nun beginnt der Zwiespalt unter ihnen, zum Unglück stirbt der Markgraf Albrecht, Schlitte aber macht sich auf einmal heimlich davon, da Vogler ihm angedroht hatte, ihn wegen geheimer Machenschaften mit den Türken (Schreiben Heinrich II. an den Sultan) ins Gefängnis zu bringen. Nun schließen Hohenauer, Vogler und Veit Seng einen Vertrag, die Briefe an den Großfürsten zu befördern. Allein bald darauf macht sich auch Vogler aus dem Staube und nun sucht Veit Seng mit bewundernswerter Ausdauer durch zwei Jahrzehnte das Schlittesche Unternehmen auf eigene Faust durchzuführen. Vor allem wollte er natürlich zum Zaren gelangen, um sich neue Patente zu erwirken. Allein die Zeit war seinem Unternehmen wenig günstig. Es war der livländische Krieg ausgebrochen, der, wie wir sehen werden, den ganzen Norden gegen Rußland in Kampfesstellung brachte und die traditionell guten Beziehungen zwischen den Habsburgern und Rjuriks in ihr Gegenteil verwandelte. Zuerst versuchte Veit Seng es durch die Hohenzollern; war er doch im Besitze der Empfehlungsschreiben des Markgrafen Albrecht an seine Vettern! So kommt er 1557 nach Königsberg und im folgenden Jahre mit Herzog Albrechts Unter-

stützung fast bis an die russische Grenze; allein seine Begleiter, die ihm Herzog Albrecht mitgegeben hatte, wollen — wohl eingeschüchtert durch den eben ausgebrochenen russisch-livländischen Krieg — nicht weiter, und so ist er gezwungen, knapp vor dem Ziele wieder umzukehren. Herzog Albrecht wird ihm darüber sehr böse und befiehlt ihm zu warten, bis sein Schwiegersohn, der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, ankomme, mit dem er dann verhandeln wolle, daß die Sache an den Kaiser komme. Bei den gespannten Beziehungen zwischen Herzog Albrecht und dem Kaiser ist es ja begreiflich, wenn er sich nicht selbst an diesen wenden konnte. Allein für Veit Seng war dies sehr verhängnisvoll. Er hätte niemanden in die Hände fallen können, der seinem Unternehmen feindlicher gewesen wäre als Herzog Johann Albrecht, dem eifrigsten Anwalt Livlands im Reiche seit dem Ausbruche des russisch-livländischen Krieges. Dieser mag natürlich sofort die Gefahr erkannt haben, die Livland von dem Gelingen des Sengschen Unternehmens drohte, und lud daher den letzteren ein, ihm in sein Land zu folgen. Dort wird er nun bis zum Jahre 1564 angehalten; erst in diesem Jahre erhält er durch fremde Intervention seine Dokumente zurück. Nun schickt Veit Seng Kopien seiner Dokumente an seinen Verwandten Georg Liebenauer und sucht durch diesen auf dem Umwege über Herzog Albrecht V. von Bayern die Sache an den Kaiser zu bringen. Wirklich empfiehlt auch Herzog Albrecht V. Liebenauer seinem Schwager Maximilian II.;[1]) allein da der Kaiser schon mit den Rüstungen für den Türkenkrieg beschäftigt war, hört er ihn nicht selbst, sondern delegiert dazu einige seiner geheimen Räte, darunter Weber und den Freiherrn von Harrach. Denen kam die Sache zu phantastisch vor und sie wendeten einesteils dagegen ein, daß seit dem Beginne der Sache schon achtzehn Jahre ins Land gegangen seien, also sich manches gründlich geändert habe, andernteils daß der Zar sich durch den livländischen Krieg als ein Feind der Christen und Tyrann erwiesen habe und gar nicht imstande sei, die in Aussicht

---

[1]) Albrecht V. an Kaiser Maximilian II., 1566, Juni 11., W. St. A. Russica, Orig.

gestellte Hilfe an Truppen und Geld gegen die Türken zu leisten; namentlich der Freiherr von Harrach zeigte sich als Gegner Liebenauers und Veit Sengs. Liebenauer und Veit Seng werden also abgewiesen. Allein die beiden geben sich damit nicht zufrieden. Liebenauer wendet sich neuerdings an Herzog Albrecht V.,[1]) Veit Seng aber in einem Memorandum an die geheimen Räte, die der Kaiser zur Beratung der Angelegenheit deputiert hatte.[2]) Da sehen wir nun, wie das von Schlitte gefälschte Schreiben des Zaren an den Kaiser, das diesem nur zur Geldbeschaffung verfertigt worden war, nun die Hauptrolle spielt. Die Türkengefahr war ja akut geworden, Suleiman im Anzuge auf Österreich. Da weisen nun Veit Seng und Liebenauer hin auf den Zaren, denn im gefälschten Schreiben verspricht der Zar nicht nur ausreichende Subsidien, sondern sogar 30.000 Reiter auf drei Jahre dem Kaiser gegen die Türken zu Hilfe zu schicken. Sie weisen auch hin auf die gewaltige Kriegsmacht des Zaren, wie sie sich im Kampfe gegen Polen und Livland gezeigt habe, auf seine Absichten, seinen Sohn mit einer deutschen Prinzessin zu verheiraten, wie Schlitte in dem ominösen Schreiben den Zaren dies bezüglich seines Bruders Jurij versprechen läßt. Mit einem Worte, unter ihren Worten wird der Zar auf Grundlage des gefälschten Schreibens noch zu einem größeren Wohltäter und Freund des Kaisers, als dies schon Schlitte zu behaupten versucht hatte. Sie hatten eben nur die weiteren Konsequenzen gezogen, da sie die Fälschung Schlittes für bare Münze nahmen; nur daß sich in ihren Köpfen auch noch die Überschätzung spiegelt, die der Zar seit dem Beginne des livländischen Krieges im Reiche genoß. Naiv betont Veit Seng in diesem Memorandum auch sein Verdienst, das er sich dadurch erworben habe, daß er das Schreiben Heinrich II. an den Zaren und den Sultan bisher so ängstlich bewahrt habe, denn sonst hätte leicht eine französisch-russisch-türkische Allianz entstehen können.

Zwar war die Stimmung am kaiserlichen Hofe Rußland

[1]) Abgedruckt von P. V. Forsten, Akten und Briefe zur Geschichte der baltischen Frage im 16. und 17. Jahrhundert, 1, Nr. 31, S. 70 ff. (russ.).

[2]) Ibid. 1, Nr. 33, S. 84 ff.

bereits etwas freundlicher geworden, allein alles, was Veit Seng und Liebenauer erzielen, ist der Bescheid, der Zar möge sich selbst an den Kaiser wenden. Damit also wird die von ihnen heiß ersehnte Gesandtschaft des Kaisers an den Zaren zu Wasser. Die Räte des Kaisers waren — und dies sei zur Ehre ihres Urteils gesagt — doch zu nüchtern, um solchen Phantastereien auf den Leim zu gehen. Damals gab der Kaiser auch den Auftrag, in den Akten über diese Sache nachzusehen und Alphonsus de Gamez schickt ihm am 22. März alle Akten, die er darüber zusammenbringen konnte.[1])

Da Veit Seng und seine Verwandten gegenüber dem Zaren jeder Legitimation vollständig entbehren und auch aller Mittel schon gänzlich entblößt sind, müssen sie vorläufig die Sache auf sich beruhen lassen. Allein das bereits investierte Kapital läßt sie nicht ruhen. Sie betreiben die Angelegenheit weiter und der Kaiser läßt ihnen angeblich privat erklären, daß er dem Zaren wohlgesinnt sei. Auf Grund dieser Äußerung des Kaisers borgt ihnen dann der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg — also auch er war russenfreundlich geworden — 400 Taler, damit sie die Reise nach Moskau antreten können. Allein in Königsberg wird es Veit Seng mit Rücksicht auf das polnische Kriegsvolk und die Freibeuter davon abgeraten, weiter zu ziehen; da hört Seng vom Stettiner Tage (1570) und geht nun dahin. Einer der kaiserlichen Kommissäre, Graf Joachim Schlick, nimmt sich seiner auch warm an und vertröstet ihn damit, daß wahrscheinlich eine kaiserliche Gesandtschaft an den Zaren geschickt werde; dann wolle er auch an ihn denken und dafür sorgen, daß er einen Schadenersatz erhalte. Das Unglück will es aber, daß der Graf stirbt. Doch scheint ihm das Glück doch noch einmal zu lächeln. Er begleitet einen deutschen Juwelier nach Rußland, der dort dem Zaren ein kostbares Halsband verkaufen will. So kommt er nach Alexandrovskaja Sloboda, wo sich der Zar aufhält. Die Unvorsichtigkeit der Leute des Juweliers, die mit dem

[1]) Das gesamte Aktenmaterial, das Fiedler in seiner oben zitierten Arbeit veröffentlicht hat, wurde dem Kaiser durch Alphonsus de Gamez vorgelegt.

Schatzmeister des Zaren, wohl wegen eines Geschenkes für diesen, einen Streit beginnen, ist schuld daran, daß er vom Zaren nicht selbst empfangen wird und ihm die 200 Rubel, welche ihm von dem Zaren mit dem Auftrage, einen Arzt zu bringen, verordnet wurden, nicht ausbezahlt werden. Aber eines erreicht er: er kann dem Kanzler Andrej Jakoblevič „Solicanus" (Ščelkalov) am 4. Oktober 1571 seine „Handlung" vortragen, die diesem auch augenscheinlich gefällt. Vorläufig bekommt er einen Paß des Großfürsten, um einen Arzt mitzubringen; mittlerweile soll seine „Handlung" verdolmetscht und an den Zaren gebracht werden.

Nach fünfwöchentlicher Seefahrt kommt er am 28. Dezember 1571 nach Lübeck und geht dann zu Herzog Johann Albrecht, der ihn im Herbste 1572 mit Doktor Zacharias Vheling[1]) nach Rußland schickt. 1573 kommen sie nach Novgorod, wo der Zar damals weilte, aber seines 1571 übergebenen Memorandums geschieht mit keinem Worte eine Erwähnung. Wie mag sich der Zar über die krausen Ideen Veit Sengs und die edelmütigen Absichten, die dieser ihm zuschrieb, gewundert haben! Er war, wie wir dies in der Folge sehen werden, ein durchaus kühler Politiker, der auch dem Kaiser gegenüber nur auf seinen Vorteil bedacht war. Großmütige Hilfe, wie sie ihm Schlitte, allerdings für seine Zwecke, angedichtet hatte, was dann von Veit Seng und Genossen für bare Münze genommen worden war, war ihm gänzlich fremd. Der Zufall wollte es, daß damals auch ein Bote des Kaisers, von dem wir später hören werden, in Novgorod weilte, der den Anlaß dazu gab, daß der Zar noch im selben Jahre Skobelcyn zum Kaiser schickte. Ganz andere Gründe hatten Zar und Kaiser zusammengeführt und nicht Veit Seng war, wie er dies mit seinem beschränkten Blicke, der nur auf die Erwerbung des verlornen Geldes gerichtet war, wähnte,

[1]) Es ist dies kein Arzt, sondern ein Jurist, der schon 1562 und 1564 als dänischer Gesandter in Rußland geweilt hatte und jetzt wahrscheinlich als Gesandter Johann Albrechts dorthin zieht. Vgl. Adelung, Übersicht der Reisenden in Rußland 1, Nr. 74, S. 273, und „Russische Akten des Kopenhagener Staatsarchives", Russisch-historische Bibliothek 16, Nr. 20, S. 57 f., Nr. 21, S. 76.

der Urheber dieser Annäherung. Und nun ziehen kaiserliche Gesandte zum Zaren, russische zum Kaiser, Veit Seng aber kann sich kein Gehör verschaffen. Da kommt der Regensburger Reichstag, dessen Höhepunkt das Erscheinen einer russischen Gesandtschaft vor demselben bildete. Und auch Veit Seng eilt nun nach Regensburg, um dem Kaiser seine Sache vorzutragen und um Ersatz seiner Kosten zu bitten. Wieder verfolgt ihn das alte Mißgeschick. Ehe er noch vor den Kaiser kommen kann, stirbt dieser. Er wendet sich nun an Rudolf II., allein vergebens. Nun läßt ihn sein Herbergswirt, dem er seine Zeche nicht bezahlen kann, ins Schuldgefängnis werfen, wo er auch stirbt; das Kästchen aber mit den Akten wird dem Rate von Regensburg als Pfand zur Aufbewahrung übergeben.

So tragisch endete also der letzte der von Schlitte Betrogenen. Nur die Pfändung des Aktenkästchens verhinderte es, daß es mit seinem Zauber nicht andere um Hab und Gut und ihre Ruhe brachte. Zwar war jetzt eine Zeit gekommen, in der solche Mystifikationen unmöglich waren.[1]) Kaiser und Zar traten in rege Beziehungen, die immer freundschaftlicher wurden. Die alte österreichisch-russische Freundschaft erwachte wieder und wurde zu einem innigen Einvernehmen. Allerdings lag dazwischen eine tiefe Verstimmung. Der livländische Krieg hatte die traditionelle Freundschaft in offene Gegnerschaft verwandelt.

---

[1]) Forsten, der den Zusammenhang zwischen Veit Seng und Schlitte nicht kennt, faßt das Auftreten des ersteren und seiner Genossen als eine neue Strömung unter den deutschen Kaufleuten, die angeblich selbst im Reiche große Sympathien genossen habe, ja als einen Umschlag der öffentlichen Meinung in Deutschland zu Gunsten eines Bündnisses mit Rußland auf. Es waren aber nicht „die Vertreter großer deutscher Kaufhäuser", die über alles ein enges Bündnis mit Rußland wünschten, sondern Leute, die Veit Seng für sein Unternehmen zu interessieren gewußt hatte und die daran jedenfalls auch finanziell beteiligt waren.

Forstens Ausführungen darüber (Die baltische Frage 1, S. 465 ff. [russ.]) auf Grund von Akten des Münchener Archives (Derselbe, Akten und Briefe zur Geschichte der baltischen Frage 1, Nr. 31, 33, 35—45 [russ.]), deren Wert und Herkunft durch unsere Darstellung genügend charakterisiert wird (vgl. oben S. 303 f.), sind also unhaltbar.

V. Kapitel.

Der Kampf um Livland.

Schon die innere Organisation Livlands barg den Todeskeim für seine staatliche Selbständigkeit in sich; es fehlte Livland an einer allseitig anerkannten Staatsgewalt und es rangen von allem Anfange an zwei gleich starke Faktoren um die Herrschaft. Bis zum Untergange der livländischen Freiheit dauerte dieser Kampf. Bei der isolierten Stellung, rings umgeben von Feinden, war aber innere Einheit mehr als anderswo geboten. Gewiß gab es auch in anderen Territorien einen Kampf verschiedener Stände und Gewalten um die Hegemonie, der oft sehr heilsam für die innere und äußere Machtentfaltung dieser Staaten wurde; aber in dem kleinen Lande gab es, begünstigt durch den Zwiespalt der beiden zur Führung berufenen Faktoren, bald zu viele Elemente, die untereinander im Kampfe lagen, die zentrifugalen Kräfte überwogen die zentripetalen. Nicht daß dies etwa an den individuellen Anlagen der Bewohner selbst gelegen war, die zwar gewiß eine tüchtige Dosis deutscher Streitsucht aus ihrer Heimat mitbrachten, nein, der deutsche Stamm, der sich hier im Laufe der Jahrhunderte entwickelte, war ungewöhnlich tüchtig, das bewies er nicht nur durch die hohe Kultur, die er dem Lande zu geben verstand, sondern auch nach dem Verluste der staatlichen Selbstständigkeit durch seine einflußreiche Mitarbeit an der Hebung des Kulturniveaus Rußlands bis auf den heutigen Tag. Des Übels Wurzel müssen wir schon in den Anfängen des staatlichen Lebens dieses Landes suchen.

Der deutsche Kaufmann war der Entdecker Livlands, zwei Geistliche, der Augustinermönch von Segeberg, Meinhard, und der Bremer Domherr Albert, die Begründer dieses deutschen Staatswesens an den Ufern der Düna. Es war,

wie so treffend bemerkt wurde,[1]) die einzige überseeische Kolonie, die das alte Reich jemals gehabt hat; und daß „Livland Kolonie blieb und nicht imstande war, die sichere Basis einer Verbindung auf dem Landwege mit dem Deutschen Reiche zu finden, daß es für den deutschen Bauer, der nun einmal nicht über See zog, keine Eingangspforte hatte“,[2]) wurde von den verderblichsten Folgen für seine Widerstandskraft gegen äußere Feinde und damit für seine staatliche Selbständigkeit. Als Albert, der Begründer und erste Bischof von Riga, den Orden der Schwertbrüder stiftete, da der Kampf mit den heidnischen Bewohnern eine ständig zur Verfügung stehende militärische Macht erforderte, die Kreuzfahrer aber nur kürzere oder längere Zeit im Lande zu halten waren, bestimmte er, daß der Orden dem Bischofe von Riga zu weltlichem und geistlichem Gehorsam verpflichtet sei. Allein schon er sollte es erfahren, daß der Orden nicht gesonnen sei, sich ihm unterzuordnen. Und als die Schwertbrüder, von den äußeren Feinden fast aufgerieben, die Aufnahme in den Deutschen Orden verlangten, geschah dies auch nicht zum mindesten in der Hoffnung, die Vormundschaft der Bischöfe — mittlerweile waren auch noch in Dorpat, Oesel, Semgallen und Kurland Bistümer begründet worden — abzuschütteln. Und der Deutsche Orden nahm wirklich den Orden der Schwertbrüder in sich auf, aber eines war dem livländischen Zweige des Ordens nicht gelungen: die lästige Jurisdiktion der Bischöfe abzuschütteln. Stand der Deutsche Orden sonst direkt unter dem Papste, so war für Livland dies zu Gunsten der Prälaten abgeändert. So kam in Livland der Kampf der beiden ausschlaggebenden Faktoren, der geistlichen und weltlichen Gewalt, nie zur Ruhe. Keine geringe Schuld daran, daß es zwischen beiden Teilen nicht zum Frieden kam, trug auch das Papsttum, dessen schwankende und häufig egoistische Politik den Zwiespalt zu eigenem Vorteile förderte. Allein damit waren die Gegensätze nicht erschöpft. Bald traten

[1]) Schiemann, Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert 2, S. 3. Ich stütze mich auch in meinen folgenden Ausführungen auf diese ausgezeichnete Darstellung livländischer Geschichte.

[2]) Ibid. 2, S. 3.

auch die Städte selbstbewußter auf und suchten sich sowohl von den Bischöfen als auch von dem Orden unabhängig zu machen. Namentlich in Riga entwickelte sich eine heftige Feindschaft gegen den Orden, da dieser sich auch in großem Umfange mit Handelsgeschäften zu befassen begann.[1]) Übrigens waren die Städte in ihrem einseitigen Jagen nach materiellem Wohlstand mehr als einmal selbst dann krämerhaft geizig, wenn bei einem Angriffe von außen das allgemeine Interesse in Gefahr kam. Zu alledem kam noch, daß sich auch die Ritterschaft, sowohl die Vasallen des Ordens als auch der Bischöfe, sich als besonderen Stand zu fühlen begann und auf Wahrung ihrer Sonderinteressen bedacht war.

Dabei war aber die Macht der Livland einschließenden Nachbarn im steten Wachsen begriffen. Die Vereinigung Litauens mit Polen war ein schwerer Schlag für den Deutschen Orden. Tannenberg-Grünwald war die nächste Folge dieser Union; der Deutsche Orden erhielt hier den Todesstoß, der ihm nach vergeblichem Ringen ein halbes Jahrhundert später im Thorner Frieden den Untergang bereitete. Es ist klar, daß auch der livländische Zweig des Ordens durch diese Ereignisse eine bedenkliche Minderung seiner Macht und seines Prestiges erlitt. Dazu aber war ihm seit der Konsolidierung Rußlands unter moskauischer Führung ein gefährlicher Gegner erwachsen, mit dem fertig zu werden seine Kräfte selbst bei innerer Einigkeit Livlands nicht gereicht hätten. Solange man es nur mit den beiden Städterepubliken Novgorod und Pskov, die übrigens bei ihrer gegenseitigen Rivalität und den Bemühungen der jüngeren und ursprünglich von Novgorod abhängigen Stadt, sich zu emanzipieren, im Kampfe mit den deutschen Kolonisten nicht immer einträchtig zusammenstanden, zu tun hatte, war ein Kampf noch einigermaßen aussichtsvoll, wenn es auch dem Orden nicht gelungen war, bleibende territoriale Vorteile auf russischem Boden zu erringen. Übrigens gebot das handelspolitische Interesse den beiden russischen Städten mit dem deutschen Nachbar ein leidliches Aus-

---

[1]) Ibid. 2, S. 69.

kommen zu suchen. Jetzt aber standen die Verhältnisse anders! Wir haben schon gesehen, wie schwer der so tüchtige Ordensmeister Walter von Plettenberg sich in den Jahren 1501 und 1502 seine Siege über die Russen erkaufen mußte. Es waren dies die letzten Siege, die der Orden über seinen russischen Nachbar erfocht. Von seinem Bundesgenossen König Alexander von Polen-Litauen schnöde im Stiche gelassen, mußte Plettenberg der Friedenssehnsucht der livländischen Stände Rechnung tragen und Ivan III. um Frieden bitten. Allein einen Frieden gewährte man in Moskau nicht; der Zugang zum Baltischen Meere, d. h. die Eroberung Livlands war für Rußland aus kulturellen und handelspolitischen Gründen unbedingt geboten. Nur hinderten damals noch andere politische Faktoren die Moskauer Fürsten an der Ausführung dieser Pläne. So beginnt für Livland die Zeit der kurzfristigen Waffenstillstände: von 1503 bis 1509, von 1509 bis 1523, von 1521 bis 1531, endlich von 1531 bis 1551.[1]) Immer werden die Bedingungen ungünstiger; bedenklich aber war vor allem die Bestimmung, die 1521 zum erstenmal auftaucht, der zufolge Meister und Erzbischof von Riga sich verpflichten, mit Polen-Litauen kein Bündnis gegen Rußland einzugehen.[2]) Man wollte die Gegner isolieren, um mit ihnen einzeln abzurechnen; es ist bedeutungsvoll, daß König Gustav I. von Schweden und seine Räte sich 1537 in dem Waffenstillstandsvertrage mit Rußland verpflichten, in einem Kriege zwischen Rußland und Polen-Litauen oder Rußland und Livland weder Polen-Litauen noch Livland irgend welche Hilfe angedeihen zu lassen.[3]) So zieht sich die Schlinge um Livland immer enger zusammen. Vielleicht verdankte Livland die augenblickliche Ruhe nur der fürchterlichen Niederlage, die das russische Heer 1514 an der Orša erlitt, wie auch der Gefahr, die noch beständig von Kasan aus Rußland bedrohte. Zudem war Rußland ja seit dem Tode Vasilijs Polen-Litauen gegenüber in die Defensive gedrängt. Als man aber in Moskau mit Sigismund den Waffenstillstand geschlossen hatte, da starb

---

[1]) Napierski, Russisch-livländische Urkunden Nr. 296, 306, 369, 377.

[2]) Ibid. Nr. 369, S. 330.

[3]) Rydberg, Sverges tractater 4, Nr. 35, S. 184.

bald darauf Helene; die vormundschaftliche Regierung der Bojaren aber mit ihren Parteikämpfen und Staatsstreichen war natürlich einer Initiative nach außen nicht fähig. Das alles aber wurde anders, als Ivan IV. selbst die Zügel der Regierung ergriffen hatte.

In der Zwischenzeit aber hatte die Reformation der inneren Einheit Livlands schwere Wunden geschlagen. Die Städte bekannten sich offen zu ihr und traten dadurch in Gegensatz zu Adel, Orden und Prälaten. Dazu hatte die Säkularisation Preußens durch Herzog Albrecht dem livländischen Orden in der Person des ehemaligen Hochmeisters einen erbitterten Gegner geschaffen. Albrecht fühlte sich bei der feindseligen Stellungnahme von Kaiser und Reich durch den Fortbestand des livländischen Ordens in seiner Position bedroht und tat alles, um die innere Einigkeit in Livland zu untergraben, wie seinen Schutzherrn, den König von Polen, gegen Livland zu hetzen. In seiner Angst vor einem gemeinsamen Angriffe des Reiches und Livlands auf Preußen und Polen geht er sogar so weit, Sigismund eine Offensivallianz mit Rußland gegen Livland vorzuschlagen.[1]) Sigismund war zu vorsichtig, um durch einen Angriff auf Livland es mit dem Kaiser zu verderben. So blieben für diesmal die Bemühungen Albrechts erfolglos. Erfolgreich aber war Albrecht in seinem Bestreben, in das ohnehin innerlich zerrissene Land neuen Streit hineinzutragen. Zuerst versuchte er es mit den Städten, um unter dem Vorwande, die Religionsfreiheit zu schützen, hier festen Fuß zu fassen. Hier kam ihm Plettenberg noch rechtzeitig zuvor.[2]) Aber bald findet er auf andere Weise Gelegenheit, in Livlands innere Verhältnisse einzugreifen. Der große Gegensatz zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt, zwischen Kaiser- und Papsttum, erfüllt, wie wir gesehen haben, wenn auch in anderer Weise, auch die livländische Geschichte. Es ist dies der immer von neuem ausbrechende Streit zwischen dem Erzbischofe (seit 1253) von Riga und dem Orden. Mehr als einmal brachte der Kampf dieser beiden Gewalten das Land an den Rand des Abgrundes.

[1]) Acta Tomiciana 9, Nr. 312.
[2]) Schiemann 2, S. 215.

Wenn es auch dem Orden gelang, zeitweilig aus seiner Mitte den erzbischöflichen Stuhl zu besetzen, so brach dieser Gegensatz doch immer wieder von neuem hervor. Ein ordensfreundlicher Erzbischof war undenkbar, denn Orden und Erzbischof strebten nach der Alleinherrschaft im Lande. So täuschte auch Thomas Schöning, der nach dem Tode Johann Blankenfelds, des erbittertsten Ordensgegners, der sogar davor nicht zurückgescheut hatte, mit Rußland ein Bündnis gegen den Orden einzugehen, die Hoffnungen des Ordens. Er ließ sich von Herzog Albrecht dazu bewegen, dessen Bruder Wilhelm von Brandenburg zum Koadjutor zu nehmen. Der Plan war offenkundig: die Säkularisation in ein weltliches Fürstentum, zu der sich Plettenberg nicht entschließen konnte, weil gewichtige innere und äußere Umstände einen Erfolg ausschlossen,[1]) sollte von Wilhelm nach Erlangung des erzbischöflichen Stuhles unter polnischem Protektorat durchgeführt werden. Es ist klar, daß Plettenberg, der diese Pläne durchschaute, sich dagegen sträubte. Allein aller Widerstand war vergebens; Wilhelm erreichte das vorläufige Ziel seiner Wünsche und die Ritterschaft des Erzstiftes huldigte ihrem Koadjutor.[2]) Damit war preußisch-polnischem Einflusse in Livland Tür und Tor geöffnet. Es gab künftighin eine starke polnische Partei im Lande, die sogar im Orden selbst ihre Anhänger hatte, ja auch hier die Oberhand gewann, als der ehrgeizige Gotthard Kettler an ihre Spitze getreten war. Als Wilhelm nach Schönings Tode nun wirklich den erzbischöflichen Stuhl bestieg, wuchs das Mißtrauen gegen ihn nur noch mehr; ja man faßte am Landtage zu Wolmar 1546 den Beschluß, „daß weder der Erzbischof noch der Meister je ihren geistlichen Stand aufgeben und in den weltlichen Fürstenstand treten sollten; zudem sollten sie keine ausländischen Fürsten oder Herren zu einem Koadjutor eligieren, postulieren, noch später in diese Lande fordern und einnehmen.“[3]) Das wäre aber für den Erzbischof ein Verzicht auf die Früchte seines bisherigen Strebens und eine Vernichtung der Pläne seines

[1]) Schiemann 2, S. 219 f.

[2]) Ibid. 2, S. 224.

[3]) Schiemann 2, S. 284.

Hauses gewesen. Daran sollte sich nun ein neuer Brand entzünden; trotz des Wolmarer Rezesses berief Wilhelm den neunzehnjährigen Christoph von Mecklenburg, Bruder Johann Albrechts, des Schwiegersohnes Herzog Albrechts von Preußen, als Koadjutor ins Land. Anfang 1556 wird er auch vom Erzbischof und Kapitel als Koadjutor angenommen. Daraufhin beschloß nun auch der alte Meister, Heinrich von Galen, sich einen Koadjutor einzusetzen. Wirklich wählte auch der Landtag im März 1556 Wilhelm von Fürstenberg mit Übergehung des polenfreundlichen Landmarschalls des Ordens, Jasper Münster, zum Koadjutor. Fürstenberg geht nun gegen Wilhelm und Christoph energisch vor und setzt beide gefangen; das ist aber für Sigismund August das langersehnte Signal, mit großer Macht gegen den Orden zu ziehen. Wilhelms und Christophs Pläne zu fördern lag ja in seinem Interesse. Der Meister aber — es war dies schon Fürstenberg, da Heinrich von Galen im Mai 1557 gestorben war — konnte mit der zehnfachen Übermacht keinen Kampf wagen, ohne das Land nicht ganz der Vernichtung preiszugeben. Er betrat also den Weg der Verhandlungen. So kommt es zum Frieden von Poswol.[1]) Wenn Sigismund August Livland damals seiner Selbständigkeit nicht beraubte, so lag dies nicht an ihm. Die innerpolitische Lage in Polen mit ihrem krassen Gegensatze zwischen Bischöfen und Szlachta gebot ihm ebenso wie der wegen der Duldung der Protestanten erbitterte Papst und der in der preußischen Frage noch immer unnachgiebige Kaiser äußerste Vorsicht. Aber der Orden übernahm eine Verpflichtung und diese war noch verhängnisvoller als direkte Unterwerfung. Der Orden mußte nämlich mit dem Könige von Polen ein Bündnis gegen den Zaren eingehen, das aber erst dann in Kraft treten sollte, wenn die beiderseitigen Waffenstillstände mit Rußland abgelaufen seien.[2]) Nicht nur, daß ein derartiges Bündnis Livland keinen Vorteil bot, weil es weder Leistung noch Gegenleistung normierte, war es eine Verletzung des vor drei Jahren mit Rußland abgeschlossenen Waffenstillstandes, der wie die früheren die Be-

[1]) Ibid. 2, S. 286 ff.

[2]) Dogiel, Codex diplomaticus Poloniæ 5, S. 219 ff.

stimmung enthielt, mit Polen-Litauen kein Bündnis gegen Rußland einzugehen. Es war also eine direkte Herausforderung Ivans.

1551 sollte der Waffenstillstand mit Rußland ablaufen. Der livländische Gesandte bei Kaiser und Reich suchte zeitig genug die Reichsstände auf die Livland drohende Gefahr aufmerksam zu machen, erhält aber die wenig tröstliche Antwort der Reichsstände, gegenwärtig könne keine Hilfe geleistet werden. Alles, was er erreicht, ist das Versprechen, daß der Kaiser einen Gesandten schicken werde, um den Zaren zur Verlängerung des Waffenstillstandes zu bewegen; bezüglich einer Hilfe aber wird der Orden an seine Nachbarn gewiesen.[1]) Zu einer Gesandtschaft nun kam es allerdings nicht, wohl aber wendet sich der Kaiser in einem Schreiben an den Zaren, worin er ihn an die guten Beziehungen ihrer beiden Häuser erinnert und bemerkt, er habe deshalb auch die Rußland näher gelegenen Reichsfürsten wie den livländischen Meister und die livländischen Bischöfe ermahnt, auch ihrerseits mit Rußland gute Beziehungen zu unterhalten; nun möge sich auch der Zar dem Ansuchen der livländischen Machthaber zum Frieden geneigt zeigen, wenn er aber irgendwelche Beschwerden gegen die Livländer habe, so möge er sich an den Kaiser wenden, der diese abstellen werde.[2]) Wirklich erlangte man 1554 einen fünfzehnjährigen Waffenstillstand, aber unter welchen Bedingungen! Ganz abgesehen von der Verpflichtung, mit Polen-Litauen kein Bündnis einzugehen, denn diese Bestimmung war ja nicht neu, verpflichtet sich der Bischof von Dorpat und ganz Livland haftet dafür, den angeblich seit 1463 ausstehenden Zins von einer Mark pro Kopf aus dem Bereiche des ganzen dörptischen Stiftes binnen drei Jahren zu erlegen.[3]) Mit Recht wurde die Unterzeichnung dieses Vertrages als „ein Akt verhängnisvoller Schwäche“ bezeichnet.[4]) Wie sollte Livland diese ungeheure Summe aufbringen, ganz abgesehen davon, daß die Zinsforderung rechtlich überhaupt

---

[1]) Napierski, Russisch-livländische Urkunden Nr. 382, S. 377 ff.

[2]) Ibid. Nr. 385, S. 381 f. (Brüssel, 1553, Juni 15.)

[3]) Ibid. Nr. 386, S. 383 ff.

[4]) Schiemann, 2, S. 286.

nicht begründet war. Für den Zaren aber war sie ein trefflicher Vorwand, seinen längst gehegten Plan, die Unterwerfung Livlands, zur Ausführung zu bringen.

Kasan war unterworfen und endgültig zur Ruhe gebracht, dazu noch Astrachan dem Reiche einverleibt, mit Polen währte noch der Waffenstillstand, mit einem Worte für Ivan war der Augenblick günstig. Für Livland bot sich noch einmal eine Gelegenheit, den bereits unvermeidlichen Kampf wenigstens mit einem starken Bundesgenossen zu führen. Durch Zufall hatte sich auf der Suche nach neuen Absatzmärkten ein englisches Schiff unter Chancelors Führung in das Weiße Meer verirrt und Anlaß zu direkten Handelsbeziehungen zwischen Rußland und England gegeben. Es ist klar, daß der Zar, den Livländer und Hanseaten in seinem Handel mit dem Westen hartnäckig zu bevormunden suchten und gerade seine Bestrebungen, militärische Vorteile aus dem Verkehre mit dem Westen zu ziehen, unterbanden, den Handel der Engländer, die ihm Waffen und Munition lieferten, begünstigte. Nicht nur Livland und die Hanse aber sahen das Erscheinen der Engländer in Rußland mit mißgünstigen Augen an, sondern auch der vorsichtige König Gustav von Schweden. Er wußte wohl, was eine weitere Erstarkung Rußlands für seinen Nachbar Schweden bedeutete. Er suchte nun bei Maria von England direkt dagegen zu wirken, aber er ist auch bestrebt, Dänemark, Polen-Litauen, Livland und Schweden zu einer großen Koalition gegen den Zaren zu einigen. Allein er versäumt den günstigen Augenblick zum Losschlagen, den Kampf um Kasan; die Russen kommen ihm durch einen Einfall in Finnland zuvor. Auf dem Landtage zu Wolmar (1554) erscheinen nun schwedische Gesandte, um Livland zum gemeinsamen Kampfe gegen die Russen aufzufordern. Wenn sie Schweden nicht helfen, so lautet ihr Argument, dann müsse dieses Frieden schließen und der Zar habe nun die Hände frei, sich auf Livland zu stürzen. Allein man klammerte sich ängstlich an jeden Strohhalm einer Hoffnung und erwartete noch immer, vom Zaren einen Waffenstillstand zu erlangen. So blieb man den schwedischen Anträgen gegenüber taub. Ende 1555 machte König Gustav nochmals einen Versuch, Livland auf seine Seite zu ziehen.

Allein auch diesmal vergebens.[1]) Mit Recht bezeichneten die schwedischen Gesandten den livländisch-russischen Waffenstillstand als „baufällig" und wiesen auf das Hilfsgesuch des Meisters im Jahre 1553 hin.[2]) Man war blind gegen die Gefahr und wollte noch immer nicht glauben, daß nach der Besiegung Schwedens Livland das nächste Ziel moskowitischer Eroberungspolitik sein werde. Und so geschah es auch. Gustav mußte um Frieden bitten, den ihm der Zar schließlich auch gewährt; der 1537 auf sechzig Jahre geschlossene Waffenstillstand wird für die noch übrigen vierzig Jahre erneuert. Die frühere Bestimmung, wonach Schweden sich verpflichtet, weder Polen-Litauen noch Livland im Falle eines Krieges gegen Rußland zu unterstützen, wird natürlich von neuem bestätigt.[3]) Gustav erreichte nicht einmal, in Zukunft in Moskau selbst verhandeln zu dürfen, sondern muß sich auch weiterhin an die Statthalter von Novgorod wenden, wenn er Frieden oder eine Verlängerung des Waffenstillstandes wünscht. Als die schwedischen Gesandten bei dieser Gelegenheit darauf hinwiesen, daß die Statthalter zwar ansehnliche Leute, aber doch nur Diener des Zaren, und daher ihrem Herrscher nicht ebenbürtig seien, antwortet ihnen der Zar sarkastisch, ihr Herrscher, der einst als Viehhändler nach Schweden gekommen sei, könne sich in seiner Herkunft mit den Novgoroder Statthaltern nicht messen.[4]) Im März 1557 schloß Schweden mit Rußland Frieden, im September desselben Jahres aber wurde der unglückliche Vertrag von Poswol unterzeichnet. So folgte Schlag auf Schlag. Dabei war man aber in Livland noch so verblendet, daß man den Zaren, der seinen Kaufleuten verboten hatte, Waren nach Livland zu führen, durch einen Boykott des russischen Handels außer Novgorod zur Aufhebung dieses Verbotes zwingen wollte.[5])

---

[1]) G. Forsten, die baltische Frage im XVI. und XVII. Jahrhunderte, 1, S. 17 f. (russ.) Russia at the close of the sixteenth Century. Works issued by the Hakluyt Society 20, S. XVI.

[2]) Napierski, Russ.-livl. Urk. Nr. 388, S. 383 ff.

[3]) Rydberg, Sverges Traktater 4, Nr. 46, S. 306 ff. (Novgorod, 1557, März.)

[4]) Solovjev, 6, S. 137 (russ.).

[5]) Bienemann, Briefe und Urkunden 2, Nr. 202, S. 4 ff. und Nr. 205, S. 11 ff.

Am Anfang und Ende des Jahres 1557 waren livländische Gesandte in Moskau erschienen; allein da sie ohne den rückständigen Zins kamen, war ihre Mission erfolglos. Noch in diesem Jahre erfolgte die Kriegserklärung des Zaren und es begann ein so verheerender Krieg, wie die Geschichte wenige kennt. Die Einverleibung der beiden Tartarenreiche in Rußland hatte das Auftreten großer Massen von Tartaren und anderer noch tieferstehender Völkerschaften, die an der Wolga und der Kama ihr Nomadenleben führten, im russischen Heere zur Folge, die in natürlichem Hasse gegen das kulturell so hoch stehende Land ihrer Mordlust die Zügel schießen ließen. Dazu hatte man in der Verblendung so gut wie nichts getan, um dem Feinde Widerstand leisten zu können. Wenn auch die Übermacht zu groß war, um die Offensive zu ergreifen, so hätte doch ein entschlossenes Häuflein mit seinen überlegenen Waffen in geschickter Defensive dem Feinde wenigstens Halt gebieten können. Allein Fürstenbergs Mahnrufe, sich gegen einen Angriff vorzusehen, waren verhallt; der erste Mißerfolg entmutigte aber das Land noch mehr und so kam es, daß der Feind nun jahraus jahrein in Livland schalten und walten konnte. Es fehlte in dieser schweren Zeit Livland ein bedeutender Mann, der wie Plettenberg ein halbes Jahrhundert vorher mit Tatkraft und Geschick die Kräfte des Landes gesammelt und dem Feinde mutig entgegengeführt hätte. Es fehlte aber auch an Opfermut; Adel und Bürger waren nur auf sich selbst bedacht. Der lange Friede, der große Wohlstand und die innere Uneinigkeit hatten das Land demoralisiert. Alle Stände waren in gleicher Weise von dieser Fäulnis ergriffen. Man hatte nicht mehr die Kraft, sich aufzurütteln und das Äußerste daran zu setzen, um dem Feinde Einhalt mit den Waffen zu gebieten, und wandte sich um Hilfe nach außen; ja man hoffte auf dem Wege der Verhandlungen noch vom Zaren den Frieden zu erkaufen. Das war alles, wozu sich der Landtag von Wolmar im März 1558 aufraffen konnte.[1]) Wie sehr es dem Lande selbst im Augenblicke der Gefahr an innerer Einheit gebrach, das

[1]) Schiemann 2, S. 294.

zeigte sich am besten, als man seine Blicke nach außen wandte, um dort Hilfe gegen den Zaren zu suchen. Während Meister und Erzbischof sich an Kaiser und Reich wandten, gingen von anderer Seite geheime Verhandlungen mit Dänemark, Johann von Finnland, Polen, ja selbst mit Rußland. Natürlich war dabei nicht wenig Eigennutz mit im Spiele; man suchte bei dem Wechsel des Machthabers vor allem seinen eigenen Vorteil zu wahren.[1])

Im Frühjahre 1558 erschien Salomon Henning bei Kaiser Ferdinand, um dessen Rat und Hilfe für Livland zu erbitten; vor allem sollte der Kaiser die Hansestädte und die benachbarten Potentaten ermahnen, Livland Hilfe zu leisten. Auch sollte Henning beim Kaiser darüber Klage führen, daß die Engländer dem Zaren nicht nur allerlei Waren, sondern auch Waffen und Proviant zuführen, und so seine Macht noch erhöhen.[2]) Und der Kaiser wendet sich auch anfangs September 1558 an König Gustav I. und bittet ihn, Livland zu schützen, da Kaiser und Reich zu entlegen seien; für Schweden sei dies übrigens ein Akt der Selbsterhaltung, denn wenn der Zar der ganzen Ostsee mächtig sei, werde er eine große Gefahr für alle angrenzenden christlichen (sic!) Fürsten sein. Der Kaiser gibt sich schon damit zufrieden, wenn der König von Schweden und die benachbarten Fürsten einen Vertrag oder Waffenstillstand zwischen Rußland und Livland vermitteln.[3]) Dabei blieb es auch vorläufig; der Kaiser, der durch die Rückkehr Isabellens nach Siebenbürgen seit 1556 wieder einen Kampf gegen zwei Fronten, die Türken und Isabellens Anhänger, in Ungarn zu führen hatte, mußte vor allem danach trachten, zu einem Frieden mit den Türken zu kommen, um so mehr, als diese trotz eines vorläufigen Waffenstillstandes anfangs 1558 wieder eine oberungarische Festung durch Überrumpelung an sich gebracht hatten.[4])

Inzwischen war aber die Lage in Livland noch un-

---

[1]) Ibid. 2, S. 295.

[2]) Schirren, Quellen zum Untergange der livländischen Freiheit 1, Nr. 38, S. 105 ff.

[3]) Schirren, Quellen 1, Nr. 92, S. 254 ff.

[4]) Huber, Österr. Gesch. 4, S. 190.

günstiger geworden. Am 12. Mai fiel Narva in die Hände der Russen, die sich ein in der Stadt ausgebrochenes verheerendes Feuer zunutze machten. Es war ein bedeutender Erfolg des Zaren; er hatte sich damit nun den Weg zum Meere gebahnt und war im Besitze eines Hafens, der für den Handel und die kulturellen Beziehungen zum Westen von großer Bedeutung werden konnte. Und man verstand auch am Kreml die Bedeutung dieses Erfolges zu würdigen und für die Zukunft dieser Eroberung zu sorgen. Der Zar tat sofort alles, um Narva zu heben; die Stadt bekam ein Privileg, das ihr zollfreien Handel in ganz Rußland verbürgte und sie von allen Einquartierungen befreite.[1]) Ja, die ausländischen Kaufleute wurden direkt aufgefordert, nach Narva zu kommen, wobei auch ihnen volle Handelsfreiheit zugesichert wurde.[2]) Und daß die ausländischen Kaufleute und vor allem die Lübecker diesem Rufe Folge leisteten und in Narva sich ein reger Handel entwickelte, das wurde bald der Anlaß zu Beschwerden von seiten der livländischen Städte, hauptsächlich Revals, aber auch Polens und Schwedens. Diese Mächte schritten zur Selbsthilfe und kaperten alle Handelsschiffe, die nach oder von Narva ihren Kurs nahmen, soweit sie deren habhaft werden konnten. Für die Hansestädte aber und vor allem Lübeck war die Narvafahrt Existenzbedingung; ohnehin waren im russischen Handel, der letzten Zuflucht bei den erfolgreichen Bestrebungen Dänemarks und Schwedens, das Hansesche Monopol an ihren Küsten zu brechen, der Hanse in Engländern und Niederländern ernste Konkurrenten entstanden. So wurde die Narvasschiffahrt zu einer politischen Streitfrage ersten Ranges, die den ganzen Norden in zwei Lager teilte. Mehr als zwei Jahrzehnte war sie der Anlaß zu steten Klagen beider Parteien und stand auf der Tagesordnung aller Reichstage, da die Lübecker sich um Schutz ihrer Interessen an Kaiser und Reich wandten. Erst die Eroberung Narvas durch die Schweden im Jahre 1581 schafft sie aus der Welt und schließt Rußland wieder von der Ostsee ab.

[1]) Schirren, Quellen 2, Nr. 218, S. 207 ff.

[2]) Russische Akten des Kopenhagener Staatsarchives, Russ. hist. Bibliothek 16, Nr. 13, S. 35 f. (russ.).

Aber mit der Eroberung Narvas waren die russischen Waffen noch nicht am Ende ihrer Siegeslaufbahn; am 18. Juli 1558 fällt auch Dorpat in die Hände der Russen. Der Bischof selbst verkaufte die Stadt an die Russen, obwohl sie noch verteidigungsfähig genug war. „Es war wie nach dem Tage von Tannenberg im preußischen Hauptlande des Ordens: Mutlosigkeit, Verrat, Eigennutz und politisch-militärische Demoralisation, die das Verderben herbeiführten. Nur daß in Livland kein Held erstand wie der Verteidiger der Marienburg und daß die Russenmacht von 1558 weit schrecklicher war, als die der litauischen Vettern im Jahre 1411. Näher liegt der Vergleich mit der Lage Preußens um 1525. Aber auch damals war, obgleich Albrecht von Brandenburg und Kettler manche verwandte Züge zeigen, in Preußen die Not geringer und der Mann kräftiger, der sie zu bestehen wußte.“ [1]) Auch hier ging der Zar wieder sehr schonend vor; zollfreier Handel in ganz Rußland und ihr Eigentum wird den Bewohnern von Dorpat gesichert, ja sie erhalten eine gewisse Autonomie.[2]) Damit war der Zar im Besitze zweier wichtigen Städte Livlands, die eine geeignete strategische Basis für weitere Eroberungen bildeten.

Diese russischen Erfolge aber mußten die Angst der Livländer zum äußersten steigern; bei der reservierten Haltung Dänemarks, Schwedens und Polens waren alle Hoffnungen auf das Reich gerichtet. Für den ersten Jänner 1559 war ein Reichstag nach Augsburg berufen; dorthin eilen nun die livländischen Gesandten. Allein Livland sollte auch hier bittere Enttäuschung erleben. Hatte man sich im Reiche nicht aufraffen können, um den Deutschen Orden in seinem Bemühen, die Fesseln des Thorner Friedens zu sprengen, zu unterstützen und das Ordensland dem Reiche zu erhalten, wie sollte man jetzt sich wirklich zu einem ernsteren Schritte entschließen, da das Reich durch die religiöse Frage in zwei Lager gespalten war und man den König von Frankreich zur eigenen Schande ruhig im Besitze der durch Verrat dem Reiche entfremdeten Städte

[1]) Schiemann 2, S. 297.

[2]) Forsten, Die baltische Frage 1, S. 100 f. (russ.).

ließ? Wenn man hier nicht Schamgefühl genug hatte, wo es sich um Gebiete handelte, die mit dem Reiche so enge verknüpft waren, wo sollte man ein solches hernehmen, als es sich um Livland handelte, das mit dem Reiche territorial nie einen Zusammenhang gehabt und sowohl durch die Säkularisation der preußischen Ordenslande unter polnischer Herrschaft als auch durch den Separatismus seiner Stände dem Reiche entfremdet war? So bieten auch die Reichstagsverhandlungen in der livländischen Frage ein recht klägliches Bild von des Reiches Ohnmacht und dem Eigennutze seiner Stände, namentlich aber des kurfürstlichen Kollegiums. Mainz und Pfalz waren überhaupt gegen jede Hilfe, Köln und Sachsen nahmen eine vollkommen zuwartende Stellung ein, waren aber auch bestrebt, möglichst wenig zu bewilligen. Der Fürstenrat war von wärmerem Mitgefühle für Livland beseelt; einerseits wirkten hier die zahlreichen Familienbande mit dem Orden, anderseits war hier Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, der Bruder des rigaischen Koadjutors, im begreiflichen Interesse eifrig tätig und suchte auch den Kaiser in diesem Sinne zu beeinflussen. Allein der Widerstand des kurfürstlichen Kollegiums nötigte den Fürstenrat zu einem Kompromisse. Man einigte sich zu einer Geldhilfe von 100.000 Gulden, eine Summe, die ganz unzureichend war, aber trotzdem niemals einging, wie auch zu einer Aufforderung an den Kaiser, durch diplomatische Verhandlungen einerseits den Zaren zu bewegen, die Feindseligkeiten einzustellen, andererseits die Könige von Spanien, England, Dänemark, Schweden und Polen sowie die Hansestädte aufzufordern, sich Livlands anzunehmen. Das Geld sollte aber erst dann ausbezahlt werden, wenn die vom Reichstage bestellte Kommission sich eingehend über den Stand der Lage in Livland erkundigt habe.[1]) Der Beschluß war also würdig der Verhandlungen; aber man wird ihn verstehen, wenn man im Reichsnebenabschied den Passus über Frankreich liest. Dort heißt es nämlich, daß ein protestantischer und ein katholischer Fürst an den König von

[1]) E. Reimann, Das Verhalten des Reiches gegen Livland 1559—1561. Historische Zeitschr. 35, S. 352 ff.

Frankreich gesandt werden sollen, damit dieser Metz, Toul und Verdun gutwillig herausgebe![1])

Der Kaiser beeilte sich, den Reichstagsbeschluß zur Ausführung zu bringen. Noch im August — am 9. war ihm das Gutachten der Stände übergeben worden — wendet er sich an die ihm von den Ständen bezeichneten Potentaten, um sie zur Hilfeleistung für Livland aufzufordern. Inzwischen aber hatte das Ausbleiben der Reichshilfe der polnischen Partei im Orden das Übergewicht verschafft; der Orden und natürlich auch der Erzbischof begeben sich in den Schutz Sigismund Augusts von Polen, allerdings unter der Bedingung, daß dem „dominium directum“ des Reiches nicht „prärogiert“ werde. Der Polenkönig hatte erklärt, Livland sonst keine Hilfe leisten zu können, da er Rußland gegenüber noch durch den Waffenstillstand gebunden sei; nur als Schutzherr Livlands könne er für dasselbe beim Zaren eintreten. Alle Vorteile des Vertrages lagen auf polnischer Seite. Der Vertrag verpflichtete Sigismund August vorläufig nur dazu, durch diplomatische Intervention den Zaren von weiteren Einfällen in Livland abzuhalten, trotzdem läßt er sich aber als Pfand für die etwa aufzuwendenden Kriegskosten ungefähr ein Sechstel des ganzen livländischen Territoriums einräumen. Zwar kann der Orden nach dem Kriege dasselbe um 600.000 Gulden, der Erzbischof um 100.000 Gulden einlösen, aber das sind Summen, die für Livland und die damalige Zeit so gut wie unaufbringlich waren.[2]) Dem Kaiser gegenüber beeilt sich Sigismund August die Sache so darzustellen, als ob er entsprechend der Aufforderung, die der Kaiser dem Reichstagsbeschlusse gemäß am 17. August schon an ihn gerichtet hatte, nun Livland in seinen Schutz genommen habe, damit er dem Zaren gegenüber trotz des Waffenstillstandes einen Rechtstitel habe, für Livland einzutreten.[3]) Man kann sich denken, daß der Kaiser schon auf diese Nachricht hin — die einzelnen Punkte des Vertrages waren ihm ohnehin noch un-

[1]) Momenta Livoniæ antiqua 5, S. 711.

[2]) Dogiel 5, S. 228 ff. Forsten, Die balt. Frage 1, S. 201 (russ.).

[3]) Sigismund August an K. Ferdinand I., Wilna, 1559, September 23. W. St. A. Polonica, Kop.

bekannt — sehr verstimmt war. Sein Ärger wuchs noch, als der polnische Resident in Wien, Martin Kromer, an ihn das Ansinnen stellte, die kaiserlichen Gesandten mögen in Moskau von den Livländern nicht als Untertanen des Reiches sprechen, noch daß Sigismund August kein Recht auf Livland habe, denn dies würde der Aktion des Königs nur schaden. Und so lautet auch die Antwort Ferdinands an den Polenkönig ungewöhnlich scharf. Der Kaiser gibt seiner Verstimmung Ausdruck über den polnisch-livländischen Vertrag und betont, daß dies nicht der Sinn seiner Aufforderung gewesen sei; er warnt ihn, die Rechte des Reiches zu tangieren, denn sonst könnte bei den Reichsständen leicht der Verdacht entstehen, daß er den Schutz nur leiste, um Livland sich zu unterwerfen und dem Reiche abtrünnig zu machen. Mit Entrüstung weist der Kaiser das Ansuchen zurück, das Sigismund August durch seinen Residenten an ihn gestellt hatte; er werde nichts tun, was der Ehre des Reiches abträglich sei und verzichte unter diesen Verhältnissen auch, seine Gesandten gemeinsam mit den polnischen nach Moskau zu senden. Der Kaiser hatte nämlich noch kurz vor dem Eintreffen der Nachricht vom polnisch-livländischen Vertrage diesen Wunsch Sigismund August gegenüber geäußert und wollte jetzt nicht einmal den Anschein erwecken, als ob er den Vertrag billige, dessen Inhalt er nicht einmal kannte. Übrigens scheint dem Polenkönige diese projektierte kaiserliche Gesandtschaft wenig genehm gewesen zu sein, denn sie mußte natürlich in den Augen des Zaren seine Rechte auf den Schutz Livlands beeinträchtigen. So hatte er dem Kaiser gegenüber sich schon hinter die Verpflichtung verschanzt, der zufolge er seine Gesandten bis Martini (11. November) nach Moskau schicken müsse, ein Termin, den der Kaiser natürlich unmöglich einhalten konnte.[1])

Der Kaiser scheint nun aber doch, da Sigismund August Gesandte für Livland an den Zaren schickte, es für klüger gehalten zu haben, seinerseits eine zuwartende Haltung

[1] Ferdinand an Sigismund August, Wien, 1559, Oktober 19.; Ferdinand an M. Kromer 1559, Oktober 18., W. St. A. Polonica, Kop. Vergl. Reimann, l. c. S. 361.

einzunehmen und vorerst den Erfolg der polnischen Intervention abzuwarten. Hieronymus Hofmann, der Ende Oktober Wien verläßt, hat nur die Aufgabe, dem Zaren ein kaiserliches Schreiben zu überbringen und um raschen Bescheid zu bitten; sonst ist seine Mission lediglich eine informative, sowohl in Livland, wo er dem Meister und dem Erzbischofe gleichfalls kaiserliche Schreiben zu überbringen hatte, als auch in Moskau, und dort sowohl der Ursache des Krieges halber als auch der weiteren Pläne des Zaren und der Aussichten der polnischen Friedensvermittlung. Den Kaiser interessiert es auch zu erfahren, in welchem Ansehen er beim Zaren stehe. Die Kenntnis der polnischen Sprache hat bei der Wahl Hofmanns zum Kurier jedenfalls den Ausschlag gegeben.[1]) Das Schreiben des Kaisers an den Zaren ist sehr versöhnlich gehalten; er weist ihn auf die Zugehörigkeit Livlands zum Reiche und die dadurch für ihn resultierende Verpflichtung, dessen Integrität zu verteidigen hin und ermahnt den Zaren, schon mit Rücksicht auf die traditionell freundschaftlichen Beziehungen der Kaiser und des Reiches mit ihm und seinen Vorfahren, den Krieg gegen Livland einzustellen, die gemachten Eroberungen herauszugeben und künftig gegen den livländischen Orden sich jeder Feindseligkeit zu enthalten, sonst würde er und das Reich zur Abwehr genötigt sein. Übrigens sei er, der Kaiser, jederzeit bereit, jeder Beschwerde des Zaren gegen Livland Abhilfe zu verschaffen.[2]) Der Kaiser wird wohl selbst kaum gehofft haben, daß der Zar auf dieses Schreiben hin sich Livland gegenüber aus einem reißenden Wolfe in ein frommes Lamm verwandle. Ihm kam es wohl nur darauf an, die Aktion des Polenkönigs indirekt zu unterstützen. Übrigens hatte der Reichstag zwar die Gesandtschaft nach Rußland beschlossen, aber, wie es scheint, absichtlich darauf vergessen, die Kosten derselben zu bewilligen. Man hoffte wohl in stillem, daß der Kaiser sie aus seinem eigenen Säckel nehmen werde; wir werden später sehen, daß die Absendung

---

[1]) Instruktion, Wien, 1559, Oktober 21. W. St. A. Kleinere Reichsstände, Deutscher Orden 393. Konz.

[2]) Turgenev, Hist. Russ. Monumenta 1, Nr. 137, S. 173 f.; Monum. Liv. antiqua 5, S. 719 f. Ciampi, Bibliografia critica 1, S. 251 ff.

einer Reichsgesandtschaft gerade an dem Kostenstandpunkte immer scheitern sollte. Ferdinand, der fortwährend genötigt war, für die Abwehr der Türken zu sorgen, war aber selbst keineswegs in der pekuniären Lage, um die immerhin bedeutenden Kosten für eine größere Gesandtschaft aus eigenem zu bestreiten. So mag auch dies ihn dazu bewogen haben, nur einen Kurier nach Moskau zu schicken. Ende November 1559 finden wir Hofmann schon in Livland;[1]) aber erst am 9. Februar 1560 trifft er in Moskau ein. Vor der Stadt wird er von einer großen Kavalkade feierlich eingeholt;[2]) es mag dem Großfürsten nicht wenig geschmeichelt haben, nun auch einen Vertreter des Kaisers an seinem Hofe zu sehen, an dem sich schwedische, polnische und dänische Gesandte förmlich drängten. Noch nie hatte der Kreml soviel mächtige Herrscher nacheinander und nebeneinander um die Gunst Rußlands buhlen gesehen, als nach den livländischen Erfolgen der Jahre 1558 und 1559. Eigentlich haßten sie alle den Moskowiter und sahen mit Beklemmung, daß er sich den Zugang zum baltischen Meere errungen und einen nicht kleinen Teil Livlands bereits erobert habe, aber jeder von ihnen hoffte ihn zu seinen Gunsten zum Verzichte auf seine livländischen Eroberungen zu bewegen und den Nebenbuhler auf diese Weise aus dem Felde zu schlagen. Zu einer gemeinsamen Aktion für Livland ließen sie ihre einander direkt zuwiderlaufenden Interessen nicht kommen, denn Livland in seiner staatlichen Selbständigkeit zu schützen, fiel ihnen nicht im Traume ein; nur aus dem Zusammenbruche des Ordensstaates, sich den Löwenanteil zu sichern und sich dazu die Anerkennung und Duldung des Zaren zu verschaffen, das war, den Kaiser ausgenommen, der Hauptzweck ihrer Intervention in Moskau.

So trafen im Frühjahre 1559 dänische Gesandte, die noch König Christian III. auf Bitten des Ordensmeisters Fürstenberg absenden wollte, nun, da Christian vorher starb, im Auftrage seines Sohnes und Nachfolgers Friedrich II. in Moskau ein. Sie baten um Frieden für Livland, vergaßen

[1]) Schirren, Quellen 3, Nr. 435, S. 339 f.

[2]) Finalrelation Hofmanns vom 2. Juli 1560, W. St. A. Russica. Orig.

aber dabei nicht, Reval, Esthland, Harrien und Wirland als Besitz Dänemarks anzusprechen, trotzdem diese Gebiete schon 1346 durch König Waldemar dem Deutschen Orden verkauft worden waren.[1]) Allein der Zar antwortet ihnen schroff, ganz Livland sei von alters her Rußland tributpflichtig und sowohl die vorübergehende dänische Herrschaft als auch die Unterwerfung unter Kaiser und Reich sei eine Pflichtverletzung gegenüber seinen Vorfahren gewesen; er hält auch den Gesandten das ganze Sündenregister Livlands vor, gibt aber schließlich doch zu einem sechsmonatlichen Waffenstillstande (1. Mai bis 1. November 1559) seine Zustimmung. Allerdings lag die Ursache dieser Nachgiebigkeit in der Notwendigkeit, Vorbereitungen zur Abwehr eines Tartareneinfalles zu treffen, der für den Sommer 1559 zu befürchten war, nachdem die Tartaren schon im Winter von 1558 auf 1559 einen derartigen Versuch unternommen hatten, der aber an der Wachsamkeit des Zaren scheiterte. Dänemark gegenüber war der Zar zwar zur Fortsetzung der traditionell-freundschaftlichen Beziehungen bereit, aber dessen Prätensionen auf Teile Livlands wies er kühl zurück.[2]) Auch König Gustavs Gesandter erschien im Sommer 1559 mit einem Schreiben, worin der Schwedenkönig den Zaren für Livland um Frieden bat, aber dabei erklärte, daß er dies nicht der Livländer, sondern nur des Kaisers wegen tue.[3]) König Gustav war jetzt nicht einmal gegen territoriale Konzessionen geneigt, sich in ein Bündnis mit Livland gegen Rußland hineinziehen zu lassen; allein so wie der alte König, dachte sein Sohn Herzog Johann von Finnland nicht. Er hatte schon längst seine Augen auf Reval geworfen und noch im Sommer 1558 dem Zaren gegenüber Ansprüche auf das Protektorat über Teile Livlands erhoben.[4]) Endlich erschien noch kurz vor der Ankunft des kaiserlichen Kuriers

[1]) Schiemann 2, S. 92 f.

[2]) Akten des Kopenhagener Staatsarchives, Russ. hist. Bibliothek 16, Nr. 16, S. 42 ff. (russ.); Schirren, Neue Quellen zum Untergange der livl. Freiheit 2, Nr. 113 und 114, S. 101 ff. Solovjev 6, S. 143 (russ.).

[3]) Solovjev 6, S. 153 (russ.). N. N. Bantyš-Kamenskij, Übersicht der auswärtigen Beziehungen Rußlands 4, S. 119 (russ.).

[4]) Bantyš-Kamenskij 4, S. 119 (russ.); Forsten, Die balt. Frage 1, S. 222 f. (russ.).

ein litauischer Gesandter, den schon zu Martini 1559 zu schicken Sigismund August eigentlich vertragsmäßig verpflichtet war. Sigismund August läßt dem Zaren sagen, daß die römischen Kaiser Livland schon seinen Vorfahren, den litauischen Großfürsten, zum Schutze empfohlen, die Livländer selbst aber schon vor drei Jahren im Frieden von Poswol und jetzt neuerdings sich ihm unterworfen haben, der Zar also den mit Polen-Litauen abgeschlossenen Waffenstillstand verletze, wenn er Livland bekriege.[1])

Und nun wenige Tage nach der Abreise des litauischen Gesandten erscheint der kaiserliche Kurier, um den Zaren gleichfalls aufzufordern, auf seine livländischen Erfolge zu verzichten. So freundlich der Empfang war, so entstand doch bald beim Zaren eine tiefe Verstimmung. Der Kurier hatte weder vom Kaiser noch von sich aus Geschenke für den Zaren; der Zar aber mußte dies nach der früheren Gepflogenheit als eine Beleidigung auffassen. Noch größer aber wurde die Verstimmung Ivans, als er erfuhr, daß der Kaiser ihn in seinem Schreiben nicht „Imperator", was er als Übersetzung des Titels „Zar" beanspruchte, nannte. Durch Drohungen („Einsalzen") und durch zwei Fasttage für ihn und sein Gefolge sucht der Zar Hofmann mürbe zu machen, daß er ihm in der Audienz wenigstens diesen Titel gebe. Allein Hofmann bleibt hartnäckig dabei, er sei vom Kaiser nur zu einem „Großfürsten aller Reußen und zu keinem Kaiser" abgefertigt worden; selbst das Angebot kostbarer Felle vermag Hofmann nicht umzustimmen, trotzdem man ihn versichert, er brauche den Titel nur schriftlich und nicht mündlich zu geben. Nun läßt der Zar Hofmann sagen, er werde, wenn der Kaiser ihm nicht freundlicher schreibe und den kaiserlichen Titel gebe, nicht eher ruhen, als bis er ganz Livland erobert habe; übrigens hätten die Livländer besser getan, wenn sie sich, von allem Anfange an, an den Kaiser gewandt und sich nicht zuerst den König von Schweden, dann den von Dänemark, endlich den Polenkönig, dem sie sogar einige feste Plätze abgetreten haben,

[1]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit Polen-Litauen II, Sbornik 59, S. 603 f. (russ.).

als Schutzherrn erwählt hätten.[1]) Bald darauf — der Zar hatte ihm am 17. Februar diesen Bescheid zukommen lassen — wurde auch das Antwortschreiben des Zaren an den Kaiser fertiggestellt, denn es ist vom 24. Februar 1560 datiert. Der Brief Ivans ist eine treffliche Probe der gewandten Dialektik, die alle ausländischen Gesandten in Erstaunen setzte und der selbst der Jesuit Possevino nicht gewachsen war; sofern er die russische Anschauung in der livländischen Frage wiedergibt, ist er einfach unanfechtbar. Boshaft meint er, der Kaiser sollte eigentlich seinen Zorn gegen die Livländer wenden, denn diese seien vom wahren Glauben abgefallen und haben sich der Lehre Luthers zugewendet. Übrigens sei Livland schon seinen Vorfahren tributpflichtig gewesen, sein Ahnherr Jaroslav Vladimirovič habe Jurjev (Dorpat)[2]) und viele andere Städte im Lande der Tschuden gegründet. Der bibelfeste Zar war auch in den Annalen seines Volkes sehr bewandert und immer bestrebt, seine Prätensionen auch historisch zu begründen. Der Vorwurf aber, daß die Livländer die russischen Kirchen und Heiligenbilder zerstört und die russischen Kaufhäuser konfisziert hätten, war nicht unberechtigt. Bilderstürme, die auch in den livländischen Städten stattgefunden, und Konkurrenzneid, der den russischen Handel am liebsten ganz in livländischen Händen gesehen hätte, mögen dies verursacht haben. Ähnliche ganz konkrete Anklagen erhob der Zar schon gegenüber den dänischen Gesandten.[3]) Und so seien die Livländer ihren alten Verpflichtungen nicht mehr nachgekommen, — schreibt der Zar — er aber habe sie oft wie ein guter Arzt gemahnt; ihr Herz aber sei verstockt geblieben wie das Pharaos, daher müßten sie jetzt gerechte Strafe erdulden. Wenn Ferdinand mit ihm Freundschaft halten wolle, wie dies auch ihre beiderseitigen Vorfahren gehalten haben, so sei dies gut; er solle einige seiner Räte zu ihm schicken, dann werde er Gelegenheit haben, von diesen zu erfahren, daß sein Vorgehen gegen Livland voll-

---

[1]) Finalrelation Hofmanns, W. St. A. Russica, Orig.

[2]) Im Jahre 1030 (Kostomarov, Russ. Gesch. 1, S. 15, russ.).

[3]) Russ. Akt. des Kop. Staatsarch. Russ. hist. Bibl. 16, S. 48.

kommen begründet und ein Gebot der Gerechtigkeit sei.[1]) Das ist der Inhalt des Schreibens, zu dessen Übersetzung aus dem Russischen der Kaiser überallhin nach einem sprachkundigen Interpreten Ausschau halten mußte.[2]) Hofmann erhebt in seinem Berichte keine Klage darüber, daß ihn der Zar absichtlich noch zurückbehalten und nicht abgefertigt habe; im Gegenteile, er versichert, daß er acht Tage nach dem letzten Versuche, ihn in der Titelangelegenheit umzustimmen, abgefertigt worden sei, also ungefähr am 24. oder 25. Februar, was mit der Datierung des Antwortschreibens stimmen würde. In Livland aber scheint das Gerücht entstanden zu sein, daß der Zar den kaiserlichen Kurier absichtlich zurückbehalte, um seine Pläne gegen Livland leichter zur Ausführung zu bringen.[3]) Wirklich kommt Hofmann auch erst in den ersten Tagen des Mai nach Livland, wo sein Bericht über die schlechte Behandlung in Moskau sofort alle Hoffnungen auf den Erfolg der kaiserlichen Fürsprache zerstört.[4]) Wie die Hinreise, hätte also auch die Rückreise mehr als zwei Monate in Anspruch genommen, ein Zeitraum, der für den zurückzulegenden Weg etwas zu groß ist, wenn wir ihn nicht einer gewissen absichtlichen Verlangsamung des Reisetempos, wie man es von russischer Seite gegenüber fremden Gesandten zu praktizieren beliebte, zugute halten wollen.

So endete also die Mission Hofmanns mit einem Mißerfolge; allein war dieser bei der polnischen, dänischen und schwedischen Intervention vorauszusehen, so wäre er bei der kaiserlichen wahrscheinlich leicht zu vermeiden gewesen, weil man dem Zaren damals etwas bieten konnte, was ihn zu einer gewissen Nachgiebigkeit gestimmt hätte. Die Erinnerung an die traditionelle Freundschaft zwischen Habsburgern und Rjuriks allein hat die kühl rechnenden Moskauer Fürsten niemals weicher und nachgiebiger gestimmt; diesmal

[1]) Ciampi, Bibliografia critica 1, S. 252 ff. Dieser Brief wurde 1561 unter dem Titel „Ein ernstlicher Sendbrief . . . .“ mit einem Vorworte „An den freundlichen Leser“, das im katholischen Sinne für den Zaren, der die Livländer für den Abfall vom katholischen Glauben bestrafe, Partei ergreift, als Flugblatt gedruckt. K. Bibliothek St. Petersburg, Rossica 13, VIII, 2./162.

[2]) Reimann l. c., S. 362 f.

[3]) Schirren, Quellen 5, Nr. 568, S. 24 ff.

[4]) Ibid. 5, Nr. 580, S. 56 ff.

jedoch bedurfte der Zar des Kaisers in einer Frage, die ihm sehr am Herzen lag. So lächerlich der Zorn des Zaren wegen Verweigerung des kaiserlichen Titels auf den ersten Blick erscheinen mag, so wohlbegründet ist er, wenn wir näher zusehen. Wir haben gesehen, wie Ivan Vasiljevič nach seiner feierlichen Krönung den Titel „Zar“, also „Kaiser“, angenommen hatte und Sigismund August dies anzuerkennen sich weigerte, ja wie diese Weigerung selbst zum Abbruche diplomatischer Beziehungen zwischen Zar und König geführt hatte.[1]) Wir wissen aber auch, wie die Nachrichten von dem Auftreten Steinbergs in Rom den Polenkönig in lebhaften Schrecken versetzten, weil man sie am polnischen Hofe sofort in Zusammenhang mit den Prätensionen Ivans in der Titelfrage brachte, und wie der König, um die Habsburger von der vermeintlichen Unterstützung der Bestrebungen Ivans abzuziehen, sogar das Ehebündnis mit Katharina einging.[2]) Eilig, sehr eilig hatte es damals Sigismund August. Anfang 1553 erhielt er die erste Kunde davon aus Rom und Ende Juli war die Ehe schon geschlossen und Katharina in Krakau feierlich gekrönt. Der Waffenstillstand zwischen Rußland und Polen-Litauen, der 1549 auf weitere fünf Jahre war verlängert worden, lief nämlich im nächsten Jahre ab, es war also die höchste Zeit zu neuen Verhandlungen, die aber an der Titelfrage zu scheitern drohten, wie dies schon 1549 bald geschehen wäre. Der König mußte sich also für alle Eventualitäten den Rücken decken und sich daher der Habsburger versichern, um die vermeintliche Unterstützung des Zaren durch diese zu vereiteln, Ivan zu isolieren und so nachgiebiger zu machen. So erscheinen auch Anfang Juli 1553 litauische Gesandte mit dem Wojwoden von Polock, Stanislav Dovojna, an der Spitze, zu neuen Verhandlungen in Moskau. Der Zar empfängt sie sehr ungnädig, denn in ihrem Kreditiv fehlt wieder der Titel „Zar“, ja er gibt ihnen dasselbe sogar wieder zurück.[3]) Alles droht sich an der Titelfrage zu zerschlagen. Und da

[1]) Siehe oben S. 280 ff.

[2]) Siehe oben S. 286 f.

[3]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit Polen-Litauen II, Sbornik 59, S. 387.

zeigt es sich nun, wie geschickt Sigismund August seine neue Verbindung mit den Habsburgern auszunützen versuchte. Die litauischen Gesandten machen nämlich den Bojaren den Vorschlag, Ivan möge von seinem neuen Titel den König offiziell verständigen, dieser werde dann darüber an Papst, Kaiser und römischen König eine Verständigung schicken und wenn dieselben dem beistimmen, werde er in der Kirche diesen Titel Ivans feierlich verkündigen lassen und niemals mehr verweigern.[1]) Es war ein geschickter Schachzug des Polenkönigs, der sich eben dem Zaren gegenüber des Papstes, des Kaisers und auch Ferdinands versichert hatte. Allein die Bojaren ließen sich nicht verblüffen, sie antworteten, Papst Klemens VII. und Kaiser Maximilian wären mit Ivan III. und Vasilij im Bündnisse gewesen und hätten beide „Zaren" genannt;[2]) sie hatten eine dunkle Ahnung von den damaligen Verhandlungen, wußten aber nicht Genaueres darüber. Übrigens hatte der Bojarenrat unter dem Vorsitze des Zaren beschlossen, mit Rücksicht darauf, daß die Verhältnisse im kasanschen Reiche noch nicht genügend gefestigt seien, vorläufig mit Polen-Litauen noch einen ein- bis zweijährigen Waffenstillstand einzugehen; sei Kasan dann zur Ruhe gebracht, dann solle auch die Titelfrage zur Lösung kommen. Geschickt verstehen es die Bojaren, den Gesandten die Initiative wegen dieses Waffenstillstandes aufzudrängen, wobei sie sich so gebärden, als ob Rußland an einem solchen gar nichts gelegen wäre.[3]) So kommt es zu einem zweijährigen Waffenstillstande (1554—1556), wobei wieder das russische Vertragsinstrument den Titel Zar trägt, während er im polnischen fehlt.[4]) Allein die Titelfrage kommt auch jetzt nicht zur Ruhe. Schon die russischen Gesandten, die Anfang 1554 nach Polen-Litauen abgehen, um dem Könige den Eid auf den Waffenstillstand abzunehmen, hatten den Auftrag, daran zu rühren und darauf hinzuweisen, daß der Zar nach der Eroberung Kasans

[1]) Ibid. S. 395.

[2]) Ibid. S. 396.

[3]) Ibid. S. 400 ff.

[4]) Ibid. S. 407 ff.

jetzt mit doppeltem Rechte diesen Titel führe.[1]) Allein der König antwortet, er halte sich streng daran, was seine Vorfahren getan; übrigens führen außer dem römischen Kaiser nur die Beherrscher der Moslemin den kaiserlichen Titel, Ivan aber sei ein christlicher Fürst.[2]) Im Herbste 1554 schickte der Zar einen Boten, um Sigismund August die Eroberung Astrachans anzuzeigen; im Titel erscheint nun auch der „Zarj Astrachanskij".[3]) Der Kurier muß dem Könige melden, daß Vladimir Monomach schon den Titel „Zar" geführt habe,[4]) Ivan aber habe nun noch zwei weitere Reiche erobert, die immer von Zaren beherrscht waren. Ivan ist boshaft genug, den König daran zu erinnern, daß er den Titel „König" trage, trotzdem sein Ahne sich das Königtum nur durch eine Frau erworben habe.[5]) Der Waffenstillstand nahte seinem Ende und wieder suchte der litauische Senat den abgerissenen Faden anzuknüpfen, indem er sich an Bojaren und Metropolit wendet und alle Schuld an den schlechten, gegenseitigen Beziehungen auf den polnischen Senat abwälzt, der einem Frieden mit Rußland abgeneigt sei und zum Kriege hetze.[6]) Mittlerweile hatte man am Kreml unter den alten Urkunden, die in der Schatzkammer des Zaren aufbewahrt wurden, Nachschau gehalten und dort auch den Maximilianischen Bündnisvertrag mit der goldenen Bulle vom Jahre 1514 gefunden. Wir wissen, es handelt sich um die erste Ausfertigung nach dem Schnitzenpaumerschen Entwurfe, deren Austausch durch ein inhaltlich und formell anders gehaltenes Instrument sich der Kaiser vorbehalten, Vasilij aber verweigert hatte. Zwar trug auch das vom

---

[1]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen mit Polen-Litauen II, Sbornik 59, S. 437.

[2]) Ibid. S. 445.

[3]) Ibid. S. 447.

[4]) Die Legende von der Übersendung der kaiserlichen Regalien durch Kaiser Konstantin Monomach an Wladimir Vševolodovič Monomach hatte 1552 durch bildliche Darstellung in der Uspenskij-Kathedrale ihre offizielle Anerkennung gefunden. Vergl. M. Djakonov, Die Gewalt der Moskauer Herrscher St. Petersburg 1889. S. 75 (russ.).

[5]) Anspielung auf Hedwig und Jagiello. Denkmäler, Sbornik 59, S. 452.

[6]) Ibid. S. 465 ff.

Großfürsten zurückgewiesene Instrument den Titel „Kaiser“, aber nur einmal, während in der ersten Ausfertigung bei jeder Gelegenheit der Titel „Kaiser aller Reußen“ wiederholt war.[1]) Auch fand man im Schatze Schreiben Sultan Suleimans I., in welchen dieser Vasilij gleichfalls Kaiser nennt. So konnte also der Metropolit Makarij mit Recht behaupten, daß alle Einwendungen gegen den Titel „Zar“, wie sie von polnisch-litauischer Seite erhoben wurden, jeglicher Berechtigung entbehren, denn der Kaiser, als das Haupt aller Katholiken, habe schon dem Vater Ivans, der nicht einmal vom Metropoliten gekrönt worden sei, diesen Titel zuerkannt, der Sultan aber als das Haupt aller Moslemin. Makarij schickt nun — natürlich im Auftrage des Zaren — Schreiben mohamedanischer Herrscher, die mit dieser Titulatur versehen waren, den litauischen Senatoren zur Ansicht.[2]) Aber man hatte am königlichen Hofe, wie wir gesehen haben, seine Gründe, um alles in der Welt eine Erhöhung des moralischen Prestiges des gefährlichen Feindes zu verhindern; wenn schon die bloße Kunde von der Werbung Ivans um den Königstitel in Rom imstande gewesen war, eine derartige Verwirrung am polnischen Hofe hervorzurufen, wie sollte man jetzt Ivan freiwillig einen Titel zugestehen, der ihn sogar über den König gestellt hätte? Deshalb war jede Begründung russischerseits ein Schlag ins Wasser. Schon Nikolaus Radziwiłł, der Palatin von Wilna, antwortet daher Makarij, der König wisse nichts von einem Bündnisvertrage zwischen Maximilian und Vasilij.[3]) Den litauischen Gesandten, die in den ersten Tagen des Jahres 1556 wegen Erneuerung des Waffenstillstandes nach Moskau kommen, zeigt man nun auch das Original des Maximilianischen Bündnisvertrages, ebenso den Allianzvertrag zwischen Ivan III. und König Johann von Dänemark, ein

[1]) Fiedler, die Allianz zwischen Kaiser Maximilian I. und den Großfürsten Vasilij Ivanovič, W. S. B. 43, Beilage III, S. 244 ff. und Beilage V, S. 253 f.

[2]) Denkmäler, Sbornik 59, S. 474 ff. Übrigens taucht in dem Schreiben Makarijs ein neuer Titel Ivans auf, nämlich „Beherrscher von ganz Sibirien“; Makarij begründet dies mit der freiwilligen Unterwerfung des sibirischen Fürsten Ediger. Ibid. S. 473 und 479 ff.

[3]) Denkmäler, Sbornik 59, S. 482.

Schreiben Philipp des Schönen, ein Schreiben Philipp II. von Spanien und England, endlich eine Reihe von Briefen muselmännischer Herrscher; allein sie sehen den Vertrag mit Maximilian gar nicht an, angeblich weil er dem Könige unbekannt sei, und raten den Bojaren, auch ihn Sigismund zur Ansicht zu schicken.[1]) Es ist begreiflich, daß der Polenkönig, den das Gespenst einer russisch-österreichischen Allianz ständig beängstigte, gerne genauen Einblick in diese Episode der habsburgischen Politik gewinnen wollte, um für die Zukunft daraus seine Waffen zu schmieden, denn an der Existenz dieses Vertrages zweifelte seit der Einnahme von Smolensk in Polen-Litauen niemand. Am Kreml weigerte man sich natürlich, ein so kostbares Stück, das anderthalb Jahrhunderte später Peter dem Großen als Beweis für die Berechtigung des russischen Kaisertitels diente, aus der Hand zu geben. So scheiterte ein dauernder Frieden wieder an der Titelfrage, vielleicht wäre auch ein Waffenstillstand nicht zustande gekommen, wenn nicht Ivan ein so kluger Realpolitiker gewesen wäre, der vorläufig noch ganz andere Pläne zur Ausführung bringen wollte, bevor er sich des Titels wegen in einen Krieg stürzte. Der Zar plante damals schon die Eroberung Livlands und suchte deshalb unbemerkt die Gesandten des Polenkönigs zu einem zehnjährigen Waffenstillstande zu bewegen. Er wollte also auf lange Zeit die Hände frei haben; allein die Gesandten gehen nur einen sechsjährigen Waffenstillstand ein, der dann auch endlich zustande kommt (1556—1562).[2]) Wie sehr aber den Zaren doch die Titelfrage beschäftigte, beweist noch ein anderes wichtiges Faktum. Ivan schickte im folgenden Jahre 1557 Feodorit, den Archimandriten von Suzdal, zum Patriarchen von Konstantinopel, um von diesem die Bestätigung in seiner Würde als Zaren zu erlangen. Feodorit kehrte 1558 zurück und brachte ein Schreiben des Patriarchen, worin dieser versprach, den Zaren von einer Synode in seiner Würde bestätigen zu lassen. Allein der Zar erhielt die versprochene

---

[1]) Ibid. S. 505 ff. (Vergl. auch ein Schreiben Philipp II. und Maria von England vom April 1557, worin Ivan auch als „Imperator totius Russiæ“ angesprochen wird, bei Turgenev, Historica Russiæ Monum. 2, S. 363 f.)

[2]) Ibid. S. 508.

Urkunde erst im Jahre 1562;[1]) in der Zwischenzeit aber, da Ivan mit Ungeduld ihr Eintreffen erwartete, erschien der kaiserliche Kurier. Man versteht nun, wie wichtig für den Zaren gerade in diesem Augenblicke die kaiserliche Anerkennung seines Titels sein mußte.

Übrigens hätte noch ein anderes Moment die Bemühungen Hofmanns unterstützt. Es war dies die große, allgemeine Unzufriedenheit der Russen mit den livländischen Kriegszügen des Zaren. Hofmann berichtet von Äußerungen dieses Unwillens bei Hoch und Nieder, wie er es selbst gehört hat.[2]) Wir wissen auch aus russischen Quellen, daß diese Wahrnehmungen Hoffmanns vollkommen begründet waren. Man hatte nicht das Verständnis für die Wichtigkeit einer Eroberung Livlands; nach der Eroberung Kasans, einem überaus populären Erfolge, wie nach der Einverleibung des Astrachanschen Reiches, wollte man die Offensive gegen das letzte große Tartarenreich, die Krim, das die schlimmste Plage für Rußland bildete, fortgesetzt sehen. Wirklich schien es auch, als ob Ivan diesem allgemeinen Wunsche gerecht werden wollte. Manches sprach damals für einen Angriff auf die krimsche Horde, so die Moskau zuneigende Stimmung der ukrainischen Kosaken, wie sie namentlich in dem Übertritte eines ihrer Führer, des Fürsten Dmitrij Višnevecki, zum Zaren zum Ausdruck kam, ebenso wie die Hilfe einiger Tscherkessenfürsten, die sich dem Zaren nach der Eroberung Astrachans freiwillig unterworfen hatten, vor allem aber die innere Schwächung der Horde durch Tierseuchen. Daniil Adašev, der Bruder Alexêjs, des allmächtigen Ratgebers des Zaren, der mit 8000 Mann von der Dniepermündung aus im Frühjahre 1559 nach der Krim überfuhr und daselbst landete, überraschte die Tartaren so vollständig, daß sie an eine Abwehr gar nicht dachten. Er befreite russische und litauische Gefangene, zerstörte viele Uluse und kehrte unbehindert zurück. Allein das war alles, was der Zar tat; zu einem stärkeren Schlage holte er nicht aus, trotzdem Silvester, der einflußreiche Beichtvater des Zaren und Alexêj

[1]) V. Savva, Moskauer Zaren und byzantinische Basileus, Charjkov 1901, S. 150 (russ.).

[2]) Finalrelation W. St. A.

Adašev ihn dazu drängten. Fürst Andrej Kurbskij machte in dem Pamphlete, das er eine Geschichte Ivans nennt, dem Zaren diese Unterlassung direkt zum Vorwurfe;[1]) Kurbskij erhebt übrigens auch gegen Sigismund August, bei dem er nach der Flucht aus Rußland eine Zufluchtstätte gefunden, den Vorwurf, daß er nichts getan habe, um diese drückende Plage ein für allemal zu beseitigen.[2]) Tatsächlich hatte sich der Zar im Frühjahre 1558 an den König gewandt, um ihm eine gemeinsame Aktion gegen die krimschen Tartaren vorzuschlagen; ein Frieden auf Grund des status quo sollte vorher die Beziehungen zwischen Rußland und Polen dauernd regeln.[3]) Man könnte vielleicht die Aktion des Zaren so auslegen, daß er die Aufmerksamkeit des Königs vom livländischen Kriege abziehen wollte; allein die Stellungnahme Silvesters und Adaševs gegen den livländischen Krieg und für eine Offensive gegen die Krim verbietet bei ihrem damals noch dominierenden Einflusse, an der Ehrlichkeit des russischen Vorschlages zu zweifeln. Erst mehr als ein Jahrhundert später sollten Rußland und Polen unter österreichischer Vermittlung sich zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen Tartaren und Türken verbinden. Es mußten harte Prüfungen über Polen kommen, ehe der alte und feig eigennützige Grundsatz der Szlachta, mit dem Türken um jeden Preis Frieden zu halten, außer Kurs kam. Die auswärtige Politik des letzten Jagiellonen war immer die der kleinlichen Mittel und Ränke; an Unaufrichtigkeit wetteiferte Sigismund August mit seiner Zeitgenossin Katharina von Medici. Übrigens war er als Sohn und Schüler Bona Sforzas ihr ja geistesverwandt. Weitausgreifende Pläne zu fassen und sie mit Energie durchzuführen, das war nicht die Sache dieses in Ausschweifungen sich verzehrenden Fürsten, den Solovjev treffend den litauischen Sardanapal genannt hat.[4]) Die Furcht vor der Türkenmacht und die

[1]) Worte des Fürsten Kurbskij, Ausg. Ustrjälov, St. Petersburg 1842, S. 63 f. (russ.). Allerdings ist Kurbskij der Freund Silvesters und Adaševs und daher auch von warmem Mitgefühl für das Schicksal der Livländer beseelt.

[2]) Ibid. S. 65.

[3]) Denkmäler, Sbornik 59, S. 538 ff.

[4]) Solovjev 6, S. 155 (russ.).

Angst, nach gemeinsamer Vernichtung der krimschen Horde das Angriffsobjekt russischer Eroberungslust zu werden, ließ Sigismund August und seinen Räten, die trotz eines bedeutenden jährlichen Tributes sich immer wiederholenden verheerenden Tartareneinfälle als das geringere Übel erscheinen; in ihrer Kurzsichtigkeit wiesen sie daher das moskauische Projekt zurück.[1]) Hingegen hat der Gesandte des Königs damals schon — es war anfangs 1559 — Ivan darauf aufmerksam gemacht, daß er Livlands wegen nicht nur mit Kaiser und Reich, sondern auch mit dem Könige in Konflikt kommen könnte.[2]) Möglicherweise war der Sturz Silvesters und Adaševs damals, als Hofmann in Moskau weilte, schon entschieden; jedenfalls aber ging Adašev erst nach der Abreise Hofmanns im Mai 1560 in die vorläufig ehrenvolle Verbannung als Wojwode nach Livland.[3]) Vielleicht hätte eine Nachgiebigkeit Hofmanns in der Titelfrage und die Erwartungen, die der Zar daraus für das Verhalten des Kaisers hätte ziehen können, ihn bewogen, in der livländischen Frage entgegenkommender zu sein, und hätte dadurch indirekt den Einfluß Silvesters und Adaševs wenigstens in der auswärtigen Politik gestützt, weil sie ja beide gegen den livländischen Krieg waren! Es sind ja nur Vermutungen, die aber, wie wir gezeigt zu haben glauben, nicht ganz der Grundlage entbehren.

Zwei Meister russischer Geschichtsschreibung haben die Frage aufgeworfen, ob ein Unternehmen Rußlands gegen die Krim damals Aussicht auf Erfolg gehabt hätte, und diese entgegengesetzt beantwortet. Solovjev verneint sie, indem er auf die Schwierigkeiten des Terrains, die weite Steppe, die Rußland von der Krim damals trennte, und die daraus resultierende Unmöglichkeit der Verproviantierung eines Heeres hinweist, was auch Schuld trug an der Niederlage V. V. Goliczyns am Ende des XVII. Jahrhunderts und der ungeheuer verlustreichen Feldzüge des Feldmarschalls Münnich im XVIII. Jahrhunderte; Solovjev bezweifelt auch, daß, gesetzt den Fall, die Eroberung der Krim wäre damals

[1]) Denkmäler, Sbornik 59, S. 576 f. (russ.).

[2]) Ibid. S. 578.

[3]) Solovjev 6, S. 192 (russ.).

gelungen, ihre Behauptung gegenüber der in diesen Zeiten noch furchtbaren türkischen Macht, die ihren Vasallen aus eigenem Interesse zweifellos nicht im Stiche gelassen hätte, möglich gewesen wäre.[1]) Hingegen spricht Kostomarov die Aussicht aus, daß der Zar unter Benützung der Thronstreitigkeiten zwischen Devlet-Geraj und Tochtamyš-Geraj die Krim hätte erobern können; die damals noch in der Krim vorhandene christliche Bevölkerung, die später zum Islam übertrat und den Tartaren neues Blut zuführte, hätte nach seiner Meinung auch eine Behauptung dieser Eroberung möglich gemacht.[2]) Nun hätten die paar Genuesen, die hauptsächlich in Kaffa lebten, das aber schon längst eine starke muselmännische Bevölkerung besaß, den Russen bei Verteidigung der Krim wenig genützt, umsomehr, als durch den Fall Konstantinopels ihre Verbindung mit der Mutterstadt unmöglich war; auch wissen die türkischen Quellen nichts von Thronstreitigkeiten, auf die sich Kostomarov beruft. Im Gegenteil Devlet-Geraj, der 1551 durch Suleiman an die Stelle seines in Ungnade gefallenen Onkels Sahib-Geraj zum Khan der Krim eingesetzt worden war, war ein ungewöhnlich energischer Mann, der es trefflich verstand, die in der Familie der Geraj üblich gewordenen Auflehnungen gegen das regierende Haupt zu unterdrücken und sich — ein seltener Fall — 27 Jahre lang auf dem Throne erhielt. Seine Energie kam auch nach außen durch beständige Kriege namentlich gegen Ivan zur Geltung, denn Suleiman, der die Kriegstüchtigkeit der Tartaren nicht hoch einzuschätzen gelernt hatte, zog ihn niemals seinen Feldzügen bei; so konnte Devlet-Geraj sich ganz seinem russischen Nachbar widmen, was dieser auch sehr hart zu fühlen bekam.[3]) Aber gerade deshalb wäre es für den Zaren notwendig gewesen, gegen den Khan scharfe Ausschau zu halten und sich nicht nur auf eine meist ungenügende Defensive zu beschränken. Allerdings hätte er sich mit den bisherigen livländischen Erfolgen begnügen und den Rat-

[1]) Solovjev 6, S. 135.

[2]) Kostomarov, Russ. Geschichte I. S. 435 f. (russ.).

[3]) Smirnov, Das Khanat der Krim unter der Oberherrschaft der Pforte, S. 423 ff. (russ.).

schlägen Silvesters und Adaševs folgen müssen. Er hätte übrigens dem beginnenden Streite Schwedens, Polens und Dänemarks um den Ordensstaat ruhig zusehen können, um dann zu geeigneter Zeit als tertius gaudens auf dem Plane zu erscheinen. Diese Wartezeit, zum Kriege gegen die Krim ausgenützt, hätte es zum mindesten verhindert, daß der Khan im Mai 1571 sogar vor Moskau erschien und die Stadt mit alleiniger Ausnahme des Kremls niederbrannte, wobei eine ungeheuere Zahl von Menschen zugrunde ging, ganz abgesehen von den Unglücklichen, die der Khan als Sklaven fortschleppte.

So hätte also Manches auch bei kühler Erwägung dafür gesprochen, der kaiserlichen Intervention Livlands wegen Folge zu leisten und einstweilen sich mit dem Errungenen zu begnügen. Allein Hofmann hatte keine glückliche Hand; er wußte zwar, wie geringschätzig der Zar von den Königen von Polen und Schweden, ja sogar vom Dänenkönige sprach, während er gegenüber der Person des Kaisers immer seine scharfe Zunge im Zaune hielt. Übrigens sprach man damals schon in Moskau von einer verwandtschaftlichen Verbindung des Zaren mit dem Bruder des dänischen Königs, Herzog Magnus von Holstein, dem Bischof Johann von Münchhausen sein Bistum Oesel verkauft hatte, das dieser damals, als Hofmann in Moskau weilte, noch gar nicht betreten hatte.[1]) Also sah sich Ivan wirklich damals schon nach einem Bundesgenossen um, ein Grund mehr für ihn, die Freundschaft des Kaisers zu suchen.

Am 1. Juli 1560 kam Hofmann wieder in Wien an. Er brachte auch Schreiben Fürstenbergs und des Koadjutors Kettler mit, worin der Kaiser dringend um eilige Hilfe gebeten ward. Kettler ging sogar so weit, Kaiser und Reich mit dem Abfalle zu drohen, wenn bis Pfingsten kein Beistand erfolge.[2]) Der Kaiser war in großer Verlegenheit, denn von den 100.000 Gulden Reichshilfe, die der Augsburger Reichstag für Livland bewilligt hatte, war noch nichts eingegangen. Er schrieb am 5. Juli an Kettler und vertröstete ihn auf eben diese Reichshilfe, wobei er seiner-

[1]) Finalrelation Hofmanns W. St. A.

[2]) Reimann l. c. S. 363.

seits alles versprach, die livländische Bitte zu fördern;[1]) wenige Tage danach wandte er sich neuerdings an König Gustav und bat ihn, Livland gegen den Moskowiter beizustehen und sich zu diesem Zwecke mit Kaiser und Reich zu verbinden.[2]) Daß der Kaiser trotz besten Willens nicht mehr tun konnte, lag in des Reiches Ohnmacht und Zerfahrenheit. Als ob es an dem nicht schon genug gewesen wäre, mußte der Reichsdeputationstag, der im Oktober 1560 in Speier zusammentrat, ein neues Bild dieser kläglichen Reichsmisère darbieten; denn der Beschluß in der livländischen Sache war ebenso lendenlahm wie der des Augsburger Reichstages im Vorjahre. Der Wunsch, den der Zar in seinem Schreiben an den Kaiser bezüglich einer größeren kaiserlichen Gesandtschaft ausgesprochen hatte, war ein willkommener Anlaß, sich wieder einer Tat zu entziehen und lieber nochmals den Weg diplomatischer Verhandlungen, die den Ständen kein Opfer auferlegten, zu beschreiten. So beschloß man also, daß der Kaiser ungeachtet des Mißerfolges Hofmanns eine größere Gesandtschaft mit einem Grafen oder Freiherrn an der Spitze und einigen Gelehrten und Rittern nach Rußland schicken solle, denen dann auch einzelne Reichsstände, so vor allem die drei zu Augsburg als livländische Kommission delegierten Fürsten[3]) ihrerseits einige Ritter und Gelehrte beiordnen sollten. Auch verlangte man vom Kaiser, daß er sich wieder an die benachbarten Mächte und Städte mit der Aufforderung zur Hilfeleistung wende, weil, wie das traurige Selbstbekenntnis lautet, den Ständen des Reiches die Abwehr des Zaren allein „beschwerlich“ falle und es „fast unerschwinglich“ sei, „sich mit dieser Bürde allein zu beladen“. Übrigens trotz des heftigen Widerstandes von kurpfälzischer und kurmainzischer Seite wurden sogar zu den noch nicht eingegangenen 100.000 Gulden weitere 200.000 Gulden bewilligt und beschlossen, daß der Kammerfiskal gegen die Säumigen mit aller Schärfe vorgehen solle. Dieses Geld, das dazu verwendet werden sollte, Livland zur vorläufigen

[1]) Schirren, Quellen 5, Nr. 635.

[2]) Ibid. 5, Nr. 662.

[3]) Münster, Braunschweig und Pommern.

Verteidigung militärische Hilfe zu bringen, ist natürlich ebensowenig eingelaufen, wie die ersten 100.000 Gulden. Übrigens sollte der Kaiser, wenn diese Hilfe nicht ausreichen sollte und die Gesandtschaft ihren Bericht getan, einen Reichstag einberufen.[1])

Mittlerweile hatten die Livländer gerade in diesem Jahre entscheidende Niederlagen erlitten. Am 2. August 1560 wurde in der Schlacht bei Ermes die Blüte des livländischen Adels vernichtet, am 26. August aber fiel die wichtige Festung Fellin und mit ihr der alte Ordensmeister Fürstenberg in die Hände der Russen; von nun an wurde es den Livländern unmöglich, sich in offener Feldschlacht mit den Russen zu messen.

Im Reiche aber war es nach den Aufregungen des Speierer Tages wieder ruhig geworden. Soweit es auf den Kaiser ankam, wurden die Speierer Beschlüsse rasch ausgeführt. Der Wunsch, der Kaiser möge die Einfuhr von Munition und Proviant durch Glieder des Reiches an den Zaren verbieten,[2]) erhielt am 26. November 1560 durch ein kaiserliches Mandat seine Erfüllung. Es war ein bedeutungsvoller Schritt, den der Kaiser hier tat, und er war sich dessen wohl bewußt, denn er motiviert ihn damit, daß der Zar durch diese Zufuhr immer mächtiger werde und dann seine Angriffe auch auf andere Teile des Reiches richten werde.[3]) Der russische Handel war, wie wir schon betont haben, für Lübeck und die Hansa überhaupt eine Lebensfrage; nur die durch die russischen Erfolge bei Ermes und Fellin entstandene Überschätzung der Macht des Zaren, die übrigens bei den deutschen Fürsten schon längst eingerissen war, mag den Kaiser endlich dem Drängen des livländischen Meisters und Revals gefügig gemacht haben. Für Reval war es ja auch eine Existenzfrage; seitdem Narva ein russischer Hafen geworden war, mußte es zusehen, wie die Schiffe an ihm vorüber nach Narva fuhren und damit

---

[1]) Monumenta Livoniæ antiqua 5, S. 732 ff. vergl. auch Reimann l. c. S. 374 ff.

[2]) Monumenta Livoniæ antiqua 5, S. 732 ff.

[3]) Forsten, Akten und Briefe zur Geschichte der baltischen Frage 1, Nr. 7 (russ.).

sein einträglicher Zwischenhandel mit einem Male unterbunden wurde. Schon der Wiborger Handel — Gustav wollte Wiborg zu einem Mittelpunkte für den russischen Handel machen — hatte Reval in große Angst versetzt und es kaperte unbarmherzig die russischen, schwedischen und lübischen Schiffe, die dorthin ihren Kurs nahmen und unvorsichtig in Revals Nähe kamen; natürlich gab dies Anlaß zu Konflikten mit Schweden und Lübeck.[1]) Die Narvafahrt aber war noch doppelt gefährlicher; daher Revals rücksichtsloses Vorgehen gegen lübische Kauffahrteischiffe, was bald zu beiderseitigen Klagen an den Kaiser führte.[2]) Reval fand hiebei auch noch einen anderen Bundesgenossen; der Polenkönig war eigentlich der erste, der um die Erlassung des Verbotes der Narvafahrt an den Kaiser herantrat.[3]) Ihm handelte es sich allerdings in erster Linie nur darum, eine militärische Stärkung seines Gegners zu verhindern. Übrigens genützt hat dieses Mandat wenig. Lübeck konnte nicht auf die Narvafahrt verzichten, wenn die anderen seefahrenden Nationen dorthin Handel trieben, Reval aber war allein nicht imstande, dem kaiserlichen Mandate Geltung zu verschaffen. Es wird wohl richtig sein, daß dies für Reval ein Hauptbeweggrund war, sich dem neuen Könige von Schweden, Erich XIV., in die Arme zu werfen, um einen starken Verteidiger seiner Handelsinteressen zu haben. Und Erich wird auch sofort, nachdem er in Reval festen Fuß gefaßt, ein eifriger Gegner der Narvafahrt, der alles tut, um die Bedeutung dieses neuen russischen Hafens zu vernichten.[4])

Wie stand es nun mit der Ausführung der zwei wesentlichen Punkte der Speierer Beschlüsse, der Gesandtschaft und den bewilligten Subsidien? Weder der eine, noch der andere kam zur Ausführung. Der Kreistag zu Jüterbock, wo im Juni 1561 die Vertreter des obersächsischen

---

[1]) Forsten, Die baltische Frage 1, S. 160 ff. (russ.).

[2]) Schirren, Quellen 4, Nr. 516, 525, 532, 533, 541, 542; Bienemann, Briefe und Urkunden 4, Nr. 691, 707.

[3]) Sigismund August an den Kaiser, Wilna, 1559, Okt. 15. W. St. A. Polonica, Kop.

[4]) Forsten, Die baltische Frage 1, S. 165.

Kreises zusammenkamen, da man glaubte, daß dieser bei einem weiteren Vordringen des Zaren am gefährdetsten sei, bestimmte zwar, die von den bewilligten 300.000 Gulden auf ihn entfallende Quote, zu entrichten, knüpfte aber daran sofort die Bedingung, daß auch die übrigen Kreise die ihrige entrichten.[1]) Der Deputationstag von Leipzig aber, wohin der Kaiser für den 14. September 1561 den livländischen Ausschuß, welchen der Reichstag zu Augsburg gewählt hatte, wie die Kurfürsten von Köln und Sachsen berufen hatte, um den Bitten der livländischen Stände um Hilfe gerecht zu werden, konstatierte, daß von den 300.000 Gulden „gar ein geringes und schimpfliches bisher erlegt worden sei, womit man kein Kriegsvolk besolden könne", allein auch er weiß keinen besseren Rat, als daß der Kaiser schriftlich oder mündlich die säumigen Kreise mahnen und dem Kammerfiskal befehlen solle, mit aller Strenge gegen die Säumigen vorzugehen. Übrigens könnte man, — so trösten sich die deputierten Stände — auch wenn das Geld beisammen wäre, nichts unternehmen, da sich die Lage Livlands durch das Eindringen Schwedens und Polens so geändert habe, daß man erst genau erfahren müsse, wie die Verhältnisse dort beschaffen seien.[2]) Was die beabsichtigte Gesandtschaft betrifft, die uns hier am meisten interessieren muß, so dauerte es bis zum Ende des Jahres 1560, bis die mainzische Kanzlei die Instruktion ausgefertigt und dem Kaiser eingehändigt hatte. In der Instruktion heißt es, daß die Gesandten Ivan mit Rücksicht auf die traditionell guten Beziehungen zwischen dem Reiche und Rußland, den Kaisern und den russischen Großfürsten, wie auch auf die Solidarität aller Christen auffordern sollen, den Krieg gegen Livland einzustellen und alle Eroberungen herauszugeben. Wenn der Zar darauf nicht eingehe, dann sollen sie einen Frieden oder mehrjährigen Waffenstillstand, selbst unter beschwerlichen Bedingungen, eingehen. Die kaiserliche Kanzlei fand es bei diesem Punkte für notwendig, in einer Marginalnote zu bemerken, daß die Bedingungen vor endgültigem Abschlusse

[1]) Ibid. 1, S. 140.

[2]) Abschied des Deputationstages zu Leipzig, 1561, Sept. 24. W. St. A. Urk. Orig.

den livländischen Ständen mitgeteilt werden müssen. Die Instruktion beschäftigt sich aber auch mit den Vorwürfen, die der Zar in dem Schreiben an den Kaiser gegen die Livländer erhoben hatte. Was den Vorwurf betreffe, daß sie das alte Untertänigkeitsverhältnis gegenüber Rußland, wie dies des Zaren Vorfahren geschaffen haben, eigenwillig verlassen und die russischen Kirchen und Kaufhäuser zerstört hätten, sollen die Gesandten dies widerlegen. Die Ansprüche auf das Stift Dorpat und den von diesem zu leistenden Tribut lasse man dahingestellt, es sei aber sicher, daß Livland und das dörptische Stift seit mehr als Menschengedenken zum Reiche gehöre. Die Religionsänderung der Livländer aber sei kein Grund zum Kriege, gehe den Zaren auch nichts an, sondern, die Livländer deshalb zu strafen, gebühre nur ihrer von Gott gesetzten Obrigkeit, dem Kaiser. Was aber endlich des Zaren Klage betreffe, daß die Livländer die mit ihm aufgerichteten und beschwornen Verträge nicht gehalten haben, sollen die Gesandten auf der Hinreise durch Livland sich vorerst genau informieren und, wenn es notwendig sei, die Livländer ermahnen, ihrerseits den Verträgen nachzukommen, dem Zaren das Ergebnis ihrer diesbezüglichen Verhandlungen mit den Livländern mitteilen und ihm versprechen, daß Kaiser und Reich die Livländer dazu verhalten werden, den beschwornen Verträgen nachzukommen. Mit dem Ersuchen, das die Gesandten wegen Freilassung Fürstenbergs und anderer gefangener Livländer an den Zaren richten sollten, schließt der russische Teil der Instruktion. Die Gesandten erhalten aber noch zwei andere heikle Aufträge: erstens sollten sie auf dem Wege der Güte oder Strenge in Livland, so gut es in der Eile gehe, die Einigkeit wieder herstellen, zweitens auf der Hinreise durch Polen den König vor dem Eingehen verwandtschaftlicher Beziehungen mit dem Zaren warnen, da die Kunde davon, wie wir sehen werden, schon längst ins Reich gedrungen war.[1]) Über die Ausarbeitung dieser Instruktion kam aber die beabsichtigte Gesandtschaft nicht hinaus. Denn

---

[1]) Instruction auff die legation in die Moscaw, 1560, Dezember 29. (Auslaufsdatum der Mainzischen Kanzlei) W. St. A. Kleinere Reichsstände, Deutscher Orden Fasc. 393, Konz.

vor allem erhob der livländische Meister, also der, dem zuliebe sie abgeschickt werden sollte, gegen eine abermalige Gesandtschaft Einspruch.[1]) Aber auch der Kaiser scheint sich davon nicht viel versprochen zu haben; übrigens war er gegen den Zaren zu tief verstimmt, um noch einmal dem gütlichen Wege diplomatischer Verhandlungen Geschmack abgewinnen zu können. Eine kleine Episode zeigt uns, wie sehr sich der Zar alle Sympathien des Kaisers, wie sie sonst überhaupt der habsburgischen Politik eigen waren und nachgesagt wurden, verscherzt hatte.

Der Inhalt des Antwortschreibens des Zaren an den Kaiser ist auch nach Rom gedrungen und dort scheint seine Darstellung, als ob er die Livländer nur wegen ihres Abfalles von der katholischen Religion bestrafe, fruchtbaren Boden gefunden und Anlaß zu hochgespannten Erwartungen gegeben zu haben.[2]) Wenigstens schreibt der Kaiser im November 1560 an seinen Residenten bei der Kurie Prospero d'Arco, er höre aus guter Quelle, daß zu Rom Gerüchte von Siegen des Moskowiters über die Lutheraner verbreitet werden und daß es solche gebe, welche sagen, daß dieser sich, wenn ihm der Papst den königlichen Titel gebe, dem päpstlichen Stuhle unterwerfen werde; er halte diesen Rat nicht für ungefährlich und glaube, daß es nötig sei, dem Papste in seinem Namen davon abzuraten. Denn er glaube nicht, daß dieser übermütige Fürst jenen Wunsch geäußert habe, weil er mit allen Nachbarn in Feindschaft lebe und sich durch seine Grausamkeiten gegen Livland, das doch ein Glied des Reiches sei, vom feindlichsten Geiste gegen alle christlichen Fürsten erfüllt zeige. Den Krieg gegen Livland habe er nur aus Herrschsucht begonnen, nicht weil er die Livländer wegen der Religionsänderung hasse, wie man zu Rom glaube; dies könne man am besten daraus ersehen, daß er die anständigsten Bedingungen der Livländer zurückgewiesen habe, die kaiserliche Requisition nicht anerkenne und Katholiken und Protestanten gleichmäßig als Häretiker betrachtet und nicht einmal Rom schonen würde, wenn es ihm so nahe wie Livland wäre. Übrigens

[1]) Monumenta Livoniæ antiqua 5, S. 740 ff.

[2]) Vergl. oben S. 330, Anm. 1.

würde der Papst nicht nur die Reichsstände Livlands wegen, sondern auch den König von Polen verletzen, weil dieser mit dem Moskowiter beständig Krieg führen müsse und sich seit vielen Jahren zu verhindern bemühe, daß jener die königliche Würde erhalte. Auch könne man nicht glauben, daß er diesen Titel aus frommem christlichen Begehren anstrebe, denn er trage kein Bedenken sogar den kaiserlichen Titel sich anzueignen. Übrigens werde er sich auch durch diese Ehrung nicht bewegen lassen, sich dem Papste zu unterwerfen und den Livländern und den anderen benachbarten Fürsten Ruhe zu gewähren; ja selbst dann, wenn er Livland ganz sich unterworfen habe, werde er nicht gesättigt sein, sondern sich weiter auszubreiten suchen und mit Livland die Herrschaft über das baltische Meer an sich zu reißen bestrebt sein, um seine Kriegsrüstung zu verbessern und dann nicht nur das Reich, sondern auch die Niederlande, England und die skandinavischen Staaten anzugreifen und Handel und Schiffahrt in der Ostsee vollständig zu beherrschen. Dann aber werde es schwer sein, ihm Widerstand zu leisten, wie dies die Geschichte der germanischen Einfälle zeige, welche die Römer selbst bei ihrer noch fast ungebrochenen Kraft nicht daran hindern konnten, daß sie ganz Europa verheerten. Die meisten seiner Vorfahren, römische Kaiser und Könige, wie auch die Päpste, seien immer gegen die Verleihung eines solchen Titels an den Zaren gewesen, weil sie fürchteten, daß dadurch seine Macht wachsen werde.[1]) So sehr also hatte den Kaiser die Behandlung seines Abgesandten erzürnt! Übrigens wie überschätzte der Kaiser die Macht des Zaren! Ende November kann Prospero d'Arco auch den Kaiser schon beruhigen, daß der Papst weder einen Brief noch einen Gesandten des Zaren in der Titelangelegenheit erhalten habe; der Kaiser könne ruhig sein, der Papst denke nicht an solche Dinge, bevor er alles mit ihm besprochen habe.[2])

Wohl aber dachte Papst Pius IV., der eifrig bemüht war, das Trienter Konzil, das schon zweimal unterbrochen war, wieder zu eröffnen, ernstlich daran, auch den Zaren

[1]) Sickel, Das Konzil von Trient, Nr. 72, S. 135 f.
[2]) Ibid. Nr. 77, S. 141.

dazu einzuladen. Da aber in der Konzilsfrage sehr viel von der Haltung des Kaisers abhing, ist es begreiflich, wenn der Papst, um nicht das Mißtrauen des Kaisers zu erregen, es für gut fand, ihn auch bei der Einladung des Zaren das entscheidende Wort sprechen zu lassen. Der Papst stellte also dem Kaiser die Entscheidung darüber anheim, ob Delfino oder Canobio diese Mission übernehmen sollten, übrigens ist es nicht uninteressant, daß der Papst die Einladung des Zaren damit rechtfertigt, daß auch seine Vorgänger seinerzeit die griechischen Kaiser einzuladen pflegten. Auch sollte der päpstliche Abgesandte etwaige Aufträge des Kaisers an den Zaren übernehmen.[1]) Der Kaiser erklärt nun, daß er gegen die Einladung des Zaren nichts habe, die Entscheidung aber, ob Delfino oder Canobio als Gesandte nach Rußland gehen solle, falle ihm schwer, denn er halte beide für wichtigere Funktionen für nötig; übrigens stelle er es Hosius und Canobio anheim, ob sie die Rückkehr Delfinos abwarten wollen, um dann gemeinsam sich darüber zu einigen oder, da dies wohl noch längere Zeit dauern werde, Canobio dies übernehme.[2]) Hosius, der sich von der Teilnahme Rußlands am Konzil eine Anspornung der übrigen Fürsten versprach,[3]) Sigismund August bereits davon geschrieben hatte und mit seinem vertrauten Freunde, dem polnischen Residenten beim Kaiser, Martin Kromer, überzeugt war, daß der König nicht dagegen sein werde,[4]) hat sich dann, um die Sache nicht zu verzögern, für die Übernahme dieser Mission durch Canobio entschieden.[5]) Die

---

[1]) Ibid. Nr. 115, Scriptum exhibitum per Canobium in negotio concilii S. 192. Sickels Bemerkung, die Vorstellungen des Kaisers seien nicht berücksichtigt worden (S. 193), wäre dahin richtigzustellen, daß der Kaiser nur gegen die Verleihung des Königstitels war, wogegen er schon früher in der Affäre Schlitte-Steinberg Stellung genommen hatte.

[2]) Ibid. Nr. 116, Responsum ad legationem Canobii præsentatum C. Warmiensi et D. Canobio. 4. Mai 1561, S. 195 f.

[3]) Ibid. Nr. 117, S. 198.

[4]) Nuntiaturberichte aus Deutschland II/1 (Steinherz), Hosius an Borromeo, Wien 1561, Mai 8. S. 249.

[5]) Die Bemerkung P. Pierlings: „Ferdinand Ier favorisait, il est vrai, l'entreprise de tout son pouvoir" (La Russie et le Saint-Siège 1, S. 366), entspricht nicht den Tatsachen und ist nur erklärlich, weil P. Pierling Sickels „Konzil von Trient" entgangen ist.

Ironie des Schicksals wollte es nun, daß gerade an dem Widerstande des Polenkönigs die Mission Canobios scheitern sollte; war man von vornherein am polnischen Hofe mißtrauisch gegen jeden Verkehr des Zaren mit dem Papste oder anderen westeuropäischen Fürsten, so war diesmal für die königliche Absage Canobio gegenüber der Umstand maßgebend, daß dieser vorher mit dem Kaiser konferiert, auch von ihm angeblich seine Instruktionen erhalten habe.[1]) Sigismund August fürchtete wieder eine österreichische Intrige, eine Furcht, die diesmal ebensowenig berechtigt war, wie ein Dezennium zuvor in der Affäre Steinberg. Die Kurie hat aber von ihrem Plane nicht abgelassen; sie schickte — diesmal ohne Kenntnis des Kaisers und Sigismund Augusts — einen geheimen Boten in der Person Giovanni Giraldis nach Rußland, dessen Instruktion übrigens zeigt, daß die Befürchtungen Ferdinands nicht grundlos waren, denn in der Instruktion wird Ivan als König und Majestät bezeichnet. Seine Reise endete aber in den polnischen Gefängnissen, denen er erst 1564 entkam.[2])

Diese Stimmung des Kaisers gegen den Zaren macht es begreiflich, wenn er auf die Aufforderung des Jüterbocker Kreistages bezüglich der Gesandtschaft nach Rußland schroff antwortet, sich nur auf eine Gesandtschaft zu beschränken und den Livländern keine Hilfe zu bringen, sei eine Schande für das Reich und der Zar werde, wenn er merke, daß das Reich sich damit zufrieden gebe, mit noch größerer Energie die Eroberung Livlands fortsetzen.[3]) Allein der Leipziger Deputationstag hält es doch für notwendig, daß der Speierer Beschluß bezüglich der „Legation in die Moskaw" auch entgegen dem Wunsche Kettlers zur Durchführung komme; die Gesandten sollten dabei zugleich auf ihrer Hinreise genaue Erkundigungen über die Lage in Livland einziehen und dem Kaiser darüber sofort berichten.[4])

Allein die Ereignisse hatten wieder einmal nicht ge-

---

[1]) Pierling, La Russie et le Saint-Siège 1, S. 369 ff.

[2]) Ibid. S. 373 ff. Šusta, Die römische Kurie und das Konzil von Trient 1, S. 285 f. Turgenev, Historica Russiæ Monumenta 1, Nr. 141, S. 181 ff.

[3]) Forsten, Die baltische Frage 1, S. 141 (russ.).

[4]) Abschied des Deputationstages zu Leipzig W. St. A. Urkunden.

wartet, bis sich das heilige römische Reich deutscher Nation zu einer Tat aufgerafft hatte. Zuerst wurde man am kaiserlichen Hofe und im Reiche durch die Kunde von der Brautwerbung des Zaren um eine Schwester Sigismund Augusts erschreckt. Während den Kaiser bei dem Umstande, daß sein Schwiegersohn noch ohne Leibeserben war, eine derartige verwandtschaftliche Verbindung mit der Besorgnis erfüllen mußte, daß die polnische Krone dem Zaren zufallen könnte, befürchtete man im Reiche bei der damals herrschenden Überschätzung der Macht des Zaren eine direkte Bedrohung der östlichen Reichsteile, weil man glaubte, daß die Eroberung Livlands für jenen nur eine Vorstufe zu weiteren Angriffen nach Westen bilde. Neben dem Türken betrachtete man den Moskowiter als den gefährlichsten Feind.[1]) Sauermann, der Ende des Jahres 1560 als kaiserlicher Gesandter nach Polen geht, erhält den Auftrag, den König und die Senatoren auf die Gefahren hinzuweisen, welche eine derartige Verbindung für die ganze Christenheit in sich berge; jedenfalls aber soll er trachten, daß die Sache hinausgeschoben werde.[2]) Aber die augenblickliche Annäherung Polens und Rußlands suchte der Kaiser doch im livländischen Interesse auszunutzen, denn Sauermann sollte den König dazu bewegen, daß er der in Speier beschlossenen Reichsgesandtschaft auch seinerseits dann ein oder zwei angesehene Personen beiordne, um auf den Zaren zu wirken, daß er Livland Frieden gewähre.[3]) Der Zar hatte es eilig gehabt; am 7. August 1560 stirbt die Zariza Anastasia,[4]) und noch im selben Monate geht schon ein Gesandter Ivans nach Polen um eine Schwester Sigismund Augusts zu freien und dafür Frieden anzubieten.[5]) Welche Aussichten mußten sich dem Zaren eröffnen, wenn ihm seine Werbung gelang! Er hoffte wohl, nicht nur Livland ganz in seine Hände zu bekommen, sondern nach einem

---

[1]) Nuntiaturberichte aus Deutschland II/1 S. 348 f.

[2]) Instruktion, Wien, 1560. Nov. 29. W. St. A. Polonica, Konz., Vergl. auch Przezdziecki (Szujski) Jagiellonki Polskie 5, S. CLXVIII.

[3]) Nachtragsinstruktion s. d. W. St. A. Polonica, Konz.

[4]) Bêlov, Russ. Gesch. S. 238 (russ.).

[5]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit Polen-Litauen III, Sbornik 71, S. 1 ff. (russ.).

kinderlosen Tode seines Schwagers Litauen und damit alle Gebiete, die einst vom Hause Rjurik beherrscht wurden, auf friedlichem Wege zu erwerben; für ihn bildete Litauen ein eigenes Reich, an die Erwerbung Polens dachte er gar nicht. Und wie rasch hatte sich die Kunde von dieser Werbung verbreitet, wenn der kaiserliche Hof noch im November desselben Jahres dagegen Stellung nimmt! Und der Kaiser begnügt sich auch damit nicht, daß er ruhig den Erfolg der Bemühungen Sauermanns abwartet. Wohl nicht ohne sein Zutun raten die Schwäger Sigismund Augusts, Herzog Heinrich von Braunschweig und Kurfürst Joachim von Brandenburg, diesem von einer Verschwägerung mit dem Zaren ab. Sauermann aber erhält anfangs März nochmals den Befehl, dem Polenkönige darüber Vorstellungen zu machen. Er soll dem Heiratsprojekte auf dem Umwege über Livland zu Leibe rücken und dem Könige vorstellen, welche Gefahr Polen und die angrenzenden Länder bedrohen werde, wenn Livland ganz in die Hände des Zaren gerate; nur deshalb habe ihn der Kaiser und die Reichsstände aufgefordert, Livland beizustehen. Sauermann sollte den König auch auffordern, dem trügerischen Angebote des Zaren schon deshalb nicht zu trauen, weil er immer sein und seiner Vorfahren Feind gewesen sei; er möge sich nur weiter in Livland dem Zaren entgegenstellen und dieses dem Reiche erhalten, denn Livland sei als Reichsgebiet ihm und den anderen Fürsten am ungefährlichsten, ganz abgesehen davon, daß er sich den Dank der Reichsstände dadurch erwerben werde.[1]) Für so naiv also hielt man am Wiener Hofe den Sohn Bona Sforzas! Glücklicherweise war Sauermann klüger, verhielt sich dem Heiratsprojekte gegenüber vollkommen passiv und empfahl diese Politik auch dem Kaiser.[2]) Bevor der kaiserliche Gesandte in Wilna diese Weisung erhielt, war schon jede Aussicht auf eine Verwirklichung des Projektes geschwunden. Dem Polenkönige war es wohl selbst nicht Ernst mit der Verwirklichung des Projektes, sonst

---

[1]) Weisung an Sauermann, Wien, 1561, März 3. W. St. A. Polonica, Konz.

[2]) Sauermann an den Kaiser, Wilna, 1561, Februar 26. W. St. A. Polonica, Or.

hätte er seine Forderungen nicht so hochgespannt. Denn konnte er wirklich glauben, daß der Zar der Hand Katharinas zuliebe nicht nur auf seine livländischen Eroberungen verzichten, sondern auch alles herausgeben werde, was sein Großvater und Vater den Jagiellonen abgenommen, und sogar Novgorod abtrete?[1]) Die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses, das zwischen diesen beiden slawischen Stämmen eine unübersteigliche Schranke bildet, mußte in der Zeit der beginnenden katholischen Offensive — denn am Kreml hatte man weder vorher noch nachher in der Glaubensfrage die geringste Konzession gekannt — jede eheliche Verbindung zwischen den beiden Fürstenhäusern unmöglich machen.

Kaum aber konnten sich Kaiser und Reich dieser Nachricht erfreuen, als schon wieder schlimme Nachrichten aus Livland einliefen. Am 18. Mai 1561[2]) erschien Herzog Magnus von Holstein, der Bruder des Dänenkönigs Friedrichs II., nach seinem ersten Mißerfolge wieder in seinem Bistum Oesel, um diesmal unter der Leitung Dietrich Behrs bei dem voraussichtlich nahen gänzlichen Zusammenbruche des livländischen Ordensstaates besser die dänischen Interessen zu wahren. Schon Gustav Wasa aber hatte mit Besorgnis auf die dänischen Erfolge in Livland gesehen; sein weniger bedächtiger Sohn und Nachfolger Erich XIV. aber glaubte, daß es nun an der Zeit sei, die Rolle eines unbeteiligten Zuschauers aufzugeben und in der livländischen Frage aktive Politik zu treiben. So geschieht es, daß Reval sich Schweden in die Arme wirft und mit ihm auch Harrien und Wirland Erich huldigt.[3]) Das Ausbleiben jeglicher Reichshilfe, die Angst, trotz des kaiserlichen Mandates durch Narva in seiner materiellen Grundlage, dem russischen Handel, erschüttert zu werden, wie die schlechten Erfahrungen, die das übrige Livland bisher mit dem polnischen Protektorate gemacht hatte, bewogen Reval wohl zu diesem Schritte. Damit gab es aber das Signal zu weiterer Auflösung. Das übrige Livland, das unter Kettlers Führung in Wilna mit Sigismund

[1]) Denkmäler, Sbornik 71, S. 38 (russ.).

[2]) D. Schäfer, Gesch. von Dänemark 5, S. 57 f.

[3]) Vertrag vom 4. Juni 1561, Dogiel 5, S. 236 f.

August verhandelte, folgte nun auch seinem Beispiele und unterwirft sich vollständig dem Polenkönige. Die Hoffnung Kettlers und sein Lebenstraum, den säkularisierten Ordensstaat wie Herzog Albrecht als polnisches Lehen zu erhalten, erfüllt sich nicht; er erhält nur Kurland und Semigallen als polnisches Lehen und vorläufig die Verwaltung des polnischen Livlands.[1]) Sowohl Erich als Sigismund August verpflichten sich, ihre neuen Untertanen vor den etwaigen Folgen der Reichsacht zu schützen.[2]) Ein bedenkliches Symptom; da Kaiser und Reich ihre Untertanen nicht schützen können, müssen sich diese vor ihnen schützen lassen.

So war also Livland endlich unter Rußland, Dänemark, Polen und Schweden aufgeteilt und es konnte der Kampf der Nebenbuhler beginnen. In der Tat hatte der Kampf zwischen Polen und Rußland noch im Jahre 1561, vorläufig allerdings nur in Livland begonnen, um aber im nächsten Jahre an der ganzen Front der russisch-litauischen Grenze zu entbrennen.[3]) Der Zar war klug genug, es nicht mit allen Gegnern zugleich aufzunehmen; übrigens waren auch Dänemark und Schweden von dem gleichen Wunsche beseelt, mit dem Zaren auf friedlichem Wege sich auseinanderzusetzen. So kommt es bei der traditionellen russisch-dänischen Freundschaft noch im Jahre 1562 zu einem dänisch-russischen Vertrage, in dem sich beide Teile verpflichten, strikte Neutralität zu beobachten, wenn der andere Teil mit Schweden oder Polen-Litauen in Kampf geraten sollte. Die Ereignisse hatten dem Zaren diesmal eine Konzession abgerungen, die er noch drei Jahre früher stolz zurückgewiesen hatte: er erkennt den dänischen Besitzstand in Livland und dessen Neutralität an. Übrigens weiß der Zar ganz genau, warum er Dänemark diese Konzession gewährt; Dänemark hatte als Beherrscherin des Sundes den Schlüssel zum Narvahandel für die westlichen seefahrenden Nationen in der Hand. Ivan vergißt neben den kommerziellen auch die kulturellen Interessen seines Reiches nicht, denn Friedrich II. verpflichtet sich, Gelehrten und Handwerkern

[1]) Pacta subiectionis, ibid. 5, S. 238 ff.

[2]) Schirren, Quellen 8, Nr. 1061, S. 166 ff. und Dogiel 5, S. 238 ff.

[3]) Solovjev, Russ. Gesch. 6, S. 248 (russ.).

den Durchzug zum Zaren nicht zu verwehren.[1]) Auch Erich war bestrebt, mit dem Zaren ein Auskommen zu finden; als Herrn von Reval wie in Anbetracht des unausweichlichen Kampfes mit Polen und Dänemark gab es ja für ihn Gründe dazu genug. Allein er war dabei nicht so glücklich wie der Dänenkönig. Zwar kommt es noch 1561 zu einer formellen Erneuerung des alten Waffenstillstandsvertrages auf zwanzig Jahre (1562—1582),[2]) allein der ehrgeizige Wasa konnte es nicht ertragen, daß der Zar sich noch immer weigerte, direkte Beziehungen mit Schweden zu unterhalten und dessen diplomatische Vertreter nie selbst empfing, sondern immer an seine Statthalter in Novgorod wies. So kam es zu gegenseitigen Rekriminationen und kleinen Feindseligkeiten. Erst 1564 schließen beide einen siebenjährigen Waffenstillstand, dem Erich die Anerkennung seines livländischen Besitzes, Ivan eine gewisse Freiheit der Narvaschiffahrt verdankt.[3]) So waren also außer Polen die neuen Machthaber auf livländischem Boden ängstlich um die russische Freundschaft bemüht; während man erwarten sollte, daß sich alle gegen den Zaren kehren, war ihre nächste Sorge, sich mit ihm auf den besten Fuß zu stellen, um dadurch desto leichter den Nebenbuhler vom livländischen Boden verdrängen zu können. Am meisten betroffen von der schwedischen Besitznahme Revals war der Polenkönig; hatte doch der Domberg Revals schon eine polnische Besatzung gehabt! So kommt es sofort zu Feindseligkeiten zwischen Schweden und Polen. Sigismund August hatte aber einen ganz geschickten Plan ausgeheckt; er benützte die livländischen Träume Herzog Johanns von Finnland, Erichs Bruders, um diesen durch die Hand seiner Schwester Katharina auf seine Seite zu ziehen und dadurch in ihm einen Bundesgenossen gegen Erich zu finden. Herzog Johann sollte also der Puffer sein, der zuerst die schwedischen Stöße

---

[1]) Russ. Akten des Kopenhagener Staatsarchives, Russ. hist. Bibl. 16, Nr. 20 und 21, S. 58 ff. (russ.).

[2]) Rydberg 4, Nr. 54, S. 351 ff., N. N. Bantyš-Kamenskij, Übersicht der auswärtigen Beziehungen Rußlands 4, S. 120 (russ.).

[3]) Rydberg 4, Nr. 59, S. 369 ff., Bantyš-Kamenskij 4, S. 121 (russ.), Forsten, die baltische Frage 1, S. 288 ff. (russ.).

aufhält, denn er erhält für die von ihm seinem Schwager vorgestreckten 100.000 Taler sieben livländische Städte zum Pfand, die Schwedisch- und Polnisch-Livland voneinander trennten.[1]) Erich war allerdings nicht der Mann dazu, um sich eine derartige eigenmächtige Politik seines jüngeren Bruders gefallen zu lassen. Johann mußte seine Auflehnung schon im August 1563 mit dem Gefängnisse büßen, das seine ihm seit 4. Oktober 1562 angetraute Gemahlin mit ihm teilte.[2]) Jetzt gab es natürlich zwischen Schweden und Polen keinen Ausgleich mehr; übrigens hatten Erich und Sigismund sich schon früher gegenseitig aufgefordert, Livland zu räumen.[3])

Die livländische Frage hatte aber auch den ewig latenten Gegensatz zwischen Schweden und Dänemark verschärft, denn auch die neue dänische Dynastie hatte die alten Bestrebungen ihrer Vorgänger, die kalmarische Union wieder herzustellen, sich zu eigen gemacht. Äußerlich schon kam dies zum Ausdrucke durch die Aufnahme des schwedischen Wappens der drei Kronen in das dänische Wappen. War es schon deshalb zu heftigen Kontroversen gekommen, so mußte die livländische Frage, wo es sich für jede der beiden nordischen Mächte nicht um den Besitz eines Landstriches, sondern um die Beherrschung des baltischen Meeres handelte, zu offenem Kriege führen. So begann im Jahre 1563 ein Land- und Seekrieg, der durch sieben Jahre währte. Auf der Seite Dänemarks stand Polen[4]) und Lübeck. Das Verbot der Narvafahrt hatte Lübeck seinem alten Gegner Dänemark zugetrieben. Zwar hatte der Kaiser im Unmute darüber, daß die Livländer vom Reiche abgefallen waren und übrigens selbst noch immer einen lebhaften Handel mit den Russen trieben, das Novembermandat von 1560 bezüglich der Narvafahrt zu Gunsten Lübecks abgeändert,[5]) allein was nützten die besten Mandate dort, wo

---

[1]) Forsten, Die baltische Frage 1, S. 303 (russ.).

[2]) Forsten, Die baltische Frage 1, S. 340 ff. (russ.).

[3]) Ibid. 1, S. 304.

[4]) Bündnisvertrag vom 5. Oktober 1563, Rydberg 4, Anhang Nr. 9, S. 519 ff.

[5]) Forsten, Die baltische Frage 1, S. 269 f. (russ.).

dem Reiche die Macht mangelte, sie zur Geltung zu bringen. Schweden kehrte sich eben nicht daran, weil es natürlich vor allem den Vorteil Revals vor Augen hatte, und ging namentlich gegen die lübeckischen Schiffe scharf vor. So blieb Lübeck nichts übrig, als auf die Seite Dänemarks zu treten.[1]) Welch unnatürliche Gruppierungen hatte der Kampf um die Trümmer des livländischen Ordensstaates gezeitigt: Polen, der Erbfeind Rußlands, mit Dänemark, bei dem die russische Freundschaft Tradition war, eng gegen Schweden verbündet, das schon mit Rücksicht auf Rußland sein natürlicher Verbündeter war, Lübeck aber, das immer auf der Seite der Sturen und Gustav Wasas gestanden, ja nicht wenig dazu beigetragen hatte, daß der letztere seine Herrschaft in Schweden begründen konnte, nun an der Seite des Erbfeindes der Hanse. Übrigens hätte die Welt im Verlaufe des Krieges bald ein noch seltsameres Beispiel eines Bündnisses gesehen: Erich mit Ivan im engen Offensiv- und Defensivbündnisse, erkauft von Erich durch die Hand Katharinas, der Frau seines noch im Gefängnisse schmachtenden Bruders, um die Ivan einst bei Sigismund August geworben und die er noch immer nicht vergessen konnte. Vielleicht war es dem Schwedenkönige mit der Erfüllung dieser vom Zaren gestellten Bedingung doch nicht so ganz ernst; der bald darauf ausbrechende Wahnsinn Erichs, der ihn mit seinem Bruder Johann die Rollen tauschen ließ, nahm ihm übrigens die Möglichkeit, diesen teuflischen Plan auszuführen.[2])

Es ist begreiflich, wenn es unter diesen Umständen im Reiche wegen der livländischen Geldhilfe und der Gesandtschaft nach Rußland ruhig wurde. Mindestens war es ein willkommener Anlaß, sich der lästigen Beitragsleistung zu entziehen und Geld brauchte man ja auch zur Gesandtschaft. Übrigens, was wollte man jetzt beim Zaren, da doch Polen, Schweden und Dänemark die Herren Livlands geworden waren? Den Kaiser trifft der geringste Vorwurf, wenn die Ereignisse in Livland einen derartigen Gang nahmen. Man

[1]) Ibid. 1, S. 272 f. Bündnisvertrag vom 13. Juni 1563.

[2]) Bantyš-Kamenskij, Übersicht 4, S. 122 f. (russ.). Forsten, Die baltische Frage 1, S. 495 ff. (russ.). D. Schäfer, Gesch. von Dänemark 5, S. 100, Anm. 1.

muß sich nur in seine Lage versetzen, um dies zu verstehen. Er hatte im Reiche genug zu tun, um den Passauer Vertrag und den Augsburger Frieden zur Geltung zu bringen und die Verbitterung, die der schmalkaldische Krieg und der Verrat Moritz' von Sachsen abwechselnd im protestantischen und katholischen Lager erzeugt, zu beseitigen. Und mit vollem Eifer gab er sich dieser Aufgabe hin; „den löblichen heiligen Kaiser und Vater des Vaterlandes“ nennt ihn ein Zeitgenosse.[1]) Damit war aber seine Aufgabe nicht erschöpft. Zwar schien es, als ob Ferdinand doch endlich in den ruhigen Besitz Ungarns kommen sollte. Isabella, kampfesmüde und ihrer eigenen Untertanen nicht sicher, schloß unter Vermittlung ihres Bruders, des Polenkönigs, mit Ferdinand Frieden; allein ehe der Frieden noch ratifiziert war, starb sie am 15. September 1559. Ihr Sohn Johann Sigismund, unfähig, aber ehrgeizig, genehmigte die Bedingungen nicht, sondern nahm den Titel eines erwählten Königs von Ungarn an. So kommt es wieder zum Kampfe, den Johann Sigismund mit Unterstützung der Türken führt. Sigismund August ist eifrig bestrebt, zwischen dem Kaiser und seinem Neffen einen Ausgleich zu vermitteln; allein es kommt 1562 nur zu einem einjährigen Waffenstillstande.[2]) Zwar kommt es in diesem Jahre auch zu einem achtjährigen Waffenstillstande mit der Pforte, aber dessen Preis war kein geringer: 30.000 Dukaten waren jährlich nach Konstantinopel zu entrichten, dafür verspricht der Sultan sich mit Johann Sigismund in kein Bündnis einzulassen.[3]) Nun einigte man sich nach langen Verhandlungen mit dem siebenbürgischen Gesandten Stephan Báthory von Somlyó, dem späteren Fürsten von Siebenbürgen und König von Polen; die Hand Johannas, der Tochter des Kaisers, die der Polenkönig aus Gründen der eventuellen Nachfolge Johann Sigismunds in Polen so gerne seinem Neffen angetraut gesehen hätte, war der Preis, zu dem sich der Kaiser endlich verstanden hatte. Aber Johann Sigismund verweigerte auch diesmal die Ratifi-

---

[1]) Ranke, Sämtliche Werke 7, S. 25.

[2]) Huber 4, S. 193 f.

[3]) Zinkeisen, Gesch. des osmanischen Reiches 2, S. 893 f.

kation, und so blieb nur der von Báthory auf zwei Jahre geschlossene Waffenstillstand.[1])

Den Ausgang dieses Waffenstillstandes sollte der Kaiser allerdings nicht mehr erleben; eine Kunde aber traf ihn noch, die Einnahme von Polock durch die Russen. Ivan stand auf der Höhe seiner Erfolge: Kasan, Astrachan, ein namhafter Teil Livlands war unter seiner Regierung dem Reiche einverleibt worden und nun war noch eine wichtige Stadt, deren Wert den Smolensks noch weit überstieg, Polen-Litauen abgenommen worden. Auch sie war einst das Zentrum eines der kleinen Reiche, die vom Hause Rjurik beherrscht wurden; wenn bei den diplomatischen Verhandlungen am Kreml die russischen Bojaren mit den litauischen Gesandten sich gegenseitig überboten, dann hörte man auf russischer Seite neben Kiev namentlich Polock als Kompensationsobjekt fordern. Und Ivan feierte nun auch einen feierlichen Einzug in Moskau, wie er dies nur nach der Erstürmung Kasans getan. In Polen aber erregte dieser Erfolg des Zaren gewaltigen Schrecken; eben war der Reichstag in Petrikau versammelt, da platzte diese Kunde wie eine Bombe herein.[2]) Ferdinand aber mag diese Kunde gegen Sigismund August milder gestimmt und in seinem Glauben an die Gefährlichkeit des Moskowiters bestärkt haben; der Gedanke, daß Polen-Litauen ein Bollwerk gegen einen Angriff des Zaren auf das Reich sei, wie man ihn in der Überschätzung der russischen Macht allgemein befürchtete, schwächte beim Kaiser wohl die Erregung über die polnische Annexion Livlands ab. Übrigens befreite Ferdinand schon im nächsten Jahre der Tod auch von der Notwendigkeit, in der livländischen Sache etwas zu unternehmen. Für seinen Sohn und Nachfolger aber wurde die von neuem drohende Türkengefahr der Hemmschuh für jede andere auswärtige Aktion. Nach türkischen Anschauungen war ja mit dem Tode des Kaisers der vor zwei Jahren geschlossene achtjährige Waffenstillstand gelöst. Der ehrgeizige Sohn Zápolyas, der jetzt die Zeit zum Handeln für gekommen erachtete, tat seinerseits alles, um die Verhandlungen zwischen

[1]) Huber 4, S. 194 f.

[2]) Zeyttung vonn dem Lanndtag zu Peterkhaw (28. Februar und 4. März 1563). W. St. A. Polonica.

Kaiser und Sultan zu stören und seinen Schutzherrn gegen den Kaiser zu hetzen. Und es gelang ihm auch. Um die Schlappe, die sein Heer vor Malta erlitten, wieder gut zu machen, zog der alte und kranke Suleiman I. im Frühjahre 1566 noch einmal selbst an der Spitze eines gewaltigen Heeres gegen den Kaiser. Wien, an dem sich schon einmal seine Tatkraft gebrochen, nun endlich doch an seinem Lebensabende in seine Hand zu bekommen, war sein Ziel, allein schon an dem kleinen Sziget brach sich seine Macht und noch ehe auf dem Trümmerhaufen das Prophetenbanner wehte, starb er. Es war ein günstiger Moment gekommen, das physisch und moralisch geschwächte türkische Heer, wenn nicht ganz aufzureiben, so doch mit blutigen Köpfen heimzuschicken. Allein zu sehr beherrschte noch alle die Angst vor den Türken, als daß man es mit dem immerhin stattlichen Heere gewagt hätte, das der Kaiser um sich versammelt hatte, den Türken eine offene Feldschlacht anzubieten. Der Papst, der König von Spanien, der deutsche Reichstag, Ungarn, Böhmen und die Erblande hatten, die einen reichlicher, die anderen sparsamer, ihr Scherflein beigesteuert, allein diesmal hatte man wohl das Geld, aber es fehlte der Feldherr.[1])

Als Maximilian II. sich hilfesuchend an die fremden Fürsten wandte, da mag er sich auch der traditionellen österreichisch-russischen Freundschaft erinnert haben. Er wandte sich auch an den Zaren um Hilfe. Den unmittelbaren Anlaß hiezu aber bot der noch immer in der russischen Gefangenschaft schmachtende livländische Meister, Wilhelm von Fürstenberg. Schon Kaiser Ferdinand hatte sich um die Befreiung des bei der Einnahme von Fellin gefangenen Meisters verwendet. Das treibende Element dabei aber war der nach der Säkularisation des preußischen Ordensstaates in Deutschland gewählte zweite Hochmeister, Wolfgang v. Schuchbar. Weder Karl V. noch Ferdinand haben je den Bann von Herzog Albrecht genommen. Sie weigerten sich die Säkularisation Preußens anzuerkennen, ebenso wie Danzig und Elbing immer noch als Reichsstädte angesehen

---

[1]) Huber 4, S. 249 ff.

und trotz polnischen Protestes zu allen Reichstagen geladen wurden.[1]) Hochmeister Wolfgang aber begnügte sich nicht mit der passiven Politik des Reiches in der preußischen Frage. Zu einer aktiven Politik suchte er sich nun die Mittel, indem er in die Fußstapfen des Exhochmeisters Albrecht trat: wie dieser sich vor 1525, wie wir sahen, enge an Rußland anschloß, um mit dessen Hilfe die Fesseln des Thorner Friedens zu sprengen, so scheint nun auch Hochmeister Wolfgang im Bunde mit dem Zaren das durchzuführen versucht zu haben, worin das Reich es nur zu papiernen Entschlüssen gebracht hatte. Wiedererrichtung des livländischen Ordensstaates unter der Meisterschaft Fürstenbergs und Beihilfe zur Wiedereroberung Preußens für den Orden sollte der Preis sein, um dessentwillen der Hochmeister mit dem Zaren ein enges Offensivbündnis, dessen Spitze sich natürlich gegen Polen-Litauen kehrt, eingehen will. Das scheint der Inhalt der Verhandlungen gewesen zu sein, die im Jänner 1563 zwischen dem Zaren und dem Bevollmächtigten des Hochmeisters in Možaisk geführt wurden. Wie kommt es nun, daß der so vorsichtige Zar sich in derartige Verhandlungen mit dem Hochmeister einließ, von dem er doch sicher genau wußte, daß seine Bundesgenossenschaft im Kampfe mit dem Polenkönige nicht viel bedeutete? Des Rätsels Lösung ist darin zu suchen, daß der Hochmeister natürlich mit Genehmigung, vielleicht sogar mit Unterstützung des Kaisers, sich um die Befreiung Fürstenbergs verwendete, der Zar aber die kaiserliche Zustimmung auch auf die anderen Vorschläge der hochmeisterlichen Gesandten ausdehnte. Die Erinnerung an das Bündnis von 1514 war eben am Kreml immer wach. Wie sehr es dem Zaren mit dem Bündnisse mit Hochmeister Wolfgang ernst war, kann man daraus ersehen, daß er, als im Frühjahre und Herbste 1564 wieder Gesandte des Hochmeisters mit der Bitte um Freilassung Fürstenbergs kamen und auch Schreiben des Kaisers brachten, schroff antwortete, er gewähre die Bitte nicht, weil der Hochmeister nun von dem, was er im Jahre zuvor vorgeschlagen, nämlich dem gemeinsamen Kampfe gegen Polen-Litauen und

[1]) Biblioteca ordynacyi Krasińskich. Rok 1872, S. 78 f., 80 ff., 82 ff. und 94 f.

der Eroberung Preußens, nichts mehr wissen wolle.[1]) Vielleicht hat der Hochmeister selbst das Unmögliche und Unnatürliche eines solchen Bündnisses eingesehen, sicher aber hat der Kaiser, wenn er davon Kunde erhalten hat, dem Hochmeister die Verfolgung derartiger Pläne verboten. Die Aufregung, in welche die Kunde von diesen Verhandlungen den Polenkönig brachte, war also ganz unangebracht. Das Gespenst eines Bündnisses zwischen Habsburgern und Rjuriks ließ den letzten Jagiellonen eben nie zur Ruhe kommen.[2])

Als Maximilian nun seinem Vater gefolgt war, trat Hochmeister Wolfgang auch an ihn wieder heran und erinnerte ihn an das Los des noch immer gefangenen livländischen Meisters. Der Kaiser aber ergriff dabei die Gelegenheit, auch den Zaren wie die übrigen Fürsten um Hilfe gegen die Türken zu bitten. Wie stellte sich nun der Zar zu dieser Bitte? Er erklärte, daß er dem Kaiser in dem schweren Kampfe gerne Hilfe leisten würde, aber der König von Polen, der ihn widerrechtlich beständig bekriege, binde seine Kräfte und würde auch bestimmt verhindern, daß seine Hilfstruppen zum Kaiser stoßen; vorläufig könne er daher nur den Himmel bitten, daß kein unchristliches Volk ihn unbillig bekämpfe, dann wolle er alle seine Kräfte mit dem Kaiser gleichsam als seinem Bruder vereinigen, um die Türken zu bekämpfen und die von diesen eroberten Gebiete der Christenheit zurückzuerobern. Wenn dieser Augenblick gekommen sei, dann wollen sie den Erdkreis brüderlich unter sich teilen und, was schon längst notwendig sei, unter einer Kirche und in Frieden regieren.[3]) Das Waffenglück hatte sich nämlich nach der Eroberung Połocks gewendet; nicht weit von dem so verhängnisvollen Orša an dem Flüßchen Ula schlug Radziwill der Schwarze die Russen aufs Haupt. Darum war der Zar so verstimmt, als der hoch-

[1]) M. Kraŝeninnikov, Ein unedierter Brief Ivan des Grausamen an Kaiser Maximilian II., Journal des Ministeriums für Volksaufklärung, Bd. 303, S. 209 ff. (russ.); zwei Konzepte für Schreiben Kaiser Ferdinands an den Zaren mit der Bitte um Freilassung Fürstenbergs vom 16. Juni (Innsbruck) und 7. Oktober (Preßburg) 1563, W. St. A. Russica.

[2]) Turgenev, Historica Russiae Monumenta 1, S. 203 f.

[3]) Kraŝeninnikov l. c. 201 ff.

meisterliche Gesandte im September 1564 eines Bündnisses gar nicht gedachte. Zu dem äußeren Mißgeschicke trat aber noch ein folgenschwereres Moment, die Auflehnung der mächtigen Bojarenpartei. Die Flucht des Fürsten Andrej Kurbskij zum Polenkönige war ein Symptom dieser Bewegung. Sigismund August tat natürlich alles, um den inneren Aufruhr in Rußland zu fördern. Der Zar, der in krankhafter Überreizung nun überall Verräter wittert, droht mit dem Thronverzichte und gibt erst nach, nachdem ihn die Moskauer darum gebeten und seine harten Bedingungen, Bestrafung der Verräter und Schaffung eines eigenen Staates im Staate für sich und seine Getreuen (Opričnina), zugestanden hatten. Es entlud sich nun über den Häuptern der Bojaren ein fürchterliches Strafgericht und für das übrige Reich (Zemščina), das der Zar der Verwaltung der Bojaren überließ, beginnen zehnjährige Leiden unter der Willkür der Leibgarde, mit der Ivan sich umgab (Opričniki). Es ist klar, daß der Krieg mit Polen-Litauen unter diesen Umständen für Rußland keine Erfolge brachte. Der Zar selbst wurde schwankend und appellierte, was er schon einmal — beim Antritte der Regierung — getan, an das Volk. Er, der die starre Autokratie zur vollen Ausbildung brachte und den letzten Widerstand des hohen Adels — Nachkommen der Zweige des Hauses Rjurik, die zum Teil einst die Nachkommen Kalitas an Länderbesitz weit überragt hatten, aber wie die kleineren Fürsten von den glücklicheren Moskauer Fürsten aufgesaugt worden waren und ihre einzige Zuflucht an dem Hofe dieser gesehen hatten — blutig brach, er ist auch der Schöpfer einer Institution geworden, die leicht sehr segensreich für Rußlands Zukunft hätte werden können: er berief Vertreter der Geistlichkeit, des hohen (Bojaren und Okolniči) und des niederen Adels, der Beamtenschaft, der Gutsbesitzer von der litauischen Grenze, wie der Moskauer und Smolensker Kaufmannschaft zu einer Reichsversammlung nach Moskau und legte ihnen die Frage vor, ob man den vom Polenkönige auf Grund des status quo angebotenen Waffenstillstand annehmen und damit auf die gänzliche Eroberung Livlands verzichten solle oder nicht. Die Reichsversammlung sprach sich für die Fortsetzung des Krieges aus und

unter den Gründen, welche dafür in der Versammlung geltend gemacht wurden, finden wir auch die Behauptung, daß Sigismund August mit dem Kaiser in Streit geraten sei, ein Krieg aber mit dem letzteren werde den Polenkönig hindern, Litauen Hilfe zu bringen.[1]) War der gerade jetzt in Moskau anwesende kaiserliche Kurier, der das Schreiben des Kaisers gebracht hatte, die Ursache dieser Vermutung, oder hatte man Kunde von der tiefgehenden Verstimmung, die damals zwischen dem Polenkönige und seinem kaiserlichen Schwager herrschte? Oder ist es nur die Erinnerung an die Vorschläge des Hochmeisters aus dem Jahre 1563? Ungefähr gleichzeitig mit der Tagung dieser Reichsversammlung mag das Antwortschreiben des Zaren an den Kaiser abgefaßt worden sein; geschickt wälzt der Zar also alle Schuld an der Verweigerung der kaiserlichen Bitte auf den Polenkönig. Er macht Stimmung für sich und gegen Sigismund August. Der Entschluß des Zaren, gestützt auf die Zustimmung der Reichsversammlung, den Kampf um Livland fortzusetzen, findet auch in dem Schreiben an den Kaiser seinen Widerhall. Der Zar nimmt nämlich die Bitte um Freilassung Fürstenbergs zum Anlasse, um zu betonen, daß die Unbotmäßigkeit der Livländer ihm diesen Krieg aufgezwungen habe. Zwar verspricht er, Fürstenberg mit Rücksicht auf den Kaiser freizulassen, aber er knüpft daran die Bedingung, daß dieser künftig den Tribut zahle, alle freundschaftlichen Beziehungen mit Polen-Litauen vermeide und überhaupt alles tue, was, wie der Kaiser von seinem Kurier vernehmen werde, nicht ohne gerechte Ursache vom Zaren gefordert werde.[2]) Der Zar griff also auf den Plan, den ihm Hochmeister Wolfgang 1563 vorgeschlagen hatte, zurück. Was er mit den Waffen zu erzwingen vergeblich versucht hatte, nämlich ganz Livland zu gewinnen, das sollte ihm nun der Name und die Persönlichkeit Fürstenbergs verschaffen. Als Fürstenberg es ablehnte, dem Kaiser treubrüchig zu werden und dem Zaren den Vasalleneid zu leisten, schickte ihn der erzürnte Zar nach Ljubin in die Gefangenschaft zurück.[3])

---

[1]) Solovjev 6, S. 262.

[2]) Kraševinnikov l. c. S. 201 ff.

[3]) Ibid. S. 216.

So kommt es, daß der Kaiser Ende des Jahres 1567 den Zaren aufs neue um die Freilassung des livländischen Meisters bittet.[1])

Die livländische Frage kam im Reiche nun wieder zur Ruhe. Was sollten bei dem allgemeinen Kampfe, an dem der ganze Norden teilnahm, auch die schönsten Reichsbeschlüsse helfen? Erst als der Kampf ausgetobt und die Bevollmächtigten Schwedens, Dänemarks, Lübecks und Polens unter kaiserlicher Vermittlung in Stettin über einen Frieden verhandelten, kam die livländische Frage auch auf dem eben in Speier tagenden Reichstage zur Geltung. Der Staatsstreich in Schweden (Sept. 1568) hatte indirekt die kriegerische Stimmung im Norden gedämpft und der bereits vorhandenen Friedenssehnsucht zum Siege verholfen. Durch ihn war nämlich das ganze bisherige Allianzsystem über den Haufen geworfen worden. König Johann, der jetzt den schwedischen Thron innehatte, war ja der Schwager Sigismund Augusts, es war daher vorauszusehen, daß das übrigens unnatürliche polnisch-dänische Bündnis über kurz oder lang einem polnisch-schwedischen werde weichen müssen. Auch der Zar verlor in Erich XIV. einen halben Bundesgenossen und mußte sich darauf gefaßt machen, in dem neuen Könige, dessen Frau er von Erich als Preis eines schwedisch-russischen Bündnisses verlangt hatte, einen erbitterten Feind zu finden. Übrigens wurden die zu Stettin versammelten Kommissäre und Gesandten wie die zu Speier tagenden Reichsstände bald durch eine seltsame Kunde beunruhigt. Herzog Magnus war zum Zaren übergegangen, von diesem zum Könige von Livland erhoben worden und rückte nun mit einem russischen Heere vor Reval, um diese Stadt den Schweden zu entreißen. Taube und Kruse, zwei livländische Renegaten, die ihre Freiheit durch Verrat an ihrer Heimat erkauft hatten, lenkten die Blicke des Zaren, der, wie wir wissen, Fürstenberg zuerst diese Rolle zugedacht hatte, auf Kettler und, als dieser nicht zu gewinnen war, auf Herzog Magnus.[2]) Der haltlose Jüngling hat die Erwartungen des Zaren nicht erfüllt und sich bald selbst ein

[1]) Wien, 1567. Dez. 16. W. St. A. Russica, Konz.

[2]) Forsten, die balt. Frage 1, S. 535 (russ.).

trauriges Los bereitet. Aber damals stand er noch am Anfange seiner Laufbahn als „König von Livland“, ein Königreich, das er sich allerdings erst selbst erobern sollte. Reval sollte der erste Stein zu dieser Krone sein. Schweden und Polen waren vor allem durch diesen geschickten Schachzug des Zaren getroffen. Polen hatte zwar noch kurz vor Eröffnung des Stettiner Tages mit Rußland einen Waffenstillstand geschlossen, allein nur auf drei Jahre (1570—1573).[1]) Diese Hiobspost war von größtem Einflusse auf die Stettiner Verhandlungen; ihr allein verdanken es Kaiser und Reich, daß sie ganz unerwartet ihre Ansprüche auf Livland anerkannt sehen. Der ganze schwedische Besitz in Livland geht gegen Zahlung einer Entschädigungssumme in den Besitz des Reiches über. Kaiser und Reich geben dann, vorbehaltlich aller Rechte des Reiches, alle diese von Schweden abgetretenen Besitzungen Dänemark zu Lehen, das wegen Norwegen schon seit alters her mit Rußland ein Friedensbündnis habe. Kaiser und Reich behalten sich aber das dominium directum vor, auch darf von den abgetretenen Besitzungen Dänemark nichts an Herzog Magnus überlassen werden. Die Abtretung an den Kaiser, wie die Belehnung Dänemarks sollte im nächsten Jahre (24. Mai 1571) auf einem Tage in Rostock erfolgen.[2]) Die guten Beziehungen zwischen Dänemark und Rußland sollten also den Reichsbesitz vor russischen Einfällen schützen. Übrigens enthält auch der Friedensvertrag zwischen Dänemark und Schweden eine Bestimmung, die von größter Wichtigkeit hätte werden können. Die Narvaschiffahrt wird nämlich freigegeben, nur bleibt es Kaiser und Reich unbenommen, sie durch gewisse Satzungen zu regeln, damit sie dem Reiche und „gemeiner Christenheit“ nicht zum Schaden gereiche.[3]) Allein weder die livländischen Bestimmungen des Stettiner Friedens, noch der Artikel über die Narvafahrt ist jemals zur Ausführung gekommen. An dem ersteren trugen Kaiser und Reich schuld. Schon zum Rostocker Tage erscheinen die kaiser-

[1]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit Polen-Litauen III, Sbornik 71, S. 724 ff.

[2]) Rydberg, Sverges traktater 4, Nr. 62, S. 432 ff.

[3]) Ibid. 4, Nr. 60, S. 400.

lichen Gesandten erst einen Monat nach Abreise der dänischen und schwedischen, so daß natürlich die vereinbarte Tagung nicht zustande kam. Die Verhinderung der Narvafahrt aber war das Werk Schwedens, das ungeachtet des Stettiner Friedens 1571 mit Ausnahme Dänemarks die Narvafahrt wieder verbietet. Am meisten verdient daher Lübeck unser Mitleid, denn trotz der großen Opfer, die es als Bundesgenosse Dänemarks im nordischen Kriege gebracht, stand es jetzt wieder dort, wie vor dem Kriege: für die Freiheit des russischen Handels hatte es notgedrungen die Waffen ergriffen und im siebenjährigen Kampfe ausgeharrt. Übrigens bekam es nicht einmal die ihm zu Stettin zugesprochene Geldentschädigung.[1]) Es ist daher nicht wunderzunehmen, wenn es auf dem Speierer Reichstage für den Zaren eintrat und darauf hinwies, daß der Zar dem Reiche weniger feind sei als Polen und Dänemark.[2]) Der Kurfürstenrat pflichtete Lübeck bei, er ist bezüglich des Zaren noch immer für den Weg der Verhandlungen, denn weder der Zar, noch Herzog Magnus seien Reichsfeinde. Der Fürstenrat aber will gegen beide mit aller Schärfe vorgegangen wissen. Allein wie am Augsburger Reichstage von 1559 setzt der Kurfürstenrat seine Meinung durch und man beschließt, nach Rußland eine Reichsgesandtschaft zu schicken. Wenn diese keine befriedigenden Resultate bringe, dann solle ein Deputationstag berufen werden.[3])

Der Reichstag war schon geschlossen, als die Stettiner Verhandlungen zum Abschluß gediehen waren. Der Kaiser war mit dem Resultate, das die kaiserlichen Kommissäre erreicht hatten, sehr zufrieden; er hoffte, daß mit der Wiedergewinnung Livlands für das Reich nun der Anfang gemacht sei. Er tröstete sich auch darüber, daß Schweden mit Geld abgefunden werden sollte, denn wie sollten er und das Reich jetzt Reval gegen den russischen Angriff verteidigen? Nur in diesem Falle aber, wenn das Reich sofort auch die Last der Verteidigung der Stadt übernommen hätte, wäre eine Geldentschädigung zu umgehen gewesen. So sah der Kaiser

[1]) D. Schäfer, Gesch. v. Dänemark 5, S. 201 f.

[2]) Forsten, die balt. Frage 1, S. 556 (russ.).

[3]) Ibid. 1, S. 565 f.

jetzt alles im rosigsten Lichte. Friedrich II. von Dänemark und sein Schwager Kurfürst August von Sachsen sollten Herzog Magnus dazu bewegen, von der Belagerung Revals abzulassen, zugleich aber sollte die in Speier beschlossene Reichsgesandtschaft beim Zaren das ihrige dazu beitragen, um dem Reiche in Livland zu seinem Rechte zu verhelfen. Ein vorausgeschickter Kurier sollte den Zaren von der beabsichtigten Reichsgesandtschaft benachrichtigen und ein Geleite für dieselbe verlangen. Der Kaiser war sich auch schon über die Persönlichkeit klar, die er an der Spitze der Gesandtschaft sehen will: es ist der Herzog Johann Friedrich von Pommern, das Haupt der kaiserlichen Kommissäre bei den Stettiner Verhandlungen. Nur eines fehlte ihm; der Reichstag hatte zwar bestimmt, daß die Gesandtschaft auf des Reiches Kosten sollte unternommen werden, aber nicht besagt, wo der Kaiser die Deckung dieser Kosten hernehmen solle.[1]) Auch der Reichsdeputationstag, der im August 1571 zu Frankfurt zusammentrat, ratifizierte zwar den Stettiner Vertrag — soweit er das Reich betraf — und wiederholte auch den Speierer Beschluß bezüglich der Gesandtschaft nach Rußland, unterließ es aber zu bestimmen, wo der Kaiser das Geld hernehmen solle, um Schweden die in Stettin zugesprochene Geldentschädigung auszuzahlen und bemerkte wegen der Kosten der Reichsgesandtschaft nur, daß sie aus den Reichsrestanten gedeckt werden möge, Neues zu Ungunsten der abwesenden Stände zu bewilligen, seien die deputierten Stände nicht in der Lage.[2]) Dieser Nachsatz klingt schon etwas verdächtig; es mußte mit den Reichsrestanten eine besondere Bewandtnis haben.

Wohl gleichzeitig mit der Nachricht von diesen Beschlüssen erhielt der Kaiser auch durch den König von Dänemark den russischen Geleitsbrief, um den der letztere für die Reichsgesandtschaft beim Zaren angehalten. Der Zar hatte die schmerzliche Nachricht von der Einäscherung Moskaus durch Devlet-Geraj, den Khan der Krim, wie von

[1]) Der Kaiser an den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, Prag, 1571, März 2. Forsten, Akten und Briefe zur Gesch. der baltischen Frage 1, Nr. 59, S. 135 ff. (russ.).

[2]) Rydberg, Sverges traktater 4, Nr. 62 a, S. 442 ff.

dem Rückzuge des russischen Belagerungsheeres von Reval noch nicht verwunden, als der dänische Kurier eintraf. Schon vorher, als er durch seinen aus Dänemark heimgekehrten Kurier vom Stettiner Frieden erfahren hatte, wütete der Zar und drohte König Friedrich mit seinem Zorne, wenn er den König von Schweden in seinem Kampfe gegen Rußland unterstütze. Wie freudig mußte ihn daher gerade jetzt die Kunde berühren, daß der Kaiser die von ihm schon längst erwarteten Gesandten schicken wolle. Mußte er nicht gerade jetzt nach der materiellen und moralischen Einbuße durch den gelungenen Coup des Khan, wie den Mißerfolg vor Reval und dem Verluste eines Bundesgenossen gegen Schweden eine Stärkung seines Prestiges durch die kaiserliche Freundschaft wünschen? So drohend daher das Schreiben an den König wegen des Stettiner Friedens klang, so freundlich klingen jene Stellen des Begleitschreibens, das er anläßlich der Übersendung des Passes an König Friedrich richtet, wo vom Kaiser die Rede ist. Immer wieder wiederholt der Zar die Worte „unser teuerster Bruder und guter Freund“, wenn er vom Kaiser spricht, während König Friedrich selbst der Ansprache „Bruder“ nicht gewürdigt wird und mit dem kühlen „Freund und Nachbar“ sich zufrieden geben muß.[1]) Der Glücksstern des Zaren begann zu sinken, Reval und Devlet-Geraj hatten sein Prestige empfindlich getroffen; die alte Freundschaft mit den Habsburgern anzuknüpfen, hatte für ihn jetzt doppelten Wert.

Übrigens gab es noch jemanden andern, der an der Anknüpfung dieser freundschaftlichen Beziehungen ein aktuelles Interesse hatte. Es war Herzog Magnus, der „König von Livland“ von des Zaren Gnaden. Nach dem Mißerfolge vor Reval und der Flucht seiner beiden Berater Taube und Kruse nach Polen, hatte er sich aus Furcht vor der Ungnade des Zaren in sein Bistum Oesel zurückgezogen.[2]) Von dort aus schickte er Magnus Pauli, den wir künftig bald

[1]) Russ. Akten des Kopenh. Staatsarchives. Russ. hist. Bibl. 16, Nr. 25, 26, S. 97 ff. (russ.).

[2]) V. Novodvorskij, der Kampf um Livland zwischen Moskau und der Republik (1570—1582), St. Petersburg 1904, S. 43 (russ.).

in kaiserlichen Diensten in Rußland sehen werden, nach Moskau, um für die kaiserlichen Gesandten einen Paß zu verlangen. Indem er sich den Anschein gab, als ob er mit dem Kaiser auf bestem Fuße stehe und dem Zaren in seinem Bestreben, mit diesem in nähere Beziehungen zu treten, viel nützen könne, hoffte er wohl, den letzteren zu versöhnen. Ivan antwortet auch, er höre es gerne, daß der Kaiser vornehme Gesandte schicken wolle, habe deshalb auch schon einen Paßbrief an den König von Dänemark geschickt und für die kaiserlichen Gesandten an seinem Hofe bereits eine Behausung herrichten lassen.[1]) Mit dieser Antwort nun eilt Magnus Pauli im Auftrage Herzog Magnus' zum Kaiser; er muß die Gesandtschaft nach Rußland betreiben, denn der Zar habe schon zu wiederholten Malen schriftlich und mündlich seinen guten Willen gegen das Reich kundgetan, übrigens sei dies auch notwendig, um Livland dem Reiche wieder zu gewinnen, wie wegen eines Bündnisses gegen die Türken.[2]) Der Kaiser hatte schon im November des Vorjahres, gleich nachdem er vom Beschlusse des Frankfurter Deputationstages Kenntnis erhalten hatte, bei den einzelnen Kurfürsten darauf hingewiesen, daß der Beschluß wertlos sei, weil keine Reichsrestanten vorhanden seien.[3]) Als nun Magnus Pauli bei ihm eintraf, tat er dies aufs neue und verlangte, die Kurfürsten sollen sich überlegen, ob man nach Rußland eine Gesandtschaft schicken, welche Personen man dazu gebrauchen und wo man die Kosten dazu hernehmen solle.[4]) Kurz vor dem Zusammentritte des Kurfürstentages in Mühlhausen erinnert der Kaiser wieder an die Gesandtschaft und bemerkt, daß der russische Paßbrief nun schon drei Vierteljahre alt sei.[5]) Allein, was beschloß der Kurfürstentag: wenn der Kaiser nicht den nächsten Reichstag abwarten könne, der allein das Recht habe, eine Kontribution

[1]) Antwort des Zaren für Magnus Pauli Sept. 1571 (7080). W. St. A. Mainzer Erzkanzler-Archiv (1571—1577), Fasc. 63.

[2]) Instruktion, Arnsburg 1572, Jän. 3. ibid.

[3]) Der Kaiser an den Kurfürsten von Mainz, Wien, 1581, Nov. 15. Orig. ibid.

[4]) Derselbe an denselben, Wien, 1572, März 9. Orig. ibid.

[5]) Derselbe an denselben, Wien, 1572, Juni 6. Orig. ibid.

zu bewilligen, dann solle er bei einem oder zwei der Livland benachbarten Reichsstände eine Summe von zwanzig oder dreißig Tausend Gulden aufnehmen, was dann von der Reichskontribution wieder ersetzt werden soll, doch möge der Kaiser sorgen, daß unnötiger Aufwand vermieden werde.[1]) Da nun diese „nächstgesessenen" Reichstände natürlich keine Lust zeigten, eine solche Summe ohne jede Sicherung vorzustrecken, so blieb es mit der Gesandtschaft beim alten. Übrigens nahm der noch während des Mühlhausener Tages eingetretene Tod des letzten Jagiellonen und das damit beginnende Feilschen um den polnischen Thron bald so sehr das ganze Interesse des Kaisers und des Reiches in Anspruch, daß die livländische Frage dadurch natürlicherweise in den Hintergrund gedrängt wurde. Erst der durch die Flucht Heinrichs von neuem erledigte polnische Thron rückte die livländische Frage durch das litauische und kaiserliche Interesse, wie wir sehen werden, wieder in den Vordergrund. Und so ist es begreiflich, daß die im Oktober 1575 zur Königswahl in Regensburg versammelten Kurfürsten auf Drängen des Kaisers sich wieder mit der Reichsgesandtschaft beschäftigen. Allein auch sie wissen es nicht, die Geldfrage, das einzige Hindernis, zu beseitigen; die sechs wendischen Städte sollen dem Kaiser das Geld vorstrecken. Allein auch die Städte weigern sich, das Geld herzuleihen. So kommt es, daß der im nächsten Jahre zusammentretende Reichstag zu Regensburg sich neuerdings damit beschäftigen muß. Aus Livland ertönte immer mehr der Ruf um Rettung vor dem fürchterlichen Zaren und seinen in Blut watenden Tartaren, denn die Russen hausten seit Anfang 1575 wieder fürchterlich im Lande. Höchste Zeit ist es — so lautete die kaiserliche Proposition — dem bedrängten Lande zu Hilfe zu kommen, der Moskowiter rücke ohnehin immer näher gegen das Reich, dränge übrigens selbst immer auf Absendung dieser Gesandtschaft, so noch vor kurzem gegenüber den von Kaiser auf eigene Kosten geschickten Gesandten und in einigen Tagen werde von ihm selbst eine staatliche Gesandtschaft am Reichstage erscheinen. Da endlich be-

[1]) Abschied des Kurfürstentages zu Mühlhausen 1572, Juli 26. W. St. A. Urkunden, Orig. Vgl. auch Forsten, die balt. Frage 1, S. 610 f. (russ.)

willigen die Reichsstände nach langen Verhandlungen einen halben Römermonat, anfänglich erst für März 1577, später für den 30. November 1576, da der Kaiser wieder niemanden findet, der ihm das Geld vorstreckt, da das für die letzte Gesandtschaft nach Frankreich erborgte Geld den Geldgebern noch nicht ersetzt worden war. Nun aber bereitet auf einmal die Personenfrage Schwierigkeiten, da Herzog Barnim von Pommern die Führung ablehnt.[1]) Der Tod des Kaisers und die Besteigung des polnischen Thrones durch Stephan Báthory brachte, wie wir sehen werden, eine solche Änderung der Situation, daß die Gesandtschaft überhaupt nie zustande kam. Übrigens hatte das Erlöschen der Jagiellonen zwischen Österreich und Rußland eine neue Interessengemeinschaft geschaffen, so daß man wieder von österreichisch-russischen Beziehungen sprechen kann, während bisher der Kaiser dem Zaren nur als oberster Lehensherr Livlands entgegengetreten war. Soweit die livländische Frage dabei noch eine Rolle spielt, werden wir im nächsten Kapitel darauf zurückkommen.

---

[1]) Liber actorum fol. 54v ff. Mainzer Erzkanzler Archiv, Fasc 72, W. St. A. Auch war die päpstliche Diplomatie am Reichstage, Morone und Delfino, durch ihr Bestreben, ja keinen Protestanten mit dieser Mission betraut zu sehen, nicht wenig daran Schuld, daß diese Frage nicht gelöst werden konnte. Dieses Bestreben war lächerlich, weil es der ganz aussichtslosen Hoffnung auf eine Vereinigung der russischen Kirche mit der römischen entsprang. Nuntiaturberichte aus Deutschland III/2 Nr. 41, S. 127 f. und Nr. 43, S. 132.

VI. Kapitel.

Wahlkämpfe in Polen (1573—1576).

Als in der Nacht vom 6. auf den 7. Juli 1572 der Tod den in Ausschweifungen sich verzehrenden Sigismund August hinwegraffte,[1]) war mit ihm der Mannesstamm der Jagiellonen nach nicht ganz zweihundertjähriger Herrschaft in Polen erloschen. Mag man den beiden Sigismunden, Vater und Sohn, noch soviel Schuld an der verderblichen innerstaatlichen Entwicklung Polens aufbürden, so war doch der plötzliche und unerwartete Tod des relativ noch jungen letzten Jagiellonen — er war 1520 geboren — von den verhängnisvollsten Folgen für die Zukunft des polnischen Staates. Die moralische Verkommenheit des Großteils der Magnaten, die rücksichtslos auf die Füllung der eigenen Taschen und den Vorteil ihrer Koterie bedacht waren, der blinde, von dem päpstlichen Legaten geschürte Eifer des Episkopates, den in Polen schon längst nicht mehr bedrohten Katholizismus — war doch die protestantische Bewegung, die ohnehin nie in die breiten Massen des Volkes gedrungen war, in bedenklicher Abflauung begriffen — vor den Dissidenten[2]) zu schützen, was nur von dieser Seite eine kräftige Gegenbewegung hervorrief, und nicht zuletzt der Doktrinarismus der Führer der Szlachta, die wie Zamojski ihre aus der römischen Geschichte entlehnten Ideale dem polnischen Staatswesen aufnötigten, wirkten zusammen, um durch die „Pacta conventa“ oder ihren staatsrechtlich wichtigsten Teil,

---

[1]) Vergleiche über die letzte Zeit seines Lebens das „Fragmentum Commentarii rerum sub interregno a morte Sigismundi Augusti regis etc.“ bei Przezdziecki, Jagiellonki Polskie 3, S. 361 ff., eine Quelle, die allerdings in etwas auffälliger Weise die recht zweifelhaften Ehrenmänner Peter und Andreas Zborowski herausstreicht und daher mit Vorsicht zu benützen ist.

[2]) Das Wort dürfte damals geprägt worden sein und dem Passus „dissidium in causa religionis“ der Warschauer Konföderation vom 28. Jänner 1573 (vergl. Szujski, Dzieje Polski 3, S. 14) seinen Ursprung verdanken.

die „Articuli Henriciani“, in Polen die königliche Gewalt nicht zugunsten des Volkes, sondern seiner Unterdrücker, der Magnaten und der Szlachta, vollständig zu vernichten und damit eine Entwicklung anzubahnen, die in der Aufteilung des Landes durch die Nachbarmächte ihren logischen Abschluß und ihre Sühne fand.

Daß es aber so kommen konnte, daran trug keine geringe Schuld der Umstand, daß man sich zu Lebzeiten Sigismund Augusts trotz der Kinderlosigkeit seiner drei Ehen über eine Regelung der Nachfolge oder auch nur der Wahlmodalitäten — modus eligendi regis hieß der technische Ausdruck seit Alexanders Wahl — nicht einigen konnte. Zwar fehlte es nicht an Versuchen dazu, so das unter dem Eindrucke des „Hahnenkrieges“ am Petrikauer Reichstage am 29. Februar 1538 erlassene Edikt Sigismunds I., das allerdings schon die folgenschwere „electio viritim“ aussprach,[1]) wie auch der von der Landbotenkammer am Petrikauer Reichstage von 1559 eingereichte Entwurf, der von so tiefem Mißtrauen gegen den Senat und solcher Streitlust gegen das Episkopat zeigt.[2]) Und so seltsam es klingen mag, trugen auch die Habsburger, diese einzige Familie der Christenheit, welche der Pole damals von ganzer Seele haßte und fürchtete, wie ein moderner Literarhistoriker sich ausdrückte,[3]) indirekt nicht wenig dazu bei, daß die Nachfolgefrage in Polen in suspenso gehalten wurde. Das Schlagwort von den österreichischen Umtrieben in Polen zum Zwecke der Einfügung Polen-Litauens in den habsburgischen Länderbesitz wurde nicht erst von modernen Historikern geprägt, nein, es gehörte in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts zum politischen Rüstzeug der Szlachta und der um ihre Gunst buhlenden Magnaten. Eine objektive Betrachtung zeigt aber, daß dieses wie so manche andere Schlagworte, welche heute und zu allen Zeiten in die Massen geworfen wurden, jeder Begründung entbehrt.

Es ist wohl kaum notwendig, die Behauptung, Ferdi-

---

[1]) Volumina legum 1, S. 254. J. Szujski, „Jeszcze o elekcyi w epoce Jagiełłonow“ in „Opowiadania i Roztrząsania historyczne“, S. 314.

[2]) Szujski, Jeszcze o elekcyi ... l. c., S. 321 ff.

[3]) A. Brückner, Geschichte der polnischen Literatur, S. 83.

nand habe seine Tochter Katharina, die Witwe nach Franz Gonzaga, dem Herzoge von Mantua, hauptsächlich deshalb an Sigismund August verheiratet, weil er hoffte, daß dieselbe auch in zweiter Ehe unfruchtbar bleiben und damit ihrem Hause auch den Weg zur Erwerbung Polens ebnen werde, besonders zurückzuweisen.[1]) Sie stützt sich in etwas freier Weise auf eine durch nichts zu kontrollierende Mitteilung einer polnischen Chronik, die dahin lautet, Erzherzog Ferdinand habe bei der Gelegenheit, als er seine Schwester dem Bräutigam nach Polen zuführte, dort von einigen Senatoren das Versprechen zu erlangen gesucht, daß bei einem Aussterben der Jagiellonen der Thron an die Habsburger übergehe, was jene angeblich mit Entrüstung zurückwiesen.[2]) Wir wissen schon, unter welchen Umständen diese Ehe zustande kam und wie Ferdinand I. dadurch lediglich die drohende Abschwenkung Sigismund Augusts ins französische Fahrwasser zu verhindern und denselben wieder fester an das habsburgische Haus zu fesseln suchte.[3]) Eine so raffinierte und skrupellose Politik Ferdinand I. zuzuschreiben, kann nur dem Bestreben, überall österreichische Intrigen zu sehen, entsprungen sein.

Katharina war allerdings vor allem Habsburgerin und auch als Königin von Polen darauf bedacht, die Interessen ihres Hauses ebenfalls in ihrer neuen Heimat zu fördern; und wie natürlich, stand sie in dem Konflikte ihres Vaters mit der Schwester ihres Gatten, Isabella Zápolya, voll und ganz auf der Seite des ersteren. War schon dadurch in die junge Ehe ein Mißton gekommen, so wurde das Verhältnis noch schlechter, als der Kaiser in der noch immer ungelösten

---

[1]) F. Wierzbowski, Zwei Kandidaturen für den polnischen Thron, Wilhelm von Rosenberg und Erzherzog Ferdinand, Warschauer Universitätsnachrichten 1889, 3, S. 180 (russ.).

[2]) Kronika Marcina Bielskiego, tom. II, Biblioteka polska wyd. Turowski, Ser. I, 2./2. S. 1115. Der Wert dieser Nachricht wurde auch schon von polnischer Seite genügend charakterisiert. Vergl. Przezdiecki, Jagiellonki Polskie, 2, S. 28.

[3]) Was auch J. Szujski in seinem Aufsatz „Stosunki dyplomatyczne Zygmunta Augusta z domem austryackim (1548—1572)“ in „Roztrzasania i opowiadania historyczne (pisane w latach 1866—1870)“ Kraków 1876, S. 220, zugibt.

preußischen Angelegenheit wie auch im Konflikte Polens mit dem livländischen Meister (1557) und später bezüglich des Protektorates Polens über die Livlande in Verteidigung der Rechte des Reiches nicht die Nachgiebigkeit zeigt, die sein Schwiegersohn erwartet und gewünscht hatte. Als dann im Jahre 1558 eine schwere Erkrankung Katharinas jede Hoffnung auf eine eventuelle Nachkommenschaft vernichtet, kommt es zum völligen Bruche zwischen den beiden Ehegatten.[1]) Noch vor diesem aber lag dem in der Schule italienischer Politik durch die ränkesüchtige Bona auferzogenen Polenkönige, in dessen Charakter Argwohn den Grundzug bildete, nichts mehr ferne, als die habsburgische Politik, die er voll Mißtrauen betrachtete, zu fördern.[2]) Es entbehrte daher jeder Grundlage, wenn die Landboten Ossoliński, Sienicki und Leszczyński, als der König jeder Hoffnung auf legitime Nachkommenschaft bar, am Reichstage von 1558/59 sich für die gesetzliche Festlegung der Wahlmodalitäten einsetzte, das Gerücht in Umlauf brachten, der König habe wegen der Nachfolge mit dem Hause Habsburg einen Pakt geschlossen.[3]) Wohl unter dem Eindrucke dieses Gerüchtes sind in dem Wahlentwurfe der Landboten Bestimmungen aufgenommen, wie z. B., daß jene, welche erst aus dem Auslande kommen, von der Wahl als Landboten ebenso wie alle Würdenträger und Starosten ausgeschlossen seien, ferner daß bei Strafe des Hochverrates den zur Königswahl Versammelten es verboten sei, sowohl Briefe zu schreiben als auch solche zu empfangen, oder daß Kaufleute während dieser Zeit nicht ins Ausland reisen dürfen und die Magistrate in den einst rein deutschen Städten zur Hälfte aus Polen sein müssen. Der Haß gegen Österreich spricht auch aus den Bestimmungen, denen zufolge die Senatoren von dem Kommando des allgemeinen

---

[1]) Przezdziecki (Szujski) Jagiellonki Polskie 5, S. XCIX ff.

[2]) Szujski, Stosunki ... l. c. S. 217. Szujski zitiert auch eine überaus bezeichnende Stelle aus einem Briefe des Königs an den Bruder seiner so heißgeliebten zweiten Frau und Freund, Radziwiłł den Schwarzen: „Ci panowie, Karl V. i Ferdinand I. nihil aliud cogitant, quam ut omnia eorum arbitratu fiant. Nie mają oni przeciw nam dobrego affectu.“

[3]) Szujski, Stosunki . . . l. c. S. 227.

Aufgebotes auf den vorbereitenden Landtagen wie der Wahl als Landboten — bisher besaßen die Kastellane dieses Recht — ausgeschlossen waren, die Stimmen des Senates denen der Ritterschaft vollständig gleichwertig sein sollten und die Bischöfe an der Wahl nicht teilnehmen durften,[1]) denn sowohl Senatoren als Bischöfe waren der Szlachta als österreichfreundlich verdächtig.

Aber trotz des voraussichtlichen Erlöschens der Dynastie in Polen tat Ferdinand nichts, um dort den Boden für die Nachfolge seines Hauses zu ebnen; im Gegenteile, er ließ Anerbietungen in diesem Sinne, wie die des Palatin von Posen, Marcin Zborowski, der bald darauf als Kastellan von Krakau an die erste Stelle unter den weltlichen Senatoren rückte,[2]) unbeachtet. Als dann der Bischof von Krakau und Vizekanzler Polens, Philipp Padniewski, unter dem Eindrucke des stürmischen Vorstoßes der protestantischen Landboten gegen die Bischöfe auf dem Petrikauer Reichstage von 1562/63 und der Nachgiebigkeit des Königs gegen jene, wenige Tage nach Schluß des Reichstages, wohl mit Wissen der anderen Bischöfe, sich an den Kaiser wandte und diesen für den Fall des kinderlosen Todes ihres Königs versicherte, daß er und die ganze Geistlichkeit für ihn oder einen seiner Söhne eintreten werden,[3]) antwortete der Kaiser, daß es zwar im Interesse der ganzen Christenheit aus Gründen der gemeinsamen Abwehr der Türken gelegen sei, daß die Habsburger auf den polnischen Thron kommen, erklärte aber loyal, daß er ohne Wissen und Zustimmung des Königs, mit dem ihn Bande des Blutes und eines Bündnisses verknüpfen, nichts unternehmen wolle.[4]) Alles, was Ferdinand I. in dieser Sache tat, bestand darin, wie wir gesehen haben,[5]) daß er auf die Kunde von einer drohenden Verschwägerung des Zaren mit Sigismund August

---

[1]) Derselbe, Jeszcze o elekcyi . . . l. c. S. 322 f.

[2]) Derselbe, Stosunki . . . l. c. S. 233.

[3]) Kreditiv und Memoriale des Boten Padniewskis, W. St. A. Polonica, Orig. (Das Kreditiv vom 31. März 1563.)

[4]) 1563, April 24. W. St. A. Polonica, Konz. Vergl. auch Szujski, Stosunki . . . l. c. S. 233 f.

[5]) Siehe oben S. 350 f.

seinem Gesandten den Auftrag gab, dagegen zu wirken. Ist es doch begreiflich, daß der Kaiser nicht gleichgültig bleiben konnte, als es sich darum handelte, dem Zaren den Weg zur Nachfolge in Polen-Litauen zu eröffnen. Derartigen Eventualitäten vorzubeugen, war nicht nur eine Pflicht gegen sein Haus, sondern noch mehr ein Interesse des Reiches, wo schon die bloße Kunde von dieser Brautwerbung gewaltigen Schrecken — betrachtete man doch mit banger Sorge die Fortschritte des Zaren in Livland — ausgelöst hatte.[1]) Ob der Kaiser dem jungen Johann Sigismund Zápolya trotz aller Bemühungen Sigismund Augusts wirklich nur deshalb die Hand seiner jüngsten Tochter verweigert habe, um nicht dessen Prestige noch mehr zu erhöhen, der ohnehin schon in Polen, namentlich unter den Kleinpolen, viele Anhänger zählte und daher den Habsburgern ein gefährlicher Nebenbuhler werden konnte, lassen wir dahingestellt.[2])

Trotz der kränkenden Vernachlässigung durch den Gatten duldet Katharina still und beklagt sich den Ihrigen gegenüber niemals über das harte Los, das ihr in Polen zuteil wurde. Erst als der König unter den Einflüsterungen Uchanskis, des Erzbischofes von Gnesen, der ihn auf diese Weise einem Nationalkonzil, welches sich gegen die Beschlüsse des Tridentinums wenden und seine (des Erzbischofes) Stellung stärken sollte, zugänglich zu machen hoffte, ernstlich an eine Scheidung denkt, wendet sie sich an den Vater und schlägt, ohne die Scheidung zu erwähnen, eine Zusammenkunft zwischen ihrem Vater, ihrem Bruder Maximilian und ihrem Gatten vor, um jene mit diesem aussöhnen. Der Tod befreit den Kaiser davon, die weitere Entwicklung dieser heiklen Angelegenheit mitansehen zu müssen. Nun schlägt Maximilian, dem Wunsche seiner Schwester Folge leistend, dem Könige eine Zusammenkunft an der schlesischen Grenze

[1]) Nach diesen Ausführungen wird man auch Droysens Bemerkung über die „minierende Politik Österreichs", die Sigismund August genötigt habe, beim Hause Brandenburg einen Rückhalt zu suchen, was die Mitbelehnung der kurfürstlichen Linie der Hohenzollern mit Preußen zur Folge hatte (1562), zurückweisen dürfen. (Geschichte der preuß. Politik 2./2. S. 410 f.)

[2]) Szujski, Stosunki . . . l. c. S. 234 f.

vor, damit sie dort die Angelegenheit Katharinas beraten. Sigismund August gerät zuerst über diese unerwartete Intervention in Verlegenheit und antwortet ausweichend, der livländische Krieg habe ihn bisher von seiner Frau ferngehalten. Aber er faßt sich bald und läßt durch seine Gesandten dem Schwager seine offene Abneigung mitteilen, die er gegen seine Frau wegen ihrer Krankheit hege, wie auch über seine Bedenken, — die merkwürdig erst nach zehnjähriger Ehe kamen — ob die Ehe mit der Schwester seiner ersten Frau überhaupt gültig sei. Maximilian schickt eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Bischof von Fünfkirchen, Andreas Dudith, steht. Dudith sollte den König auffordern, die eheliche Gemeinschaft mit der Königin wieder aufzunehmen und, wenn derselbe dies verweigere, die Sache vor den Reichstag bringen. Aber Dudith und sein Kollege, der Präsident der schlesischen Kammer Wilhelm Kurzbach, erhalten noch eine andere Aufgabe. In Anbetracht der zahlreichen Gerüchte, daß auf dem nächsten Reichstage auch die Sukzessionsfrage auf die Tagesordnung kommen werde, befiehlt ihnen der Kaiser auch diesbezüglich die Interessen des habsburgischen Hauses zu wahren. Er betont, aber ausdrücklich, daß er absolut keine Vergrößerung seiner Macht wolle und mit dem zufrieden sei, was er besitze; aber angesichts der Kinderlosigkeit des Königs könnte ein ihm und der ganzen Christenheit feindlicher Herrscher in den Besitz der polnischen Krone kommen. Der Kaiser verweist sie auch darauf, daß schon sein Vater von geistlichen und weltlichen Ständen davon verständigt worden sei, daß man im Falle eines kinderlosen Todes des Königs einen seiner Söhne wählen wolle. Doch legt er ihnen größte Vorsicht und Vermeidung jeglicher Initiative ans Herz und befiehlt ihnen, nur im geheimen dafür zu wirken, vor allem aber der Kandidatur Johann Sigismund Zápolyas und des Zaren entgegenzuarbeiten. [1])

Auf dem polnischen Reichstage, der im Jänner 1565 in Petrikau zusammentrat, erscheinen nun Dudith und Kurz-

---

[1]) Ibid. l. c. S. 228—232. Wierzbowski, Zabiegi cesarza Maksymiliana II. o koronę Polską 1565—1576, Ateneum, 1879, 3, S. 408.

bach. Für den König war es höchst peinlich, seine Ehe vor den Reichstag gebracht zu sehen. Ihm war die Landbotenkammer und namentlich der Abgesandte des Palatinates Kalisz, der Führer der Protestanten und eifrige Beschützer der böhmischen Brüder, Jakob Ostrorog, schon sehr unangenehm geworden; denn ihre energische Forderung eines Nationalkonzils sollte die im Vorjahre am Reichstage zu Parczow unter dem Einflusse des päpstlichen Nuntius Kommendone erfolgte Annahme der Beschlüsse des Tridentinums und das dort beschlossene Edikt über die Vertreibung der ausländischen Prediger rückgängig machen. Und in der Tat versteht es Dudith Jakob Ostrorog auf seine Seite zu ziehen, so daß derselbe den König in offener Sitzung auffordert, mit der Königin die eheliche Gemeinschaft wieder aufzunehmen. Auch die Forderung, der Königin möge es im anderen Falle gestattet sein, zu ihrer Familie zurückzukehren, die Dudith geschickt ausspielte, weil er hoffte, daß die Szlachta in Erinnerung an den Schaden, welchen die Abreise Bonas (1556) dem Lande gebracht hatte, dagegen auftreten werde, tat ihre Wirkung; denn als der König die Abreise erlaubt, hindert eine Deputation der Gnesener Szlachta die Königin an der Weiterreise. Aber trotzdem hätte die Sache noch einen schlimmen Ausgang nehmen können, wenn Sigismund August der Berufung eines Nationalkonzils zugestimmt hätte, weil dieses sicherlich die Scheidung bewilligt hätte. Allein da kam der Nuntius Kommendone, einer der geschicktesten und angesehensten Diplomaten, über die damals die Kurie verfügte und dem auch neben Hosius die katholische Reaktion in Polen ihre ersten Erfolge verdankt, den kaiserlichen Gesandten zuhilfe; er versteht es nämlich, die Bischöfe auf seine Seite zu ziehen und den Primas Uchanski mit seiner Forderung eines Nationalkonzils zu isolieren, wie den König und die Bischöfe von der kanonischen Unmöglichkeit, die Ehe mit Katharina zu trennen, zu überzeugen. Der König gibt also nach und schlägt nun seinerseits eine Zusammenkunft mit dem Kaiser vor.

Die Gesandten aber drängen nicht mehr auf die Erlaubnis zur Abreise der Königin, denn der Nuntius macht

sie darauf aufmerksam, daß eine Abreise der Königin einer Scheidung nur förderlich sein könnte.[1])

Allein der König, der nur dem vereinten Ansturm seiner Gegner nachgegeben hatte, war nicht gesonnen, das Spiel verloren zu geben. Der Geschichtsschreiber des zweiten polnischen Interregnums sagt einmal an einer Stelle, daß Sigismund August und Maximilian II. viel Ähnlichkeit mit einander hätten; beide seien sie Hamletnaturen, beide sympathisieren sie mit der Reformation und wagen es doch nicht, sich für dieselbe auszusprechen. Aber er betont auch, daß Maximilian II. nicht nur an Talent und geistiger Regsamkeit, sondern auch an Rechtschaffenheit und politischer Moral seinen Schwager himmelhoch überrage, ja daß gerade diese ungewöhnliche Ehrlichkeit, die den Kaiser auszeichne, teilweise daran schuld sei, daß seine Politik im Vergleiche zu der seines Schwagers so ungeschickt war.[2]) Und dieses Urteil gilt auch für ihre wechselseitigen Beziehungen. Sigismund August scheut sich nicht, den Hofmarschall seiner Gattin, Gabriel Grabowiecki, als Spion zu benützen, von dem er nun über alle Absichten des Kaisers unterrichtet wird, er versteht es aber auch, den Primas Uchanski, den Dudith schon für die Sache Katharinas gewonnen hatte, wieder auf seine Seite zu ziehen, und er erkauft sich durch die Verleihung des Generalkapitanates von Großpolen Jakob Ostrorog, durch die Ernennung zum königlichen Sekretär aber Czarnkowski, einen zweiten, der Königin wohlgesinnten Landboten. So gerüstet tritt er schon in der königlichen Botschaft an die Landtage, die vor jedem Reichstage zusammentraten und ihre Vertreter für diesen zu wählen hatten, selbstbewußter auf und verurteilt das eigenmächtige Vorgehen der Gnesener Deputation, ja er fordert sie auf, für die Verteidigung des Landes gegen die Drohungen des Deutschen

---

[1]) Szujski, Stosunki ... l. c. S. 235 f. Derselbe, Dzieje Polski, 2, S. 309 ff. Wierzbowski, Zabiegi ... l. c. S. 411. Przyczynek do historyi dyplomacyi w Polsce 1566—1572, Kraków 1872 S. 11 f. A. M. Gratiani, La vie du Cardinal Jean François Commendon, 2. französ. Ausgabe von Flechier, Paris, 1699, S. 296 f., 309—336.

[2]) W. Zakrzewski, Po ucieczce Henryka, Dzieje bezkrólewia 1574—1575, w Krakowie 1878, S. 96.

Reiches der livländischen und preußischen Angelegenheit wegen zu sorgen. So mußte Dudith, der am Lubliner Reichstage (1566) wieder als Gesandter des Kaisers erschienen war, unterliegen; Sigismund August versteht es zu verhindern, daß die Sache der Königin überhaupt vor den Reichstag kam. Ja noch mehr, der König bedient sich der Waffe seiner Gegner gegen diese; er betreibt nun selbst die Abreise der Königin und versteht es, durch einen geschickten Schachzug diesen seinen Willen durchzusetzen. Trotzdem die österreichische Partei in Polen durch die Abreise Katharinas ihren Mittelpunkt verlieren mußte, gibt Dudith, anscheinend hypnotisiert durch die Versicherung des Königs, den Habsburgern für den Fall seines kinderlosen Todes die Nachfolge zu verschaffen, nach und empfiehlt dem Kaiser, mit Rücksicht darauf derselben zuzustimmen. So verläßt nun Katharina im Oktober 1566 mit Dudith Polen.[1] So blieb also Sigismund August Sieger, ja der Kaiser war sogar genötigt, seinem Schwager für die Bewilligung der Abreise Katharinas zu danken. Als aber Maximilian den Vorschlag von 1564 bezüglich einer gemeinsamen Zusammenkunft wieder aufnimmt, antwortet der König ausweichend. Und als dann Dudith im nächsten Jahre (Februar 1567) wieder in Polen erscheint, um am Reichstage wegen der Sukzessionsfrage, eingedenk der Zusicherung des Königs, mit den hervorragendsten Senatoren zu verhandeln, und vom Könige verlangt, daß Katharina wieder die Stelle der Gattin, Residenz und Hofstaat in Polen eingeräumt werde, antwortet der König kühl ablehnend, konnte doch Maximilian angesichts der Verwicklungen mit den Türken jetzt am allerwenigsten etwas gegen Polen unternehmen.[2]

Allein die Situation änderte sich bald zu Ungunsten Sigismund Augusts und dem Kaiser bot sich noch einmal die Gelegenheit, denselben durch geschickte Ausnützung der inneren Schwierigkeiten, mit denen dieser zu kämpfen hatte, bindende Zusagen zugunsten des habsburgischen Hauses abzunötigen. Die Union zwischen Polen und Litauen, die der

---

[1]) Szujski, Stosunki ... l. c. S. 236—239, Wierzbowski, Zabiegi ... l. c. S. 411 f., Przyczynek ... S. 13, 20—23.

[2]) Szujski, Stosunki ... l. c. S. 240 f., Wierzbowski, Zabiegi ... l. c. S. 412.

König und die polnische Szlachta angesichts des voraussichtlichen Erlöschens der jagiellonischen Dynastie und der beängstigenden Expansionskraft Rußlands mit allem Eifer betrieben, weil sie im Falle einer Thronerledigung die Wahl eines eigenen litauischen Großfürsten, also staatsrechtliche Trennung, eventuell sogar Vereinigung mit Moskau befürchteten, war dank dem Widerstande der Litauer bisher in der von den Polen gewünschten Form der einfachen Inkorporierung Litauens in Polen nicht gelungen. Die Persönlichkeit des Palatins von Wilna, Radziwiłł des Schwarzen, und der Sieg der Litauer an der Uła über die Moskowiter hatte Litauen am Warschauer Reichstage von 1563/64 vor dem Attentate der polnischen Szlachta auf seine Selbständigkeit gerettet.[1]) Der Tod Radziwiłł des Schwarzen (Mai 1565), der auf den König immer den größten Einfluß geübt, wie der unglückliche Fortgang des russischen Krieges und der Schrecken der Tartareneinfälle verschob aber die Situation bald zu Ungunsten der Litauer. Der König lieferte ungeachtet seines Litauen geleisteten Eides das Stammland seiner Dynastie am Lubliner Reichstage (1569) den Polen aus. Wir wissen heute, daß die polnisch-litauische Union eine vollständig erzwungene war. Auf der einen Seite Egoismus und kühle Berechnung, begleitet von der Anmaßung eines Egoisten, der die Gunst des Augenblickes und der Umstände für sich spürt, auf der andern blutige Tränen und endloser Kummer wirklich leidender Menschen, die sich in hoffnungsloser Lage befinden, so kennzeichnet ein neuerer Forscher die Stellung und Stimmung der beiden sich „brüderlich“ vereinigenden Völker.[2]) Angesichts der Unmöglichkeit, ihre Rechte gegenüber dem Könige und der polnischen Szlachta zu wahren, verläßt die litauische Vertretung den Lubliner Reichstag. Allein der König und die Szlachta beantworten diesen Schritt damit, daß sie Wolhynien und Podlachien Litauen entreißen und Polen einverleiben.[3]) Mit Wolhynien wurde eines der größten Palatinate, das militärisch und

---

[1]) Szujski, Dzieje Polski 2, S. 303 ff.

[2]) J. J. Lappo, das Großfürstentum Litauen von der Lubliner Union bis zum Tode Stephan Báthorys (1569—1586) 1, S. Petersburg 1901, S. 82 (russ.).

[3]) Ibid. 1, S. 27.

finanziell bedeutende Lasten trug, denn Wolhynien war eines der besiedeltsten und reichsten Gebiete des Großfürstentums, diesem entrissen und damit seine Widerstandskraft dem russischen Nachbar gegenüber bedenklich geschwächt. Außerdem war der Grundbesitz, den zahlreiche Litauer in diesen Gebieten hatten, von der Konfiskation bedroht.[1]) So ist es begreiflich, wenn die Litauer angesichts der Entschlossenheit des Königs, ihren Widerstand um jeden Preis zu brechen und der polnischen Szlachta ihren Willen zu tun, wieder einlenkten und von neuem ihre Vertreter auf den Lubliner Reichstag sandten. Nachdem der König und die polnische Szlachta noch eine neue Operation am litauischen Staate vorgenommen, nämlich das Gebiet von Kiev mit Bracław gleichfalls zu Polen geschlagen hatten, wobei sich, auch ein Zeichen einer nichts weniger als „brüderlichen" Gesinnung, wohl aber nacktesten Egoismus, im polnischen Senate Stimmen gegen diese Einverleibung erhoben, weil die Last der Verteidigung dieser Gebiete den Vorteil ihres Besitzes und die Kräfte Polens weit überrage, und meinten, man solle dies ruhig Litauen lassen,[2]) leistete am 1. Juli 1569 die litauische Vertretung notgedrungen den Eid auf die ihr aufgezwungene Union.[3]) Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß die Annexion aller dieser Gebiete durch Polen darauf hindeute, daß man von einer vollständigen Vereinigung beider Reiche nicht sprechen könne, da dies doch sonst ein lächerlicher Schritt wäre, daß aber anderseits dieses Vorgehen der Polen in den Litauern tiefe Unzufriedenheit und Mißtrauen gegen diese hervorrufen und damit eine wirkliche Vereinigung beider Länder auf lange Zeit hinausschieben mußte.[4]) Wir werden sehen, welche Rolle dieser Umstand in den beiden ersten Interregna gespielt hat und noch hätte spielen können, wenn die habsburgische Politik damals weniger skrupulös und ehrlich gewesen wäre. Nur die rasch fortschreitende Polo-

---

[1]) Ibid. 1, S. 28 f.

[2]) Ibid. 1, S. 40 f.

[3]) Ibid. 1, S. 60. Vergl. auch das „Tagebuch des Lubliner Reichstages von 1569", St. Petersburg 1869 (russ.). Das Unionsprivileg hier S. 718 ff.

[4]) Lappo, das Großfürstentum Litauen ... 1, S. 82 f.

nisierung der politisch maßgebenden Volksschichte hat die Gefahr einer Sprengung der Union beseitigt.

Zu diesem Reichstage, der also nichts weniger als glatt verlief, erscheinen nun auch kaiserliche Gesandte. Andreas Dudith, der Bischof von Fünfkirchen, hatte im April 1567 den geistlichen Stand verlassen und sich mit Regina Straszowna, einem Hoffräulein der Königin Katharina, vermählt.[1]) Er war dadurch als kaiserlicher Gesandter in Polen vorläufig unmöglich und so mußte der Kaiser sich nach anderen Männern umsehen. Seine Wahl aber, die auf den Bischof Wilhelm von Olmütz und den Freiherrn Johann Bernhard Maltzahn fiel, war leider, wie es sich zeigen sollte, eine wenig glückliche. Wie sehr übrigens auch der Kaiser noch immer von der Ehrlichkeit Sigismund Augusts überzeugt war, zeigt uns am besten der Auftrag an die Gesandten, mit dem Polenkönige der Sukzessionsfrage wegen eine Zusammenkunft zu betreiben, ja selbst die bindende Zusicherung zu geben, daß der Kaiser nicht nur bereit sei, die preußische Angelegenheit (Aufhebung der Reichsacht über den Herzog und Abstellung der Ladung der preußischen Städte zum Reichstag und vor das Kammergericht) im Sinne des Königs beizulegen, sondern auch auf der Zusammenkunft seiner Schwester mit keinem Worte gedenken wolle. Die Gesandten nun sehen die österreichische Sache für den Fall des Ablebens Sigismund Augusts im rosigsten Lichte; die günstige Situation selbst aber, die ihnen der Augenblick durch den polnisch-litauischen Konflikt bot, zu erfassen und im habsburgischen Sinne auszunützen, verstehen sie nicht. Ja während Maltzahn, der übrigens noch in Lublin stirbt, dem König, wohl weil dieser die Rolle des besten Freundes der Habsburger so gut zu spielen weiß, in die Geheimnisse ihrer Instruktion einweiht und damit zum Herrn der Situation macht, läßt sich auch sein Kollege durch schöne Worte und Versprechungen des Königs übertölpeln und verläßt, um seiner Unfähigkeit die Krone aufzusetzen, wahrscheinlich auf Einwirkung Sigismund

---

[1]) Siehe seine Mitteilung darüber an den Kaiser und des letzteren Antwort bei Przezdziecki (Szujski), Jagiellonki Polskie 5, Anhang, S. 154 ff. und 158 f.

Augusts hin, der naturgemäß darauf bedacht sein mußte, den kaiserlichen Gesandten von den Reichstagsverhandlungen fernzuhalten, ohne den weiteren Fortgang des Reichstages abzuwarten, selbstzufrieden Lublin und läßt sich trotz wiederholten Befehles des Kaisers nicht dazu bewegen, dorthin zurückzukehren, sondern reist ruhig heimwärts.[1]) Selbstverständlich dachte der König nicht im entferntesten daran, die dem Kaiser zugesagte Zusammenkunft einzuhalten, und schob dieselbe von einem Termin auf den anderen. Auch war er immer noch auf Scheidung und eine neue Ehe bedacht und hoffte sogar noch auf Nachkommenschaft, verlangte er doch auf dem Reichstage von 1570, man möge über die Versorgung seiner Nachkommen — die noch gar nicht vorhanden waren — beschließen. Ja er äußerte sich sogar, er sei bereit, dem österreichischen Hause die Nachfolge zu sichern, eventuell einen der Söhne des Kaisers zu adoptieren, wenn man in seine Scheidung willige. Noch Anfang 1572, also kurz vor seinem Tode, trägt er sich mit diesen Scheidungsplänen, denen der päpstliche Legat Kommendone, der jetzt zur Betreibung der Türkenliga wieder nach Polen gekommen war, entgegentritt, dem Könige neuerdings jede Hoffnung auf die Zustimmung der Kurie nehmend. Nun stirbt am 29. Februar 1572 Katharina; allein der König zeigt jetzt eine merkwürdige Untätigkeit und es ereilt ihn früher der Tod, ehe er seinen früher so heiß erstrebten Wunsch ausführt.[2])

Maximilian hatte allerdings auch nach der mißglückten Mission seiner Gesandten am Lubliner Reichstage die polnische Sukzessionsfrage nicht außeracht gelassen. Er schickte bald darauf Johann Cyrus, den Abt von St. Vincenz in Breslau, als ständigen kaiserlichen Residenten oder, besser gesagt, Agenten nach Polen. Cyrus war kein schlechter Beobachter und erfaßte die Situation dort vielleicht richtiger als mancher andere österreichische Diplomat — Dudith ausgenommen — von denen, die damals in Polen tätig

[1]) Szujski, Stosunki... l. c. S. 243 f.; Przyczynek ... S. 29 ff.; Przezdziecki (Szujski) Jagiellonki Polskie 5, Anhang, S. 250 ff.

[2]) Szujski, Stosunki... l. c. S. 246, 248 f., 250; Przyczynek... S. 62, 64; Gratiani, La vie du Cardinal Commendon S. 453 f., 456 ff.

waren.[1]) Aber es fehlte ihm jede diplomatische Fähigkeit und es mangelte ihm vor allem an Takt. Dazu lenkte er durch seine Vielgeschäftigkeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Gerade er hat nicht am wenigsten dazu beigetragen, die österreichische Kandidatur schon vor dem Tode Sigismund Augusts bei der Szlachta zu diskreditieren. Auf seine Tätigkeit nach dem Tode des Königs werden wir noch später zu sprechen kommen.

Als dann Venedig, Spanien und der Papst die Liga zur Bekämpfung der Türken schlossen und auch die anderen Mächte zum Beitritt aufforderten, sandte der Kaiser Bertold von Lipa im Frühjahre 1571 zu seinem Schwager, um diesen zum Beitritte aufzufordern. Da Johann Sigismund Zápolya am 2. März dieses Jahres gestorben und damit einer der gefährlichsten Nebenbuhler der Habsburger um die polnische Erbschaft beseitigt war, sollte Bertold von Lipa sich nun ernstlich bemühen, bindende Zusagen für die Wahl Maximilians oder eines seiner Söhne, besonders Erzherzogs Ernst, zu erlangen. Allein auch dieser Gesandte erreichte vom Könige weder in der Sache der Türkenliga noch in der Sukzessionsfrage irgendein Zugeständnis. Zwar tat auch der päpstliche Legat Kommendone sein Äußerstes, den König zum Eintritt in die Liga zu bewegen, allein weder er noch der Sieg der vereinigten christlichen Flotte bei Lepanto konnte Sigismund August bewegen, seinem Grundsatze, den Frieden mit den Türken unbedingt aufrecht zu erhalten, zu entsagen.[2]) Auch die Mission Gregor Proszkowskis, den der Kaiser im Frühjahre 1572 nach Polen sandte, damit er die hervorragendsten Senatoren auf eine österreichische Kandidatur verpflichte, verläuft ergebnislos.[3])

So hatte Sigismund August bis zur letzten Minute seines Lebens es trefflich verstanden, die Habsburger in der

---

[1]) Vergl. die Auszüge aus seinen Depeschen des Jahres 1570, von Szujski veröffentlicht in Scriptores rer. Polon. 1, S. 134—144.

[2]) Szujski, Stosunki ... l. c. S. 251 f.; Przyczynek ... S. 58 f.; Wierzbowski, Zabiegi... l. c. S. 413 ff.; Gratiani, La vie du Cardinal Commendon S. 460—492.

[3]) Wierzbowski, Zabiegi ... l. c. S. 416 f.

Verfolgung ihres Zieles, in Polen festen Fuß zu fassen, zu hindern. Nicht nur, daß der Kaiser manche Opfer umsonst gebracht und wertvolle Waffen aus der Hand gegeben hatte, nein, die österreichische Sache war, natürlich nicht ohne Zutun des Königs, bei seinem Tode bei der Szlachta so schlecht angeschrieben, daß man mit vollem Rechte von dem Interregnum nach dem Tode Sigismund Augusts sagen konnte, es habe einen ausgesprochen antiösterreichischen Charakter getragen.[1]) Und doch konnte es für die Habsburger unter Umständen zu einer Existenzfrage werden, wer den polnischen Thron bestieg. Der Kampf mit den Türken war bisher immer über ihre Kräfte gegangen. Das Wenige, was man von Ungarn besaß, war in steter Gefahr und schon seine Verteidigung erforderte keinen geringen Kraftaufwand. Was nun, wenn ein habsburgfeindlicher König Polens mit den Türken und dem Fürsten von Siebenbürgen gemeinsame Sache gegen Österreich machte? Standen da nicht auch Böhmen und die österreichischen Erbländer und nicht nur Ungarn in Gefahr? Wie aber, wenn es gelang, auf den Thron Polen-Litauens einen Habsburger zu setzen und dann im Bunde mit Rußland sich auf die Türken zu werfen? Einer solchen Koalition hätte die türkische Macht kaum standgehalten. Es war also keine Ländergier, die Maximilian II. bewogen hat, seine Hand nach dem Jagiellonenerbe auszustrecken, sondern eine Pflicht gegen sein Haus und in gewissem Sinne auch gegen die christlich-germanische Welt. Wenn man den Habsburgern einen Vorwurf machen kann, so ist es der, daß sie dieses Ziel nicht mit der gewohnten Energie des Hauses und unter Einsetzung aller ihrer Kräfte verfolgten. Hätten Maximilian II. und Rudolf II. die Energie und Tatkraft eines Karl V. oder Ferdinand I. besessen, dann hätten die drei polnischen Interregna nach Sigismund Augusts Tode wahrscheinlich einen anderen Ausgang genommen. Aber es muß billigerweise hervorgehoben werden, daß die habsburgische Politik auch nach dem Tode des letzten Jagiellonen ehrlich, vielleicht zu ehrlich war.

[1]) Szujski, Stosunki ... l. c. S. 255.

Noch kurz vor dem Tode Sigismund Augusts hatte Commendone zwei Mitglieder der einflußreichsten und miteinander rivalisierenden litauischen Familien, den litauischen Hofmarschall Nikolaus Christophor Radziwiłł und den Kastellan von Wilna und Administrator Livlands Jan Jeronimovič Chodkiewicz, dazu bewogen, daß sie ihm das Versprechen gaben, einen Sohn des Kaisers zum Großfürsten von Litauen zu wählen. Der Kaiser sollte nur eine Armee von 24.000 Mann bereit halten, die Polen würden dann sicher der Wahl Ernsts zustimmen, wie dies seinerzeit bei der Wahl Sigismund Augusts zu des Vaters Lebzeiten der Fall war. Als Hauptbedingung hatte der Kaiser die Rückstellung der am Lubliner Reichstage Litauen entrissenen Gebiete zu erfüllen. Als der König gestorben war, schickte der Legat sofort seinen Adlatus Graziani nach Wien, um dem Kaiser diesen Plan mitzuteilen und ihn aufzufordern, dementsprechend zu handeln. Allein der Kaiser geht nicht darauf ein.[1]) Das war wohl der Hauptgrund, daß der Legat nun die österreichische Kandidatur fallen ließ und im geheimen für die französische wirkte. Dem alles durchdringenden Auge des päpstlichen Diplomaten war es wohl nicht entgangen, daß eine österreichische Kandidatur nur auf diesem Wege Aussicht auf Erfolg haben konnte; und er behielt recht.

Die österreichische Diplomatie, die, wie wir gesehen haben, in Polen bisher schon wenig glücklich war, benahm sich nach dem Tode des Königs geradezu ungeschickt. Der Kaiser hatte sich nämlich verleiten lassen, eine große Anzahl von Agenten nach Polen zu schicken, um die einzelnen Senatoren für die österreichische Partei zu gewinnen. Da dieselben nun ihre Agitation ziemlich offenkundig betrieben, wurde die Szlachta nur noch mehr aufgebracht, so daß selbst die habsburgisch gesinnten Senatoren ihnen gegenüber eine ablehnende Haltung einnehmen mußten, um nicht den Haß der Szlachta auf sich zu lenken. Andere Senatoren aber, die Österreich feindlich gesinnt waren, benützten die Ungeschicklichkeit der österreichischen

---

[1]) Gratiani, La vie du Cardinal Commendon, S. 519 ff., 524 ff., 535.

Agenten und auch der bald darauf eingetroffenen bevollmächtigten Gesandten, um auf deren Kosten in wohlfeiler Weise ihre Popularität in den Augen der Szlachta zu erhöhen. So teilte der Bischof von Posen, Adam Konarski, bei dem der österreichische Agent Martin Gerstmann erschienen war, in einem eigenen Rundschreiben die Umtriebe der österreichischen Agenten der Öffentlichkeit mit. In ebenso wohlfeiler Weise konnte Peter Zborowski, der Palatin von Sandomir, den Ruhm eines treuen Wächters der Freiheiten der Nation erwerben. Hatten die kaiserlichen Gesandten Wilhelm von Rosenberg und Wratislav von Pernstein, Böhmens oberster Burggraf und Kanzler, schon den einen Fehler begangen, daß sie Ende August 1572 unangemeldet die polnische Grenze überschritten, was Peter Zborowski benützte, um ihnen auf ihrer Weiterreise entgegenzutreten und sie aufzuhalten, so begingen sie noch den zweiten Fehler, daß sie den ihnen von den Senatoren angewiesenen Ort verließen, um zur Prinzessin Anna, der unverheirateten Schwester Sigismunds, zu kommen und diese den habsburgischen Interessen dienstbar zu machen. Da es ihnen nun nicht gelingt, zu Anna zu kommen, begehen sie eine noch größere Ungeschicklichkeit. Sie schickten den Abt Cyrus, den vielgeschäftigen, zu ihr, den man natürlich gar nicht in ihre Nähe kommen läßt, der aber, dank seiner von uns schon gekennzeichneten diplomatischen Fähigkeiten sich seine Instruktion herauslocken läßt, in der zwar nicht viel anderes stand, als daß Anna die Kandidatur Ernsts unterstützen möge und daß die österreichischen Gesandten in diesem Falle die Vollmacht hätten, nach erfolgter Wahl Ernsts mit ihr wegen einer Ehe mit diesem in Verhandlung zu treten. Das genügte aber vollständig, daß der Bischof von Kujavien, Stanislaus Karnkowski, Häscher nach Cyrus aussandte, denen derselbe mit Mühe entkam. Trotzdem er wie die übrigen österreichischen Agenten laut Beschlusses der in Knyszyn versammelten Senatoren das Land verlassen sollte, kehrte er sich nicht daran, reiste nach Litauen, dann nach Preußen, bis ihn schließlich der Kastellan von Danzig, Jan Kostka, gefangen nimmt, weil er dem Befehle, Polen zu verlassen, keine Folge geleistet habe. Aus seinen be-

schlagnahmten Papieren glaubte man auch Grund genug zu einer weiteren Anklage zu haben, daß er nämlich die Litauer zur Zerreißung der Union zu bewegen gesucht, was aber weder den Intentionen des Kaisers noch seiner tatsächlichen Verrichtung in Litauen entsprach. Trotz des kaiserlichen Protestes wird Cyrus nicht freigelassen, sondern von Kostka zum Wahlreichstage nach Warschau gebracht, wo die Senatoren seine Papiere prüfen und ihn, da sie nichts finden, was nicht schon ohnehin bekannt war, entlassen.[1])

So stand also die österreichische Sache, als im April 1573 der Reichstag in Warschau zur Wahl des Königs zusammentrat. Was noch für das Haus Habsburg zu retten gewesen wäre, hatten die Diplomaten des Kaisers gründlich verdorben. Und sprach für die Szlachta nicht schon ohnehin Vieles gegen den Kaiser und seine Familie? So vor allem die Beseitigung der Wahlfreiheit in Böhmen, eine Klage, die auch von den zahlreichen tschechischen Adeligen, die sich im Gefolge Rosenbergs und Pernsteins befanden, bei Gastmahlen und im Gespräche urbi et orbi bestätigt wurde. Ebenso sei in Ungarn die freie Wahl so gut wie unterdrückt und die Befehlshaberstellen fast insgesamt in deutschen Händen. Auch sah man in den Habsburgern damals in Polen typische Vertreter des verhaßten Deutschtums. Verhaßt nicht nur durch die Erinnerung der ständigen und harten Kämpfe mit dem Deutschen Orden, sondern auch aus inneren und materiellen Gründen. Hatte nicht die Szlachta die größten Anstrengungen machen müssen, um das deutsche Element in den polnischen Städten, wie es einst zur Kolonisation ins Land gerufen worden war, politisch rechtlos zu machen, um es auch wirtschaftlich an die Wand zu drücken? Freilich, es sei auch nicht geleugnet, daß der Mangel an Gemeinsinn unter den deutschen Städten wie das egoistische Bestreben, sich der Last des persönlichen Kriegsdienstes zu entziehen, der Szlachta in diesem Ringen wertvolle Dienste geleistet haben. Auch ist es ohneweiters klar, daß bei Nationen, deren Gebiete räumlich aneinander-

[1]) Wierzbowski, Zabiegi ... l. c. S. 419—435.

stoßen, immer Reibungsflächen entstehen, die einer Freundschaft Abbruch tun. Mit einem Habsburger auf dem polnischen Throne aber fürchtete man ein Überhandnehmen deutschen Einflusses, man fürchtete zu einem Nebenreiche herabzusinken, wie dies bei Böhmen und Ungarn der Fall war. Ausschlaggebend aber war die Angst, künftig seine Kraft im Interesse des kaiserlichen Hauses verbrauchen zu müssen, so zum Beispiel zur Wiedereroberung und Säuberung Ungarns von den Türken. Nun war aber in Polen — so sehr war der kriegerische Geist der Nation von den beiden Sigismunden vernachlässigt worden — nichts unpopulärer als ein Krieg mit den Türken, weil die Szlachta die materiellen Opfer fürchtete. Ein Krieg mit den Türken war aber unvermeidlich, wenn man einen Habsburger wählte. Und war dieses Haus nicht in seinem bisherigen Kampfe gegen die Osmanen immer unglücklich gewesen und entrichtete es nicht seit einem Dezennium sogar einen jährlichen Tribut? Welche andere Aussicht also bot sich für Polen, als die Habsburger unter Einsetzung aller seiner Kraft in diesem Kampfe zu unterstützen. Freilich, daß ein Kampf mit dem Halbmond auch für Polen unvermeidlich war und daß man damit nicht warten durfte, bis der Türke die Macht Österreichs gebrochen, das zu erkennen, war die Szlachta zu kurzsichtig. Auch war die Szlachta deshalb gegen eine österreichische Kandidatur, weil sie befürchtete, daß unter einem habsburgischen Herrscher die Macht und der Einfluß der Magnaten steigen, ihre politische Bedeutung aber eine bedenkliche Minderung erleiden werde. Böhmen, Ungarn und die österreichischen Erblande waren ja Schulbeispiele für dieses aristokratische Regime. Und so mußte es für die habsburgische Sache angesichts dieser Stimmung der Szlachta einen harten Schlag bedeuten, daß auf dem Warschauer Konvokationsreichstage im Jänner 1573 die electio viritim beschlossen wurde, d. h. daß nicht nur Senatoren und Landboten, sondern jeder Adelige das Recht habe, seinen König zu wählen. Der Starost von Bełz, der jugendliche Jan Zamojski, der auf diesem Reichstage seine ruhmvolle, für Polen aber nichts weniger als glückliche politische Laufbahn begann, hatte nicht wenig Anteil an

diesem Beschlusse, dem er durch den geschickten Einwurf, da jeder mit den Waffen in der Hand das Vaterland verteidigen müsse, habe er auch ein Recht darauf, an der Königswahl tätigen Anteil zu nehmen, zur Annahme verhalf. Als überzeugter Vorkämpfer der Rechte der Szlachta war er natürlich auch ein Feind der Habsburger, wenn er dieselben auch im ersten Interregnum noch nicht mit dem Eifer bekämpfte wie später.

Alle die Bedenken, welche die Szlachta so ganz im antiösterreichischen Sinne beeinflußten, fielen bei der Wahl des habsburgischen Nebenbuhlers, des französischen Prinzen, weg. Frankreich war zu weit entfernt, um für die Selbständigkeit Polens bedrohlich zu werden. Dafür aber war Frankreich der Verbündete der Pforte, weshalb ein König aus französischem Geblüte Polen die Bürgschaft eines Friedens mit den Türken bot, was schon lange der Hauptpunkt im Programme der Szlachta war. Auch die Ähnlichkeit des Nationalcharakters mußte die Sympathien auf die Seite eines französischen Prinzen lenken. Das alles aber hätte vielleicht noch nicht genügt, der französischen Sache zum Siege zu verhelfen, wenn nicht die diplomatische Vertretung Frankreichs eine so ausgezeichnete gewesen wäre. Jean de Montluc, Bischof von Valence, war im Gegensatze zu den österreichischen Diplomaten ein Meister in seinem Berufe. Trotz der Bartholomäusnacht, von der die Kunde ungefähr gleichzeitig mit ihm nach Polen gelangte und die französischen Sympathien bedenklich herabstimmte, verstand er es in kurzem nicht nur das verlorne Terrain zurückzuerobern, sondern noch neues hinzuzugewinnen. War die katholische Partei und namentlich der Episkopat mit Karnkowski, dem Bischofe von Kujavien, seinem einflußreichsten und rührigsten Vertreter, aus konfessionellen Gründen für einen französischen Kandidaten eingenommen, so suchte Montluc durch ostentative Vermeidung jeder liturgischen Handlung wie durch Flugschriften den üblen Eindruck der Pariser Bluthochzeit zu verwischen und dadurch die Protestanten in sein Lager zu ziehen. In vertraulichen Unterredungen mit Katholiken aber stellte er die Pariser Blutnacht als eine Heldentat der Orthodoxie dar und pries den

Glaubenseifer seines Kandidaten, den er in den Flugschriften eben noch als der Teilnahme an einem solchen Meuchelmorde für unfähig erklärt hatte. Die katholische Partei hatte es am Konvokationsreichstage durchgesetzt, daß der Wahlreichstag bei Warschau, also im alten Herzogtum Masowien stattfinde, weil das glaubensstarke, aber durchaus ungebildete masowische Adelsproletariat nur so in Massen daran teilnehmen und der katholischen Partei das Übergewicht geben konnte. Und wirklich kamen auch diese verlumpten Masowier, die nicht einmal soviel hatten, um für ihren Unterhalt aufkommen zu können, und wie die Bettler aus den Küchen der Bischöfe und katholischen Magnaten gespeist wurden, in Massen, an 10.000 Mann stark, zum Wahlreichstage. Mit seinem Scharfblicke hatte Montluc gleich erkannt, von welchem Einflusse für den Sieg seines Kandidaten es werden mußte, wenn er diese Massen gewann. Und während die tschechischen Magnaten, des Kaisers Gesandte, es unter ihrer Würde hielten, nicht nur mit diesen barfüßigen Gesellen, sondern auch mit der Szlachta irgendwelchen näheren Verkehr zu unterhalten, geschweige denn zu schmausen, umschmeichelte Montluc den masowischen Adel und gewann ihn dadurch auch vollständig für die französische Sache, wenn auch die wackeren Patrioten weder den Namen des österreichischen noch den des französischen Thronbewerbers auch nur aussprechen konnten. Auch seine Rede vor dem versammelten Reichstage wußte Montluc nach dem Geschmacke dieser ungebildeten Massen zu stilisieren und erzielte daher mit ihr im Vergleiche zu den übrigen Gesandten einen geradezu faszinierenden Eindruck. Vielleicht aber hätte dies alles noch nicht den Sieg der französischen Sache besiegelt, wenn Montluc nicht durch öffentliche und private Versprechungen alle seine Nebenbuhler himmelhoch überboten und hoch und nieder demoralisiert hätte. Zwar verfügte er über so gut wie keine Hilfsmittel, allein er wußte ebendieselben geldhungrigen Magnaten durch Versprechungen an sich zu fesseln, die der Erfüllung ihrer hochgespannten Forderungen durch den Kaiser nicht trauten. Die Öffentlichkeit aber betäubte er durch die Zusicherung eines französisch-polnischen Bünd-

nisses, einer vom Könige von Frankreich für ein halbes Jahr besoldeten, 4000 Mann starken Hilfstruppe, wie durch das Versprechen der Zuwendung der jährlichen Einkünfte seines Kandidaten aus seinen französischen Gütern im Betrage von 450.000 Gulden an den polnischen Staatsschatz und ähnlicher Dinge mehr. Das Versprechen einer wirksamen Bekämpfung des Zaren verband er mit der Zusicherung der Schaffung einer Seemacht, um Polens Einfluß im baltischen Meere zum dominierenden zu machen und die Narvafahrt, die in dem letzten Jahrzehnte der Regierung Sigismund Augusts zu einer ständigen Beschwerde desselben beim Kaiser geworden war, zu sperren. So erkaufte er sich die Magnaten durch die Aussicht auf private Vorteile, die Szlachta durch die glänzenden Geschenke für den polnischen Staat. Nach all dem Gesagten wird es uns daher nicht wundernehmen, wenn nur Preußen und das Palatinat Kiev sich für Ernst von Österreich erklärten.[1])

So ging also Heinrich von Anjou in dem Ringen um die polnische Krone als Sieger hervor. Aber es war ein Pyrrhussieg. Sein Gesandter sollte auch die schlechten Früchte seiner Diplomatie ernten. Alles, was er im Verlaufe des Wahlkampfes zugunsten seines Kandidaten in die Wagschale geworfen hatte, wurde fein säuberlich zu Papier gebracht und ihm nun als Rechnung präsentiert, von deren Begleichung es abhing, ob Heinrich den polnischen Thron besteigen werde oder nicht. Pacta conventa hießen von nun an die kleinen und die großen Geschenke an den polnischen Staat, mit denen sich der jeweilige Thronbewerber Polens Krone erkaufen mußte. Ein Punkt der Pacta conventa[2]), die Montluc für seinen Herrn zu unterschreiben

[1]) Vergl. über das erste polnische Interregnum vor allem die ausgezeichneten Arbeiten Th. v. Pilinskis „Das polnische Interregnum von 1572—1573“ (Heidelberger Dissertation 1861) und A. Tračevskis „Das polnische Interregnum“, Moskau 1869 (russ.), den man nicht mit Unrecht den Historiker dieses Interregnums genannt hat, dann Noailles, „Henri Valois et la Pologne en 1572,“ 3 Bde. Paris 1867, Ed. Reimann, „Die polnische Königswahl vom Jahre 1573.“ Sybels Historische Zeitschrift Bd. 11, und V. Zakrzewski, „Po ucieczce Henryka“ S. 23—100. Über die Quellen vergl. hier S. VI ff.

[2]) Abgedruckt bei Broel-Plater, Zbiór pamiętników do dziejów polskich, Warszawa 1858, 3, S. 220 ff.

genötigt war, enthielt aber eine noch folgenschwerere Verpflichtung. Heinrich mußte sich verpflichten, bei seiner Krönung alle Rechte und Freiheiten der Nation, natürlich auch jene, die sich dieselbe während des Interregnums selbst gegeben hatte, zu beschwören und zu bestätigen. Damit aber war er gezwungen, die berüchtigten „articuli Henriciani" — wie zum Hohne bekamen die Verfassungsänderungen, auf die sich in der königlosen Zeit die einander bekämpfenden Parteien geeinigt hatten, diesen Namen — zu bestätigen. Sie wurden für alle Zukunft zum unabänderlichen Staatsgrundgesetze, während der Inhalt der Pacta conventa, wie natürlich, von dem jeweiligen Bedürfnisse und dem Wettkampfe der Thronkandidaten abhängig war. Es war ein kaudinisches Joch, unter das sich Heinrich beugen mußte; bestimmte doch gleich Art. 1, daß der König, solange er lebe, keinen Nachfolger wählen lassen oder oktroyieren dürfe, Art. 17, daß die Untertanen ihres Eides entbunden seien, wenn er diese Artikel oder die Freiheiten der Nation verletze. Dazwischen aber liegen Bestimmungen, welche die Vernichtung aller königlichen Autorität und Handlungsfreiheit bedeuten. Weder im Verkehre mit dem Auslande noch im Falle seiner Eheschließung ist er von der Vormundschaft des Senates frei und über alles wacht der Reichstag, der ihm sogar die Verfügung über die militärischen Kräfte des Landes entzieht.[1])

Es ist klar, daß der Kaiser die Nachricht von der Wahl Heinrichs nicht ohne Besorgnis aufgenommen hat. Aber er verhielt sich vollkommen korrekt und als die Gesandten der polnischen Stände sich an ihn um freien Durchzug nach Frankreich wandten, verwies er sie, weil dies eine Angelegenheit sei, die das ganze Reich betreffe, an den Kurfürstentag von Frankfurt. Freilich warteten zum großen Ärger des Kaisers Albrecht Łaski und Nikolaus Christophor Radziwiłł den Beschluß des Kurfürstentages nicht ab, sondern überschritten heimlich die Grenze. Als dann der König von Frankreich, Karl IX., sein Schwiegersohn, wie Heinrich von Anjou, den Kaiser um freien Durchzug

[1]) Volumina legum 2, S. 150 ff.

für letzteren nach Polen baten, wies er sie gleichfalls an den Kurfürstentag, der dies unter der Voraussetzung, daß Heinrich nur von einer kleinen Zahl von Bewaffneten begleitet werde, gestattet.[1]) Der französische König war mit dieser Einschränkung des Frankfurter Tages unzufrieden und dachte eine Zeitlang daran, seinen Bruder durch die Türkei zu schicken.[2]) Denn so wenig die Pforte, entgegen den Erwartungen Frankreichs, das die Abneigung derselben gegen die Habsburger sich auch hier zunutze zu machen suchte, anfangs von der Wahl eines französischen Prinzen in Polen etwas wissen, geschweige denn dieselbe durch Verzicht auf die Oberhoheit über die Moldau und Walachei zugunsten Polens unterstützen wollte, sondern im begreiflichen eigenen Interesse, das ein schwaches Polen verlangte, im Gegenteile den polnischen Ständen empfahl, einen König aus ihrer Mitte zu wählen, so sehr änderte sich die Stimmung, als man in Stambul vernahm, daß der Zar eventuell von den Litauern gewählt werden könne, ja der Sultan nimmt Polen-Litauen bis zur Ankunft Heinrichs in seinen persönlichen Schutz und trifft Vorbereitungen, einen Einfall des Zaren abzuwehren oder einem Versuche des Kaisers, Heinrich den Zugang nach Polen zu verwehren, mit Repressalien zu begegnen. Die Einladung des Sultans an Heinrich, den Weg über Marseille und Stambul zu wählen, schlug man in Frankreich nach einiger Überlegung aus und fügte sich lieber in die Frankfurter Bedingungen, denn für den „allerchristlichsten“ König war ein solcher Schritt vor den Augen des christlichen Europa doch zu gewagt.[3])

Die Änderung der Verhältnisse in Polen durch den Tod des letzten Jagiellonen konnte natürlich nicht ohne Einfluß auf die österreichisch-russischen Beziehungen bleiben.

---

[1]) W. St. A. Mainzer Erzkanzlerarchiv, Korrespondenz 1573—1740, 2, fol. 282 ff., 286 ff., 291 ff., 425 ff. Vergl. auch Zakrzewski, Po ucieczce Henryka, S. 100—106, Noailles, Henry Valois 2, S. 349 f. und Anm. 3.

[2]) Charrière, Négociations de la France dans le Levante 3, S. 432 Anm.

[3]) Ibid. 3, S. 344, 346 und Anm., 367 Anm., 369 Anm., 374 Anm., 375 Anm. 1, 380 Anm., 386 f., 394 Anm., 403 Anm., 431 Anm., 437 Anm., 453 f.

Wenn es aber bisher in der Geschichtsschreibung als Axiom galt, daß der Kaiser, erbittert über die Wahl Heinrichs, dem Zaren nicht nur ein Bündnis gegen Polen-Litauen, sondern sogar die Teilung desselben, so zwar, daß der Kaiser von Polen, der Zar von Litauen Besitz nehme, vorgeschlagen habe, so müssen wir leider auch diese liebgewordene Legende zerstören.[1])

Wir hörten schon, daß der Speierer Reichstag beschlossen hatte, an den Zaren eine Reichsgesandtschaft zu schicken, und daß der Kaiser durch Vermittlung des dänischen Königs das russische Geleite für dieselbe erhielt. Wir sahen aber auch, wie die Gesandtschaft aus finanziellen Gründen nicht zustande kam. Auch vernahmen wir, daß Herzog Magnus in eigenem Interesse eifrig darauf bedacht war, eine Annäherung des Kaisers an den Zaren zustande zu bringen.[2]) Übrigens wirkte noch jemand in diesem Sinne, und zwar einer, von dem man es am wenigsten erwarten würde. Niemand Geringerer als Fürst Andrej Michailovič Kurbskij, der zu Sigismund August entflohene russische Bojar, welcher in seinem bitteren Hasse gegen den Zaren das polnisch-litauische Heer gegen sein eigenes Vaterland führte und den Zaren in einem stolzen Briefe mit Anklagen und Vorwürfen überschüttete und seine Flucht rechtfertigte, ist dies. Mehr als einmal wendet er sich in den Jahren 1569 und 1570 an den kaiserlichen Agenten, den Abt Cyrus, und teilt ihm mit, daß der Zar jetzt, wo er selbst von den Türken angegriffen werde, mit der größten Bereitwilligkeit ein Bündnis gegen die Türken eingehen würde, ja er gibt dem Kaiser den Rat, er möge nach dem Beispiele seines Vaters, Oheims und Urgroßvaters die Vermittlung zwischen Polen und Rußland in die Hand nehmen. Er weist als erster auch darauf hin, wie man von Rußland aus sich auch leicht mit dem Schah in Verbindung setzen und ein österreichisch-persisch-russisches Bündnis gegen die Türken zustande

[1]) Vergl. z. B. Szujski, Dzieje Polski 3, Lwów 1864, S. 25, A. Tračevskij, „Das polnische Interregnum," S. 185 (russ.) und in allerletzter Zeit V. Novodvorskij, „Der Kampf um Livland zwischen Moskau und der Republik (1570—1582)," St. Petersburg 1904, S. 16 f. (russ.).

[2]) Siehe oben S. 368 ff.

bringen könnte. Cyrus sollte dem Kaiser auch melden, daß er Vieles, was dem Türken zum Schaden gereichen könnte, mitzuteilen habe, und nur dem Kaiser und nicht den Polen anvertrauen könne, auch daß er der beste Interpret für die russischen Verhältnisse sei. Nur will er, daß der König durch seine Reise zum Kaiser nicht verletzt werde und der Kaiser daher seine Absendung vom Könige nur in indirekter Weise, eventuell ohne seinen Namen zu nennen, verlange.[1]) Es ist möglich, daß der Zwist mit seiner zweiten Frau wie die Streitigkeiten mit seinen Gutsnachbarn[2]) Kurbskij den Aufenthalt in seiner neuen Heimat so verleidet haben, daß er gerne in den Dienst des Kaisers getreten wäre, um Polen-Litauen verlassen zu können. Aber die Dankbarkeit gegen Sigismund August, der ihn so reichlich mit Land ausgestattet hatte, verbot es ihm, dies ohne ausdrückliches Verlangen des Kaisers zu tun. Auch war Kurbskij, der es seinerzeit wie Silvester und Adašev, die Ratgeber Ivans, lieber gesehen hätte, wenn der Zar statt des Krieges gegen Livland sich mit größerer Energie auf die Ungläubigen geworfen hätte, unzufrieden, daß Sigismund August lieber in Gelagen mit Wein und Weibern seine Kraft verzehrte, als daß er sich aufgerafft hätte, das unwürdige Verhältnis zur krimschen Horde und den Türken mit den Waffen zu ändern. Da er auch Magnaten und Szlachta so sorglos gegen diese Gefahr und einem Türkenkrieg so abgeneigt fand,[3]) wandte er sich dem Kaiser zu. Wenn ihn auch gegen den Zaren bitterer Haß erfüllte, so scheinen doch angesichts der Ereignisse des Jahres 1569 alle seine Sympathien auf russischer Seite zu sein. Suleimans Nachfolger, Sultan Selim II., dachte nämlich an nichts Geringeres, als dem Zaren Astrachan wieder zu entreißen. Zu diesem Zwecke schickte er im Frühjahre 1569 ein türkisches Heer, das in Begleitung der krimschen Tartaren den Don

[1]) Berichte des Abtes Cyrus an den Kaiser vom 26. November 1569, 8. und 31. Jänner und 26. Juli 1570. W. St. A. Polonica, Orig. Vergl. auch die Exzerpte Szujskis aus den Berichten des Abtes Cyrus vom 7. Jänner und 25. März 1570, Scriptores rer. Polon. 1, S. 134 und 135.

[2]) Worte des Fürsten Kurbskij, ed. v. Ustrjälov S. XX ff. (russ.).

[3]) Vergl. ebenda in seiner Geschichte Ivans IV. S. 65 ff. (russ.).

hinauffahren, diesen durch einen Kanal mit der Wolga verbinden und die Wolga hinunter nach Astrachan fahren sollte. Daß die Expedition dieses Ziel gehabt habe, also nur gegen Rußland gerichtet gewesen sei, berichten wenigstens übereinstimmend alle russischen Quellen.[1]) Zum mindesten hat der schlaue Khan der Krim, Devlet Geraj, der in einer Festsetzung der Türken in dieser Gegend mit scharfem Blicke rasch die größte Gefahr für die Selbständigkeit der krimschen Horde selbst erkannte, dem Zaren dies so dargestellt und sich als den Retter Rußlands aufgespielt. Und so sehr nämlich die türkischen Quellen mit den russischen in der Darstellung des Zweckes dieser Expedition auseinandergehen, in dem einen sind sie einig, daß die verräterische Haltung des Khans und seiner Horde an dem Mißerfolge derselben und dem panikartigen, verlustreichen Rückzuge der türkischen Truppen die Hauptschuld trugen. Der eigentliche Zweck der Expedition — und hier dürfen wir den türkischen Quellen vollen Glauben schenken — war nämlich der, durch Verbindung des Dons mit der Wolga eine bequeme Heeresstraße nach Persien zu haben, welche die militärischen Operationen gegen den Schah bedeutend erleichtert hätte.[2])

Freilich täuschte sich Kurbskij, wenn er nun angesichts dieses Ereignisses glaubte, daß der Zar nichts sehnlicher wünsche, als mit dem Kaiser ein Bündnis gegen die Türken abzuschließen. Davon war er weit entfernt. Bei dem doppelten Kriege gegen Schweden und Polen-Litauen und seinem Argwohn gegen die Bojaren dachte Ivan nicht daran, jetzt sich auch mit den Türken zu verfeinden. Dem Beispiele seines Vaters und Großvaters getreu, war er nach dem mißlungenen Coup der Türken auf Astrachan derjenige, der dem Sultan, trotzdem er dieses Unternehmen gegen sich gerichtet glaubte, die Hand zum Frieden, ja zu einem Bündnisse gegen alle westeuropäischen Reiche und sogar gegen den Kaiser bot.[3]) Ernst war es dem Zaren

---

1) Vergl. Solovjev 6, S. 290 ff. (russ.).

2) Smirnov, Das Khanat der Krim unter ottomanischer Herrschaft, S. 431 ff. (russ.).

3) Solovjev 6, S. 295 f.

wohl damit nicht; er wollte nur Ruhe vor der krimschen Horde und Hilfe gegen Polen-Litauen, eine Feindseligkeit gegen den Kaiser aber lag ihm vollständig fern. Übrigens beurteilte man auch an der Pforte sein Liebeswerben vollständig richtig und verzichtete darauf, mit ihm ein Bündnis einzugehen, das der Pforte nur zum Nachteile gewesen wäre.

Daß seine Gesinnung dem Kaiser gegenüber eine freundschaftlichere war, als dieser Vorfall etwa schließen läßt, beweist eine andere charakteristische Episode aus der Zeit des ersten polnischen Interregnums.

Auch der Zar hatte, ohne daß er als offizieller Kandidat aufgetreten wäre, in Polen-Litauen seine Anhänger. Die litauische Szlachta, auf welcher der Druck der Magnaten und hauptsächlich der beiden Familien Radziwiłł und Chodkiewicz schwer lastete, sympathisierte ebenso wie die zahlreichen Glaubensgenossen des Zaren in Litauen offen mit ihm und dies um so mehr, weil sie hoffte, auf diese Weise dem für sie schon unerträglichen ewigen Kriege mit Rußland ein Ende zu bereiten. Übrigens gab es auch in Polen Anhänger des Zaren und auch hier in den Reihen der Szlachta, ja niemand Geringerer als der Starost von Bełz, Jan Zamojski, soll im Anfange des Interregnums für die Wahl Ivans eingetreten sein. Sogar der Führer des Episkopates, Stanislaus Karnkowski, Bischof von Kujavien, war eine Zeitlang für diese Lösung der Thronfolgefrage; die Hoffnung auf eine weitere Ausbreitung des Katholizismus hat dabei den Ausschlag gegeben.[1]) Allein der Zar machte im Gegensatze zu den anderen Kandidaten nicht die geringste Anstrengung, seine Wahl durchzusetzen. Allerdings war auf dieses Verhalten nicht ohne Einfluß das dreiste Spiel, das die litauischen Magnaten mit ihm trieben. Für sie hätte die Wahl des Zaren die Vernichtung ihrer privilegierten Stellung bedeutet, das lehrten sie schon die inneren Vorgänge in Rußland seit Silvesters und Adaševs Sturze. Ebenso wie der Zar bestrebt war, die Macht der Bojaren durch den Henker und eine vollständige Umwälzung im

[1]) Zakrzewski, Po ucieczce Henryka S. 81 und Anm. 1, S. 82 ff. Turgenev, Historica Russiæ Monumenta 1, S. 224.

Grundbesitze für immer zu brechen, wäre es auch ihnen ergangen, wobei ihn vielleicht noch die Szlachta mit Eifer und Verständnis unterstützt hätte. Er war für sie also ein unannehmbarer Bewerber. Anderseits mußten sie befürchten, daß der Zar die Zeit des Interregnums benützen werde, um in Litauen und Livland einzufallen. Zwar war 1570 endlich zwischen Sigismund August und dem Zaren ein dreijähriger Waffenstillstand geschlossen worden, der noch bis zum Sommer 1573 währte,[1]) allein wußte man denn, ob sich der Zar nach dem Tode Sigismund Augusts noch daran gebunden halten werde? Und so beschloß man zu einem Mittel seine Zuflucht zu nehmen, das schon im Verlaufe jener Waffenstillstandsverhandlungen zur Anwendung gekommen war. Die Gesandten des Königs führten nämlich damals zur Unterstützung ihrer Forderungen ins Treffen, daß der Senat Polen-Litauens beschlossen habe, wenn der König ohne Erben stürbe, den Zaren zu seinem Könige zu wählen, weil er — man suchte auf der panslawistischen Saite zu spielen, für deren Klang aber Ivan absolut das Gehör fehlte — ein slawischer Fürst sei. Allerdings hat diese Eröffnung auf den Zaren, der die ziemlich durchsichtige Tendenz derselben fühlen mochte, bei den Verhandlungen nicht den geringsten Einfluß geübt.[2])

Getreu diesem Beispiele schickten die litauischen Senatoren bald nach dem Tode Sigismund Augusts einen Kurier zum Zaren, der ihm diese Nachricht mitteilen und ihn bitten sollte, den Waffenstillstand auch weiter zu beobachten, wobei man durchblicken ließ, daß seine Wahl in Polen-Litauen wahrscheinlich sei und damit ohnehin alle Streitfragen ihre Erledigung finden werden. Und der Zar ging wirklich in die Falle. Er glaubte an die Ehrlichkeit dieser Worte und ergriff, wie es natürlich ist, mit Freude diesen Vorschlag, ja er fand es für nötig, die zwei Vorfälle, die sein Prestige so erheblich geschädigt hatten, aufzuklären und im milderen Lichte erscheinen zu lassen: sowohl der gelungene Einfall Devlet-Gerajs im Jahre 1571, der die Ein-

[1]) Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit Polen-Litauen III, Sbornik 71, S. 724 ff.

[2]) Ibid. S. 676 ff.

äscherung von Moskau zur Folge gehabt hatte, wie die blutigen Hinrichtungen seien eine Folge des Verrates der Bojaren. Ja er geht weiter, er gibt sogar eine Basis an, auf Grund deren man zu einer dauernden Verständigung zwischen den beiden Reichen kommen könnte: Livland bis zur Düna soll mit Rußland vereinigt werden, wofür der Zar bereit ist, Połock mit seinem Gebiete, eventuell sogar andere Teile Rußlands als Rekompensation abzutreten.[1]) Um den Zaren nun in seinem Glauben an die Möglichkeit der Vereinigung Polen-Litauens mit Rußland zu bestärken, schicken die litauischen Senatoren einen zweiten Kurier, Stefan Matvêjev, mit der Mitteilung zu ihm, daß sie beschlossen haben, seinen Sohn Feodor zu wählen und die polnischen Senatoren gleichfalls dazu bewegen wollen.[2]) Ein Gesandter in der Person eines hohen litauischen Staatsbeamten, Michael Haraburda, sollte die Täuschung vollenden. Haraburda hatte den Zaren zu fragen, ob der Zarewitsch Feodor gewillt sei, die Freiheiten und Privilegien Litauens zu beschwören, wenn sie ihn zum Großfürsten Litauens wählen.[3]) Wenn der Zar damit einverstanden sei, solle er den Waffenstillstand verlängern, sie aber werden in diesem Falle den polnischen Senat auf seine Milde hinweisen können.[4]) Als man aber erfährt, daß der Zar gegen die Schweden ziehe, also für Litauen augenblicklich keine Gefahr war,[5]) zögert man mit der Absendung Haraburdas, so daß dieser erst im Februar 1573 in Novgorod eintrifft. Haraburda erklärt mündlich, daß Senat und Szlachta Litauens den Zaren oder seinen Sohn Feodor zu wählen beabsichtigen, daß sie aber allerdings nur in Übereinstimmung mit dem Senate und der Szlachta Polens sich einen neuen Herrscher geben wollen. Dafür verlangen sie vom Zaren die Abtretung von Smolensk und Połock, wie der anderen Gebiete, die einst zu Litauen

---

[1]) Turgenev, Historica Russiæ Monumenta 1. S. 229 ff. (Słowa wielkiego księdza Moskiewskiego przy odrawie Fedora Zienkowicza Woropaja.)

[2]) Akten zur Geschichte Westrußlands 3, Nr. 55, S. 161 f. (russ.)

[3]) Broel-Plater, Zbiór pamiętników 3, S. 20.

[4]) Akten zur Geschichte Westrußlands 3, Nr. 56, S. 162 f. (russ.).

[5]) Novodvorskij, Der Kampf um Livland S. 14 (russ.). Vergl. überhaupt in dieser ausgezeichneten Arbeit den ersten Teil des ersten Kapitels (S. 1—20), der für diesen Gegenstand in Betracht kommt.

gehörten, außerdem aber auch russische Gebiete als Preis für die Wahl Feodors. Ivan weist diese Forderungen mit Entrüstung zurück, sein Sohn sei keine Braut, der man eine Aussteuer geben müsse. Übrigens erklärt er gleich, daß es besser sei, wenn sie ihn selbst, eventuell in Litauen allein, wählen und stellt nun Bedingungen, von denen man sagen muß, daß dieselben im Gegensatze zu dem gegenseitigen Überbieten der übrigen Thronkandidaten von wohltuendem Selbstbewußtsein zeigen. Er verlangt Kiev, Livland bis zur Düna, Erblichkeit des Thrones in seiner Dynastie wie unlösbare Verbindung mit Rußland. Da er aber wohl selbst einsah, daß man in Polen-Litauen auf diese seine Bedingungen nie eingehen werde und außerdem bei ihm sich ein gewisses Mißtrauen regte, weil er das Gerücht vernommen hatte, man wolle seinen Sohn dem Sultan als Geisel ausliefern, so rät er Polen-Litauen, Erzherzog Ernst, des Kaisers Sohn, zu wählen; er werde dann mit diesem und dem Kaiser ein Bündnis gegen alle ihre Feinde schließen. Nur Heinrich von Anjou sollen sie nicht wählen, denn diese Wahl werde vorteilhafter für die Türken als für die Christenheit sein und ihn nötigen, gegen Litauen die Feindseligkeiten von neuem zu eröffnen.[1])

Es ist von großer Wichtigkeit festzustellen, daß der Zar bei dieser Empfehlung des Erzherzogs Ernst von österreichischer Seite absolut unbeeinflußt war. Wir wissen, daß die direkten Beziehungen zwischen Kaiser und Zar seit mehr als einem Dezennium vollständig ruhten, ja daß das Verhältnis zwischen beiden Livlands wegen sehr gespannt war. Nur die in Moskau noch immer rege Tradition der Freundschaft mit den Habsburgern hat den Zaren zu dieser Empfehlung bewogen. Auch mußte bei der Aussichtslosigkeit seiner Wahl ein Habsburger auf dem polnischen Throne für ihn die beste Lösung sein; wußte er doch, daß sich dieser in erster Linie gegen die Türken zu wenden haben werde!

Der Zufall wollte es, daß einige Monate nach Haraburda ein Kurier des Kaisers beim Zaren in Novgorod erschien. Es war dies Magnus Pauli, der, wie wir gesehen

---

[1]) Turgenev, Historica Russiæ Monumenta 1, S. 237 ff. (Relacya poselstwa Haraburdy do Moskwy.)

haben, im Frühjahre 1572 im Auftrage des Herzogs Magnus beim Kaiser erschienen war, um die Absendung einer Reichsgesandtschaft an den Zaren zu betreiben. Wir wissen auch, daß Maximilian II. den Kurfürsten vor dem Beginne des Mühlhausener Tages zu bedenken gab, daß der Paß, den Ivan für die Reichsgesandtschaft geschickt hatte, schon dreiviertel Jahre alt sei.[1]) Der Kaiser, dem auch der Mühlhausener Tag bezüglich der Kosten der Gesandtschaft keine befriedigende Antwort gegeben hatte, wollte nun wahrscheinlich auf irgendeine Weise den Zaren, der schon so lange auf das Erscheinen der Reichsgesandtschaft wartete, über den Aufschub bei guter Laune erhalten, schon um ihn Livland gegenüber milder zu stimmen. Das mag ihn auf den Gedanken gebracht haben, um ein neues Geleite für die Reichsgesandtschaft zu ersuchen und dabei die baldige Absendung derselben zu versprechen. Magnus Pauli, der Agent des Herzogs Magnus, seines Zeichens wahrscheinlich ein deutscher Kaufmann, mochte ihm dabei wegen seiner Vertrautheit mit Rußland und vielleicht auch aus finanziellen Gründen als geeignet für diese Mission erschienen sein. Vielleicht war es Pauli selbst, der dem Kaiser geraten hat, doch einen neuen Paß zu verlangen und ihn mit dieser Mission zu betrauen.

Wir wissen nichts über die Vergangenheit dieses Mannes, der in den österreichisch-russischen Beziehungen eine einflußreiche Rolle zu spielen bemüht war und dieses Bestreben auch seinem Sohne Lukas vererbte. Wir hören nur aus seinem Munde, daß er seinen Wohnsitz in der Mark Brandenburg hatte und angeblich im Auftrage des Kurfürsten Joachim zweimal beim Zaren erschienen war.[2]) Weniger empfehlend ist aber der Umstand, daß Magnus Pauli damals schon, als er beim Zaren im Auftrage des Herzogs Magnus erschienen war, den Anschein erwecken wollte, er handle im kaiserlichen Auftrage. Der Zar schenkte ihm damals keinen Glauben und antwortete ablehnend. Jetzt, da er

[1]) Siehe oben S. 369.

[2]) Sein Sohn Lucas wird vom Zaren Feodor einmal als Hamburger Kaufmann bezeichnet. Denkmäler 1, S. 1069.

nun wirklich im Auftrage des Kaisers erschien, weist er triumphierend darauf hin, daß der Zar ihm früher mit Unrecht mißtraut habe. Diese offenbare Unwahrheit — der Kaiser wußte ja früher nicht einmal etwas von der Aktion des Herzogs Magnus — wird uns schon zur Vorsicht mahnen. Die Art und Weise aber, wie er sich seiner Mission entledigt, wird uns zeigen, daß dieses Mißtrauen vollauf berechtigt ist.

Das Schreiben des Kaisers, das Pauli überbringt, ist vom 20. November 1572 (Wien) datiert.[1]) Maximilian erinnert darin den Zaren an seine Bemühungen, durch den König von Dänemark von ihm einen Geleitsbrief für seine Gesandten zu erhalten, und bemerkt, daß er schon, nachdem er von der freundschaftlichen Gesinnung des Zaren ihm gegenüber gehört habe, auch ohne denselben seine Botschafter bereits absenden wollte, als der Geleitsbrief ankam. Leider sei aber in diesem Augenblicke schmerzliche Kunde von blutigen Kriegen gekommen und auch vom Kummer, der den Zaren betroffen habe. Magnus Pauli werde des Kaisers Anschauung darüber in deutscher Sprache vortragen, damit der Zar des Kaisers Kummer erleichtern könne. Er hätte es vielleicht unterlassen, einen Kurier zu schicken, und diesen Schmerz bei sich getragen, solange es nicht zum Unheil gereicht hätte; aber er wolle des Zaren Meinung kennen lernen und bitte, dieselbe ihm durch Magnus Pauli wissen zu lassen. Doch hoffe er, daß der Zar in Zukunft gegen die Livländer als Untertanen des Reiches sich so verhalten werde, wie gegen ihn und seine anderen Untertanen, bis zwischen ihnen Gesandte diesbezüglich einen Vertrag vermitteln.

Dies der Inhalt des kaiserlichen Schreibens,[2]) das in

---

[1]) Das archivalische Material, worauf wir uns hier stützen, liegt im Moskauer Hauptarchiv des Ministeriums des Äußern, Dänische Gesandtschaftsbücher (Датскій статейный списокъ Nr. 2, fol. 26^{v}—56^{v}). Es ist selbstverständlich, daß das kaiserliche Schreiben dort nur in russischer Übersetzung vorhanden ist.

[2]) Die russische Übersetzung ist keine gelungene; der Dolmetsch des russischen Gesandtschaftsamtes, der dieses Schreiben zu übersetzen hatte, hat jedenfalls die russische Sprache nur schlecht beherrscht. Aber eines müssen wir schon jetzt feststellen, daß in dem Schreiben von einem Vorschlage des

Moskau so große Hoffnungen und in Polen-Litauen so große Befürchtungen erregen sollte. Es ist darin nur eine dunkle Stelle, denn wir wissen nicht, was der Kaiser mit dem Kummer meinte, der einerseits ihn, anderseits den Zaren betroffen habe. Das Letztere ist leichter festzustellen. Der russische Paß dürfte nämlich ungefähr im Herbste 1571 an den Kaiser gelangt sein, da der Kaiser im Juni 1572 von demselben sagt, er sei schon dreiviertel Jahre alt.[1]) Zur selben Zeit mag nämlich die Kunde von dem verheerenden Einfalle Devlet-Gerajs, der am 24. Mai 1571 vor Moskau erschienen war und die Stadt bis auf den Kreml niederbrannte,[2]) nach Deutschland gedrungen sein, was dem Kaiser aus begreiflichen Gründen die Absendung einer Reichsgesandtschaft in diesem Augenblicke, auch wenn das Geld für dieselbe zur Verfügung gestanden wäre, für inopportun erscheinen lassen mußte. Was aber des Kaisers Kummer betrifft, so kann derselbe dem Ausbruche eines neuen Türkenkrieges gegolten haben, indem allerdings im selben Jahre Spanien, Venedig und der Papst den glänzenden Sieg von Lepanto erfochten, er wird sich aber wahrscheinlich, wenn nicht auf die Belagerung Revals durch die Russen, die ja noch im März 1571 aufgehoben wurde, auf die fortgesetzte Beunruhigung und Verwüstung Livlands durch den Zaren beziehen, worüber ja die Livländer im Reiche und beim Kaiser bewegliche Klage führten. Jedenfalls spricht die Bitte des Kaisers, Livland als Reichsgebiet zu betrachten und gegen dessen Bewohner dieselbe Gesinnung an den Tag zu legen wie dem Kaiser gegenüber, für diese Auffassung.

Allein wie entledigte sich Magnus Pauli seiner Mission! Am 11. Juli 1573 kam er nach Novgorod, wo der Zar sich

Kaisers an den Zaren, mit vereinten Kräften Heinrichs von Anjou Erhebung auf den polnischen Thron Widerstand zu leisten, wie Solovjev (6, S. 335) will, kein Wort steht. Da Solovjev auch das einschlägige Moskauer Material benützt und auch zitiert (6, S. XII, Anm. 105), so liegt hier von seiner Seite offenbar eine Verwechslung vor, denn nur das Antwortschreiben des Zaren an den Kaiser, auf das wir später zu sprechen kommen, legt dem Kaiser einen solchen Antrag in den Mund.

[1]) Siehe oben S. 369 und Anm. 5.

[2]) Solovjev 6, S. 297 f.

damals aufhielt. Am 14. Juli wird er zum Verhör in das Gesandtschaftsamt vor die beiden Brüder Andrej und Vasilij Ščelkalov berufen. Seit 1549 besteht nämlich nachweisbar ein eigenes Organ für die Führung der auswärtigen Politik des moskauischen Staates, das Gesandtschaftsamt (Посольскій приказъ). Seit 1570 stand der Djak Andrej Jakoblevič Ščelkalov an der Spitze desselben. Dieser ungewöhnlich arbeitskräftige und verständige Mann blieb bis 1594 in dieser Stellung. In diesem Jahre wurde er von seinem Bruder Vasilij abgelöst, der dann das Gesandtschaftsamt bis 1601 leitet.[1]) Beide haben in den österreichisch-russischen Beziehungen keine geringe Rolle gespielt und beide waren sie Anhänger eines engen Einvernehmens zwischen Zar und Kaiser. Vasilij diente im Jahre 1573 eigentlich als Djak im Strelitzenamt, scheint aber seinen Bruder wie sonst oft so auch diesmal in seiner Amtstätigkeit unterstützt zu haben.

In diesem Verhöre nun bekundet Magnus Pauli, der Kaiser habe ihn im Jänner dieses Jahres mit einem Schreiben an den Zaren abgeschickt; weitere mündliche Aufträge habe er nicht, nur möge der Zar ihm einen Geleitbrief für die Gesandten des Kaisers einhändigen, eventuell mit ihm einen Kurier an diesen schicken. Als der Zar dies vernommen und das kaiserliche Schreiben gelesen, befiehlt er am 17. Juli Magnus Pauli das, was er über seinen (des Zaren) und des Kaisers Kummer zu sagen habe, zu melden.

Und nun macht Magnus Pauli angeblich im Auftrage des Kaisers Eröffnungen, die nicht nur in Widerspruch stehen mit Maximilians II. polnischer Politik vor- und nachher, sondern auch teilweise nachweisbar nicht vom Kaiser herrühren können, sondern Erfindungen des kaiserlichen Kuriers sind.

Angeblich soll die Bartholomäusnacht, deren Schrecken Magnus Pauli durch hyperbolische Übertreibungen besonders anschaulich zu schildern bemüht ist, den besonderen Kummer des Kaisers bilden. Wenn die kaiserliche Diplomatie es in Polen auch nicht unterlassen hat, die Pariser Bluthochzeit

[1]) Abriß des Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten 1802—1902, S. 8 f. (russ.).

gegen die französische Kandidatur auszuspielen, so hat sich der Kaiser doch immer sehr reserviert gehalten und es wäre ihm nie eingefallen, über Karl IX., der doch sein Schwiegersohn war, dem Zaren gegenüber seine moralische Entrüstung auszusprechen, zumal es ja auch vollständig zwecklos war. Magnus Pauli aber diente dies als Präludium zu einer weiteren Eröffnung, daß nämlich der Kaiser auch darüber Schmerz empfinde, daß der König von Frankreich seinen Bruder auf den Thron Polen-Litauens setze und dies mit Hilfe der Türken geschehen sei; der Kaiser habe deshalb angeblich mit dem Reiche beschlossen, dem französischen Prinzen mit Gewalt den Durchzug nach Polen zu verweigern. Ja der Kaiser habe sogar gewünscht, man möge in Polen-Litauen entweder den Erzherzog Ernst oder den Zaren wählen, eventuell das Reich teilen, so daß Litauen zu Rußland, Polen zu Österreich falle, beide aber ein gemeinsames Bündnis gegen Türken und Tartaren schließen. Am Zarenhofe aber scheint man doch gleich anfangs diese wichtigen Eröffnungen eines Kuriers etwas skeptisch aufgenommen zu haben, denn man erkundigte sich anscheinend sofort, ob der Kaiser schon von der Wahl Heinrichs gewußt habe, als er ihn abfertigte. Magnus Pauli mußte dies selbstverständlich verneinen. Damit aber ist die Glaubwürdigkeit seiner Eröffnungen auch für uns genügend charakterisiert. Zur Zeit, da der Kaiser ihn abfertigte, — es war im Jänner 1573 — stand die österreichische Sache in Polen-Litauen noch so gut, daß es ein Wahnwitz gewesen wäre, die Teilung eines Reiches vorzuschlagen, das Österreich ganz zuzufallen schien. Wir sahen auch, wie der Kaiser gleich am Anfange des Interregnums den Plan Commendones zurückwies, weil er die österreichische Sache nur auf dem Wege des Rechtes geführt wissen wollte. Wir werden später noch sehen, wie sehr der Kaiser zögerte, Polen-Litauens wegen mit dem Zaren in Verhandlungen zu treten, und einen russischen Teilungsvorschlag a limine abwies. Und damals wußte man schon von der freundlichen Stellungnahme des Zaren gegenüber einer österreichischen Kandidatur in Polen. Jetzt aber kannte man den Zaren nur vom livländischen Kriege her und dieser hat sowohl bei Ferdinand I. als auch

bei Maximilian II. sehr wenig Sympathien für die Person des Zaren ausgelöst. Auch die späteren diplomatischen Verhandlungen zwischen Kaiser und Zaren werden erweisen, daß Magnus Pauli Politik auf eigene Faust getrieben hat. Das einzige Wahre an diesen sensationellen Enthüllungen ist vielleicht die Nachricht, daß der Kaiser mit Kummer von dem Einfalle der Tartaren gehört habe. Aber daß ihn der Verrat Taubes und Kruses an dem Zaren schmerzlich berührt habe, ist eine Lüge; rückte doch der Kaiser in den österreichisch-russischen Verhandlungen die livländische Frage an die erste Stelle! Livland von russischer Seite Frieden zu schaffen, war seine erste Sorge. Da sollte ihm die Flucht der livländischen Renegaten, die den Zaren zur Belagerung Revals bestimmt, mit Schmerz erfüllen? Übrigens war der Zar im Gegensatze zu den modernen Forschern trotz oder vielleicht gerade wegen dieser schönen Worte des Magnus Pauli von einem tiefen Mißtrauen gegen denselben erfüllt, denn Pauli muß, als ihn der Zar mit einem russischen Gesandten zum Kaiser abfertigt, seinen Sohn Lukas — gewiß für einen kaiserlichen Kurier ein ungewöhnlicher Vorgang — als Geisel zurücklassen. Der Fehler der russischen Forscher liegt darin, daß sie alles, was Pauli vorbrachte, für bare Münze nahmen, ohne sich zu fragen, wie es kam, daß die späteren Verhandlungen zwischen Kaiser und Zar dem widersprachen.[1]) Auch die untergeordnete Stellung, die Magnus Pauli bei den weiteren österreichisch-russischen diplomatischen Verhandlungen einnahm, hätte sie überzeugen können, daß dieser nicht der Mann sein konnte, dem der Kaiser so wichtige Eröffnungen anvertraute.

Für die polnischen Forscher aber gab es außer den russischen Nachrichten noch eine andere Quelle ihres Irrtums. Etwas früher als der kaiserliche Kurier traf nämlich der Abgesandte des polnischen Wahlreichstages Andreas Taranowski mit Fedor Voropaj beim Zaren ein, um diesem die Wahl des Prinzen Heinrich mitzuteilen und ihn zugleich bis zur Ankunft desselben von einem Einfall in Litauen zurück-

[1]) Nicht nur Solovjev (6, S. 355 f.), auch Tračevskij (l. c. S. 185) hat das Moskauer archivalische Material benutzt.

zuhalten. Und tatsächlich gelang es dem schlauen Polen, diesmal den nicht minder schlauen Zaren vollständig zu überlisten. Er gab sich nämlich als polnischen Anhänger des Zaren aus und wußte diesen auf die unmutig aufgeworfene Frage, warum man nicht ihn oder des Kaisers Sohn gewählt habe, durch ein großes Lügenmärchen zu beruhigen. Das Ausbleiben der russischen Gesandtschaft, welche der versammelte Reichstag mit Ungeduld erwartete, habe den letzteren, da schon Mangel an Lebensmitteln und Futter für die Pferde eingetreten war, endlich genötigt, den Gedanken an eine Wahl des Zaren aufzugeben und Heinrich von Anjou zu wählen, da des Kaisers Sohn zu jung war. Ja Taranowski ging in der Täuschung des Zaren sogar noch weiter. Er deutete nämlich an, daß für den Zaren auch jetzt noch die Möglichkeit bestehe, den polnisch-litauischen Thron zu gewinnen, da Heinrich bis Martini dieses Jahres im Lande sein müsse, sonst stehe es den Polen frei, einen neuen König zu wählen; nun sei es aber für den neugewählten König fast unmöglich, diesen Termin einzuhalten, da er die Reise durch das feindliche Deutschland oder zur See machen müßte. Auch ist Taranowski frech genug, dem Zaren zu melden, es sei eine feierliche Gesandtschaft Polen-Litauens bereits auf dem Weg, um die Mißverständnisse, welche der Bericht Haraburdas dort hervorgerufen habe, aufzuklären. Taranowski hatte nämlich vorgeschützt, Haraburda sei erkrankt und habe deshalb nur einen schriftlichen Bericht an den Reichstag gesandt. Hier aber hätten sich die Senatoren daran gestoßen, daß der Zar angeblich gesagt habe, sein Sohn sei keine Braut und er gebe ihm deshalb keine Mitgift, noch trete er Połock, Smolensk oder Livland ab, sondern im Gegenteile, Polen-Litauen möge ihm Kiew geben. Der Zar glaubte wirklich den trügerischen Worten Taranowskis vollständig und gewährte einen einjährigen Waffenstillstand — der alte dreijährige lief ja in diesem Sommer ab — bis Maria Himmelfahrt 1574.[1]) Taranowski erfuhr nun auch von der Anwesenheit eines kaiserlichen Kuriers und seiner angeblichen Mission. Wahrscheinlich

[1]) Novodvorskij, Der Kampf um Livland S. 16 ff. und Beilage I—III, Anhang S. 3—21 (russ.).

hat man ihn dies absichtlich wissen lassen, um die Polen und Litauer angesichts der Möglichkeit eines gemeinsamen Angriffes von Kaiser und Zar einer Erhebung des letzteren zu ihrem Könige geneigter zu machen. Und diese Nachricht von der Aufhetzung des Zaren durch den Kaiser hat in Polen rasche Verbreitung gefunden und wurde gern geglaubt. Schon am 12. August 1573 kann der Legat Commendone diese Kunde nach Rom melden.[1]) Der kaiserlichen Sache in Polen aber hat dieses eigenmächtige Vorgehen des Magnus Pauli einen schweren Schaden zugefügt, denn der angebliche Teilungsvorschlag des Kaisers an Rußland hat die Szlachta noch mehr gegen das Haus Habsburg aufgebracht und wurde bis auf den heutigen Tag zu einer fable convenue.

Für den Zaren also schien die Situation nach den Eröffnungen Taranowskis und Paulis wirklich günstig zu stehen. Wenn ihn der eine versichert hatte, daß es in Polen-Litauen zur Neuwahl kommen werde, aus der er unfehlbar als Sieger hervorgehen werde, da Heinrich schwerlich bis Martini im Lande erscheinen könne, so betonte der andere, daß der Kaiser und die Reichsfürsten Heinrich niemals den Durchzug durch Deutschland gewähren würden und auch dem Könige von Dänemark geschrieben hätten, er möge denselben nicht durch den Sund lassen, ja daß auch der Herzog von Preußen, der mit Danzig zum Kaiser abgefallen sei, demselben den Weg nach Danzig verlegen würde. Und Ivan zögerte auch nicht dementsprechend zu handeln. Er wendet sich in einem groben Briefe an die litauischen Senatoren, worin er diesen vorwirft, daß sie ihm Haraburda nur gesandt haben, um ihn auszuhorchen, nicht aber um wirklich über die Bedingungen seiner Wahl zu verhandeln,[2]) in einem freundlichen an die polnischen Senatoren, worin er die Absendung einer Gesandtschaft, die ihnen die Verhandlungen mit Haraburda und die Bedingungen, unter denen er die Krone Polen-Litauens anstrebe, mitteilen solle, in Aussicht stellt und sie ermahnt,

---

[1]) Turgenev, Historica Russiae Monumenta 1, S. 247. Vergl. auch den Brief Taranowskis bei Novodvorskij, l. c. Beilage III, S. 20 f.

[2]) Novodvorskij, l. c. Beilage I, Anhang S. 10 f.

sie sollen nur, wenn Heinrich bis zum festgesetzten Termine nicht erscheine, ihn wählen.[1]) Eine Niederlage, welche die Schweden seinen Wojwoden in Esthland beigebracht hatten, wie ein Aufstand der Tscheremissen und Tartaren im Kasanschen und Astrachanschen[2]) dürfte auch auf diese Milde des Zaren nicht ohne Einfluß gewesen sein.

Zwei Tage nach der Ausfertigung dieser Schreiben, am 17. Juli 1573, — also am sechsten Tage nach Magnus Paulis Ankunft schon — beschließt der Zar, Pauli sofort abzufertigen und mit ihm einen Kurier in der Person Konstantin Skobelcyns an den Kaiser zu senden, so zwar, daß dieser seinen Weg über Dänemark nehme, um auch an König Friedrich einen Auftrag zu entrichten. Dieser ungewöhnlich rasche Entschluß und die Eile, mit der Skobelcyn und Pauli abgefertigt werden, — sie treten ungeachtet der Zeit, die man doch für die Stilisierung und Ausfertigung der Schreiben, wie der Ausrüstung Skobelcyns gebraucht haben wird, schon anfangs August die Reise an — sticht sehr von dem Verhalten des Zaren in anderen Fällen, die wir kennen lernen werden, wie überhaupt von der moskowitischen Gepflogenheit ab, und sagt allein schon deutlich genug, daß Ivan diesmal ein besonderes Interesse an dieser Eile hatte. Übrigens zeigt uns schon der Brief an Friedrich II. von Dänemark, warum der Zar so eilte. Er fordert nämlich diesen auf, ihm und dem Kaiser zuliebe Heinrich von Anjou, der nur auf Befehl des Sultans hin und ungeachtet dessen, daß man ihm (dem Zaren) durch Haraburda die Krone angetragen habe, gewählt worden sei, nicht durch den Sund ziehen und ihm sofort alle Nachrichten, die er über Heinrichs Zug nach Polen-Litauen erhält, wissen zu lassen.[3]) Und auch im Schreiben an den Kaiser legt der Zar ein besonderes Gewicht darauf, daß dieser unter keiner Bedingung Heinrich den Durchzug durch das Reich gestatte. Der Zar dachte sich offenbar, wenn Maximilian II. und Friedrich II. dem neuen Könige Polens den Durchzug verweigern, dann könne der-

[1]) Ibid. Beilage I, Anhang S. 1—10.

[2]) Ibid. S. 20.

[3]) Russische Akten des Kopenhagener Staatsarchives, russ. hist. Bibliothek 16, S. 103 f.

selbe vielleicht überhaupt, mindestens aber bis zum 11. November 1573 nicht dorthin gelangen und es mußte der von Taranowski in Aussicht gestellte Fall eintreten, nämlich daß man in Polen-Litauen zur Neuwahl schreite und ihn wähle. Und da es ihm diesmal besonders darauf ankam, den Kaiser sich geneigt zu machen, so ist er auch bereit, Livland Frieden zu gewähren, bis des Kaisers und des Reiches Gesandte bei ihm eintreffen. Wenn auch die Niederlage, welche die Schweden seinem Heere beigebracht hatten, die Größe dieses Zugeständnisses mindert, so ist es doch bemerkenswert, daß Ivan es diesmal vollständig unterließ, seinen staatsrechtlichen Standpunkt, der dahin ging, daß niemand außer ihm auf Livland auch nur den Schein eines Rechtes habe, dem Kaiser gegenüber zu vertreten.

Der Großteil des Schreibens an den Kaiser aber ist eine Paraphrase dessen, was im kaiserlichen Briefe gestanden und Magnus Pauli angeblich im Auftrage des Kaisers vorgebracht hatte. Nur ein Passus ist interessant, weil er ein Beweis für die genaue Geschäftsführung der moskauischen Kanzlei ist. Der Zar wünscht nämlich, daß der Kaiser mit ihm in ein Bündnis trete, wie ein solches seinerzeit zwischen Maximilian I. einerseits, Ivan III. und Vasilij andererseits bestanden habe. Am kaiserlichen Hofe hat nicht einmal der unmittelbare Nachfolger Maximilians I. etwas Genaueres von dem Bündnisse von 1514, geschweige denn von der Existenz eines solchen aus dem Jahre 1490/91 etwas gewußt; jetzt aber wird es am Wiener Hofe überhaupt schwerlich jemanden gegeben haben, der von solchen Verträgen eine Ahnung gehabt hätte. Natürlich schickt der Zar auch einen Geleitsbrief für die Reichsgesandtschaft, ermahnt den Kaiser aber, dieselbe möglichst bald zu schicken. Dem Rate Paulis gemäß müssen Skobelcyn und seine Begleiter die Reise in deutscher Tracht machen, weil er schon auf der Herreise mit Mühe den Nachstellungen Taubes und Kruses entgangen und deshalb so verspätet in Moskau eingetroffen sei und daher für das Durchkommen derselben nicht bürgen könne. Die Instruktion für Skobelcyn, die wie immer mit moskowitischer bureaukratischer Gründlichkeit genau feststellt, welche Fragen und wie er dieselben beantworten darf, ist deshalb

nicht uninteressant, weil Skobelcyn die Mission Taranowskis verschweigen und auch einer eingehenderen Frage nach den Verhandlungen mit Haraburda damit ausweichen muß, daß er noch ein junger Mann und daher in so wichtige Angelegenheiten nicht eingeweiht sei. Dagegen muß Skobelcyn im geheimen zu erfahren trachten, ob und welche diplomatische Verhandlungen die litauischen Senatoren mit dem Kaiser pflegen, ob man Heinrich durch das Reich oder durch Dänemark habe durchziehen lassen oder auf welche Weise man dies verhindert habe und was der Kaiser und die Reichsfürsten für die Zukunft darüber denken, ob ihnen der Zar oder Heinrich als König von Polen lieber sei. Der vorsichtige Zar erkundigt sich auch genau nach der militärischen und finanziellen Leistungskraft des Kaisers und des Königs von Frankreich. Er will die Bündnisfähigkeit des Kaisers genau erwägen, daher ist es für ihn auch von Interesse, wie der Kaiser mit den übrigen westeuropäischen Fürsten und dem Papste stehe und ob sein Sohn Rudolf in seiner Eigenschaft als König von Ungarn der Pforte einen jährlichen Tribut zahle und in welcher Höhe.[1])

Der Kaiser hat es anscheinend, nachdem er von des Zaren Empfehlung für seinen Sohn Ernst erfahren hatte, — denn der Bericht, den Haraburda vor dem versammelten Reichstage über seine moskowitische Mission erstattet hatte, war durch die fremden Gesandten natürlich auch sofort zur Kenntnis des Auslandes gekommen[2]) — für nötig gefunden, dem Zaren dafür zu danken und ihm die unerwartete Wahl Heinrichs von Anjou mitzuteilen. Gregor Desfalus — Westphal nennen ihn die russischen Quellen — war damit betraut, dem Zaren ein derartiges Schreiben zu überbringen. Da er selbst in Livland einen Unfall erlitt, überbrachten deutsche Kaufleute dem Zaren das kaiserliche Schreiben Ende Jänner 1574 nach Moskau. Mitte Februar erschien dann Desfalus selbst. Der Zar scheint ihn bald wieder entlassen zu haben, wobei er den Kaiser ermahnt, mit ihm gemeinsam dafür zu

---

[1]) Moskauer Hauptarchiv des Minist. des Auswärtigen, Dänische Gesandtschaftsbücher (Датскій статейный списокъ Nr. 2, Fol. 57—107).

[2]) Vergl. W. St. A. Mainzer Erzkanzler-Archiv, Korrespondenz 1573—1740, Fol. 194 ff.

sorgen, daß Polen—Litauen nicht ihren Reichen entfremdet werde und Heinrich dort niemals zur Herrschaft komme.[1])

Skobelcyn verließ also im August 1573 mit Magnus Pauli Rußland, gelangte aber erst am 22. Februar 1574 an das kaiserliche Hoflager in Wien. Magnus Pauli benahm sich auf dieser Reise recht sonderbar. Um der angeblichen Gefahr, angehalten zu werden, zu entgehen, muß Skobelcyn mit dem Dolmetsch allein nach Riga reisen, wo er sofort nach Dänemark eingeschifft wird, sein Gepäck aber und damit eine Brieftasche mit einem größeren Geldbetrage behält Pauli zurück und schickt die übrigen russischen Begleiter Skobelcyns nach Rußland zurück. Nach zehntägiger Seefahrt, am 20. September schon, kommt Skobelcyn nach Dänemark. Am 9. Oktober erhält er auch sein Gepäck, nur das Geld fehlt, das hatte Pauli zu sich genommen, der, ohne sich um ihn weiter zu kümmern, direkt zum Kaiser reiste. Skobelcyn aber muß bis zum 6. Jänner 1574 warten, ehe ihn König Friedrich II. empfängt. Übrigens war sein Auftrag an diesen ohnehin schon seit dem Frankfurter Beschlusse der Kurfürsten unzeitgemäß, jetzt aber war König Heinrich bereits auf der Reise durch Deutschland. Am 20. Jänner entläßt ihn der König und am 14. Februar kommt er nach Prag, wo er Magnus Pauli trifft; hier erhält er von diesem die Brieftasche, allein der größere Teil des Geldes fehlte. Am 7. März empfängt ihn der Kaiser in erster, am 21., nachdem das Schreiben des Zaren übersetzt und dem Kaiser zur Kenntnis gebracht worden war, in zweiter Audienz, in der er ihm sagt, er habe die wohlwollende Gesinnung des Zaren aus dem Schreiben ersehen und wolle dieselbe erwidern. Und nun kommt es zu Weiterungen, als der Kaiser den Gesandten, den er mit einer goldenen Kette beschenkt, ohne Abschiedsaudienz entlassen und ihm das Antwortschreiben an den Zaren in seine Behausung schicken will. Nach dem Zeremoniell des moskowitischen Hofes, auf das bezüglich des Verkehrs mit den westeuropäischen Diplomaten ja das seinerzeitige Verhalten Kaiser Friedrichs III. und Maximilians I. gegen Jurij Trachaniot, wie wir sahen,

---

[1]) N. N. Bantyš-Kamenskij, Übersicht der auswärtigen Beziehungen Rußlands 1, S. 7 f. (russ.).

ausschlaggebend war, bedeutete ein Unterlassen dieser persönlichen Abfertigung eine Beleidigung des Zaren, und Skobelcyn hätte, wenn er nicht dagegen protestiert hätte, dies hart büßen müssen. Dazu fehlte in dem Schreiben des Kaisers der Titel „Zar" oder „Imperator", worauf Ivan ja unbedingt Anspruch erhob. Und nun besteht ein Widerspruch zwischen seiner und des Kaisers Darstellung. Nach seiner hätte ihn der Kaiser noch einmal in Audienz empfangen und ihm dann bedeutet, er könne abreisen, und zwar allein, weil die Kuriere des Kaisers über Litauen reisen, was mit ihm nicht möglich wäre, das Antwortschreiben aber werden diese dem Zaren überbringen; nach dieser aber habe sich Skobelcyn nicht nur in Wien höchst ungebührlich betragen, sondern er habe sich auch geweigert, den Brief des Kaisers an den Zaren mitzunehmen und sei eigenmächtig vom kaiserlichen Hoflager abgereist. Das muß noch im Monate Mai 1574 geschehen sein; am 15. August aber befindet sich Skobelcyn schon wieder beim Zaren.

Gleich nach seiner Abreise von Wien erfolgte die Ankunft Desfalus'. Der Kaiser, der ursprünglich anscheinend beabsichtigt hatte, nur Magnus Pauli ein Schreiben an den Zaren mitzugeben, gibt nun Desfalus gleichfalls einen Brief an diesen und beide treten wahrscheinlich noch im Monate Juni 1574 die Reise nach Rußland an. Am 24. September treffen sie in Russisch-Livland ein, allein der Zar läßt sich diesmal Zeit, sie in seine Nähe zu lassen. Erst am 24. Dezember werden sie nach Alexandrovskaja Sloboda, der Residenz des Zaren, geführt und am 29. dort in Audienz empfangen. Sie übergeben die kaiserlichen Schreiben und als der Zar sie fragen läßt, ob sie auch noch welche mündliche Aufträge haben, verneint dies Desfalus, Magnus Pauli aber erhebt Klage darüber, daß sich Skobelcyn dem Kaiser gegenüber ungehörig benommen habe und fügt hinzu, daß er im Auftrage des Kaisers wichtige und geheime Angelegenheiten vorzubringen habe. Zwar spricht der Inhalt der beiden kaiserlichen Schreiben schon gegen einen solchen Auftrag. Das Schreiben, welches Magnus Pauli überreicht und das vom 8. Mai 1574 datiert ist, enthält nichts anderes als den Dank für die freundschaftliche Gesinnung des Zaren gegen

ihn und sein Haus, die Versicherung, daß diese Gefühle von ihm erwidert werden, und die Entschuldigung, daß er noch immer nicht in die Lage gekommen sei, Gesandte zu schicken, daß er aber bestrebt sein werde, dies sobald als möglich zu tun, wobei der Kaiser sonderbarerweise wieder anfragt, ob er die Gesandtschaft auch mit dem alten Paßbriefe absenden darf. Die langen politischen Erörterungen — namentlich in der polnischen Frage — in dem Schreiben des Zaren, das ihm Skobelcyn überbracht hatte, beantwortet der Kaiser dahin, daß seine Haltung bei der Königswahl in Polen lediglich von dem Gefühle guter Nachbarschaft und alter Freundschaft und Verwandtschaft mit den früheren Königen Polens diktiert war, daß er es aber noch nicht vergessen habe, daß man ihn nicht gehört habe. Im übrigen überlasse er alles göttlicher Fügung und teile dem Zaren nur mit, was er ohnedies schon selbst wissen werde, daß nämlich Heinrich bereits in Polen sei. Mit keinem Worte aber erwähnt der Kaiser, daß er Magnus Pauli irgendwelche Aufträge gegeben habe, ja er bezeichnet ihn nicht einmal als seinen Kurier. Es wäre ja sonst auch sonderbar, daß der Kaiser in einem besonderen Schreiben für ihn Fürsprache beim Zaren erhebt, er möge seinen Sohn, der während seiner Reise zu ihm in Rußland als Bürge geblieben war, nun ebenso wie den Vater gnädig entlassen. Gegen den Diener des Kaisers hätte sich der Zar diesen Schritt nicht erlaubt. Auch das Schreiben, das Desfalus übergibt, — vom 5. Juni — enthält nur Dank und Erwiderung der Freundschaft des Zaren und gleichfalls das Versprechen einer baldigen Absendung der Reichsgesandtschaft. Den Hauptinhalt aber bildet die Klage über Skobelcyn, über den noch mündliche Klage zu führen Magnus Pauli beauftragt ist. Unsere Annahme, daß der letztere ein deutscher Kaufmann war, erfährt dadurch eine indirekte Bestätigung, daß Desfalus Juwelier war.[1]) Beide unterhielten sie wahrscheinlich Handelsbeziehungen mit Rußland und wurden deshalb vom Kaiser benützt, ihm gelegentlich Kurierdienste an den Zaren zu leisten.

---

[1]) Denkmäler 1, S. 707.

Die Eröffnungen, die Pauli angeblich im Namen des Kaisers zu machen hat, tragen diesmal noch deutlicher den Stempel der Erfindung an der Stirne. Der Kaiser und die Kurfürsten wünschen, so behauptet Pauli, mit dem Zaren ein Bündnis wie seinerzeit das Maximilians I. mit seinem Vater Vasilij, der Kaiser aber wolle mit dem Zaren gegen alle ihre beiderseitigen Feinde gemeinsame Sache machen und erwarte darüber die Antwort des Zaren. Um den Wert dieser Worte zu kennzeichnen, genügt es vollständig, die Mitteilungen Paulis in der polnischen Frage anzuführen. Der Kaiser hatte Pauli und Desfalus wahrscheinlich lange vor der Flucht Heinrichs abgefertigt, das beweist schon die Datierung der beiden Schreiben, von den Folgen aber, die dieses Ereignis mit sich brachte, konnten sie frühestens in Livland Kunde erhalten haben. Welche Worte aber legt Pauli dem Kaiser in den Mund? Der Kaiser wünsche und rechne es sich zur Ehre an, wenn man jetzt in Polen-Litauen des Zaren Sohn wähle, erwarte aber vom Zaren dieselbe Gesinnung, wenn man den Erzherzog Ernst wählen sollte, nur solle Polen-Litauen nicht einen König aus der Hand der Türken erhalten, denn der Sultan beabsichtige dies und sie müßten dies mit vereinten Kräften zu verhindern trachten. Welche Haltung der Kaiser nach der Flucht Heinrichs dem Zaren gegenüber wirklich einnahm, werden wir später sehen.

Die Untersuchung in causa Skobelcyn förderte wenig zutage; es standen hier Aussage gegen Aussage. Übrigens war die Haltung Paulis in der Brieftaschenaffäre nicht ganz einwandfrei und er fand es deshalb auch für notwendig, sich durch die Reichshofkanzlei seine Unschuld in dieser Angelegenheit bestätigen zu lassen. Natürlich war Magnus Pauli deshalb auch, weil er ein Interesse daran haben mußte, Skobelcyns Benehmen so ungünstig als möglich darzustellen, kein unparteiischer Zeuge.[1])

Noch im Jänner 1575 entließ der Zar Desfalus und Pauli und schickte mit ihnen Nikon Ušakov als seinen

[1]) Moskauer Hauptarchiv des Ministeriums des Äußeren. Dänische Gesandtschaftsbücher (Датскій статейный списокъ Nr. 2, fol. 145—189). Das Entlastungsschreiben der Reichshofkanzlei vom 25. Mai 1574, Wien, ebenda, Архивъ древный. Сношенія съ Австріею. дѣла. св. 1, Orig.

Kurier zum Kaiser. Desfalus und Ušakov wurden aber auf dem Meere von den Schweden gefangen genommen, Desfalus gleich zum Kaiser entlassen, Ušakov aber weiter in Haft behalten. So überbrachte Desfalus das Schreiben, das Ušakov übergeben sollte, dem Kaiser.[1]) Der Zar ermahnt hier wieder den Kaiser, die versprochene Gesandtschaft so schnell als möglich zu schicken, damit sie sich über alle Dinge aussprechen und einigen. Bezüglich Skobelcyns meldet der Zar, er habe ihn für sein ungebührliches Benehmen dem Kaiser gegenüber bestrafen lassen; doch habe die Untersuchung ergeben, daß auch Magnus Pauli nicht schuldlos sei. Natürlich erwähnt der Zar auch die geheimen Eröffnungen Paulis und fordert ihn bei dieser Gelegenheit nochmals auf, so rasch als möglich bevollmächtigte Gesandte zu schicken, mit denen dann sowohl in der polnischen Sache als auch wegen des Bündnisses Vereinbarungen getroffen werden könnten; er werde dann nicht säumen, auch seinerseits sofort Gesandte zum Kaiser zu schicken, was zum Heile ihrer beiden Reiche sein werde. Ušakov, von dem der Zar selbst sagt, er sei vom niederen Range und nur geschickt, um nach dem Befinden des Kaisers zu sehen, hatte also nur den Zweck, die rasche Abfertigung der kaiserlichen Gesandtschaft, auf die der Zar nach Paulis Mitteilungen so große Hoffnungen setzte und setzen konnte, zu betreiben.[2])

Inzwischen hatte sich in Polen ein Ereignis vollzogen, das zu den lächerlichsten der Weltgeschichte zählt. König Heinrich, für den Montluc mit solchem Eifer um Polens Krone geworben und unter dessen Regierung die Polen eine neue glückliche Zeit zu erleben hofften, entzog sich in der Nacht vom 18. auf den 19. Juni 1574 der Liebe seiner Untertanen und der Lust, Polens König sein zu dürfen, durch die Flucht. Es ist schade, daß die Komödie des fliehenden Königs und der ihm nachjagenden Untertanen, die bestrebt sind, ihn einzufangen, um ihn auf dem

[1]) Denkmäler 1, S. 497 f.

[2]) W. St. A. Kod. 589, fol. 121—124, lat. Kop. In der Jahreszahl ein Irrtum, statt 7803 ist 7083 (nach der russischen Zählung von der Erschaffung der Welt), was dem Jahre 1575 entspricht, zu setzen.

verschmähten Throne festzuhalten, noch keinen Aristophanes gefunden hat. Allerdings, es sei zur Entschuldigung Heinrichs gesagt, daß er nur mit Widerwillen die Krone angenommen hat und nur aus Furcht vor dem Tadel seiner Mutter, der übelberüchtigten Katharina von Medici, und seines Bruders, des kränklichen Karl IX. Die Guisen und ihre Anhänger, also die katholische Partei, sahen seine Abreise aus Frankreich mit großem Mißvergnügen; war er doch ihr Beschützer und lag die Gefahr nahe, daß im Falle des Ablebens Karls IX. der jüngere Bruder Heinrichs, der Herzog von Alençon, der Beschützer des Hauses Montmorency, die Krone erlange! Freilich blieb auch der liebenden Mutter im Freudenbecher ein bitterer Tropfen nicht erspart, denn welch kolossale Geldopfer hatte Montluc Frankreich aufgebürdet, um die Stimmen der Szlachta für Heinrich zu erkaufen! Frankreich aber hatte durch die inneren Kriege fürchterlich gelitten, die Geldnot der Krone war groß. Nur zu hohen Prozenten wird Geld für Heinrich aufgebracht und nicht annähernd so viel, als unbedingt notwendig gewesen wäre.[1]) Nach langem Zögern, erst im Dezember 1573, tritt Heinrich mit Einwilligung des Kaisers zu Lande durch Deutschland die Reise nach Polen an und nicht zur See an der Spitze einer stattlichen Flotte, wie Montluc dies versprochen hatte. Am 18. Februar 1574 feierte er seinen Einzug in Krakau, der einem Triumphzuge glich. Allein bald folgte die gegenseitige Ernüchterung. Heinrich, dessen einziges Vergnügen im polnischen „Exil“, wie sich sein Historiker ausdrückt,[2]) darin bestand, Briefe nach Frankreich zu schreiben und solche von dort zu bekommen, verbrachte seine Zeit lieber mit schönen Italienerinnen[3]) und in Spiel und Gelagen mit den zahlreichen Franzosen, die ihn zum großen Ärger der Polen und entgegen der Versprechungen Montlucs in Polen

[1]) Relazione di S. Francesco Morosini, ambasciatore straordinario a Enrico di Valois per la sua elezione in Re di Polonia 1573, Albéri I, 6, S. 259 f., 264 f.

[2]) Noailles, Henri de Valois 2, S. 419.

[3]) Schon Morosini bemerkte seine starke Neigung für das schöne Geschlecht: „affetto o difetto naturale di tutti i Francesi, maggiore però in lui che negli altri.“ Albéri I, 6, S. 262.

umgaben, als daß er sich um Regierungsgeschäfte gekümmert hätte. Vergebens suchte ihn der Nuntius Laureo zum Kriege gegen den Zaren zu bewegen, was nach dessen Ansicht das einzige Mittel war, die königliche Autorität zu heben und die Macht der Protestanten zu schwächen.[1]) Mit der Szlachta kam es gleich am Krönungsreichstage zum Konflikte. Heinrich weigerte sich, die Pacta conventa in Bausch und Bogen zu beschwören, lehnte namentlich den Artikel über die Religionsfreiheit der Dissidenten ab und verschob dessen Bestätigung auf den nächsten Reichstag, wobei ihm die Uneinigkeit unter der Szlachta zustatten kam. Ohne Zweifel dachte der König, in den absolutistischen Maximen seiner skrupellosen Mutter aufgewachsen, damit die erste Bresche in die Zwingburg der „articuli Henriciani" zu legen, um nach diesem Präjudiz auch die übrigen drückenden Fesseln derselben abzuschütteln. Zu diesem Zwecke suchte er unter den Magnaten sich Anhänger zu werben, indem er Würden, königliche Güter, Geld und Geldeswert in verschwenderischer Weise einzelnen Familien vergab, bis nichts mehr zu vergeben war. Unter diesen wußte sich vor allem die Familie Zborowski den Löwenanteil zu sichern, denn ihr glaubte sich Heinrich für seine Wahl besonders verpflichtet. Und gerade diese Familie war es auch, welche die feindselige Stimmung gegen den König noch verstärkte. Noch mitten unter den Krönungsfeierlichkeiten erschlug nämlich der jugendlich übermütige Samuel Zborowski in Gegenwart des Königs Andreas Wapowski, den Kastellan von Przemyśl, der zwischen ihm und Tęczyński vermitteln wollte. Nach dem Gesetze mußte eine solche Tat durch Ehrverlust, Todesstrafe und Güterkonfiskation an dem Schuldigen bestraft werden; der König aber verurteilte Samuel Zborowski aus Rücksicht auf dessen Familie zur allgemeinen Verstimmung nur zur Verbannung, die konfiszierten Güter aber schenkte er dessen Bruder. Dieses Ereignis war von den weittragendsten

[1]) Th. Wierzbowski, Vincent Laureo, évêque de Mondovi, nonce apostolique en Pologne, 1574—1578, et ses dépêches inédites au Cardinal de Côme, ministre-secrétaire d'Etat du Pape Grégoire XIII., Varsovie 1887, Nr. 10, S. 34 f.

Folgen nicht nur für das Haus Zborowski, sondern auch leider für Österreich, wie wir sehen werden.

Inmitten dieses immer mehr sich vertiefenden Zwiespaltes zwischen König und Szlachta traf am 14. Juni die Kunde von dem am 30. Mai erfolgten Tode Karls IX. nach Krakau. Da die Senatoren erst den Reichstag befragen wollten, ob man dem König die Reise nach Frankreich gestatten dürfe, zog es dieser vor, die Flucht aus einem Lande zu ergreifen, dessen er ohnehin satt war.[1])

Nun konnte also der Handel um Polens Krone von neuem beginnen. Zwar suchten die Anhänger Heinrichs — und zu diesen zählte vor allem das Episkopat — dem flüchtigen Könige den Thron zu erhalten, weil es bei einer Neuwahl den Kampf gegen die Dissidenten wieder aufzunehmen hatte, allein alles, was die Bischöfe erreichten, war der Vermittlungsvorschlag des Palatins von Podolien, Mielecki, Heinrich für seine Rückkehr bis zum 12. Mai 1575 eine Frist zu gewähren. Wenn er bis zu diesem Tage nicht zurückkehre, solle der für diesen Termin festgesetzte Reichstag zur Neuwahl schreiten.[2]) Den übrigen Magnaten aber kam zum großen Teile das abermalige Interregnum gar nicht unerwünscht, konnten sie doch hoffen, ihre Stimmen zu einem noch höheren Preise als das erstemal losschlagen zu können. Wirklich uneigennützige und unbestechliche Männer wie Mielecki gab es unter den polnischen Magnaten wenige; in Litauen stand es diesbezüglich, wenn wir von Jan Chodkiewicz absehen, besser. Bona und Sigismund August, welche die Bestechung zu Regierungszwecken systematisch betrieben hatten, trugen nicht wenig schuld an dieser Käuflichkeit der Magnaten, das erste Interregnum aber hatte den Geldhunger derselben noch mehr gesteigert. Die große Zahl der „materiell und moralisch verkommenen“ Magnaten fragte jetzt nur danach, wer ihnen für ihre Stimmen am meisten bot und sein Versprechen zu halten auch in der Lage war, denn Montluc hatte sie gelehrt, bloßen Versprechungen nicht zu trauen.[3]) Auf der anderen Seite stand der vermögendere Teil der

[1]) Szujski, Dzieje Polski, 3, S. 25—31.

[2]) Ibid. 3, S. 32.

[3]) Zakrzewski, Po ucieczce Henryka S. 257.

Szlachta, die sogenannte Nationalpartei, mit Männern wie Zamojski an der Spitze, die durchaus ehrenwerte und uneigennützige Charaktere, dafür aber verschrobene Doktrinäre waren. Das Adelsproletariat, also hauptsächlich die Masowier, die Montluc so trefflich für seine Sache zu organisieren verstanden hatte, spielte in diesem zweiten Interregnum keine Rolle; es fand sich niemand, der sich seiner bedient hätte.

Wir sahen schon, aus welchen Gründen die Besetzung des polnischen Thrones für die Habsburger eine Frage höchster Wichtigkeit war. So ist es von vornherein verständlich, wenn der Kaiser gleich nach der Flucht Heinrichs Vorbereitungen traf, um diesmal endlich Polen-Litauen seinem Hause zu gewinnen. Allein was wir schon früher ganz allgemein von der mangelnden Energie und Tatkraft der habsburgischen Politik, wie auch von ihrer zu großen Ängstlichkeit und Ehrlichkeit in dieser Frage gesagt haben, dies gilt diesmal im besonderen Maße. Der Kaiser wollte nur den geraden Weg des Rechtes beschritten wissen und schreckte sofort ängstlich vor jeder entschlossenen Tat zurück, wenn sie auch nur den Schein einer Rechtsbeugung erwecken konnte. Wie die polnischen Verhältnisse aber bei dem Geldhunger der Aristokratie und dem zügellosen Demagogentum der Szlachta lagen, war jene Zurückhaltung schlecht angebracht, nachdem man sich einmal zur Thronbewerbung entschlossen hatte. Wenn der Historiker dieses zweiten polnischen Interregnums gesagt hat, daß eine österreichische Kandidatur einen namhaften Teil des polnischen Volkes tief demoralisieren mußte, weil sie bei der mangelnden Popularität, ja dem Hasse der Szlachta gegen das habsburgische Haus vor allem auf die Bestechung und den Stimmenkauf angewiesen war,[1]) so ist diese Einschränkung historisch unwahr, denn dasselbe gilt von allen ausländischen Kandidaturen. Auch Stephan Báthory mußte zu diesem Mittel greifen und hat bedeutende Summen, die ungleich größer waren, als sie den österreichischen Gesandten je zur Verfügung gestanden hatten, aufgewendet, ja die Kandidatur Wilhelms von Rosenberg, der unter der populären Flagge eines Er-

[1]) Ibid. S. 257 f.

satzes für einen einheimischen „Piasten“ von seinen Anhängern auf den Schild erhoben wurde, scheiterte gerade vornehmlich an den zugeknöpften Taschen des tschechischen Magnaten. Man kann aber dem beistimmen, daß die Wahl eines Piasten dem Feilschen um die Krone ein Ende gemacht und dem Lande eine nationale Dynastie gegeben hätte. Freilich fehlte es sowohl an einem hervorragenden Manne im Lande, der schon vermöge seiner überragenden persönlichen Eigenschaften sich empfohlen hätte, — denn weder der Palatin von Sandomir Jan Kostka, noch der von Bełz Andreas Tęczyński reichten über das Mittelmaß — als auch an der Zustimmung der Geistlichkeit und der Litauer, von denen die erstere die unfehlbare Bestätigung der Warschauer Religionskonföderation und die Duldung aller Bekenntnisse, die letzteren eine Verstärkung des Zentralismus und damit eine weitere Verkümmerung der Sonderstellung Litauens befürchten mußten.[1])

Die habsburgischen Interessen hatten diesmal in Polen-Litauen einen diplomatischen Vertreter von ausgezeichneten Fähigkeiten. Andreas Dudith, der ehemalige Bischof von Fünfkirchen, war schon während der Regierung Heinrichs wieder zum kaiserlichen Residenten in Polen bestellt worden. Er besaß neben hervorragenden geistigen Eigenschaften auch eine ausgebreitete Kenntnis von Land und Leuten; hatte er doch nach seiner Apostasie eine Polin zur Frau und in Polen ständigen Aufenthalt genommen! Gerade jetzt reichte er nach dem Tode seiner ersten Frau der Witwe nach Jan Tarnowski, Sophie Zborowska, zum zweiten Ehebündnisse die Hand. Allein dieser Schritt schädigte mehr sein Ansehen und damit die Sache des Kaisers als er nützte. Wenn er nämlich gehofft hatte, damit die einflußreiche Familie Zborowski dem Interesse seines kaiserlichen Herrn dienstbar zu machen, so war dies eine Selbsttäuschung, denn gerade dadurch verfeindete er sich mit den Brüdern seiner Frau, denen er viel zu wenig ist und die auch mit ihm als Apostaten keine Familienbeziehung haben wollen, denn die Söhne des alten Häretikers Marcin Zborowski waren schon längst,

[1]) Ibid. S. 236—241.

der allgemeinen Strömung in Polen-Litauen Rechnung tragend, wie der Hofmarschall Andreas entweder eifrige Katholiken oder doch wenigstens laue Protestanten geworden. Die Geistlichkeit aber forderte Dudith durch den neuen Skandal, der neuerdings an seine Apostasie erinnerte, förmlich heraus. Leuten wie dem Primas Uchanski, der zwar selbst in früheren Jahren bei der Kurie im Geruche eines Häretikers gestanden hatte, was er jetzt durch verdoppelten Eifer für das Interesse der Kirche vergessen zu machen suchte, dann Hosius und vor allem dem Nuntius Laureo war der Verkehr mit dem kaiserlichen Internuntius ein Greuel. Hatte doch Laureo schon König Heinrich zu bewegen gesucht, vom Kaiser die Abberufung Dudiths zu verlangen. Und noch während des Interregnums versucht der Nuntius auf dem Umwege über Rom den Kaiser zu diesem Schritte zu bewegen. Erst kurz vor der Wahl des Kaisers, als die Gefahr schon im Verzuge war, gestattet der Nuntius Dudith des Nachts — zur Vermeidung eines öffentlichen Skandals — in sein Haus zu kommen.[1]) Waren so die Vorzüge des diplomatischen Vertreters des Hauses Habsburg einigermaßen paralysiert, so kamen leider noch Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Kaiser und ihm, sowohl was die Mittel als das Ziel aller Agitation betraf, hinzu. Dudith verlangte vor allem Geld, um die Anhänger des Kaisers zu mehren, das Adelsproletariat anzuwerben und durch dasselbe den wohlhabenderen Teil der Szlachta, den für die habsburgischen Sache zu gewinnen keine Aussicht war, am Wahlreichstage in Schach zu halten. Montluc hatte es ja auch trefflich verstanden, die 10.000 barfüßigen Masowier seiner Sache dienstbar zu machen. Auch empfahl Dudith, an den Grenzen in Schlesien und Ungarn Truppen zusammenzuziehen, um dadurch für alle Fälle gerüstet zu sein. Allein der Kaiser wollte weder durch direkte noch indirekte Gewalt Polens Krone erwerben. Schlimmer noch war der Zwiespalt hinsichtlich des Zieles aller österreichischen Bestrebungen, also der Person, für die man die Krone anstrebte. Und da mangelte es vor allem an Einigkeit im habsburgischen Hause

[1]) Ibid. 272 f., Wierzbowski, Vincent Laureo, Nr. 14 S. 50, Nr. 37 S. 123, Nr. 42 S. 144, 146, Nr. 75 S. 266.

selbst. Der Kaiser wollte wiederum nur Erzherzog Ernst als Polens König wissen, trotzdem für diesen doch die Niederlage im vorigen Wahlkampf die Stimmung nicht gebessert hatte, ganz abgesehen davon, daß Montluc schon das Möglichste getan hatte, um ihn zu diskreditieren. Dazu kam noch, daß auch ein anderes Mitglied der habsburgischen Familie, des Kaisers Bruder, Erzherzog Ferdinand von Tirol, sich auf eigene Faust um den polnischen Thron bewarb. Diese doppelte österreichische Kandidatur mußte natürlich Zwiespalt in die Reihen der österreichischen Anhänger tragen. Ihr entsprang auch die unglückliche Idee der polnischen Anhänger des Hauses, den Kaiser selbst auf den Schild zu heben, was dieser, trotzdem auch Dudith dafür eintrat, anfangs mit aller Energie, leider aber vergebens, abzulehnen suchte.[1])

Für die Details der Wahlgeschichte werden wir uns nur soweit interessieren, als sie das Verhältnis des Kaisers zum Zaren berühren.

Von den polnischen Senatoren, die zwar ihrer überwiegenden Mehrzahl nach österreichisch gesinnt waren, traten nur wenige aus wirklicher Überzeugung und mit Eifer für die kaiserliche Sache ein, ja von den Bischöfen war der Bischof von Płock, Peter Myszkowski, der einzige, der mit voller Kraft die Bewerbung des habsburgischen Hauses unterstützte; die übrigen Bischöfe und vor allem der Primas Uchanski waren nur dafür tätig, dem flüchtigen Könige den Thron um jeden Preis zu erhalten. Nicht wenig trug dazu die schwankende Haltung der Kurie bei, die den „allerchristlichsten“ König nicht vor den Kopf stoßen wollte.[2]) Ihr Vertreter in Polen aber, der Nuntius Laureo, war noch eifriger als diese bedacht, nicht die Unzufriedenheit Heinrichs zu erwecken.[3]) Anders stand es in Litauen. Dort waren die Magnaten mit Ausnahme Jan Chodkiewicz' eifrige und persönlich uneigennützige Vorkämpfer der österreichischen Kandidatur. Zwar traten auch sie in ihrem Schreiben an den Warschauer Konvokationsreichstag für König Heinrich

[1]) Zakrzewski, Po ucieczce Henryka S. 257—269.

[2]) Ibid. S. 294.

[3]) Wierzbowski, Vincent Laureo, Nr. 37 S. 121.

ein und haben dadurch an dem Siege der gemäßigten Partei, welche dem flüchtigen König eine Frist zur Rückkehr stellte, einen namhaften Anteil, aber sie trafen auch gleichzeitig alle Vorkehrungen für den Fall, daß der König zu dem festgesetzten Termin nicht zurückkehren sollte. Am 1. November 1574 nämlich schließen sie und Vertreter der litauischen Szlachta eine Konföderation dahin lautend, daß sie bei einer Neuwahl nur den Erzherzog Ernst wählen werden, der ihre Rechte und Freiheiten zu bestätigen und die Litauen in der Lubliner Union entrissenen Gebiete zurückzugeben habe; und sie verpflichten sich, für den Erzherzog Ernst sogar mit dem Leben einzustehen, wer aber der Konföderation untreu werde, sei dadurch seiner und seines Hauses Ehre verlustig. Freilich hat außer den persönlichen Sympathien der litauischen Senatoren und namentlich des führenden Hauses Radziwiłł, die in der Überzeugung begründet waren, daß nur unter einem Könige aus diesem Hause angesichts der privilegierten Stellung der Aristokratie im Reiche und den Erblanden ihrer Hegemonie im eigenen Lande keine Gefahr drohte, sondern dieselbe im Gegenteile eine Festigung erwarten durfte, nicht wenig der Umstand dazu beigetragen, daß der Zar nach seiner Äußerung gegen Haraburda Litauen und Livland gegenüber Frieden und Freundschaft beobachten werde, wenn des Kaisers Sohn dort herrsche. Die Konföderationsurkunde führt dies auch als besonderen Grund für die Wahl Erzherzogs Ernst an.[1])

Noch kurz vor dem Reichstage von Stężyca schicken die litauischen Senatoren einen Vertrauensmann zum Kaiser, um ihn aufzufordern, er möge auf den Zaren wirken, daß dieser seine Gesandten mit der feierlichen Erklärung zum Reichstage schicke, er werde mit Polen-Litauen nur dann Frieden und Freundschaft halten, wenn Erzherzog Ernst zum Könige gewählt werde. Wenn aber die russischen Gesandten nicht mehr zum Reichstage kommen können, dann

---

[1]) J. J. Lappo, Das Großfürstentum Litauen von der Lubliner Union bis zum Tode Stephan Báthorys (1569—1586) 1, S. 116—120 (russ.). Die Konföderationsurkunde, ibid. 1, S. 117, Anm. 3. Vergl. auch F. Umanec, Die russisch-litauische Partei in Polen in den Jahren 1574—1576. Journal des Ministeriums für Volksaufklärung, Bd. 182, S. 256 (russ.).

soll der Kaiser durch seine eigenen Gesandten auf demselben das feierliche Versprechen abgeben, daß der Zar im Falle der Wahl des Erzherzogs Ernst mit Polen-Litauen ein Freundschaftsbündnis abschließen werde. Auch sei es notwendig, daß der Kaiser den Zaren sofort dazu bewege, daß dieser sowohl während des Reichstages als nach demselben, bis die gegenseitigen Gesandten hin- und herreisen und die Verhandlungen zu einem glücklichen Ende führen, sowohl Polen-Litauen als auch Livland Frieden gewähre.[1]) Der Kaiser konnte und wollte diesem Begehren der litauischen Senatoren nicht entsprechen; erstens war die Zeit bis zum Reichstage schon so kurz, daß seine Gesandten vor Eröffnung desselben nicht einmal Rußland erreichen konnten, dann aber wollte er auch bei seinen polnischen Anhängern schon in Anbetracht der Gerüchte, die über die Sendung Magnus Paulis seinerzeit in Umlauf gewesen waren, nicht den Verdacht erwecken, daß er damit irgend welche andere Absichten verbinde. Er verspricht aber sofort nach erfolgter Wahl seines Sohnes seine Gesandten an den Zaren zu schicken und tröstet sie damit, daß vom Zaren angesichts seiner freundschaftlichen Erklärung für Erzherzog Ernst bei der letzten Wahl auch jetzt dieselbe Gesinnung und Friede, Freundschaft und gute Nachbarschaft zu erwarten seien.[2])

Es nahte der 12. Mai, der Tag, an dem der Reichstag in Stężyca zusammentreten und, da König Heinrich noch immer nicht zurückgekehrt war, zur Neuwahl schreiten sollte. Die Wahl des Ortes bedeutete einen Sieg der Landbotenkammer und ihrer Protestanten über den Senat, denn Stężyca war bei seiner Lage in Kleinpolen, im Palatinat Sandomir, von dem masowischen Adelsproletariat aus finanziellen Gründen schwer erreichbar. Daher war auch der Besuch des Reichstages nicht ein Zehntel so stark wie der, auf dem Heinrich gewählt wurde. Die österreichischen An-

[1]) F. Wierzbowski, Die Gesandtschaft Johann Kobenzls nach Moskau in den Jahren 1575—1576, Warschauer Universitätsnachrichten 1896, VII, S. 4 und Beilage 2, S. 20 f. (russ.)

[2]) Ibid. l. c., Beilage 4, S. 22. Zakrzewski, Po ucieczce Henryka, S. 301.

hänger kamen mit einer kleinen Armee von Söldnern und erregten dadurch von vornherein das Mißtrauen der Szlachta. Dudith hatte vergebens geraten, das Adelsproletariat zum Besuche des Reichstages finanziell zu unterstützen und auf eigene Kosten zu bewaffnen; jedenfalls wäre dieser Plan besser gewesen, denn damit hätte die österreichische Sache auch in der Landbotenkammer über eine beträchtliche Stimmenzahl verfügt. Allein der Kaiser hatte in seinem Bestreben, jede Gewalt zu vermeiden, diesen Plan abgelehnt. So besaß die habsburgische Sache unter der Szlachta so gut wie keine Anhänger, im Gegenteil, die Agitation durch Pasquille auf den Kaiser und sein Haus verschärfte die latente feindselige Stimmung gegen Österreich mit jedem neuen Tage. Freilich war auch die Szlachta nur einig in der Abwehr eines habsburgischen Kandidaten, in welchem man den Vertreter des verhaßten Deutschtums und den Unterdrücker der böhmischen Wahlfreiheit sah, auf ein positives Programm aber konnte sie sich nicht einigen. Der „Piast" und der Zar, das waren die Kandidaten, mit denen die Szlachta sympathisierte.[1]) Zwar hatten die Zborowski, die ihre durch die Affäre Samuel Zborowskis und die Flucht Heinrichs, zu dessen Erhebung sie ja nicht wenig beigetragen hatten, bei der Szlachta verlorene Popularität wiedergewinnen wollten, in der Person des Oberstburggrafen von Böhmen, Wilhelm von Rosenberg, einen Kandidaten in Bereitschaft, den auch der bei der Szlachta so einflußreiche und immer aufrührerische Kastellan von Biecz, Stanislaus Szafraniec, dann der Palatin von Posen, Stanislaus Górka, und der Starost von Sandomir, Andrej Firlej, zu unterstützen bereit waren, allein Wilhelm von Rosenberg war nicht zu bewegen gewesen, die von den Zborowski an ihn gestellten Geldforderungen vor seiner Wahl zu erfüllen und so wurde die Agitation für ihn nicht mit dem Eifer geführt, der nötig gewesen wäre, um der starken kaiserlichen Partei gegenüber eine Aussicht auf Erfolg zu haben. Zwar erschien auch ein Gesandter Rosenbergs insgeheim am Reichstage mit einem geradezu glänzenden

---

[1]) Zakrzewski, Po ucieczce Henryka S. 317 f., 322 f., 324, 326, 332, 337.

finanziellen Anerbieten für Polen, wenn die Wahl auf ihn fallen sollte. Die Haltung dieses Mannes, der sich seit seiner Jugend der Fürsorge und des Vertrauens der habsburgischen Familie erfreut hatte, war in dieser Angelegenheit eine durchaus verräterische. Hat er doch vor dem Reichstage seine polnischen Anhänger bestürmt, auf Umwegen dahin zu wirken, daß der Kaiser die „Annahme“ seines Sohnes Rudolf zum böhmischen Könige von dem für Ende Februar 1575 einberufenen böhmischen Landtage nicht verlange, sondern dies auf eine spätere Zeit verschiebe, denn eine der Bedingungen, die Rosenberg zu erfüllen hatte, war die Vereinigung Böhmens mit Polen. Wirklich verspricht auch sein Gesandter am Reichstage von St życa im Namen Rosenbergs die Vereinigung Böhmens mit Polen für den Zeitpunkt des Ablebens Kaiser Maximilians II.[1]) Allein der Verlauf des Reichstages war den Bemühungen dieses Abgesandten nicht günstig; so blieben z. B. alle seine Versuche, auch unter den kaiserlich gesinnten polnischen und litauischen Senatoren für Rosenberg Anhänger zu werben, ergebnislos.[2])

[1]) F. Wierzbowski, Materialien zur Geschichte der polnischen Thronkandidatur Wilhelm von Rosenbergs 1574—1575, Warschauer Universitätsnachrichten, 1887, 9, Beilage 20, S. 51 (russ.). — Derselbe. Zwei Kandidaturen für den polnischen Thron, Wilhelm von Rosenberg und Erzherzog Ferdinand, 1574—1575. ibid. 1889, 1, S. 95, 105—107, 110, 124, 126—130, 130 Anm. 1 (russ.). Dem kühl abwägenden und unparteiischen Forscher wird es schwer fallen, die wohl allslawischen Sympathien entsprungene Begeisterung für den Charakter Wilhelm von Rosenbergs zu teilen. Oder ist es vielleicht nicht gestattet, aus dem Umstande, daß der Kaiser ihn in dieser kritischen Zeit, da er von allen Seiten auf die Umtriebe Rosenbergs in Polen aufmerksam gemacht wird, die Verhandlungen mit den Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen bezüglich der Wahl Rudolfs zum römischen Könige übertrug, nicht den Schluß zu ziehen, den Wierzbowski daraus zieht, daß dies nämlich ein geschickter Schachzug des Kaisers war, Rosenbergs erprobte „Redlichkeit und Ehrlichkeit“ in eine moralische Zwangslage zu versetzen (ibid. l. c. 1889, 1, S. 116) sondern den, daß Maximilian II. — dessen ehrlicher Charakter historisch besser begründet ist als der Rosenbergs — bei seiner angebornen Güte den Versicherungen Rosenbergs, daß alle Gerüchte von seiner Thronbewerbung jeder tatsächlichen Grundlage entbehren und von seinen Feinden erfunden seien, vollen Glauben schenkte und als Zeichen seines Vertrauens diese wichtige Mission übertrug? Oder schließt vielleicht Wierzbowski aus diesem „mutigen“ Leugnen Rosenbergs seinem Kaiser gegenüber auf dessen „Ehrlichkeit und Redlichkeit“?

[2]) Derselbe: Zwei Kandidaturen, l. c. 1889, 1, S. 126 f.

Nachdem zuerst die Litauer auf dem Stężycaer Reichstage sich geweigert hatten, die Beschlüsse des Warschauer Konvokationsreichstages anzunehmen, weil sie daran nicht teilgenommen hatten, was zu langen Erörterungen führte, kommt man überein, zur Neuwahl zu schreiten. Nun protestiert der Erzbischof Uchanski gegen jede Neuwahl und erscheint seit dieser Zeit nicht mehr im Senate, um sein Festhalten an König Heinrich auch dadurch zu dokumentieren. Der Kaiser, dem es darauf ankam, in keiner Weise die Empfindlichkeit des französischen Königs zu verletzen, hatte verlangt, daß Heinrich zuerst der Thron formell aberkannt werde, ehe seine Gesandten vor dem Reichstage erscheinen dürfen. Chodkiewicz trat auch mit aller Energie dafür ein, daß vor der Nomination dieser Akt vollzogen werde, und ihm schlossen sich auch alle übrigen österreichisch gesinnten Senatoren und die litauische Szlachta an. Vielleicht hätte auch die polnische Szlachta keinen Einwand dagegen erhoben, wenn sie nicht von Jan Zamojski aufmerksam gemacht worden wäre, daß sie durch einen solchen Schritt nur dem Hause Habsburg den Weg zum Throne ebne. Da nun die polnische Szlachta — und dabei gingen die Anhänger des Piasten und Heinrichs Hand in Hand — einsah, daß sie zu schwach sei, um mit Gewalt dies zu verhindern, so vollführt sie unter der Führung der mit ihr sympathisierenden Senatoren, Stanislaus Górkas, Peter Zborowskis, Szafraniec' und des Starosten Andrej Firlej am 1. Juni eine Sezession.

Da die Verhandlungen zwischen den beiden Parteien zu keinem Resultate führen, — hätte doch die Annahme der Bedingungen der Szlachta, die in dem Verlangen, von dem Hause Habsburg bei einer Wahl vollständig abzusehen und die Bewaffneten zu entlassen, gipfelten, eine vollständige Abdikation des Senates bedeutet — verläßt die polnische Szlachta unter Protest gegen jede Wahl Stężyca. Nach dem Wahldekrete Sigismunds I. hätten die in Stężica Zurückbleibenden das volle Recht gehabt, zur Wahl zu schreiten; denn wenn auch die Szlachta gedroht hatte, lieber den Teufel als einen Habsburger zum Könige zu haben, so hätte doch niemand gegen die vollzogene Wahl einen Protest gewagt. Die ener-

gischen Senatoren, so namentlich die Litauer und Bischof Myszkowski, sind auch für diesen Plan, allein es erhoben sich jetzt gewichtige Stimmen, wie die Mieleckis, Kostkas und Krasińskis, des Bischofs von Krakau, gegen jede Wahl, um so mehr, als die kaiserlichen Gesandten keine feste Zusicherung geben konnten, wie der Kaiser seine Anhänger schützen und das Reich gegen die Türken verteidigen wolle. Schon auf dem Warschauer Konvokationsreichstage hatte Tschausch Achmat den Ausschluß des Hauses Habsburg verlangt. Am Stężicaer Reichstage aber konnte der eben aus Konstantinopel zurückgekehrte und uns schon durch seine russische Mission bekannte Andrej Taranowski auch nur melden, daß der neue Sultan Murad III. — Selim II. war Mitte Dezember 1574 gestorben und nach türkischer Anschauung waren damit alle Staatsverträge erloschen — während des Interregnums den Frieden beobachten wolle und auch bereit sei, mit dem neuen Könige den Friedensvertrag zu erneuern, aber nur dann, wenn die Wahl nach seinem Wunsche ausfalle, d. h. ein Piast, der schwedische König oder der Wojwode von Siebenbürgen und nicht der Zar, dessen Sohn oder ein Habsburger gewählt werde. So drohte also nebst dem häuslichen Zwiespalte noch ein schwerer Krieg mit den Türken. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, wenn die kaiserlichen Gesandten nicht aus eigenem, ohne eine entsprechende Machtvollkommenheit, so schwere Verantwortung auf sich laden wollten. So wurde Stężyca für die habsburgische Partei zu einer schweren Niederlage, denn trotz der großen Übermacht kam es zu keinem Resultate, der Kaiser selbst hatte sich durch die Sendung einer Gesandtschaft kompromittiert, die Szlachta aber mußte durch dieses Zurückweichen noch selbstbewußter werden, als sie es ohnehin schon war.[1] Freilich mußte auch das polnische Staatswesen die Kriegskosten für diesen Sieg der Szlachta zahlen, denn Stężyca wurde zu einem Markstein in der innerstaatlichen Entwicklung Polens. Zu den „Articuli Henriciani", der Negation jeglicher königlichen Gewalt, dieser verhängnis-

[1]) Zakrzewski, Po ucieczce Henryka S. 334—376 passim, Wierzbowski, Zwei Kandidaturen etc. l. c. 1889, 1, S. 128 (russ.), Lappo, Das Großfürstentum Litauen etc. 1, S. 121—128 (russ.).

vollen Errungenschaft des ersten Interregnums, kam nun ein noch traurigeres Ergebnis, denn durch den Verlauf des Stężycaer Reichstages wurde das Recht der Minderheit, den Reichstag zu sprengen, formell anerkannt. Niemand brauchte sich künftig Beschlüssen zu fügen, an deren Fassung er nicht selbst persönlich teilgenommen hatte. „Die Anarchie erreichte ihren Höhepunkt.“ [1])

Am peinlichsten mußten die litauischen Senatoren von dem Ergebnis des Stężycaer Reichstages berührt sein. Nur dem Kaiser zuliebe hatten sie sich dorthin begeben, trotzdem sie die Beschlüsse des Warschauer Konvokationsreichstages, weil in ihrer Abwesenheit gefaßt, als ungesetzlich nicht anerkannten. Auch mußte es ihnen vor allem daran liegen, sobald als möglich einen Habsburger als ihren Herrscher zu sehen, schon in Anbetracht der neuen Offensive des Zaren in Livland. Dazu hatte ihnen der Reichstag gezeigt, welche große Sympathien die polnische Szlachta einer Kandidatur des Zaren entgegenbrachte. Mußten sie nicht befürchten, daß diese Sympathien auch auf die litauische Szlachta übergreifen und diese sich ihrer Führung entziehe? Fast wären sie bereit gewesen, Fedor Elčaninov, den Kurier des Zaren, der zwar noch für König Heinrich bestimmt war, aber nachträglich, als in Moskau dessen Flucht bekannt wurde, den Auftrag erhalten hatte, zur Beobachtung der weiteren Entwicklung der Dinge in Litauen zu bleiben, durch Gift aus dem Wege zu räumen, um dessen Auftauchen in Stężyca zu verhindern. Und wie sehnsüchtig erwartete und wie aufmerksam hörte die polnische Szlachta den russischen Kurier, dessen Mission — er wollte nur die Antwort auf das Schreiben, das der Zar noch 1573 Haraburda mitgegeben hatte, erhalten und ihre Meinung über die darin enthaltenen Anträge des Zaren bezüglich seiner Wahl hören — sie freilich bitter enttäuschte! Das Unglück wollte es, daß die litauischen Senatoren in den Augen der polnischen Szlachta noch durch ein anderes Faktum schwer kompromittiert waren. Ein polnischer Adeliger Grajevskij, der mit dem Zaren eine Unterredung gehabt hatte, wobei der-

[1]) Zakrzewski, Po ucieczce Henryka S. 352. Vergl. auch Umanec, Die russisch-litauische Partei in Polen l. c. S. 266 (russ.).

selbe sich bereit erklärte, Rußland mit Polen-Litauen unter denselben Bedingungen zu vereinigen wie einst Jagiello Litauen mit Polen, ja eventuell zum Katholizismus überzutreten, wenn man ihm in einem öffentlichen Disput die Vorzüge desselben gegenüber seinem Glauben nachweise, und zum Zwecke der Verhandlungen über die Wahlbedingungen selbst mit einer kleinen Suite in Polen zu erscheinen, wurde, als er im Auftrage des Zaren diese Kunde seinen Genossen bringen wollte, in Litauen auf Befehl des Palatin von Wilna gefangen gesetzt. Durch ein Schreiben desselben an seinen Bruder aber erfuhr die am Reichstage versammelte Szlachta den wahren Sachverhalt. Es ist selbstverständlich, daß dies die Sympathien der Szlachta für den Zaren nur vergrößerte. Man mußte nun zu einem anderen Mittel greifen, um die Gefahr einer solchen Wahl zu beseitigen. Und so entschlossen sich einerseits die polnischen und litauischen Senatoren, die Verhandlungen mit dem russischen Kurier in die Länge zu ziehen, um Zeit zu gewinnen, — tatsächlich wurde ihm auch das Geleite für die Gesandten des Zaren unter dem Vorwand verweigert, es hätten schon zu viele Senatoren, die ein solches mitzusiegeln hätten, Stężyca verlassen — andererseits griffen sie auf das alte, im früheren Interregnum mit solchem Erfolge angewendete Mittel, sie versicherten nämlich den Kurier ihrer angeblichen Treue und Ergebenheit für den Zaren, wie auch ihres einzigen Wunsches, ihn auf den Thron zu erheben. Namentlich Chodkiewicz, der erbittertste Feind des Zaren, machte ihm die größten Hoffnungen auf seine Wahl. Bei ihm, dem Administrator Livlands, war dies allerdings vor allem begreiflich, kamen doch schon auf den Reichstag die beunruhigendsten Gerüchte über die Fortschritte der Russen in Livland![1])

[1]) Wierzbowski, Die Gesandtschaft Johann Kobenzls, l. c. 1896, VII, Beilage 5, S. 27., Umanec, Die russisch-litauische Partei in Polen, l. c. S. 262 f., Novodvorskij, Der Kampf um Livland, S. 21—27, S. 24 Anm. 1, S. 25 Anm. 1, Zakrzewski, Po ucieczce Henryka S. 230. Novodvorskij und Zakrzewski, welche die Ansicht vertreten, daß auch der Primas Uchanski, der dem russischen Kuriere Formulare gab, wie der Zar an die Geistlichkeit, die Magnaten und die Szlachta schreiben sollte und darauf hinwies, daß Polen und Russen als Slawen eines Stammes und Brüder seien und daher nur einen König haben sollen, dies nur in der Absicht getan habe, den Zaren zu täuschen,

So ist es begreiflich, wenn kurz nach dem Schlusse des Stężycaer Reichstages Nikolaj Christophor Radziwiłł, der litauische Hofmarschall, einen Abgesandten zum Kaiser schickte, um demselben ein Anliegen der litauischen Senatoren vorzutragen, wie es ihre Erfahrungen in Stężyca gezeitigt hatte. Eigentlich wollte ja er selbst als Mandatar Litauens zum Kaiser reisen, um mit diesem persönlich zu verhandeln. Allein, um nicht der habsburgfeindlichen Strömung neue Nahrung zuzuführen, unterläßt er dies. Für die litauischen Senatoren gab es jetzt, nachdem sie in Stężyca den unauslöschlichen Haß der polnischen Szlachta gegen das Haus Habsburg selbst kennen gelernt hatten, nur einen Weg, um die Wahl im Sinne des Kaisers zu lenken: Erzherzog Ernst soll in Litauen erscheinen, die Litauer ihn zum Großfürsten wählen, und dadurch wie durch seine Ehe mit Anna und die Zustimmung Preußens und Livlands werden auch die Polen gezwungen sein, sich der vollzogenen Tatsache zu fügen und Ernst als ihren König anzuerkennen. Zu diesem Zwecke sollte ein kaiserlicher Gesandter mit entsprechender Vollmacht auf dem litauischen Landtage in Grodno oder Wilna erscheinen, um den Litauern den Eid zu leisten und von diesen einen solchen für den Erzherzog entgegenzunehmen. Er oder ein anderer, der ihn begleite, solle sofort nach Moskau eilen, damit der Zar den Plan der Litauer nicht störe, sondern Frieden halte. Übrigens auch dann, wenn der Kaiser diesem Plane nicht beistimme und es zur Wahl komme, solle sofort ein kaiserlicher Gesandter zum Zaren eilen, damit dieser seine Gesandten zu dem nächsten Wahlreichstage schicke, welche den Sohn des Kaisers zu empfehlen und in diesem Falle Frieden und Bündnis gegen die Türken anbieten sollen. Dann gebe es

da er doch ein erklärter Anhänger Heinrichs war, möchte ich entgegenhalten, erstens, daß auch Uchanski schon damit rechnen mußte, daß Heinrich nicht mehr zurückkehre, zweitens, daß seine ganze Haltung im weiteren Verlaufe des Interregnums — mußte ihn doch der Nuntius zurückhalten, daß er neben dem Kaiser auch den Zaren nominierte (Wierzbowski, Vincent Laureo Nr. 78 S. 281 f.) — dem Zaren gegenüber viel freundlicher als gegen den Kaiser ist, so daß man sein Entgegenkommen Elčaninov gegenüber wohl kaum als Verstellung auffassen kann.

noch einen dritten Weg, der sei aber gefährlicher. Die Litauer werden nämlich, wenn die Polen am Wahlreichstage absolut keinen Habsburger wählen wollen, mit diesen wegen einer Wahl des Zaren verhandeln, denn auch die Polen fürchteten den Zaren und der größere Teil derselben wolle mit diesen Kandidaten nur die Litauer schrecken; wenn aber auch sie für den Zaren stimmen, dann werden dieselben erschreckt werden und schnell sich für das Haus Österreich entscheiden. Doch sei es in diesem Falle notwendig, daß der Kaiser den Zaren darauf aufmerksam mache, daß man es in Polen-Litauen mit seiner Wahl nicht ernst meine und er deshalb durch seine Gesandten den Erzherzog Ernst empfehlen lassen solle, da er selbst zu alt und ohnedies durch die Regierung so vieler Reiche beschwert sei. Aber das einzig Sichere bleibe doch, daß der Kaiser ihnen den Erzherzog Ernst überlasse und diesbezüglich mit den Preußen, welche durch die Bestätigung ihrer Privilegien und die Restitution dessen, was sie durch die „executio jurium“ unter Sigismund August verloren haben, leicht zu gewinnen seien, und mit den Livländern verhandle. Wenn der Kaiser diese einzige Gelegenheit vorüberlasse, sei zu befürchten, daß er niemals mehr in den Besitz Polen-Litauens kommen werde. Jeder andere Kandidat werde das Reich gleichsam nur als Vasall des Sultans erhalten, der Zar aber sei ein zu gefährlicher Nachbar. Freilich sei hiezu Geld notwendig, damit die Litauer ein entsprechendes Heer anwerben, um Ernst zu empfangen und zu stützen, aber Geld und viel Geld werde auch notwendig sein, wenn man auf einem neuen Wahlreichstage einen Erfolg haben wolle. Auch sei der erste Weg der einzige, welcher der Ehre des Hauses und dem Wohl der Christenheit entspreche. Zur Unterstützung seines Vorschlages führt Radziwiłł die Umtriebe der Polen an, den Zaren auf den Thron zu erheben, wie dies in der Affäre Graewski zutage getreten sei, wie auch die Haltung der österreichischen Partei in Polen; haben doch diese ihnen, den Litauern, die sich durch eine Konföderation verpflichtet haben, den Erzherzog Ernst zu wählen, den Kaiser als Kandidaten aufgenötigt und sie gezwungen, in diesem Falle auf den Erzherzog auch als Gubernator zu verzichten.

Und unter den Bedingungen, deren Erfüllung die österreichisch gesinnten polnischen Senatoren vom Kaiser verlangen, stehe obenan die Verpflichtung, daß er bei seinen Lebzeiten weder in Polen noch in Litauen, auch wenn die Litauer dies selbst verlangen sollten, einen Versuch mache, Ernst zu seinem Nachfolger zu bestellen, selbst aber niemals das Reich verlasse, höchstens auf kurze Zeit nach Wien oder Prag, niemals aber, um zu einem deutschen Reichstage zu gehen.[1])

Allein der Kaiser geht auf den Vorschlag Radziwiłłs nicht ein. Er sendet zwar Johann Kochticki zum litauischen Landtage und verspricht auch, so schnell als es möglich sei, einen Gesandten an den Zaren zu schicken, aber er ermahnt seine litauischen Anhänger vor allem dafür zu sorgen, daß bei dem neuen Wahlgange in Polen sich alle Stimmen auf das habsburgische Haus vereinen.[2])

Nicht viel später als Radziwiłł schickt auch der Administrator Livlands und Kastellan von Wilna, Jan Chodkiewicz, einen Vertrauten an den Kaiser. Er nimmt es schon als selbstverständlich an, daß der Kaiser den Plan mit der sofortigen Wahl Ernsts in Litauen akzeptiere und verlangt nur Geld und rascheste Abfertigung der Gesandtschaft an den Zaren, damit dieser Livland und Litauen Frieden und Ruhe gewähre. Man könne ja dem Zaren nicht nur ein Bündnis gegen die Osmanen antragen, sondern auch Versprechungen bezüglich des oströmischen Kaiserreiches machen, gebunden sei man ja durch so vage Zusicherungen noch immer nicht. Geld findet Chodkiewicz besonders deshalb für notwendig, weil es möglich sei, daß sie nach dem Erscheinen des Erzherzogs Ernst sowohl von den Polen als auch vom Zaren angegriffen werden. Der Zar habe nämlich nicht nur in den russischen Palatinaten Polens,[3]) sondern auch unter der russischen Bevölkerung Litauens große Sym-

[1]) Wierzbowski, Die Gesandtschaft Johann Kobenzls, l. c. 1896, VII., Beilage 5, S. 22 ff.

[2]) Ibid. Beilage 7, S. 31 f.

[3]) Gemeint ist das Palatinat Rotrußland (Rús Czerwona), also die Gebiete von Lemberg, Przemyśl, Sanok, Halicz, Chełm und das Palatinat Bełz.

pathien.[1]) Narburt, der Vertrauensmann Chodkiewicz', war schon früher bei Dudith in Krakau erschienen, um mit diesem zu verhandeln. Dudith befürwortet auch die Durchführung des Planes, wie ihn der Marschall Radziwiłł dem Kaiser vorgelegt habe. Allein der Kaiser lehnt Dudith gegenüber das Projekt schroff ab; er wünsche nicht mehr als die Ruhe und Wohlfahrt seiner Reiche, aber auch Polen-Litauens und der ganzen Christenheit, deshalb habe ihm stets jede Gewalt fern gelegen (.... a violentis consiliis .... semper abhorruerimus), und er ermahne die Litauer, das Jahrhunderte alte Band zwischen Litauen und Polen zu bewahren.[2])

Narburt, den der Kaiser mit der Vertröstung entlassen hatte, er werde sich über die Vorschläge Chodkiewicz' zu gegebener Zeit näher erklären,[3]) war noch auf dem Wege nach Litauen, als schon ein neuer Abgesandter, diesmal im Auftrage aller litauischen Senatoren, in Prag beim Kaiser eintraf. Es war dies Andreas Vołan, der literarische Vorkämpfer der litauischen Kalvinisten uud Sekretär des litauischen Großhetmans und Palatins von Wilna, Nikolaj Jurjevič Radziwiłł, dessen Nachkommen bis zum Aussterben dieses Zweiges der Radziwiłł Kalviner blieben, während schon die Söhne seines Vetters Nikolaj Radziwiłł des Schwarzen, wie der uns schon bekannte Hofmarschall Nikolaj Christophor Radziwiłł Katholiken geworden waren. Die Russen hatten nämlich im Juli Pernau eingenommen; nicht nur in Livland erregte dieses Ereignis Panik, auch in Litauen war man darüber nicht wenig erschreckt. Es ist daher begreiflich, wenn die litauischen Senatoren sich nun eiligst an den Kaiser wandten, er möge mit der Absendung seiner Gesandten nach Rußland nicht weiter zögern. Übrigens gaben sie auch der Befürchtung Ausdruck, daß die litauische Szlachta sich ihrer Führung entziehe und den Zaren auf den

[1]) Wierzbowski, Die Gesandtschaft Johann Kobenzls, l. c. 1896, VII, Beilage 8, S. 32 f.

[2]) Biblioteka ordynacyi Krasińskich, Rok 1872, S. 273, Anm. 1.

[3]) Wierzbowski, Die Gesandtschaft Johann Kobenzls, l. c. 1896, VII, Beilage 9, S. 34.

Schild erhebe, um so den blutigen Zwiespalt zwischen den beiden Ländern mit einem Male zu beseitigen. Der Kaiser nimmt mit Bedauern von den neuerlichen Erfolgen der Russen in Livland Kenntnis. Er teilt den Senatoren mit, daß an der Verzögerung der Absendung seiner Gesandten an den Zaren die Nachricht von dem Herannahen eines russischen Gesandten schuld war. Wir kennen denselben, es war Ušakov, der von den Schweden gefangen genommen wurde, während das Schreiben, das er dem Kaiser zu überbringen hatte, an diesen gelangt. Zur Beruhigung übersendet ihnen nun der Kaiser eine Abschrift dieses Schreibens, damit sie sehen, von welch freundschaftlichen Gefühlen der Zar gegen den Kaiser und seinen Sohn erfüllt sei. Wir kennen den Inhalt dieses Schreibens und wissen, von welchem Einflusse auf dessen Fassung Paulis Eröffnungen waren, wozu dieser nicht im entferntesten autorisiert war. Immerhin aber mag dem Kaiser zur Beruhigung der litauischen Senatoren die Fassung desselben nicht unangenehm gewesen sein, wenn sie auch sonst seinen Anschauungen absolut nicht entsprach, wie dies deutlich die Instruktion für Kobenzl erweist. Die Absendung eines Gesandten an den Zaren aber verspricht der Kaiser sofort ins Werk zu setzen.[1])

Die Unmöglichkeit, Leute zu finden, welche sich bereit erklärten, die russische Mission zu übernehmen und dazu die erforderlichen Sprachenkenntnisse besaßen, nötigte den Kaiser, seinen Bruder, Erzherzog Karl von Steiermark, zu bitten, ihm für diesen Zweck seinen Vizekanzler, den Komtur des deutschen Ordens, Hans Kobenzl von Prosseck, zu überlassen, der, wie einst Herberstein, als der slovenischen Sprache kundig, für diese Mission besonders geeignet war.[2]) Es ist also nicht richtig, daß der Kaiser absichtlich mit der Absendung seiner Gesandten nach Rußland zögerte, damit diese erst dann in Moskau eintreffen, wenn in Polen die Wahlfrage entschieden werde, um so auf die Litauer, denen er die Sache angeblich so darstellte, als ob die Haltung des Zaren

[1]) Ibid. l. c. 1896, VII, Beilage 10—12, S. 34 ff. Vergl. auch oben S. 418 f.

[2]) Der Kaiser an Erzherzog Karl, Prag, 1575, September 10. Coroninisches Archiv in Kronberg bei Görz, Kobenzlakten, Buch VIII, Orig.

vollkommen von ihm abhänge, einen Druck auszuüben, damit sie mit größerem Eifer auf dem Wahlreichstage für die österreichische Sache eintreten.[1]) Bei den Mühsalen einer damaligen Reise nach Rußland dürfte man sich nicht wundern, wenn die Reisevorbereitungen längere Zeit in Anspruch genommen hätten. Allein Kobenzl verläßt schon am 16. Oktober Wien, nachdem er am 15. Oktober 10 Uhr vormittags Instruktion und Geschenke erhalten hatte. Während die Instruktion schon am 26. September fertiggestellt war, hatte die Auswahl eines passenden Geschenkes für den Zaren die Abreise Kobenzls, der schon längst reisefertig in Wien nur des Befehles zum Aufbruch harrte, verzögert. Der Kaiser hatte noch vor seiner Abreise von Prag — er reiste zum Kurfürstentag nach Regensburg, auf dem die Wahl seines Sohnes Rudolf zum römischen Könige erfolgen sollte — Kobenzl ein „cleinat" zustellen lassen, allein später wurde er anderen Sinnes, weil man in Polen schon Ähnliches habe sehen können, und so schickt er von Augsburg ein „diamantisch cleinat"; für die Söhne des Zaren aber findet er nichts Passendes.[2]) Als Kollegen ordnete der Kaiser Kobenzl Daniel Printz, seinen „Hofdiener", einen Schlesier, bei, bei dessen Wahl wahrscheinlich seine Kenntnis der polnischen Sprache ausschlaggebend war.

In der Instruktion für seine Gesandten hält sich der Kaiser ganz an die Vorschläge der litauischen Senatoren. Der Hauptpunkt ihrer Mission bestand also darin, den Zaren eingedenk seiner früheren Erklärungen zu bitten, die Wahl

---

[1]) Wierzbowski, Die Gesandtschaft Johann Kobenzls, l. c. 1896, VII, S. 11. Wierzbowski begründet diese Behauptung damit, daß der Kaiser zwar am 8. September Vo?an die Antwort erteilt, aber erst am 22. September Kobenzls wegen an Erzherzog Karl schreibt. Nun wissen wir aber, daß der Kaiser bereits am 10. September an Karl schrieb, während der von Wierzbowski abgedruckte Brief des Kaisers an seinen Bruder vom 22. September (ibid. l. c. 1896, VII, Beilage 13, S. 37 f.) nichts anderes als der Dank für die unter dem 14. September erfolgte Zustimmung Karls zu der Sendung Kobenzls ist.

[2]) Rescriptum an Hannsen Kobenzl, Augsburg, 1575, Oktober 12. W. St. A., Russica, Konz. Kobenzl an den Kaiser, Wien, 1875, Oktober 15. W. St. A., Polonica, Orig. Das zweite Geschenk stellte ein M mit der Kaiserkrone dar.

Ernsts den Ständen Polen-Litauens zu empfehlen und bis zu derselben sowohl Litauen als Livland gegenüber nichts Feindseliges zu unternehmen, sondern Frieden und Ruhe zu beobachten.[1]) Nur in einem Punkte geht er über ihr Begehren hinaus, er verlangt nämlich vom Zaren nichts Geringeres als die Rückstellung Livlands an das Reich; Livland sei von alters her des „hailigen Reichs" Provinz gewesen und nur infolge der Uneinigkeit der Livländer sei der Zar in den Besitz livländischen Bodens gekommen.[2]) Trotzdem also der Kaiser mit der Opferwilligkeit des Reiches Livlands wegen so schlechte Erfahrungen gemacht hatte und es jetzt das Interesse seines Hauses erfordert hätte, vor allem den Zaren bei guter Laune zu erhalten und nicht das Trennende hervorzukehren, hat er doch das Interesse des Reiches vor allem wahren zu müssen geglaubt.[3])

Mit diesen Aufträgen also traten Kobenzl und Printz die Reise nach Rußland an. Um in Polen keinen unnötigen Verdacht zu erregen, reisen sie auf polnischem Boden getrennt. Zuerst begeben sie sich nach Königsberg, um den Herzog von Preußen, der ja Polens Vasall war, in seiner freundschaftlichen Haltung einer habsburgischen Kandidatur gegenüber zu bestärken. Auch sonst haben sie den Auftrag, auf ihrer Reise durch Polen-Litauen die alten Anhänger des Hauses in ihrer Treue zu bestärken und die Gegner desselben durch Überredung zu gewinnen. Als sie nach Wilna kamen, um dem Verlangen der litauischen Senatoren gemäß ihre Instruktion vorzuweisen und etwaige Weisungen ent-

---

[1]) Wierzbowski, Die Gesandtschaft Johann Kobenzls, l. c. 1896, VII und VIII, Beilage 15, S. 39 ff.

[2]) Ibid. l. c. 1896, VIII, Beilage 16, S. 45 f.

[3]) Bei diesem Inhalte der Mission Kobenzls ist es wohl eine arge Entgleisung, von ihr zu sagen: „La maison d'Autriche voulait bien céder des provinces qu'elle ne possédait pas, pourvu qu'un archiduc obtînt tout un royaume." (Pierling, La Russie et le Saint-Siege 1, S. 404.). Wir werden sehen, daß dieser Vorwurf nicht einmal Kobenzl, der in mehreren Punkten seine Instruktion überschritten hat, treffen kann.

Ebensosehr entbehrt die Behauptung Forstens, Kobenzl und Printz hätten den Auftrag gehabt, den Zaren aufzufordern, mit dem Kaiser ein Bündnis gegen Stephan Báthory abzuschließen, jeder Begründung. (Die baltische Frage, 1, S. 628 [russ.]).

gegenzunehmen, waren diese — es war ja schon der 13. November 1575 — nach Warschau zum Wahlreichstage abgereist; der Hofmarschall Radziwiłł aber lag krank auf seinem Gut und ließ ihnen sagen, er sei ohnehin überzeugt, daß der Kaiser sie schon trefflich instruiert habe.[1])

Am 2. Dezember überschreiten sie die Grenze. Der Zar hatte schon am 29. November aus Litauen die Nachricht erhalten, daß kaiserliche Gesandte an ihn unterwegs seien, und am 30. schon die entsprechenden Verfügungen getroffen. Nach seiner Weisung hatte sie der ihnen zugeteilte Pristav, Fürst Dmitrij Jeleckij, nach Dorogobuž zu führen und dort weitere Befehle abzuwarten. Wenn es sich herausstelle, daß sie Botschafter und nicht bloß Gesandte oder Kuriere seien, dann hat eine Kommission der vertrautesten Räte des Zaren, an deren Spitze der Schwager des Zaren — von seiner ersten Gattin Anastasia, der Mutter seiner beiden Söhne her — Nikita Romanovič Jurjev berufen wird und welcher der Djak Andrej Jakoblevič Ščelkalov, der Leiter des Gesandtschaftsamtes, beigeordnet wird, denselben entgegenreisen. Diese Kommission hat den Auftrag, den kaiserlichen Gesandten zu sagen, der Zar habe augenblicklich keine Zeit, sie zu empfangen, daher schicke er seine nächsten Räte. Wenn die kaiserlichen Gesandten sagen, es sei der Zweck ihrer Mission, den Zaren zu bitten, er möge die Krone Polen-Litauens annehmen oder seinem Sohne die Annahme derselben gestatten, oder wenn sie wegen der Wahl des Erzherzogs Ernst in Litauen kommen, dann hat die Kommission dem Zaren sofort Bericht zu erstatten und er werde dann die Gesandten in Možaisk empfangen. Man kann verstehen, wenn Kobenzl und Printz höchst ungehalten waren, als sie am 6. Dezember in Dorogobuž ankamen und von ihrem Pristav erfuhren, daß sie bis auf weiteren Befehl aus Moskau hier zu bleiben haben. War doch, da der Wahlreichstag in Warschau schon längst seine Tätigkeit aufgenommen hatte, die größte Eile geboten! Allein diesmal hatte man am Kreml keine Eile. Erst am 12. Dezember tritt die Kommission ihre Reise nach Doro-

[1]) Wierzbowski, Die Gesandtschaft Johann Kobenzls, l. c. 1896, VIII, Beilage 17, S. 47 (russ.).

gobuž an, wo sie am 15. Dezember eintreffen. Zur Erklärung des ungewöhnlichen Vorganges, daß man Gesandte noch auf dem Wege über ihre Aufträge befrage, haben die Räte darauf hinzuweisen, daß es auch nicht üblich sei, daß die vertrautesten Räte des Zaren den Gesandten entgegengeschickt werden, übrigens geschehe dies deshalb, weil in der letzten Zeit sich häufig Kaufleute als Gesandte des Zaren ausgegeben haben, nachträglich aber es sich herausgestellt habe, daß dies unwahr sei und sie dies nur zu gewinnsüchtigen Zwecken vorgespiegelt haben, um kaufmännische Vorteile zu erringen.[1]) Allein die Kommission erzielt nicht den geringsten Erfolg. Kobenzl und Printz

[1]) Denkmäler 1, S. 481—496 passim. Es werden hiebei die Namen zweier deutscher Kaufleute genannt, die diesen Betrug aufführten: Jurij Kramer und Joannes Glasov. Über den letzteren hatte sich Ivan in einem eigenen Schreiben an den Kaiser (Twer, 1575, Juli 15., W. St. A. Russica, Kop.) beklagt, daß er sich als kaiserlicher Gesandter geriert habe. Das kaiserliche Schreiben, das er vorgewiesen hatte, an dessen Echtheit aber der Zar nicht zweifelte, scheint nach den Auszügen im Schreiben Ivans eine ziemlich freche Fälschung gewesen zu sein. Noch frecher gebärdete sich „Jurgen Khramer". Er bezeichnet sich als des Kaisers Kaufmann, der ihn an den Zaren geschickt habe, damit dieser ein Kleinod kaufe, das sonst nur noch der Kaiser besitze. Das ganze Schreiben sucht den Anschein zu erwecken, als ob der Kaiser selbst an dem Handel beteiligt wäre. (Twer, 1574, März 22. Moskauer Hauptarchiv d. Min. d. Äuß., Архивъ древный, Сношенія Россіи съ Австріею, дѣла, св. 1, Orig.). Erst später scheinen in Moskau Zweifel an der Echtheit des Schmuckes aufgetaucht zu sein, die auch ihre Bestätigung fanden. Als daher ein gleichnamiger deutscher Kaufmann Hans Kramer 1586 nach Rußland kam, glaubte man in ihm den Betrüger von 1574 erwischt zu haben; er wird verhaftet, seine Waren konfisziert und über ein Jahr in Novgorod und Moskau gefangen gehalten, bis man seine Unschuld erkennt. Nach Deutschland gekommen, sucht Hans Kramer zuerst auf gütlichem Wege von Heinrich Kramer, dessen Leute 1574 den Betrug verübt, um Schadenersatz, später auf dem Prozeßwege durch den Reichshofrat. Der Prozeß zieht sich in üblicher Weise durch mehr als zwei Dezennien hin, sowohl Kläger als auch Angeklagter sterben und nur die ins tiefste Elend geratenen Hinterbliebenen des Klägers suchen zu ihrem Rechte zu kommen, allein vergebens. Mehrere kaiserliche Gesandte, die während dieser Zeit nach Rußland geschickt werden, erhalten den Auftrag, in Moskau der Sache nachzugehen; einer davon, Warkotsch, scheint sogar von der Partei des Angeklagten bestochen worden zu sein, um diese Nachforschungen zu verhindern. Merkwürdig ist es jedenfalls, daß niemals das obige Schreiben, das so kompromittierend war und in Moskau noch heute erhalten ist, als Beweisstück gegen Jurgen, recte Heinrich Kramer, produziert wurde. (W. St. A. Reichshofrat, Decisa, L 68 a, b, c).

weigern sich, vor der Audienz Bestimmtes über ihre Aufträge verlauten zu lassen und deuten nur an, daß sie gekommen seien, um zwischen dem Kaiser und dem Zaren ein enges Einvernehmen herzustellen und daß die litauische Angelegenheit auch unter ihren Aufträgen eine Rolle spiele.[1]) Übrigens konnte die Frage, ob sie beauftragt seien, den Antrag zu stellen, daß Polen an den Kaiser, Litauen an den Zaren falle, wie die starke Betonung, daß niemand außer dem Zaren auf Livland ein Recht habe,[2]) ihnen schon einen Fingerzeig für den Ausgang ihrer Mission geben. So muß die Kommission unverrichteter Sache zurückreisen. Die Gesandten aber, die auf Abfertigung drängen, erhalten am 29. Dezember ein Schreiben des Zaren, worin er ihnen mitteilt, er könne sie noch nicht empfangen, da er dringende Staatsangelegenheiten zu erledigen habe.[3]) Erst am 15. Jänner bricht der Zar mit seinen Söhnen Ivan und Fedor von Moskau auf — wahrscheinlich wollte er Kobenzl und Printz nicht dort sehen, weil die Stadt vielleicht noch zu viel Spuren von den Verwüstungen des Tartarenkhans Devlet-Geraj aus dem Frühjahre 1571 zeigte — und zieht langsam gegen Možaisk, das auf dem Wege von Moskau nach Dorogobuž in der Mitte liegt, wo er am 21. Jänner eintrifft. Am 22. Jänner erfolgt dann der feierliche Einzug der kaiserlichen Gesandten und am 24. die nicht minder feierliche Einholung zur ersten Audienz.[4])

Fast zwei Monate waren also seit dem Tage verstrichen, da Kobenzl und Printz ihren Fuß auf russischen Boden gesetzt hatten, als der Zar sie empfing. Bei dem Wunsche Ivans nach einem engen Einvernehmen, ja Bündnisse mit dem Kaiser, ist diese Behandlung seiner Diplomaten höchst auffallend. Die Erklärung für dieses seltsame Vorgehen des Zaren liegt aber offen zu Tage. Wir hörten schon von den moskowitischen Sympathien der Szlachta, wie sie auf dem Stężycaer Reichstage anläßlich des Erscheinens des russischen

[1]) Denkmäler 1, S. 497 ff.

[2]) Finalrelation Kobenzls und Printzens, Wien, 1576, März 13., W. St. A. Russica, Orig., fol. 23ʳ.

[3]) Denkmäler 1, S. 500 ff.

[4]) Ibid. 1, S. 503 f., 511 ff. Finalrelation fol. 30 ff.

Kuriers zu Tage traten, wie auch von der teilweise fingierten, teilweise ehrlich gemeinten (Uchanski!) Aufforderung an den Zaren, sich um die Krone zu bewerben. Natürlich konnte der Bericht Elčaninovs auf den Zaren nicht ohne Eindruck bleiben. Er beschloß also, sich allen Ernstes um die Krone von Polen-Litauen zu bewerben. Und wenn Ivan dieses Ziel nicht erreicht hat, so ist wirklich nur „sein überflüssiges Zögern und die Langsamkeit und Unbestimmtheit seiner Politik“ [1]) schuld daran. Anstatt sofort bevollmächtigte Gesandte zum Reichstage zu schicken, sendet er zuerst einen Kurier Semen Bostanov an den Senat, damit er erst einen Paß nicht für bevollmächtigte Botschafter, sondern einen einfachen Gesandten, Luka Novosilcov, der in Smolensk die Rückkehr Bostanovs abzuwarten hatte, verlange.[2]) Bostanov hatte die allgemeine Stimmung in Polen-Litauen zu erkunden, ob dieselbe einer Erhebung des Erzherzogs Ernst, resp. eines anderen Kandidaten oder für den Zaren günstiger sei.[3]) Zugleich trifft der Zar alle Vorbereitungen für Novosilcovs Abreise. Er ist sogar bereit, den Waffenstillstand auch auf Litauen auszudehnen, nur betont er ausdrücklich, daß nur er ein Recht auf Livland habe. Dem Rate Uchanskis folgend, schickt er an einzelne hervorragende polnische Senatoren, so Uchanski, Krasiński, den Bischof von Krakau, Jan Kostka, den Palatin von Sandomir, Peter Zborowski, den Palatin von Krakau und die polnische Szlachta, wie an die litauischen Stände in ihrer Gesamtheit und die litauischen Senatoren im Einzelnen, so vor allem an den Palatin von Wilna, Nikolaj Jurjevič Radziwiłł, den Hofmarschall Radziwiłł, Jan Chodkiewicz, dessen fingierte Zuneigung für ihn und nicht ernst zu nehmenden Eröffnungen gegen Elčaninov er für bare Münze nimmt, und andere besondere Schreiben, die Novosilcov im geheimen zu übergeben hatte, während er offen nur einen Geleitbrief für große Gesandte zu verlangen hatte.[4]) Interessant ist das Schreiben des Zaren an den Primas

[1]) Novodvorskij, Der Kampf um Livland, S. 28 (russ.).

[2]) Ibid. S. 27. Turgenev, Historica Russiae Monumenta, 1, Nr. 183, S. 268 f.

[3]) Moskauer Hauptarchiv d. Min. d. Äuß., Polnische Gesandtschaftsbücher (Статейный списокъ польскаго двора Nr. 10, fol. 34v.).

[4]) Ibid. fol. 46—70.

Uchanski, denn er verspricht darin im Falle seiner Wahl volle Religionsfreiheit beobachten zu wollen.[1]) Wahrscheinlich wurde Bostanov noch im Juli, spätestens im August, nach Polen-Litauen entlassen. Allein die litauischen und wohl auch die Majorität der polnischen Senatoren verstehen es vortrefflich, den Kurier hinzuhalten. So kommt er erst am 16. November 1575 nach Warschau[2]) und brauchte also zu dem Wege von Wilna, wo er am 5. Oktober entlassen wurde, bis dorthin nicht weniger als sechs Wochen. Die österreichische Partei hatte an dieser Verzögerung ein eminentes Interesse, da die Szlachta in ihrer Gesamtheit für den Zaren war.[3]) Selbst der Nuntius, der auf dem Wahlreichstage jetzt ohnehin nur auf direkten Befehl der Kurie für die österreichische Kandidatur eintrat und mit schwerem Herzen die Sache Heinrichs aufgab, war einer Wahl des Zaren nicht abgeneigt. Er glaubt, wenn man mit den eventuellen russischen Gesandten im geheimen durch den Erzbischof verhandelte, daß man den Zaren zur Obedienz gegen den heiligen Stuhl bewegen könnte und namentlich dann, wenn der Papst ihm auf den erblichen Titel eines „Kaisers von Konstantinopel", nachdem er sich dieses erobert habe, Hoffnungen machen würde.[4]) Ja er meint, es könnte der Fall eintreten, daß es schwer, ja überhaupt unmöglich werde, der moskowitischen Partei sich entgegenzustellen und etwas für den Kaiser zu tun.[5]) Uchanski, dem der Kaiser in religiösen Dingen ohnehin zu neutral war, und der daher nur mit Rücksicht auf den Papst bereit war, den Kaiser zu nominieren, konnte der Nuntius nur mit Mühe davon abhalten, daß er nicht bei der ersten Abstimmung neben dem Kaiser auch den Zaren nominierte.[6]) Als die Szlachta nun endlich die langersehnte Ankunft des moskowitischen Kuriers erfuhr, bereitete sie ihm einen so feierlichen Empfang wie keinem anderen Gesandten, um ihre Sympathien für den Zaren offen zu

[1]) Ibid. fol. 49.

[2]) Wierzbowski, Vincent Laureo, Nr. 79, S. 285.

[3]) Ibid. Nr. 69, S. 250 f.

[4]) Ibid. Nr. 71, S. 257.

[5]) Ibid. Nr. 71, S. 262.

[6]) Ibid. Nr. 77, S. 272, Nr. 78, S. 281 f.

dokumentieren. Man kann sich aber ihre Enttäuschung denken, als sie hörte, daß Bostanov ohne jeden Auftrag sei. Zwar zwang sie die Marschälle, den Kurier gleich wie die übrigen Gesandten zu behandeln, allein ihre Hoffnung auf den Zaren war getäuscht und sie genötigt, nach einem anderen Kandidaten Ausschau zu halten.[1]) So hatte sich der Zar durch die Umständlichkeit seiner Politik um jeden Erfolg gebracht. Nicht wenig Anteil an dieser seiner Niederlage hat aber vor allem die österreichische Partei unter den polnischen und litauischen Senatoren. Wäre es diesen nicht gelungen, Bostanov so lange von Warschau fernzuhalten, dann, als er endlich dort eingetroffen war, bis 19. Dezember dort festzuhalten und damit das Erscheinen Novosilcovs vor dem Reichstage zu verhindern, wer weiß, welchen Gang die Ereignisse genommen hätten. Gewiß hätten die Briefe, die Novosilcov abzugeben hatte, wie das persönliche Auftreten desselben vollauf genügt, die Wahl des Zaren zu sichern. Bostanov ist nun nicht nur Zeuge der zwiespältigen Wahl, sondern er wird auch nach dieser nicht nur von Vertretern der Szlachta, sondern auch von Magnaten wie Christoph Zborowski und sogar von Jan Chodkiewicz aufgefordert, der Zar möge sofort seine Gesandten schicken, denn weder Báthory noch der Kaiser, sondern nur er werde dann wirklich in den Besitz Polen-Litauens kommen.[2]) Ob nun auch dieses Angebot nicht mehr ernst zu nehmen war, denn die Führung der Szlachta war durch die Wahl des Kaisers unbestritten auf Jan Zamojski übergegangen, dem ein solcher Plan vollständig fern lag, Chodkiewicz aber hatte sich zwar, weil die kaiserlichen Gesandten ihn finanziell nicht zufriedenstellen konnten, vom Kaiser abgewandt, allein er stand schon damals durch seine Verwandtschaft mit dem Hause Zborowskis mehr im Lager Báthorys und verfolgte mit dieser Eröffnung nur den Zweck, den Zaren von Livland abzuhalten, so konnte es doch in Moskau seine Wirkung nicht verfehlen. Als daher Bostanov zurückgekehrt war und seinen Bericht erstattet hatte, beauftragte der Zar Novosilcov, sofort nach Polen-

---

[1]) Ibid. Nr. 79, S. 285, Novodvorskij, Der Kampf um Livland, S. 28.

[2]) Moskauer Hauptarchiv d. Min. d. Äuß., Polnische Gesandtschaftsbücher (Статейный списокъ польскаго двора Nr. 10, fol. 98—103.).

Litauen zu reisen und sich dort seiner Verpflichtungen zu entledigen. Daß aber der Zar gerade in dem Augenblicke die Reise nach Možaisk antritt, nachdem er Bostanov gehört hatte, zeigt deutlich, daß es ihm vor der Audienz und den Verhandlungen mit den kaiserlichen Gesandten daran lag, Genaueres über die Vorgänge in Polen-Litauen zu erfahren, d. h. die Rückkehr Bostanovs abzuwarten.[1])

Es ist klar, daß der Bericht Bostanovs für die Mission Kobenzls und Printzens von keinem günstigen Einflusse sein konnte. Nach der ersten Audienz werden sie zwar vom Zaren zur Tafel geladen[2]) und mit aller Auszeichnung behandelt, allein in den Verhandlungen zeigte es sich, daß der Zar nicht gesonnen sei, seine einmal gefaßten Pläne zu Gunsten des Kaisers abzuändern. Zwar hatte Kobenzl von der Erlaubnis, dem Zaren das kaiserliche Verlangen mundgerecht zu machen, in etwas ausgiebiger Weise Gebrauch gemacht. Mit dem Aufgebote aller Beredsamkeit suchte er Ivan zum Verzichte auf Livland und zur Empfehlung des Erzherzogs Ernst zu bewegen; ja er verspricht ihm sogar die europäische Türkei mit dem Kaisertitel, denn, wenn Erzherzog Ernst in Polen-Litauen zur Herrschaft komme, dann werde dieser, der Kaiser, der Papst, der König von

[1]) Bostanov hat spätestens am 15. Jänner seinen Bericht erstattet, denn am 16. ergeht schon die Weisung an Novosilcov. Ibid. fol. 110.

[2]) Audienz wie Tafel werden im Detail in der Finalrelation, die sogar einen Sitzplan der letzteren enthält, geschildert. Von Interesse ist das Urteil Kobenzls über den Zaren, der ihn in seinem Äußern an den Kardinal Delfino erinnert. „Ist also wie er (nämlich Delfinn)im thuen und reden jovialisch und lässt ime allenthalben, wie zu vermerkhen gewest, gern wollbescheben. In summa, er hat das ansehen, das er ain hochweiser khopf sey, tranßformiert sich in alle gestalten, wie wir dann gesehen, das er gegen etlichen lauter sueß und honig, gegen etlichen aber, die ime etwa nit bald verstannden, wen er inen was bevelhen wellen, lauter gall und bitterkhait geredt hat, also das ime ains und das andere aus den augen geschinen. Die reputation und maiestät erhelt er zum ansehenlichsten. Und ist schließlich von natur allenthalben dermassen begabt, das er unter vill hundert paurn, da er schon inen gleich geklaidet wäre, von meniglich für ain grossen erleuchten herrn erkhent und gehalten würde“ (fol. 35'). (Vergl. auch Adelung, Übersicht der Reisenden in Rußland 1, S. 304 f. Es ist Kobenzl der Verfasser der Relation, Printz hat natürlich bei der Abfassung mitgewirkt, daher sind die Ausführungen Adelungs richtig zu stellen. Printz war nur 1576 gemeinsam mit Kobenzl in Moskau und nicht, wie Adelung meint, auch 1578 allein. Ibid. 1, S. 295.)

Spanien und andere christliche Fürsten mit dem Zaren eine große Liga schließen, die Türken zu Wasser und zu Lande angreifen, die dann in kurzem aus Europa nach Asien zurückgeworfen werden, Kaiser und Papst aber werden dann dem Zaren das alte oströmische Reich übertragen und ihn zum Kaiser desselben erheben. Was bedeuten — meint Kobenzl dem Zaren gegenüber — die paar Städte in Livland und Litauen gegen das orientalische Kaiserreich.[1]) Allein, wenn auch die Aussicht eines Bündnisses mit Kaiser, Papst und König von Spanien, den Ehrgeiz des Zaren reizte und er darauf immer wieder zurückkam, das Erscheinen von Gesandten aller dieser Mächte in Moskau zu urgieren, so ließ er sich doch nicht bewegen, deshalb Konzessionen zu machen. Von Livland will er überhaupt nichts wissen, dies sei von seinen Ahnen her Rußland tributpflichtig gewesen; der Kaiser möge ihm daher seine Freundschaft vor allem dadurch beweisen, daß er sich in die livländische Frage nicht einmische. Ja er führt sogar seine Verpflichtungen aus dem Vertrage mit „König“ Magnus von Livland ins Treffen, die ihn angeblich hindern, irgend etwas in Livland jemandem andern abzutreten, trotzdem es offenkundig war, daß diese tragikomische Figur eines Königs, dem es sogar oft an dem nötigen Lebensunter-

[1]) Kobenzl entschuldigt sich in der Finalrelation, daß er hier zu weit gegangen sei und „dem großfürsten des orientischen reichs verwehnung gethan“. Er habe das aber nur „opinative und nicht affirmative oder asseveranter“ und nur aus eigenem Antriebe und nicht auf Instruktion des Kaisers hin getan. Der Kaiser habe ihnen ja in ihrer Instruktion eine gewisse Freiheit eingeräumt. „Nun ist diese exageration sonnder zweifel von dem großfürsten mit solichem lust und nachgedennckhen aufgenommen worden, das er in der hoffnung, die ich ime, wie die Walchen sagen, in aere mit solichem anzuge gemacht, hindangesezt seiner selbs aigen gegenwürttigen wolfart, nit allain Pollen und Littauen soviel an ime Eurer Maiestät bewilliget und gelassen, sonndern für sich selbs auf die verain oder confederation mit der Bäpstlichen Heiligkeit, der Khün. Maiestät zu Hispanien und anndern christenliche potentaten geganngen.“ (Fol. 50.) Freilich urteilt Kobenzl über die Wirkung seines Versprechens zu optimistisch. Aber es war wichtig festzustellen, daß er hier nicht im kaiserlichen Auftrage gehandelt hat. Somit sind alle Schlüsse falsch, die von russischen Forschern bisher, namentlich bei Behandlung der Balkanfrage, aus diesem angeblichen Angebote des Kaisers, dessen Wert man ja nicht beurteilen konnte, gezogen wurden. Vergl. z. B. Djakonov, „Die Gewalt der Moskauer Herrscher,“ S. 82 (russ.).

halte für sich und seine Frau gebrach, in Livland vollständig rechtlos war. Entgegen ihrer Instruktion geben es Kobenzl und Printz auf, die Restitution Livlands zu verlangen, damit sie dadurch den zweiten Teil ihrer Mission, die Wahl Ernsts betreffend, nicht gefährden; sie verlangen nur, daß der Zar in Livland Frieden halte, bis die schon längst versprochene Reichsgesandtschaft eintreffe. Beim Zaren aber mußte dieses Zurückweichen den Eindruck erwecken, daß der Kaiser nicht willens sei, hartnäckig auf seinen Rechten zu beharren, und ihn in seinen Plänen Livland gegenüber bestärken. In einem Punkte hätte er zwar auch in der livländischen Frage gern die Intervention des Kaisers gesehen; der Kaiser sollte ihm den König von Schweden, an dessen Waffengewalt bisher jeder russische Angriff zerschellt war und der jeden für den Zaren annehmbaren Frieden schroff zurückwies, vom Halse schaffen. Bezüglich der Wahl Ernsts aber beharrt der Zar darauf, daß in Polen Ernst, in Litauen aber, zu dem auch Livland und Kurland geschlagen werden sollte, sein Sohn Feodor erwählt werde. Er deutet ihnen an, er habe vor kurzem — gemeint ist damit der Bericht Bostanovs — Nachricht erhalten, daß die Wahl nur zwischen ihm und Báthory schwanke, daß er daher schon genug Entgegenkommen zeige, wenn er auf Polen verzichte. Kobenzl und Printz aber erfahren mit keinem Worte von der in Warschau bereits erfolgten Wahl des Kaisers. Der Zar scheint die Wahl des Kaisers nach der Schilderung, die ihm Bostanov davon machte, überhaupt als gar nicht geschehen betrachtet zu haben. Nur wenn Litauen sich von Polen nicht trennen wolle, dann soll auch Litauen den Erzherzog Ernst wählen, das ist alles, wozu er sich versteht. Doch macht er gleich Andeutungen, daß er in diesem Falle nicht nur Livland, sondern auch Kiev und andere Orte abgetreten zu sehen wünsche, und fragt gleich, ob sie diesbezüglich irgendwelche Vollmachten haben. Das schon ein Jahrhundert alte Bestreben der Moskauer Fürsten, die russischen Teile Litauens mit Rußland zu vereinen, sollte also jetzt unbedingt realisiert werden, das war für den Zaren eine conditio sine qua non. Und unverantwortlicherweise, nur um den Zaren bei guter Laune zu erhalten, antworten die kaiserlichen Gesandten,

der Kaiser wisse, daß Kiev das „Erbland" des Zaren sei und werde dies und die zugehörigen Gebiete nach der Wahl seines Sohnes aus brüderlicher Liebe abtreten. Aber trotz dieser schwächlichen Nachgiebigkeit und der strikten Erklärung Kobenzls und Printzens, daß Litauen sich niemals von Polen trennen werde, wie dem Hinweise darauf, daß der Zar damit den Feinden des Kaisers, dem Sultan, dem Könige von Frankreich und dem Wojwoden von Siebenbürgen, in die Hände arbeite, weil diese dann in Polen-Litauens Besitz kommen werden, der Kaiser also und der Zar ein Bündnis schließen müßten, läßt sich der Zar von seinem Entschlusse der Teilung des Reiches unter Ernst und Feodor nicht abbringen. Und dies umsoweniger, als die Gesandten ja keinen Auftrag hatten, irgendwelche bindende Zusagen abzugeben oder Verpflichtungen einzugehen, was sie dem Zaren offen erklären. Aber für den Fall, daß die Polen und Litauer weder des Kaisers Sohn noch den Zaren wollen, will er, daß er und der Kaiser sich vereinigen, um Polen-Litauen mit Gewalt in ihren Besitz zu bringen und eine Herrschaft Báthorys, des Sultans Vasallen, zu verhindern. Zu einem solchen Bündnisse wäre man russischerseits in Možaisk sofort bereit gewesen, allein Kobenzl und Printz erklären sich nicht für bevollmächtigt. So drängt man in sie, der Kaiser möge zum Abschlusse desselben sofort seine bevollmächtigten Gesandten schicken, wie auch Vertreter der Mächte, die mit ihm in einem Bündnisse stehen und mit dem Zaren gleichfalls sich verbinden wollen. Der Zar läßt sich dabei nicht nehmen, eine kleine Bosheit an die Adresse des Kaisers zu richten, wenn er sagt, er werde an dem Bündnisse festhalten, aber es möge nicht der Fall eintreten wie mit König Ludwig, den man trotz der Bündnisse im Kampfe gegen die Türken allein zugrunde gehen ließ. Dem Vorschlage Kobenzls entsprechend wird er allein nach Litauen entlassen, Printz aber soll die russischen Gesandten, die der Zar an den Kaiser schickt, durch Livland in das Reich führen. So verlassen Kobenzl und Printz am 29. Jänner Možaisk; der erstere eilt nach Litauen, der letztere wird nach Dorpat geführt, um dort die russischen Gesandten zu erwarten.[1])

[1]) Finalrelation fol. 37—45, Denkmäler 1, S. 518—567.

Getreu seinem Versprechen, schickte der Zar schon am nächsten Tage nach der Abreise der Gesandten die Schreiben an die polnischen und litauischen Senatoren. Während er die ersteren ermahnt, unbedingt den Erzherzog Ernst zu wählen, und ihnen in diesem Falle ein enges Bündnis zwischen ihm, Ernst und dem Kaiser in Aussicht stellt, fordert er die letzteren auf, ihn oder seinen Sohn zum Großfürsten von Litauen zu wählen, wobei er ihnen verspricht, ihre Freiheiten und Privilegien zu bestätigen und zu diesem Zwecke zur näheren Vereinbarung der Bedingungen sofort bevollmächtigte Gesandte zu schicken; vorläufig mögen sie durch Novosilcov, den sie sofort nach Hause entlassen sollen, ihm ihre Willensmeinung wissen lassen. Wenn sie aber nicht getrennt von Polen unter dem Zepter des Zaren oder seines Sohnes sein, sondern die Union aufrecht erhalten wollen, dann mögen auch sie den Erzherzog Ernst wählen. Beide aber warnt der Zar davor, jemanden aus den Händen der Türken zu ihrem Herrscher anzunehmen und macht sie im vorhinein für die Folgen des daraus entstehenden Blutvergießens verantwortlich.[1]) Es könnten sich vielleicht Bedenken regen, ob der Zar nach dem Berichte Bostanovs und der Mission Novosilcovs es mit dieser Empfehlung des Erzherzogs ernst meinte. Allein sie sind unbegründet. Der Zar mußte Litauen allein zu erwerben trachten; konnte er doch hoffen, dasselbe bei dem großen Prozentsatze Stammes- und Glaubensverwandter in der dortigen Bevölkerung leichter mit Rußland verschmelzen zu können. Auch erinnert er in dem Schreiben die litauischen Senatoren daran, daß er schon Haraburda seinerzeit gesagt habe, es wäre ihm lieber in Litauen allein gewählt zu werden. Eine Erwerbung Polens mochte ihm vor allem wegen der Machtlosigkeit der königlichen Gewalt wenig vorteilhaft erschienen sein; äußerte er sich doch später mehr als einmal in seinem Streite mit Báthory voll Hohn darüber.

Während Kobenzl und Printz noch auf russischem Boden weilten, hatte sich auf dem Wahlfelde bei Warschau das Schicksal Polens entschieden. Wir hörten schon, welch

[1]) Denkmäler 1, S. 574—584.

schwere Schlappe der Stężycaer Reichstag für die österreichische Sache bedeutete. Und Dudith gelang es ungeachtet aller Bemühungen in der Zwischenzeit nicht, irgend jemanden von den Häuptern der Stężycaer Opposition für die Sache Österreichs zu gewinnen. Auf den Landtagen, welche nach dem Stężycaer Reichstage zusammentraten und dem Wahlreichstag zu präludieren hatten, herrschte eine erregte Stimmung gegen Österreich. Einige Landtage waren sogar für den Beschluß, das Haus Habsburg überhaupt von der Wahl auszuschließen. Die Szlachta, die bereit war, alles anzuwenden, um die Wahl eines Habsburgers zu hintertreiben, kommt nun stark bewaffnet zum Reichstage. Dazu war durch den nach dem Schlusse des Reichstages von Stężyca erfolgten fürchterlich verheerenden Tartareneinfall die Furcht vor den Türken maßlos gestiegen, ein Umstand, der sich natürlich auch gegen die Habsburger äußern mußte.[1]) Es war ein Glück für die habsburgische Sache, daß sich die Gegenpartei auf keinen Kandidaten einigen konnte. Aber die Szlachta war in großen Massen erschienen, während der Kaiser es verschmäht hatte, dem Beispiele Montlucs und dem Rate des Nuntius Laureo zu folgen und den masowischen Adel bewaffnet auf das Wahlfeld zu führen.[2]) Die litauischen Senatoren kamen nur in geringer Begleitung, weil sie fürchteten, daß die litauische Szlachta sich für den Zaren erklärte.[3]) So war also die kaiserliche Partei im Gegensatze zum Stężycaer Reichstage numerisch bedeutend schwächer und dem Terrorismus der Szlachta schutzlos ausgeliefert. Da der Zar, dessen sehnlichst erwarteter Kurier ohne Aufträge gekommen war, die Hoffnungen der Szlachta getäuscht hatte, gewann der „Piast" wieder die Oberhand und namentlich Zamojski, den nicht weniger als sechs Landtage als ihren Vertreter an den Reichstag gesandt hatten, trat für einen „Piasten" ein. Allein weder Kostka noch Tęczynski wollten von der Krone etwas wissen.[4]) Rosenberg aber war schon längst abgetan; hatte er doch keine Lust gehabt, vor

[1]) Zakrzewski, Po ucieczce Henryka, S. 388 f., 410 ff.

[2]) Wierzkowski, V. Laureo, Nr. 98, S. 365.

[3]) Ibid. Nr. 77, S. 276.

[4]) Zakrzewski, Po ucieczce Henryka, S. 418—423.

seiner Wahl den Geldhunger der Zborowski zu befriedigen. Auch war nach der bereits erfolgten „Annahme“ Rudolfs zum böhmischen Könige, wozu er, wie er beweglich klagt, selbst die Hand bieten mußte, um das Mißtrauen des Kaisers zu zerstreuen, sein Wert bedeutend gesunken.[1]) Piast und Kaiser waren die Kampfrufe der beiden Parteien; neben diesen nahmen Erzherzog Ferdinand, Herzog Alfons von Ferrara, König Johann von Schweden und Stephan Báthory nur eine untergeordnete Stellung ein. Mit Ausnahme einiger weniger Senatoren war der Senat in seiner Gesamtheit, ebenso auch die Preußen und Litauer österreichisch gesinnt. Allein die Szlachta hindert den Erzbischof, den Kaiser zu nominieren. Da die österreichische Partei gegenüber den bewaffneten Massen der Szlachta zu schwach ist, verläßt sie unter Protest das Walfeld; der Primas aber nominiert am 12. Dezember den Kaiser zum Könige Polens.[2]) Die Szlachta ist über diesen Schritt außer sich; Abgesandte derselben bieten jetzt den Gesandten Erzherzog Ferdinands die Krone an, welche diese begreiflicherweise ausschlagen.[3]) Nun kam es innerhalb der Gegenpartei zum Kompromiß; von einem Piasten konnte natürlich keine Rede mehr sein, denn wo sollte derselbe die Mittel zu einem erfolgreichen Widerstande gegen den Kaiser hernehmen? Zamojski und Tęczynski sind nämlich für die Wahl Annas unter der Bedingung, daß sie keinen

[1]) Wierzbowski, Materialien zur Geschichte der poln. Thronkandidatur Wilhelms von Rosenberg, Warschauer Universitätsnachrichten, 1888, 1, Beilage 23, S. 62 (russ.). Derselbe, Zwei Kandidaturen, ibid. 1889, 1, S. 134 (russ.). Huber (Öst. Gesch. 4, S. 240 ff.) weiß nichts von der durch Wierzbowski aufgestellten Behauptung, daß Rosenberg durch seine Autorität die Opposition am böhmischen Landtage zur Wahl Rudolfs bewogen habe. Nach Hubers Darstellung hatte der Kaiser die Protestanten, welche vom Oberstlandrichter Bohuslav Felix von Lobkowitz geführt wurden, zum Aufgeben ihrer religiösen Forderungen bewogen, worauf die „Annahme und Ausrufung“ Rudolfs zum böhmischen Könige ohne jede weitere Schwierigkeit erfolgte.

[2]) Zakrzewski, Po ucieczce Henryka, S. 424 f.

[3]) Wierzbowski, Materialien zur Geschichte der Kandidatur des Erzherzogs Ferdinand, Warschauer Universitätsnachrichten 1888, 5, Beilage 81, S. 267 (russ.). Die Kandidatur Erzherzog Ferdinands hat von Wierzbowski nicht dieselbe wohlwollende Darstellung erfahren wie die Rosenbergs. Licht und Schatten ist hier ziemlich willkürlich verteilt. Vergl. über die Kandidatur Erzherzog Ferdinands auch Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, 2, S. 243—262.

Habsburger heirate. Peter Zborowski aber ist für Stephan Báthory, der durch die Aufnahme des gebannten Samuel in engere Beziehung zur Familie Zborowski getreten war und durch deren Hilfe nicht wenige Anhänger in Polen sich erworben hatte. Beide Parteien innerhalb der Szlachta einigen sich nun dahin, Báthory zu wählen, aber unter der Bedingung, daß er Anna heirate. Die männertolle alte Jungfrau, deren Verstand schwach, deren Wille aber noch schwächer war, hatten die Habsburger zu sehr vernachlässigt. Es ist verständlich, daß der Kaiser davor zurückscheute, mit der über die Fünfzig zählenden Prinzessin seinen jugendlichen Sohn zu verheiraten, und dazu nur im äußersten Falle bereit war. Sie war aber die reiche Erbin der jagiellonischen Familiengüter, die namentlich in Litauen einen großen Komplex des Gesamtareals ausmachten, aber auch in Polen sehr zahlreich waren, hatte doch Königin Bona mit ihrer Mitgift eine große Anzahl verpfändeter Krongüter zurückgekauft; auch war Anna die Erbin der reichen Hinterlassenschaft des letzten Königs an Mobilien und Kleinodien. Der Staatsschatz war aber nicht nur leer, also keine Möglichkeit diese Forderungen abzulösen, an denen übrigens auch Katharina von Schweden, die Schwester Annas, partizipierte, sondern der letzte König hatte auch eine ziemliche Anzahl von Schulden hinterlassen, von denen man nicht wußte, ob es seine Privatschulden oder Staatsschulden seien. So ist es begreiflich, wenn die immer noch latenten Sympathien für das jagiellonische Blut durch das materielle Interesse eine bedeutende Stärkung erfuhren. Nun hatte ihr zwar auch die österreichische Partei im Falle der Wahl des Kaisers die Ehe mit Erzherzog Ernst zugesagt, allein das von Heinrich nicht eingehaltene Eheversprechen Montlucs hatte sie gelehrt vorsichtiger zu sein. Auch wollte sie lieber Königin als Schwiegertochter eines Königs sein. So schlägt sie in den Antrag der Gegenpartei sofort ein. Stephan Báthory von Somlyó, der Nachfolger Johann Sigismund Zápolyas als Wojwode von Siebenbürgen, für den Heinrichs Flucht eine Niederlage bedeutete, — hatte er doch an ihm wie dem französischen Hofe eventuell durch eine Heirat eine Stütze gegen den Kaiser gesucht — hatte gleich

beschlossen, sich energisch um die polnische Krone zu bewerben, um nicht das ihm feindliche habsburgische Haus noch mächtiger werden zu lassen. Allein eine Zeit lang war die Lage für ihn sehr kritisch, da der vom Kaiser bisher immer moralisch unterstützte Nebenbuhler Békes nun zum Sultan geflohen war und dort gegen ihn arbeitete. In dieser Zeit der Besorgnis schickt Báthory sogar einen Vertrauten nach Polen und rät zur Wahl des Zaren, in welchem Falle er mit dem Wojwoden der Moldau und Walachei 100.000 Reiter zum gemeinsamen Kampfe gegen die Türken zu stellen bereit ist. Da gelingt es ihm durch einen glänzenden Sieg bei Szént Pál am 10. Juli 1575, sich seinen Gegner vom Halse zu schaffen. Das lenkte die Blicke der Szlachta auf ihn. Die nach dem Siege durchgeführte Konfiskation der Güter seiner Gegner gab ihm aber auch die Mittel, die hohen finanziellen Anforderungen seiner Förderer zu befriedigen. Er, der kriegserprobte Feldherr, der noch dazu die Unterstützung des Sultans genoß, konnte dem Kaiser Widerpart halten. Und Zamojski und seine Partei verstehen auch rasch zu handeln. Sie berufen für den 18. Jänner einen neuen Reichstag nach Jędrzejowa, der über die zwiespältige Wahl nach Befragung der Landtage endgültig entscheiden sollte. Diese Entschlossenheit der Szlachta bringt gleich anfangs Verwirrung in die Reihen der kaiserlichen Partei; Krasiński, der Bischof von Krakau, Kostka, der Palatin von Sandomir, und Jan Chodkiewicz verlassen die kaiserliche Partei. Der Kaiser aber schickt merkwürdigerweise Rosenberg zum Reichstage nach Jędrzejowa, um die Gegenpartei zum Aufgeben des Widerstandes zu bewegen, natürlich vergebens. Tausend Reiter hätten nach Ansicht des Nuntius genügt, um die Abhaltung dieses Reichstages zu verhindern. So aber versteigt sich Rosenberg zu der Behauptung, der Kaiser hätte sich eines andern besonnen, wenn er gesehen hätte, welche Prälaten und Palatine und welch große Masse der Szlachta in Jędrzejowa versammelt sei. Nach der Mitteilung des Nuntius aber war von den Prälaten dort nur der alte Intrigant Karnkowski von Cujavien, von den Palatinen Kostka, Peter Zborowski und Tęczynski, vom Adel aber hauptsächlich das Palatinat Sandomir, Krakau und

einige russische Adelige anwesend.[1]) Bei diesem Auftreten des kaiserlichen Diplomaten kann es niemanden wundernehmen, wenn der Reichstag zu Jędrzejowa am 1. Februar die Bestätigung der Wahl Báthorys beschließt und alle Vorbereitungen zu seiner und Annas Krönung und Eheschließung trifft.[2])

Das war also die Situation, als Kobenzl aus Rußland nach Litauen zurückkehrte. Die Schreiben, welche die kaiserlichen Gesandten in Polen wenige Tage nach der Wahl des Kaisers an den Zaren und an sie richteten, worin sie von der Doppelwahl Mitteilung machten, den Zaren Frieden zu halten baten und ersuchten, er möge an die Polen und Litauer schreiben, daß er mit der Wahl des Kaisers zufrieden sei, ebenso die Gegenpartei, falls sie zu ihm schicke, abweisen,[3]) scheinen nicht an ihre Bestimmung gelangt zu sein. Kobenzls optimistische Auffassung von der Freundschaft und Opferwilligkeit des Zaren teilt sich nun auch den litauischen Senatoren mit, als er ihnen dazu noch die Kopien der Schreiben des Zaren an sie und die polnischen Senatoren übergibt. Aber alle raten sie dem Kaiser zu größter Eile, damit er Báthory zuvorkomme. Am 6. Februar war Kobenzl nach Wilna gekommen, am 16. tritt er die Weiterreise an. Schon am zweiten Tage nach seiner Abreise erhält er vom Hofmarschall Radziwiłł eine wenig erfreuliche Nachricht von der Ankunft Novosilcovs mit der uns schon bekannten Mission, die natürlich, weil vor den Verhandlungen mit Kobenzl und Printz beschlossen, im direkten Gegensatze zu den Schreiben des Zaren und Kobenzls mündlichem Bericht stand. Wir hörten schon, daß der Zar Novosilcov am 16. Jänner den Befehl erteilte, sofort nach Litauen zu reisen. Allein getreu dem Verschleppungssysteme, wie es von den litauischen Senatoren den russischen Gesandten gegenüber geübt wurde, wird Novosilcov erst am 12. Februar nach Wilna

[1]) Zakrzewski, S. 304—311, 402—407, 426—438, Wierzbowski, V. Laureo, Nr. 97, S. 356. Vergl. auch Huber, 4, S. 268 ff., der für Báthorys Wahl die ungarischen Quellen benützt hat.

[2]) Szujski, Dzieje Polski, 3, S. 42 f.

[3]) Wierzbowski, Die Gesandtschaft Johann Kobenzls l. c. 1896, VIII. Beilage 20, 21, S. 51 ff.

geführt und am 14. von den Ständen empfangen. So kam es, daß er seine Mission nach Kobenzl verrichtete und es den Anschein erwecken mußte, daß der Zar ein Doppelspiel treibe. Senatoren und Szlachta machen Novosilcov natürlich offen und im geheimen die größten Versprechungen bezüglich der Wahl des Zaren, die nur zum Teile wirklich ernst gemeint waren. Namentlich Chodkiewicz, von dem auch Kobenzl bemerkt, daß man sich auf ihn wenig verlassen dürfe, wurde nicht müde, Novosilcov zu versichern, daß der Kaiser zu alt und krank sei, Báthory aber als Vasall des Sultans von ihnen niemals anerkannt würde, trotzdem er schon längst von dem Siebenbürger Geld genommen hatte.[1])

Von Wilna eilte Kobenzl über Königsberg und Danzig, in welch letzterer Stadt er den Vertrauensmännern des Rates den Erfolg seiner Mission mitteilte, nach Wien, wo er am 13. März eintrifft. Seine optimistische Schilderung von dem Erfolge seiner Mission war wahrscheinlich von keinem geringen Einfluß auf des Kaisers Entschluß, den er am 23. März ausführte. An diesem Tage legte nämlich der Kaiser in der Augustinerkirche zu Wien in die Hände der polnischen Gesandten den Eid auf die polnische Verfassung ab, nachdem er dieselben mehr als zwei Monate darauf hatte warten lassen. Es war ein gewagter Schritt. Mit Recht hatte Erzherzog Karl davon abgeraten, denn wo sollte der Kaiser und das Haus die Mittel zum Kampfe gegen die Türken, Báthory und die polnische Szlachta hernehmen; dazu waren die Bedingungen mit den „Articuli Henriciani“ und der Verpflichtung, in Polen dauernden Aufenthalt zu nehmen, direkt unerträglich.[2]) Erzherzog Ferdinand aber empfahl, den Rat der Kurfürsten auf dem bevorstehenden Reichstage einzuholen.[3]) Der Kaiser aber tat auch nach der Annahme der Wahl nichts, um seinen Gegner, den er vergebens auf diplomatischem Wege zum Verzichte zu bewegen gesucht hatte, entgegenzutreten oder zuvorzukommen. Nur an den

[1]) Finalrelation fol. 46—56. Статейный списокъ польскаго двора Nr. 10. fol. 140—165.

[2]) Erzherzog Karl an den Kaiser, Graz, 1576, Februar 4. Konz., W. St. A., Polonica.

[3]) Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, 2, S. 262.

Zaren schrieb er unter dem 8. April und teilte ihm seine Wahl und die Bemühungen der Gegenpartei mit, wobei er die Hoffnung ausspricht, der Zar werde jetzt nicht nur Polen-Litauen und Livland Frieden gewähren, sondern auch ihn dann, wenn er Gewalt anwenden müsse, um zu seinem Rechte zu kommen, mit den Waffen unterstützen, da Báthory ja ein Vasall des Sultans sei und sich verpflichtet habe, den Türken freien Durchzug durch sein Reich zu gewähren, wenn sie den Zaren bekriegen wollen.[1]) Das war aber auch alles, was der Kaiser tat. Das rätselhafte Verhalten des Kaisers ist nur zu erklären durch sein körperliches Befinden; er war schon kränker als seine Umgebung ahnte und die Krankheit lähmte seine Energie. Seine Anhänger aber in Polen-Litauen brachte er durch diese Apathie in helle Verzweiflung. Es ist begreiflich, daß diese sich angesichts der rührigen Arbeit der Gegenpartei wie auf glühende Kohlen gebettet fühlen mußten. Auch hatte das Schreiben des Zaren an die polnischen Senatoren und überhaupt die Mission Kobenzls bei der kaiserlichen Partei in Polen statt Freude tiefes Mißtrauen ausgelöst. Der Primas und die Senatoren glaubten sogar, daß die Zögerung des Kaisers, die Pacta conventa zu beschwören, damit zusammenhänge, daß der Kaiser beabsichtige, im Bunde mit dem Zaren, dem er Litauen oder Livland mit Preußen abtreten werde, sich Polens mit Gewalt zu bemächtigen, um die Pacta conventa zu umgehen. So war der Erfolg von Kobenzls Mission in Polen der, daß die Freunde mißtrauisch, die Feinde obstinater wurden.[2]) Auch der Nuntius war über die Haltung des Kaisers nicht wenig empört, der nach seiner Meinung nur durch die Autorität des päpstlichen Stuhles die Krone gewonnen habe und diese nun unbedingt und zum Schaden der katholischen Kirche verlieren wolle.[3]) Der Kaiser aber ließ sich in seiner Ruhe nicht beirren und wartete ruhig das Ergebnis des Reichstages und die Ankunft der bereits durch Kobenzl angekündigten russischen Gesandten ab.

[1]) Wierzbowski, Die Gesandtschaft Joh. Kobenzls, 1896, VIII, Beilage 23, S. 56 ff.

[2]) Derselbe, V. Laureo, Nr. 98, S. 366.

[3]) Ibid., Nr. 98, S. 363.

Inzwischen war Luka Novosilcov am 4. März zum Primas Uchanski nach Łowicz gekommen, wo die österreichische Partei versammelt war. Wir sahen schon, daß der Erzbischof bereits früher mit seinen Sympathien mehr auf Seite des Zaren als des Kaisers stand und gewillt war, denselben neben dem Kaiser dem Reichstage vorzuschlagen. Jetzt aber, da der Kaiser nichts tat, um seine Anhänger zu schützen, betrachtete der Primas das Erscheinen der russischen Gesandten wie eine Sendung des heiligen Geistes. Das Schreiben des Zaren aber löste in seinem Herzen erst recht innige Freude aus. Er spricht jetzt nicht mehr von der Obedienz des Zaren gegen den heiligen Stuhl, er ist zufrieden, wenn der Zar die polnischen Freiheiten bestätige und den Schutz der katholischen Religion verspreche. Die Hoffnung, daß vielleicht weder der Kaiser noch Báthory in Polen erscheinen und dann beide Parteien den Zaren wählen können, erfüllt ihn so vollständig, daß er, im Gegensatze zu der litauischen Verschleppung, Novosilcov schon am 11. März mit einem Geleitsbriefe entläßt, damit der Zar zu dem Warschauer Tage, den der Primas als Gegengewicht gegen die Versammlung von Jędrzejowa für den 9. April angesagt hatte, seine Gesandten schicken könne. Allein die Litauer halten Novosilcov -- wohl um ihm ihre Sympathien für den Zaren gründlicher darlegen zu können (!) -- wieder bis zum 6. April in Wilna auf, so daß er erst am 20. April nach Moskau zurückkehrt.[1])

Die kaiserlichen Gesandten, die zum Warschauer Tage erschienen waren, — es waren dies Ladislaus Poppel von Lobkowitz, Friedrich von Zierotin und Hans Kobenzl — pochen nicht wenig auf die Unterstützung des Zaren, die dem Kaiser alle Schwierigkeiten wegräumen werde. Der Optimismus Kobenzls mochte auch hier wieder seine Wirkung üben. Der Nuntius will sogar von Poppel verstanden haben, daß

[1] Статейный списокъ польскаго двора Nr. 10, fol. 166—191 passim. Wierzbowski, V. Laureo, Nr. 100, S. 378. Selbst der Nuntius meint, daß Erzherzog Ernst, wenn es in Polen jetzt zur Neuwahl käme, so gut wie keine Aussicht hätte, durchzudringen, sondern daß alles für den Zaren stimmen würde, dessen letzter Kurier einen so vortrefflichen Eindruck geübt habe. Er nennt Novosilcov „persona molto gentile e modesta, s'è in gran parte guadagnati gli animi dei lituani e dei polacchi". Ibid. Nr. 103, S. 388.

der Kaiser, um Polen gegen Báthory und die Türken zu halten, nicht nur Livland dem Zaren abtreten und seine Tochter, die verwitwete Königin von Frankreich, dem Sohne des Zaren vermählen, sondern im äußersten Falle auch Litauen ausliefern wolle.[1]) Möglich ist es, daß die Gesandten so freigebig waren, möglich ist es auch, daß der Nuntius ihnen hier Ansichten unterschob, die sie nicht hatten, sicher aber ist es, daß der Kaiser nicht gesonnen war, nicht einmal Livland, geschweige denn Litauen dem Zaren für seine Unterstützung zu überlassen.

Der Regensburger Reichstag, auf den der Kaiser bezüglich der Subsidien zum Türkenkriege wie der Unterstützung zur Erwerbung der polnischen Krone so große Hoffnungen setzte, war zusammengetreten. In einem besonderen Schreiben an den versammelten Reichstag hatte der Kaiser den Erfolg der Mission Kobenzls den Ständen mitgeteilt und die Ankunft der russischen Gesandten zum Reichstage angekündigt. Mit Spannung sah man dem Eintreffen derselben entgegen, es dauerte aber lange, ehe dieselben erschienen. Zwar hatte der Zar gleich nach der Abreise Kobenzls und Printzens Vorbereitungen zur Abfertigung

[1]) Wierzbowski, V. Laureo, Nr. 109, S. 414. Von Łowicz aus richtete Kobenzl jenes Schreiben an Draskovich, den Erzbischof von Kálocsa, das ein begeistertes Loblied auf die Macht, Frömmigkeit und Staatsklugheit des Zaren, seine Freundschaft für den Kaiser und den Reichtum seines Landes ist. Die Ähnlichkeit des äußeren Kultus der orientalischen und katholischen Kirche und der Wert, den beide Kirchen im Gegensatze zu dem Kobenzl als gläubigen Katholiken verhaßten Protestantismus auf diesen liturgischen Formalismus setzen, ließ Kobenzl die tiefen Gegensätze zwischen den beiden Kirchen und den von den Griechen ererbten Haß gegen die Lateiner unterschätzen und glauben, daß eine Einigkeit beider Kirchen mit Leichtigkeit zu bewerkstelligen wäre. Diese seine Beobachtungen und Anschauungen, die er in seinem Schlußberichte mit Rücksicht auf den vielbeschäftigten Kaiser, wie er selbst dort sagt, nicht anbringen wollte, legt er nun in diesem Schreiben nieder. (Abgedruckt bei Wichmann, Sammlung bisher noch ungedruckter kleiner Schriften zur älteren Geschichte und Kenntnis des russischen Reiches, 1, Berlin, 1820, S. 3 ff. Die Jahreszahl 1577 dort ist falsch.) Dieses Schreiben fand eine ungeheure Verbreitung und scheint in Kopien nach ganz Westeuropa gegangen zu sein. Die Hoffnungen, die es auf eine Mithilfe des Zaren im Kampfe gegen die unerträgliche Tyrannei des Halbmonds wie namentlich auf eine Vereinigung der beiden Kirchen, wodurch, wie Kobenzl meint, viel mehr Gläubige der katholischen Kirche zugeführt würden, als sie durch den Protestantismus ver-

seiner Gesandten getroffen, allein die Ankunft Stradomskis und Narbutts, welche die kaiserliche Partei nach der Doppelwahl an den Zaren gesandt hatte, um ihm die Wahl des Kaisers anzuzeigen und ihn zu ersuchen, mit Rücksicht darauf gegen Polen-Litauen und Livland nichts Feindseliges zu unternehmen, verzögerte die Abfertigung Sugorskis und Arcybaševs. Der Zar war darüber aber wenig erbaut, daß sie den Kaiser selbst gewählt haben, was er ihnen, wie er sich ausdrückt, niemals befohlen habe. Er verweist die Senatoren einfach auf seine Schreiben, die er nach der Vereinbarung mit Kobenzl und Printz an sie gesandt und worin er ihnen die Wahl Ernsts in Polen, seine oder seines Sohnes Feodor in Litauen befohlen habe. Sie sollen also den Kaiser davon benachrichtigen und mit des Kaisers „großen Gesandten“ auch die ihrigen nach Rußland schicken, damit man sich über die Grenzen einige und bezüglich der gemeinsamen Abwehr der Feinde einen Vertrag schließen.[1]) Der Zar war also noch nicht gesonnen, seine Hoffnungen auf Litauen schon aufzugeben, wobei wohl der Bericht Bostanovs, der die Wahl

loren, erweckte, entsprachen so recht dem Geiste der Zeit, der beginnenden Gegenreformation. Und so kommt es, daß fast jedes größere Archiv Westeuropas eine Kopie dieses Briefes besitzt, der allerdings bald unter dem Namen Johann Pernstein, dann wieder Philipp Prenistain sein Dasein fristet und auch schon einige Male unter beiden Namen gedruckt wurde. (Vergl. Relazione di Moscovia fatta di Giovanni Pernstein, mandato Ambasciatore a questa Corte dell' Imperatore Massimiliano II., Turgenev, Historica Russiae Monumenta, 1, Nr. 179, S. 255 ff. und Philipp Prenistains Bericht, deutsch und italienisch in Honorii, thesaurus politicus, 1, S. 280 ff.) Nun hat Adelung zwar ganz richtig die Identität zwischen Johann Pernstein und Philipp Prenistain betont (Übersicht der Reisenden in Rußland, 1, Nr. 77, S. 286 f.), allein er glaubt an die Existenz Prenistains, der angeblich von Kaiser Rudolf II. 1579 nach Rußland entsendet worden sei. (Übersicht, 1, Nr. 82, S. 312 ff.) Nun ist weder 1579 noch überhaupt jemals ein österreichischer Gesandter dieses Namens nach Rußland geschickt worden, sondern die Vergleichung der Texte ergibt auch, daß wir es wieder mit dem Briefe Kobenzls zu tun haben, was aber den Namen und die Jahreszahl betrifft, mit Zutaten irgend eines uns unbekannten Kopisten. Schon Karamsin hat die Identität Pernsteins mit Kobenzl betont, was von Adelung mit Unrecht verworfen wurde. (Geschichte des russischen Reiches, deutsche Ausgabe, 8, Riga 1826, S. 243 Anm. 230.)

[1]) Denkmäler 1, S. 598 f., статейный списокъ польскаго двора Nr. 10, fol. 118—127.

des Kaisers als vollständig ungültig hingestellt hatte, mitgewirkt haben mag. Auch wünschte Ivan wahrscheinlich im Falle, daß Polen und Litauen an das Haus Habsburg komme, früher seine Wünsche auf Kiev und andere Grenzgebiete durch einen festen Vertrag erfüllt zu sehen, das besagt wohl die Andeutung an Stradomski und Narbutt. Jetzt erst entläßt der Zar seine Gesandten nach Livland. Am 7. Mai aber erst verlassen Fürst Sugorski und der Djak Arcybašev mit Printz, der ihrer so lange in Dorpat geharrt hatte,[1]) diese Stadt. Sie nehmen den Landweg über Riga, Danzig, Prag und kommen am 7. Juli nach Regensburg, wo sie feierlich eingeholt werden. Am 16. Juli aber werden sie nicht minder feierlich zur ersten Audienz geführt.[2]) Ihre Mission enthielt aber nichts anderes, als was schon Kobenzl berichtet hatte, nämlich die Aufteilung Polen-Litauens unter des Kaisers und des Zaren Sohn. Nur fordert der Zar dringend — wie er sagt, haben ihn die letzten Nachrichten von Báthorys Wahl dazu bewogen — den Kaiser auf, sofort seine bevollmächtigten Gesandten zu ihm zu schicken, damit sie sich über einen Kriegsplan gegen Polen-Litauen verständigen, denn man dürfe nicht zugeben, daß ihnen dieses Reich entfremdet werde. Bezüglich Livlands haben sie gleichfalls nur

[1]) Er hatte die Zeit zu einem eingehenden Studium der livländischen Frage und Rußlands benützt. Das Milieu, das so wenig russenfreundlich war, hat jedenfalls dazu beigetragen, daß er die Verhältnisse nüchterner als Kobenzl beurteilte und nicht von derselben Begeisterung für den Zaren und sein Reich erfaßt war, wie dieser. Auch er berührt die Frage der Kircheneinigung und sucht hiebei im Gegensatze zu Kobenzl die Gegensätze und die tiefe Kluft, die beide Kirchen trennt, hervorzuheben. (Moscoviae Ortus et Progressus, Authore Daniele Printz a Buchan, Neisse, 1668 [herausgegeben von seinem Enkel, Baron Adam Leopold Printz]). Printzens „Genealogia Magni Moscoviae Ducis“ ed. Starczewski, 2, XIII, S. 23 ff.

[2]) Denkmäler 1, S. 664—677. Welches Aufsehen ihr Erscheinen auf dem Reichstage gemacht hat, zeigen nicht nur die zahlreichen Flugblätter, die über ihr Erscheinen beim Kaiser und ihre Mission berichten, — vielleicht hat man auch offiziös dazu beigetragen, um den Reichstag bewilligungsfreudiger zu stimmen — sondern auch ein gleichzeitiger Holzschnitt, der sie und ihre Begleitung in ihrer exotischen Tracht zur Darstellung bringt. Vergl. den Abdruck desselben im „Abriß der Gesch. des Minist. des Äußern 1802—1902“, S. 5 (russ.), und bei Schiemann, Geschichte Polens, Rußlands und Livlands, im 2. Bande.

den Kaiser aufzufordern, er möge sich mit Rücksicht auf den Zaren nicht in Livland einmischen, und desselben weiter keine Erwähnung zu tun, weil es das Erbland des Zaren sei. Natürlich verlangte der vorsichtige Zar, daß die Gesandten nach der militärischen Leistungsfähigkeit des Kaisers und seinen auswärtigen Beziehungen genau nachforschen.[1])

Allein dem Kaiser lag das Schicksal Livlands vor allem am Herzen, wollte er doch auch, daß der Reichstag in dieser Frage endlich schlüssig werde. Und da die russischen Gesandten diesbezüglich so wenig befriedigende Erklärungen abgaben, — wiesen sie doch die erste Redaktion des kaiserlichen Bescheides wegen der Fassung in der livländischen Frage zurück, wobei sie sich auf die Nachgiebigkeit Kobenzls und Printzens beriefen! — außerdem aus Livland so beunruhigende Nachrichten von neuen Kriegsplänen des Zaren kamen,[2]) so schickt der Kaiser noch vor der Abfertigung der Gesandten ein Schreiben an den Zaren, worin er ihm die Ankunft seiner Gesandten meldet und bittet, das arme Livland nicht zu bedrängen.[3]) Auch in dem Schreiben des Kaisers, das Sugorski und Arcybašev erhalten, ebenso wie in dem Bescheide für diese, bittet der Kaiser den Zaren, vor allem, Livland nicht zu bedrängen und verspricht die baldige Absendung der Reichsgesandtschaft. Polen-Litauens geschieht darin mit keinem Worte eine Erwähnung.[4]) Am 17. September verlassen die russischen Gesandten Regensburg, um die Heimreise anzutreten, nachdem sie den sterbenskranken Kaiser wegen des livländischen Passus in ihrer Antwort und des Fehlens des Titels „Zar", also „Imperator", — auch Kobenzl und Printz wurden in Rußland schon vor der ersten Audienz diesbezüglich von den russischen Kommissären ermahnt und scheinen sich auch gefügt zu haben — genug gequält hatten. Einige Male verlangten sie vom Kaiser in Audienz

[1]) Denkmäler 1, S. 586—613.

[2]) Diese Gerüchte waren aber vollständig unbegründet, weil der Zar gleich nach der Abfertigung Kobenzls Herzog Magnus befohlen hatte, in Livland Waffenruhe zu beobachten, bis er sich mit dem Kaiser auseinandergesetzt habe. (Denkmäler 1, S. 621 ff.)

[3]) Denkmäler 1, S. 649 f.

[4]) Ibid. 1, S. 660—664.

empfangen zu werden, und selbst im Bette noch mußte sie der Kaiser empfangen.[1]) Wir wissen, daß der Reichstag endlich die Mittel für die Reichsgesandtschaft nach Rußland bewilligte,[2]) welcher der Kaiser wohl die Führung der Verhandlungen mit dem Zaren anvertrauen wollte. Eine Zeitlang — es war Mitte August — hatte er auch die Absicht, sofort einen Kurier an den Zaren zu schicken,[3]) allein zu dessen Absendung kam es nicht. Vielleicht sollte derselbe Polen-Litauens wegen, das in den Verhandlungen mit den russischen Gesandten gar nicht genannt wird, mit dem Zaren Besprechungen pflegen. Wahrscheinlich hatte der Kaiser bei dem traurigen Verlaufe des Regensburger Reichstages den Plan, Báthory mit Gewalt zu begegnen, selbst aufgegeben, denn die Protestanten machten jede Geldbewilligung von der Erfüllung ihrer religiösen Forderungen abhängig, diesen setzten aber diesmal die von dem „geschicktesten kirchlichen Diplomaten, der je gelebt habe", Kardinal Morone, geführten katholischen Fürsten starre Negation entgegen,[4]) so daß alle Hoffnungen auf eine Unterstützung in der polnischen Frage aussichtslos wurden. Jedenfalls hat sein am 12. Oktober 1576 erfolgter Tod ihn und sein Haus aus einer peinlichen und unwürdigen Situation befreit, welche die Annahme der Krone und die vollständige Untätigkeit gegenüber Báthory geschaffen hatte; war dieser doch am 18. April nach Krakau gekommen und dort am 1. Mai die Krönung vollzogen worden.[5]) Dann zog Báthory nach Warschau und alles beugte sich vor ihm widerstandslos; selbst die Litauer, die treuesten Anhänger des Kaisers, erkennen ihn an — was sollten sie auch angesichts der Untätigkeit des Kaisers und der russischen Gefahr anderes tun? — und Báthory kann am 29. Juni vor der litauischen Gesandtschaft den Eid leisten, nachdem er ihnen klugerweise einige ihrer staatsrechtlichen Forderungen,

[1]) Ibid. 1, S. 681—705.

[2]) Siehe oben S. 370 f.

[3]) Denkmäler 1, S. 689 f.

[4]) Ranke, Zur deutschen Geschichte vom Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Kriege, sämtliche Werke, 7, S. 108 f.

[5]) Szujski, Dzieje Polski, 3, S. 45.

soweit dies in seiner Hand stand, bewilligte.[1]) Der Zar war auch nicht wenig unangenehm berührt, daß der Kaiser nichts gegen Báthory unternahm und dieser sich widerstandslos in den Besitz Polen-Litauens setzte. Noch am 11. Juli schickte er einen deutschen Dolmetscher aus seiner Kanzlei mit einem Schreiben an den Kaiser — als Antwort auf das Schreiben des Kaisers vom 8. April und forderte, sofort einen Kurier zu schicken, damit sie sich über ein gemeinsames Vorgehen gegen Báthory einigen, denn die Gefahr sei für alle christlichen Fürsten gleich groß, wenn dort ein Vasalle des Sultans zur Herrschaft komme.[2]) Und als dann Gesandte Báthorys in Moskau eintrafen, behandelte er sie nicht nur schlecht, sondern läßt sie auch höhnisch fragen, welcher Abkunft ihr König sei und wie er bisher als Fürst von Siebenbürgen und Untertan des Königs von Ungarn mit den anderen Herrschern diplomatisch verkehrt habe? Vergebens betonen diese, der Kaiser zahle dem Sultan zehnmal mehr Tribut als ihr Herr. Der Zar entläßt sie ungnädig und nennt Báthory im Antwortschreiben nicht Bruder.[3]) Als dann das neuerliche Interventionsschreiben des Kaisers für Livland, das dieser im August von Regensburg aus erlassen hatte, in die Hände des Zaren gelangte, richtete er Ende November 1576 — er wußte vom Tode des Kaisers noch nichts — ein neues Schreiben an den Kaiser, worin er ihn auffordert, Livland doch beiseite zu lassen, es sei zu unbedeutend gegenüber den allgemeinen Interessen, die durch die Tatsache, daß Báthory König von Polen und Litauen sei, auf dem Spiele stehen. Mit Rücksicht auf das Interesse der ganzen Christenheit dürfe man dies nicht zulassen, der Kaiser möge endlich die bevollmächtigten Gesandten schicken, — habe er doch die Gesandten Báthorys ohne jede Antwort heimgeschickt — damit sie sich über ein gemeinsames Vorgehen einigen.[4]) Allein nicht nur dieses Schreiben, sondern auch das vorige traf den Kaiser

[1]) Lappo, Das Großfürstentum Litauen, 1, S. 146 ff.

[2]) Denkmäler 1, S. 639—647.

[3]) N. N. Bantyš-Kamenskij, Korrespondenz zwischen Rußland und Polen, 1, S. 158 f.

[4]) Denkmäler 1, S. 651—660.

nicht mehr am Leben. Nicht nur, daß es kein politischer Fehler gewesen wäre, wenn der Zar gleich anfangs kräftiger für die Erhebung eines Habsburgers auf den Thron der Jagiellonen eingetreten wäre, wie ein russischer Forscher dies will,[1]) sondern der Zar und Rußland sollten auch, wie wir sehen werden, die Erhebung Báthorys am schwersten empfinden.

VII. Kapitel.

Das Erbe der Rjurik.

Vielleicht ist es nicht zuviel gesagt, wenn das polnische Volk Stephan Báthory als den Mann bezeichnet, der allein imstande gewesen wäre, Polen vom Untergang zu bewahren, wenn ihn nicht ein frühzeitiger Tod dahingerafft hätte.[2]) Feldherr, Staatsmann und Diplomat im gleich ausgezeichneten Maße, hatte er das Heilmittel für den polnischen Staat sofort gefunden und mit keinem geringen Erfolge angewendet. Im Gegensatze zu jenem ersten Sigismund, der, wie wir sahen, auf eine energische und nationale auswärtige Politik nach allen Seiten hin vollständig verzichtet hatte, war Báthory von allem Anfang an darauf bedacht, das gesunkene Selbstvertrauen der Nation durch große auswärtige Unternehmungen zu heben und durch die Erfolge eines großen Krieges eine Heeres- und Steuerreform, den Angelpunkt der inneren und äußeren Politik, volkstümlich zu machen.[3]) Und wirklich, er hat allmählich sogar die Klippen des Reichstages mit Erfolg umschifft, und hätte der Entartung des polnischen Parlamentarismus Einhalt geboten und eine Gesundung desselben herbeigeführt, wenn ihn

[1]) Umanec, Die russisch-litauische Partei in Polen l. c., S. 268.
[2]) Szujski, Dzieje Polski 3, S. 49.
[3]) M. Bobrzyński, Dzieje Polski 2, S. 126.

30*

nicht ein vorzeitiger Tod mitten in der Ausführung seiner Pläne dahingerafft hätte.

Nachdem Báthory Danzig, das ihm allein zu trotzen gewagt hatte und als König nicht anerkennen wollte, wenn auch nicht gedemütigt, aber doch zur Annahme billiger Bedingungen gebracht hatte, machte er Vorbereitungen zu einem großen Kriege gegen den alten polnischen Erbfeind, den Moskowiter, der, während der König vor Danzig festgehalten war, den größten Teil Livlands erobert und fürchterlich verheert hatte. Báthory versteht es trotz der Schwierigkeiten, welche die Landboten der Palatinate Krakau, Sandomir und Sieradz — es steckte die Familie Zborowski, auf deren Rolle wir noch später zu sprechen kommen werden, hinter diesem Widerstande der kleinpolnischen Szlachta — seinen Steuerforderungen entgegensetzen, vom Reichstage doch eine ausgiebige Geldbewilligung für den russischen Krieg zu erlangen, zu der schließlich auch die Landtage, welche die widerspenstigen Landboten delegiert und an die der König selbst appeliert hatte, ihre Zustimmung gaben.[1]) Als erprobter Heerführer weiß er aber auch auf militärischem Gebiete Vorbereitungen zu treffen, die ihm das unbedingte Übergewicht über seinen Gegner verschaffen mußten. Da die polnisch-litauischen Adelsaufgebote nur Reiterheere waren, so sorgte er für ungarisches und deutsches Fußvolk und eine tüchtige Artillerie; ja er faßte den Plan, für Polen ein stehendes Heer zu schaffen, indem er die Militärpflicht auf die Kronbauern auszudehnen suchte, von denen je zwanzig Hufen einen vollständig ausgerüsteten Fußsoldaten stellen sollten, der mit der militärischen Dienstpflicht jeder anderen Leistung ledig wird.[2]) Der von den Magnaten und der Szlachta geknechtete Bauernstand wäre so auf natürlichem Wege zu politischen Rechten gekommen, dem staatlichen Organismus aber wäre neues Blut zugeführt worden, das ihn vielleicht von dem Siechtum, in das ihn die entartete Adelsdemokratie versetzt hatte, befreit hätte. Allein die Ausführung dieses Planes verhinderte der vorzeitige Tod des Königs.

[1]) Novodvorskij, Der Kampf um Livland, S. 68 ff.

[2]) Ibid. S. 79 f.

So gerüstet zog König Stephan gegen den Zaren und vernichtete in drei Feldzügen dessen militärische Macht vollständig. Polock, Velikija Luki neben anderen Festungen zweiten Ranges fielen nach mehr oder minder hartnäckiger Gegenwehr in seine Hände, Pskov war in harter Bedrängnis, mit seinem Falle wäre auch Nowgorods Schicksal entschieden gewesen und der Weg nach Moskau offen gestanden, als es zum Frieden kam, der dem Zaren den Verzicht auf ganz Livland abnötigte und das russische Vordringen nach dem Westen auf mehr als siebzig Jahre zum Stillstand brachte. Weder der Zar noch seine Wojwoden hatten es während des ganzen Verlaufes des dreijährigen Feldzuges je gewagt, sich im offenen Felde mit dem Gegner zu messen. Zum erstenmal kam hier im Osten die moderne europäische Kriegführung durch Báthory zur Anwendung. Während ein gut ausgebildetes Fußvolk und eine gut geübte Artillerie den Kern des königlichen Heeres bildeten, standen ihm schlecht bewaffnete und noch schlechter disziplinierte Reitermassen der Russen entgegen. Bisher hatten es die Russen gleichfalls nur mit polnisch-litauischen Reiterheeren zu tun gehabt, die ganze Kriegführung war, wie Solovjev richtig bemerkt hat, eine asiatische: gegenseitige Streifzüge mit Plünderungen, um dem feindlichen Lande möglichst viel Schaden zuzufügen und entsprechende Beute zu machen. So machten es die Russen und nicht viel besser Polen und Litauer. Einer offenen Feldschlacht aber wichen die russischen Wojwoden schon seit den Tagen, da Plettenbergs kleine Scharen die russische Übermacht aufs Haupt geschlagen, und seit dem Tage von Orša, wohl im Bewußtsein, der Unzulänglichkeit ihrer Truppen, ängstlich aus; wo sie aber eine offene Feldschlacht annehmen mußten, erlitten sie meist eine Niederlage.[1]) Der Zar aber, dem Feldherrntalent vollständig mangelte und der im übertriebenen Selbstvertrauen die notwendigen Vorbereitungen zur Abwehr unterlassen hatte, fiel nach dem Verluste von Polock im ersten Kriegsjahre (1579) ins andere Extrem, er verlor jedes Vertrauen in seine militärische Kraft und verhielt sich gegen den immer weiter

[1]) Solovjev 6, S. 359 f.

vordringenden Feind vollständig passiv. Nicht nur, daß ihm selbst jeder Operationsplan vollständig fehlte, er ließ sich auch jedes Jahr von neuem über das mutmaßliche Angriffsziel des Gegners täuschen. Es ist daher erklärlich, wenn der vom Zaren 1580 einberufene Zemskij Sobor sich für den Frieden aussprach, da keine Mittel vorhanden seien, den Kampf fortzusetzen.[1]) Tätig war Ivan nur auf dem diplomatischen Gebiete; hier ließ er alle seine Künste spielen und, man muß gestehen, nicht ohne Geschick. Vor allem suchte er Báthory durch diplomatische Verhandlungen in seinem Siegeszuge aufzuhalten, allein hier fand er an dem Polenkönige seinen Meister. Báthory ging nämlich auf diese Verhandlungen ein und zog sie immer so lange hinaus, bis er der Bewilligung neuer Steuern durch den Reichstag sicher und mit seinen Kriegsvorbereitungen zu Ende war. Aber auch nach dem Westen lenkte der Zar seine Blicke, um von hier aus auf diplomatischem Wege seinen Gegner lahmzulegen. Bei den traditionell freundschaftlichen Beziehungen zum Kaiser ist es kein Wunder, wenn er sich an diesen zuerst um Hilfe wandte. Übrigens hatte er schon vor Ausbruch des Krieges mit dem neuen Kaiser Fühlung zu nehmen gesucht, um sich an diesem bei dem unausweichlichen Kampfe mit dem Polenkönige einen Bundesgenossen zu sichern.

Im Jänner 1577 war das Schreiben Kaiser Rudolfs II. in Moskau eingelangt, worin derselbe den Tod seines Vaters und seine Thronbesteigung ankündigt, den Zaren bittet, seine habsburgfreundliche Gesinnung auch für die Zukunft zu bewahren und denselben der gleichen Freundschaft versichert; allein der Kaiser bemerkt auch, daß die polnische Thronfrage durch den Tod des Vaters sich naturgemäß gründlich geändert habe. Es ist dies eine verblümte Ablehnung der Aufforderung des Zaren zur gemeinsamen Aktion gegen den Polenkönig, denn das Schreiben des Kaisers ist ja nichts anderes, als die Antwort auf den Brief des Zaren vom Juli 1576, der aber erst nach dem Tode Maximilians II. in Regensburg eingelangt war.[2]) Der Kaiser

[1]) Novodvorskij, l. c. S. 209 f.
[2]) Siehe oben S. 466.

verspricht zwar zum Abschlusse eines engen Einvernehmens, wie dies sein Vater noch geplant habe, sobald dies die Umstände gestatten, seine Gesandten zu schicken, aber er deutet zugleich den Zweck desselben an, wenn er den Zaren auffordert, bis zum Eintreffen der Gesandten das arme Livland nicht mit Krieg zu bedrängen.[1])

Bis zum September 1577 wartete der Zar auf das Erscheinen der kaiserlichen Gesandten. Als diese noch immer nicht eintreffen wollen, schickt er Ende dieses Monats Ždan Kvašnin mit Glückwünschen zum Regierungsantritte und einem neuen Paßbriefe für die kaiserlichen Botschafter an Rudolf II.[2]) Welche Hoffnungen der Zar damals noch immer auf einen Angriff des Kaisers auf Báthory setzte, zeigt am deutlichsten die Instruktion Kvašnins, wenn dieser auch diesbezüglich keinen direkten Auftrag hatte. Es heißt in dieser unter anderem, er solle, wenn man ihn frage, wo der Zar gegenwärtig sich aufhalte, antworten, dieser sei schon längere Zeit in Novgorod, um die kaiserlichen Gesandten zu erwarten und bei einem Angriffe des Kaisers auf Báthory an einem Orte zu sein, von dem er sich leichter mit dem ersteren zu gemeinsamem Vorgehen verabreden könne.[3]) Auch Albrecht Łaski, der Palatin von Sieradz, der als österreichischer Parteigänger seit der Wahl Maximilians II. am kaiserlichen Hofe weilte und dem Zaren durch Sugorski und Arcybašev seine Dienste angeboten hatte, läßt der Zar jetzt durch Kvašnin sagen, er solle jetzt seine Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, vor allem dadurch beweisen, daß er dahin wirke, daß der Kaiser sofort seine Gesandten schicke und Báthory nach Verständigung mit ihm (dem Zaren) angreife. Und wie fest der Zar auf diesen Zusammenstoß rechnete, zeigt auch die Aufforderung an Łaski, mitzuteilen, was der Kaiser und das Reich bezüglich des Krieges gegen den Polenkönig beschlossen habe, wie der Kaiser Polen-Litauen erobern wolle und was dabei dem Kaiser und was dem Zaren zufallen solle.[4]) Wie sehr mußte deshalb die Antwort, die

---

[1]) Denkmäler 1, S. 714 ff.

[2]) Ibid. 1, S. 718 ff.

[3]) Ibid. 1, S. 729.

[4]) Ibid. 1, S. 736 ff.

Kvašnin heimbrachte, den Zaren enttäuschen! Der Kaiser vertröstet ihn zwar auf die Absendung seiner Gesandten, was durch die Leichenfeierlichkeiten, die zahlreichen Regierungsgeschäfte, die in den Erblanden und Ungarn zu erledigen waren, und die Unsicherheit des Weges infolge des Krieges um Danzig und in Livland sich bisher immer verzögert habe, aber knüpft daran gleich die Bemerkung, unerläßliche Vorbedingung eines Vertrages zwischen ihm und dem Zaren sei die Rückgabe der dem Reiche entfremdeten Gebiete in Livland. Wieder fordert der Kaiser Ivan auf, bis die Gesandtschaft eintreffe, den Livländern, wie dies schon sein Vater und auch er von ihm verlangt habe, Ruhe und Frieden zu gewähren, denn er habe zu seinem Bedauern gehört, daß der Zar im verflossenen Jahre Pernau erobert, andere Orte zerstört und viele arme Leute hingemetzelt habe, worüber auch die Kurfürsten und Stände des Reiches sehr aufgebracht seien.[1]) Nicht nur, daß der Kaiser also mit keinem Worte eines gemeinsamen Feldzuges gegen Báthory Erwähnung tat, sondern er gab auch deutlich zu verstehen, daß er als Oberhaupt des Reiches nur Livlands wegen, was ja auch die Ursache des nahenden Zusammenstoßes des Zaren mit dem Polenkönige war, mit ihm zu verhandeln wünsche.

So mußte der Zar den Kampf gegen Báthory allein aufnehmen. Aber schon nach dem ersten vernichtenden Schlage, dem Falle von Polock, wendet er sich (im März 1580) wieder an den Kaiser und urgiert die Absendung von kaiserlichen Gesandten, für die er auch wieder einen Paßbrief schickt. Ziemlich kategorisch fordert Ivan jetzt auch den Kaiser auf, er solle sich erklären, ob er ein Einvernehmen mit ihm wünsche oder nicht, denn er wünsche seine Gesinnung kennen zu lernen.[2]) Der Stolz verbietet es ihm zwar diesmal noch, seine mißliche Lage dem Kaiser zu offenbaren, denn der Gesandte, Afanasij Rezanov, erhält den Auftrag, wenn man ihn über die Beziehungen zwischen Zar und Polenkönig frage, zu antworten, er wisse nichts Genaueres darüber, weil er noch zu jung sei und in solche

[1]) Ibid. 1, S. 745 ff.
[2]) Ibid. 1, S. 765 ff.

Dinge nicht eingeweiht werde, wenn man aber auf den Fall von Polock komme, zu bemerken, diese Festung sei entgegen dem auf drei Jahre abgeschlossenen Waffenstillstande durch Treubruch genommen worden.[1])

Als aber König Stephan trotz der vom Zaren angebotenen Friedensverhandlungen vor Velikija Luki erschien, da schickt Ivan erschreckt noch im August 1580 einen neuen Gesandten, Istoma Ševrigin, an den Kaiser und diesmal auch an den Papst, um ihre Intervention anzurufen. In schlauer Weise stellt er ihnen — wußte er doch, wie sehr sie beide an einer großen Türkenliga interessiert waren — die Sache so dar, daß Báthory, den er als Vasall des Sultans bezeichnet, ihn am Kampfe gegen die Türken hindere und die Ungläubigen gegen Rußland hetze; Kaiser und Papst mögen also dem Polenkönige befehlen, dem Bündnisse mit den Ungläubigen und der Bekämpfung der Christen zu entsagen. Dem Kaiser gegenüber versäumt er es auch nicht, den Angriff Báthorys als Rache für seine Bemühungen, einem Habsburger den Weg zum polnischen Throne zu ebnen, darzustellen und ihn aufzufordern, ihm daher gegen diesen zu helfen und zu diesem Zwecke sofort Gesandte zum Abschlusse eines Bündnisses zu schicken.[2]) Aber während die römische Kurie mit Eifer und voller Hoffnungen die Gelegenheit ergriff, um ihren alten Herzenswunsch, die Unterwerfung der russischen Kirche — zwar hatte der Zar in seinem Schreiben an den Papst die religiöse Frage mit keinem Worte auch nur berührt — der Erfüllung zuzuführen, und den Jesuiten Antonio Possevino abordnete, der nach seiner Instruktion zuerst die religiöse Frage einer gedeihlichen Lösung zuführen und dann erst an die Erledigung der politischen, also der Friedensvermittlung zwischen Zar und Polenkönig schreiten sollte,[3]) vermeidet es der Kaiser ängstlich, — wir werden auch sehen warum — sich in den Streit des Zaren mit Báthory einzumischen. Hatte er schon in der Antwort an Rezanov hervorgehoben, er sei willens, die

[1]) Ibid. 1, S. 777 f.

[2]) Ibid. 1, S. 785 ff. Pierling, La Russie et le Saint-Siège, 2, S. 19 f.

[3]) Vergl. darüber die meisterhafte Darstellung bei Pierling, La Russie le Saint-Siège, 2, I, L'arbitrage Pontifical S. 1—181.

freundschaftlichen Beziehungen mit dem Zaren aufrechtzuerhalten und habe auch die Absicht, namentlich der bedrängten Livlande wegen, eine Gesandtschaft zu ihm zu schicken, wie auch Kurfürsten und Stände des Reiches diesbezüglich mit ihm übereinstimmen, allein die für diese Mission bestimmten Personen seien entweder gestorben oder krank geworden, neue aber zu bestimmen sei Sache des Reiches und dazu ein Reichstag notwendig, auch habe der Zar bezüglich der Restitution der Livlande an das Reich sich noch immer nicht geäußert,[1]) so rückte er auch Ševrigin gegenüber wieder die livländische Frage in den Vordergrund. Wieder verweist der Kaiser den Zaren darauf, es sei notwendig, daß er sich bezüglich der Restitution der Livlande und der Sicherung des noch nicht eroberten Gebietes willfährig erzeige, damit Kurfürsten und Stände des Reiches mehr zur Absendung einer Gesandtschaft und zur Herbeiführung guter nachbarschaftlicher Beziehungen geneigt seien. Das Verlangen des Zaren um Aufhebung des Ausfuhrverbotes von Kriegsmateriale nach Narva beantwortet der Kaiser mit dem Hinweis auf das Novembermandat (1560) Kaiser Ferdinands I.[2]) und die diesbezüglichen Bestimmungen des Stettiner Vertrages, die er ohne Zustimmung der Reichsstände allein nicht abändern könne. Aber er berührt mit keinem Worte die Klagen des Zaren gegen den Polenkönig, noch seine Bitte um Hilfe oder Intervention.[3])

Tatsächlich war der Kaiser seit dem Erscheinen Kvašnins eifrig bemüht gewesen, die am Regensburger Reichstage bewilligten Kosten für die Reichsgesandtschaft nach Rußland einzutreiben, sowie auch geeignete Personen für diese Mission zu finden. Es mag dabei wohl auch maßgebend gewesen sein, daß König Johann von Schweden, der den Verkehr zwischen Kaiser und Zar voll Mißmut beobachtet hatte, auf die Erfüllung des Stettiner Vertrages drängte und, als man von seiten des Reiches keine An-

[1]) Denkmäler 1, S. 818 ff.

[2]) Siehe oben S. 342. Der Kaiser läßt irrtümlicherweise auch Karl V. an der Erlassung desselben Anteil nehmen.

[3]) Denkmäler 1, S. 835 ff.

stalten dazu machte, 1579 dem Kaiser trocken erklären ließ, daß er Reval und das übrige von ihm besetzte Gebiet Livlands als schwedisches Reichsland ansehe, da das Reich nicht nur Livland nicht schütze, sondern den Zaren dem Könige gegenüber sogar offenkundig bevorzuge. Mit dieser Erklärung hörte das fiktive „dominium directum“ des Reiches auf Livland, wie es der Stettiner Friede geschaffen hatte, auf. Anfangs 1580 waren nun wirklich ungefähr 30.000 fl. an den verschiedenen Legstätten des Reiches für die Gesandtschaftskosten beisammen, auch hatte man — in Ermangelung von Personen aus dem Reichsfürstenstande hatte der Kaiser im Einvernehmen mit den Kurfürsten beschlossen, solche dem Grafen- und Freiherrnstande zu entnehmen — in dem bereits in Stambul erprobten Kärntner David Ungnad Freiherrn v. Sonneck und Wolfgang Ysenburg Grafen zu Büdingen die geeigneten Persönlichkeiten gefunden, als der Fortgang der Kriegsereignisse in und um Livland, die Absendung von Gesandten, deren Hauptaufgabe in der Forderung der Restitution Livlands an das Reich und der Aufrichtung eines immerwährenden Friedens und einer Einigung des Reiches mit Rußland bestehen sollte, als unzeitgemäß und überflüssig erkennen ließ.[1])

Denn nicht genug, daß sich der Zar des Polenkönigs nicht erwehren konnte, er hatte auch noch den Kampf gegen einen zweiten Gegner, den Schwedenkönig, zu führen; in dem Wunsche, sich auch Revals zu bemächtigen, hatte er es zur rechten Zeit abgelehnt, mit den Schweden einen auch Livland einschließenden Waffenstillstand abzuschließen.[2]) Seitdem aber mit Beginn des Jahres 1580 Pontus de la Gardie an die Spitze der schwedischen Truppen in Livland getreten war, nahm der Krieg auch diesem Gegner gegen-

[1]) König Johann III. an Kaiser Maximilian II., Stockholm, 1576, Mai 3. und August 16.; derselbe an Rudolf II., Stockholm 1579, März 22. und Juli 19.; Extract der schwedischen werbung in puncto Liffland, gethan im Julio anno 79; Extract der schwedischen gesandten Replica in puncto Liffland; Korrespondenz des Kaisers in dieser Angelegenheit mit den Kurfürsten, Ysenburg und Ungnad, den Reichspfennigmeistern Ilsung und Schottendorf aus den Jahren 1578—1580; Instructio in Moscoviam s. d. W. St. A. Russica.

[2]) Solovjev 6, S. 349 f.

über einen für die Russen unglücklichen Fortgang und der Zar verlor bis Ende 1581 nicht nur das wichtige Narva, sondern Rußland wurde sogar vollständig vom finnischen Meerbusen abgeschnitten.[1]) Unter diesen vernichtenden Schlägen sank der Mut und das Selbstvertrauen des Zaren vollständig; er suchte um jeden Preis mit dem Polenkönige zu einem Frieden zu kommen, um sich dann mit ganzer Kraft auf die Schweden zu werfen. Aber auch der Polenkönig sah mit Beunruhigung die Fortschritte der Schweden, die ihm um den Siegespreis zu bringen drohten; namentlich die Eroberung Narvas mußte für ihn und seine Pläne sehr schmerzlich sein. Zwar hatte er auf den Reichstagen von 1579 und 1581 seine Geldforderungen gegenüber den störrischen Landboten durchgesetzt,[2]) allein die Steuern flossen zu langsam ein und so kam es, daß sein Heer vor Pskov, das von den Fürsten Šujskij aufs tapferste verteidigt wurde, bald Mangel an Munition und Proviant litt und überdies von den Unbilden des hereinbrechenden Winters bedroht war.[3]) Und so kam es infolge der gegenseitigen Geneigtheit zum Frieden am 15. Jänner 1582 unter der für Rußland allerdings nicht unparteiischen Vermittlung Possevinos wirklich zu einem solchen, der aber dem Zaren ein hartes Opfer auferlegte, den Verzicht auf Livland.[4]) So endete also der Kampf, der ein Vierteljahrhundert gewährt hatte, vollständig zu Ungunsten Rußlands; es war wieder von der Ostsee zurückgeworfen und vom Verkehre mit Westeuropa abgeschnitten. War dies ein großer Verlust für die kulturelle Entwicklung Rußlands und seinen diplomatischen Verkehr mit dem Westen, so brachte der Zar ein noch viel größeres Opfer seinem Stolze. Er, der Báthory als den kleinen siebenbürgischen Wojwoden, der auf Befehl des Sultans und durch „menschlichen Aufruhr (**мятежемъ человѣческимъ**)“ Polens König geworden sei, als ebenbürtig nicht anerkennen wollte und nur „Nachbar“, und

[1]) Forsten, Die baltische Frage 1, S. 699 (russ.).

[2]) Novodvorskij, Der Kampf um Livland, S. 122 ff., 202 ff.

[3]) Ibid. S. 245 ff.

[4]) Ibid. S. 297 ff.

nicht „Bruder“ nannte,[1]) mußte sich nun vor diesem so demütigen!

So standen also die Verhältnisse, als der Kaiser 1582 seinen ersten Reichstag in Augsburg hielt. Zufällig erschien auch auf demselben eine russische Gesandtschaft. Als Antwort für die Sendung Possevinos schickte der Zar nämlich Jakob Molvjaninov zum Papste. Freilich sollte die Kurie wieder eine arge Enttäuschung erleben. Nach den Instruktionen, die Possevino erhalten hatte, sollte ja die religiöse Einigung der Friedensvermittlung vorangehen. Als aber Possevino dementsprechend handeln wollte, wurde ihm vom Zaren gleich trocken bedeutet, er habe sich zuerst zu Báthory zu begeben und einen Frieden zu vermitteln; nach seiner Rückkehr vom Könige erst werde er in der Einigungsfrage einen Bescheid erhalten.[2]) Als er dann nach dem Friedensschlusse wieder in Moskau erschien und dort siegesgewiß eine Religionsdisputation mit dem Zaren selbst begehrte, wurde ihm diese gewährt. Allein sie trug ihm und der Kurie eine arge Niederlage ein. Alle dogmatische Gelehrsamkeit des Jesuiten war gegenüber dem Gefühle der Überlegenheit und den eingewurzelten und von den Griechen ererbten Vorurteilen gegen die Lateiner fruchtlos; die von Ševrigin aber gemeldeten römischen Beobachtungen, so namentlich der Fußkuß, das Kreuz am päpstlichen Pantoffel und das Herumtragen des Papstes in der Sedia gestatoria diente dem Sarkasmus des bibelfesten Zaren zu heftigen Ausfällen gegen den Papst, — er bezeichnet ihn einmal sogar als Wolf — um diesen in den Augen der herumsitzenden Bojaren lächerlich zu machen. Um Possevino der Lächerlichkeit preiszugeben, hatte die verfängliche Frage, warum er sich sein Gesicht rasiere, genügt; galt es doch bis Peter dem Großen als eine Schmach, Haar und Bart mit dem Messer oder der Schere zu berühren! So endete also der Disput in den Augen der Russen mit einem glänzenden Siege des Zaren.[3]) Nicht viel besser erging es den Vorschlägen Possevinos

[1]) Djakonov, Die Gewalt der Moskauer Herrscher, S. 153 f., 157 f., 161 (russ.).

[2]) Solovjev 6, S. 385.

[3]) Ibid. 6, S. 390 ff. Pierling, La Russie etc. 2, S. 165 ff.

bezüglich der Türkenliga. Wir hatten schon oft Gelegenheit zu beobachten, wie man sich am Kreml bemühte, mit den Türken in Friede und Freundschaft auszukommen, ein Prinzip, an dem man selbst dann festhielt, als die Türken einen allerdings mißglückten Vorstoß gegen Astrachan unternommen hatten. In diesem Punkte traf sich die russische Politik mit ihrer Antipodin, der polnischen, wohl weil man beiderseits bemüht war, türkische Hilfe gegen einander zu bekommen und von Stambul aus die Krimsche Horde im Zaun zu halten. Allerdings bestand ein wesentlicher Unterschied; man scheint selbst am Bosporus vor der russischen Macht, vielleicht auch im Hinblick auf den möglichen moskowitischen Einfluß auf die glaubens- und stammverwandten Balkanslawen einen gewissen Respekt empfunden zu haben,[1]) der Polen gegenüber vollständig fehlte. Der Zar hatte also jetzt nach dem Friedensschlusse gründlich vergessen, daß er dem Papste und dem Kaiser geklagt hatte, daß Báthory ihn am Kampfe gegen die Ungläubigen hindere. Nicht einmal zu einem gemeinsamen Unternehmen mit Polen-Litauen gegen die Krimsche Horde, womit es allerdings Báthory sicher nicht Ernst war und was Possevino ohne jede Autorisation des Königs ihm vorschlug, war er zu haben und motivierte seine Ablehnung mit der Erschöpfung seines Heeres durch den polnischen Krieg, wie mit dem Abschlusse eines Friedens mit dem Khane.[2]) Wegen der Türkenliga aber verlangte er, daß der Papst sich zuerst mit den westeuropäischen Fürsten einige und dann mit diesen gemeinsam seine Gesandten nach Moskau zur weiteren Beratung und Beschlußfassung in dieser Sache schicke.[3]) Er dachte natürlich nicht im entferntesten daran, dann wirklich einem solchen Unternehmen seine Unterstützung zu leihen. Ihm kam es nur darauf an, durch das Erscheinen von Gesandten der tonangebenden westeuropäischen Staaten sein Prestige zu heben und den einen oder anderen handelspolitischen oder kulturellen Vorteil daraus zu ziehen.

Nach dieser Charakteristik des Verhaltens des Zaren

[1]) Vergl. V. Lamansky, Secrets d'état de Venise, S. 380. Anm. 1.

[2]) Solovjev 6, S. 390.

[3]) Pierling, La Russie et le Saint-Siège 2, S. 163 f.

gegen die Kurie wird es uns nicht wundernehmen, wenn der Zar in dem Schreiben, das Molvjaninov dem Kaiser zu übergeben hatte, alle Initiative an der Türkenliga dem Papste zuschrieb, wobei er betonte, daß er, ohne den Kaiser zu fragen, diesbezüglich nichts unternehmen wolle, und auch den Kaiser aufforderte, mit dem Papste, der Königin von Spanien und Frankreich, wie den übrigen christlichen Fürsten sich diesbezüglich zu einigen und zu veranlassen, daß alle ihre Gesandten nach Moskau schicken. Auch versäumt er es nicht, den Kaiser wieder zu ermahnen, das Ausfuhrverbot von Kriegsmaterialien nach Rußland aufzuheben, denn wenn auch die Ostsee für den Zaren jetzt geschlossen war, so war doch die Einfuhr über Norwegen herum in das Weiße Meer, an dessen Küsten die Engländer den russischen Handel zu monopolisieren suchten, möglich.[1]) Der Kaiser, der das Ligaangebot des Zaren mit einem kühlen Danke für seinen Eifer um das Wohl der Christenheit quittierte, antwortete bezüglich des zweiten Punktes trocken, die Aufhebung des Ausfuhrverbotes sei Sache des Reiches und er werde diese wie die livländische Frage jetzt an den Reichstag bringen.[2]) Allein da die Verhältnisse an der baltischen Küste eine so grundstürzende Änderung erfahren hatten, betrachtete der Kaiser eine Reichsgesandtschaft nach Rußland als vollständig überflüssig.[3]) Da sie einzig und allein der Restitution Livlands wegen beschlossen worden war, ist dieser Punkt der kaiserlichen Proposition jetzt, da der Zar überhaupt keinen Flecken livländischen Bodens mehr besaß, vollständig verständlich. Das Narvaverbot aber war durch die Eroberung Narvas durch die Schweden, denn nur diese, die Livländer und Polen hatten dessen Erlassung seinerzeit gefordert, wie wir gesehen haben, um dem Zaren keine Möglichkeit zu geben, sich militärisch zu stärken, ohnehin

[1]) Denkmäler 1, 842 ff. Tatsächlich scheint auch dieser Weg nach Rußland jetzt viel benützt worden zu sein, denn König Friedrich II. von Dänemark, der dadurch einen Entgang an Sundzöllen erlitt, sucht die Nordfahrt mit Gewalt zu hindern. D. Schäfer, Geschichte von Dänemark 5, S. 213.

[2]) Denkmäler 1, S. 900 ff.

[3]) W. St. A. Mainzer Erzkanzlerarchiv, Reichstagsakten 1582, Nr. 82, tomus actorum I.

hinfällig. Für das Reich war Livland nun unwiederbringlich verloren. Damit ruhten aber auch die diplomatischen Beziehungen zwischen Kaiser und Zar; waren doch dieselben seit dem Regierungsantritte Rudolfs II. nur im Interesse des Reiches gepflegt worden! Das dynastische, habsburgische Interesse war darin zurückgetreten. Ja der Kaiser war genötigt, sich in dem Verkehre mit dem Zaren überhaupt die äußerste Reserve aufzuerlegen. Die Ursache aber dieses Verhaltens war der Polenkönig Stephan Báthory.

Die politische Erbschaft, die der Kaiser nach seinem Vater angetreten hatte, war namentlich, was das Verhältnis zu Polen-Litauen betraf, keine beneidenswerte. Es war zur Tat geworden, was der alte Kaiser immer befürchtet hatte: der polnische Thron war in die Hände eines Mannes gekommen, von dem sich Österreich nichts Gutes zu versehen hatte. Er, den man durch die Politik der Nadelstiche — aus Halbheit hatte man offene Feindschaft, die wirkungsvoller gewesen wäre, vermeiden wollen — so sehr gereizt hatte, war nun in den Besitz von Machtmitteln gelangt, um sich wirksam an dem habsburgischen Hause zu rächen. Und Báthory hat es den Habsburgern auch nie vergessen, wie sauer dieselben ihm als siebenbürgischen Wojwoden das Leben gemacht hatten. Bis zu seinem Tode war er von der größten Feindseligkeit gegen den Kaiser erfüllt und nur darauf bedacht, der Macht der Habsburger soviel als möglich Abbruch zu tun.[1])

Schon die Haltung des Kaisers in der Danziger Sache, noch mehr aber die Beziehungen zu Moskau, denen, wie wir gesehen haben, freilich jede Spitze gegen Polen, wenigstens soweit dies den Kaiser betraf, fehlte, hatten Báthorys Mißtrauen von neuem genährt.[2]) Der Kaiser anderseits, dem die Grenzüberfälle in Schlesien und Mähren besorgt machten,

[1]) Es ist ein Verdienst der neuesten polnischen Geschichtsschreibung, diese Verhältnisse, die in der österreichischen Geschichtsschreibung noch keine Darstellung gefunden haben, klargelegt zu haben. Als Grundlage der folgenden Betrachtungen dient neben dem archivalischen Materiale die verdienstvolle Arbeit L. Boratyńskis, Stefan Batory i plan ligi przeciw Turkom (1576—1584), in „Rozprawy akademii umiejętności. Wydział historyczno-filozoficzny“, Serya II, Tom. XIX, S. 197—347.

[2]) Ibid. S. 223.

drängte auf die Erneuerung des 1549 zwischen seinem Großvater Ferdinand I. und Sigismund August abgeschlossenen Vertrages, der sogenannten Kompaktaten; regelte doch dieser nicht nur die Grenzverhältnisse, sondern bestimmte auch, daß kein Teil auf die Länder des andern Anspruch erhebe und die aufständischen Untertanen des andern nicht unterstütze, sondern zu deren Niederwerfung sogar Hilfe bringe.[1]) Dieser Passus war aber deshalb besonders wichtig, weil Báthory mit den ungarischen Malkontenten nicht nur Fühlung genommen, sondern, kurz gesagt, seine Hand auch nach der Stephanskrone ausstreckte.

Lukas Podoski, der schon in den letzten Jahren Sigismund Augusts als polnischer Resident und Nachfolger Krasińskis in Wien geweilt hatte, erschien anfangs 1579 im Auftrage Báthorys beim Kaiser. Allein seine Mission konnte den Kaiser unmöglich erfreuen. Verlangt doch der König als Grundbedingung für die Erneuerung der Kompaktaten die Rückgabe Szátmars und Nemeths, — zweier fester Orte, die Maximilian II. Johann Sigismund Zápolya abgenommen hatte und die Familienbesitz der Báthorys waren[2]) — dann aber das Aufgeben jeglichen Verkehrs mit dem Zaren, dafür aber volle Werbefreiheit für den König zum moskowitischen Kriege in Deutschland, sowie auch Aufhebung des Ausfuhrverbotes für Waffen und Munition nach Polen.[3]) Der Kaiser dachte nicht im entferntesten daran, Szátmar und Nemeth herauszugeben und mag diese Forderung vielleicht überhaupt nicht ernst genommen zu haben. Bezüglich der zweiten Forderung ist es aber ungemein bezeichnend, daß der Hofkriegsrat, vom Kaiser befragt, entschieden davon abriet, die alte Freundschaft mit dem „Moskowiter" gegen die neue und ungewisse des Königs von Polen einzutauschen; sei doch Báthory vollständig vom Sultan abhängig und der Fall möglich, daß er oder sein Nachfolger sich von den Türken gegen den Kaiser aufreizen lasse, der Moskowiter aber sei gerade derjenige, mit dem man jederzeit Polen, wenn es etwas Feindliches plane, im Zaume halten könne. Der Hof-

[1]) Vergl. oben S. 257 f.

[2]) Pierling, La Russie 2, S. 186.

[3]) Boratyński, Stephan Batory l. c. S. 224 und Anm. 2 und 5.

kriegsrat gab daher dem Kaiser den Rat, Báthorys Forderungen dahin zu beantworten, daß er ohne Grund die freundschaftlichen Beziehungen zum Zaren nicht aufgeben könne, aber bereit sei, zwischen ihm und jenem zu vermitteln. Dem Hofkriegsrate schwebte dabei eine Einigung aller drei Herrscher gegen die Türken vor, die nach seiner Ansicht nur durch die Uneinigkeit der christlichen Fürsten allein so mächtig geworden seien.[1])

Der Abt von St. Vinzenz in Breslau, der uns schon bekannte Johann Cyrus, wird als Antwort auf die Mission Podoskis vom Kaiser nach Polen geschickt. Wie dieser schon dahin beschieden worden war, so wiederholte auch Cyrus, daß der Kaiser mit dem Zaren bisher keine wie immer gearteten Vereinbarungen getroffen habe und auch in Zukunft dem Könige diesbezüglich keinen Grund zur Klage geben werde. Aber in der Sache der beiden Festungen blieb der Kaiser hart. Báthory verlangte aber auch von Cyrus hartnäckig die Erfüllung dieser Forderung und betonte, daß dies für ihn als König eine Ehrensache sei. Allerdings bot er dem Kaiser dafür ein Defensivbündnis, aber diesem ist die Erneuerung der Kompaktaten vorerst lieber.[2]) Und der Kaiser hatte recht, wenn er dies forderte. Denn für den Polenkönig war die Sache der ungarischen Festungen eine Kraftprobe, die sein Prestige in den Augen der Ungarn erhöhen sollte. Nach Höherem strebte sein Sinn; er wollte in die Fußstapfen Johann Zápolyas treten und Ungarn den Habsburgern, wenn nicht früher, so nach dem Tode des kranken Kaisers, den er zu überleben hoffte, entreißen. Namentlich als der Kaiser wirklich in eine schwere Krankheit fiel, wachsen Báthorys Hoffnungen auf Verwirklichung seines Planes und er macht schon alle Vorbereitungen zu seiner Ausführung. Bezeichnend für den Ernst der Lage ist es, daß Cyrus dem habsburgfeindlichen Nuntius in Polen, Caligari, gegenüber sich damals äußerte, daß im Falle des Todes des Kaisers die Böhmen Wilhelm von Rosenberg, die Ungarn

[1]) Des hofkriegsraths gutbedünken in causa des königs von Polen beantwortung, 1579. Feb. 24. W. St. A. Polonica.

[2]) Boratyński, Stephan Batory l. c. S. 224, Anm. 9, S. 225 und Anm. 3, 4, 6.

Báthory wählen werden. War diese Mutlosigkeit auch sonst auf österreichischer Seite zu finden oder blieb sie nur auf Cyrus beschränkt?[1])

Im Sommer 1580 war Lukas Podoski mit der neuerlichen Forderung der Rückgabe Szátmars und Nemeths, wie auch, daß der Kaiser jeden Handel und Verkehr des Reiches mit Rußland verbiete und selbst der Freundschaft mit dem Zaren entsage, beim Kaiser erschienen. Der Kaiser antwortete trocken, die Festungen seien im Kriege rechtmäßig erworben worden, das letztere aber sei Sache des Reiches; er aber sei Freund jedermanns, der sein Freund sei, der Zar aber habe ihn niemals beleidigt. Podoski verließ sehr unzufrieden mit dieser Antwort den kaiserlichen Hof.[2]) Die Situation wurde aber kritischer, als zwischen Polen und Rußland der Friede geschlossen war. Und Báthory schien jetzt wirklich entschlossen, den Szátmarer Streit zur Entscheidung zu bringen. Zwar hatte er sich auf Zureden Possevinos entschlossen, die päpstliche Vermittlung im Streite mit dem Kaiser anzuerkennen, stellte aber dabei gleich die Bedingung, daß er, wenn es zu keinem Ausgleiche komme, berechtigt sei, sein Recht sich mit den Waffen zu suchen.[3]) Und tatsächlich glich die Sendung des Bischofs von Cujavien, Hieronymus Rozrażewski, einem Ultimatum vor Kriegsbeginn, denn er verlangte in der Szátmarer Angelegenheit ein „resolutum responsum".[4]) Auch der Kaiser erkennt gleich nach der ersten Audienz vollständig den Ernst der Situation und äußert seine Befürchtungen über die Lage.[5]) Und er

[1]) Ibid. l. c. S. 226 f., 238 f. Tatsächlich scheint anfangs 1581 in Polen die Nachricht vom Tode des Kaisers verbreitet gewesen zu sein, weshalb Báthory gleich einen Agenten nach Böhmen schickt, um mit den tschechischen Magnaten behufs gemeinsamen Vorgehens Fühlung zu nehmen und gleichzeitig eine Anzahl Truppen an die ungarische Grenze wirft. Vergl. die Depesche des venezianischen Gesandten, Alberto Badoer, Prag, 1581, Febr. 21. W. St. A. Dispacci di Germania, Fasc. 7.

[2]) Depeschen Badoers vom 9. August, 6. und 20. September 1580. Prag, W. St. A. Dispacci di Germania, Fasc. 7.

[3]) Pierling, La Russie, 2, S. 187.

[4]) Boratyński, Stephan Batory l. c. S. 256.

[5]) Depesche Hieromo Lippomanos, Augsburg, 1582, September 29. W. St. A. l. c. Fasc. 9. Nuntiaturberichte aus Deutschland III/2, S. 564,

ergreift zur Abwehr der Gefahr das beste Mittel, das er augenblicklich anwenden konnte, er sucht zu temporisieren; denn er wußte wohl, daß er es nicht mit Báthory und den Polen allein zu tun haben werde, sondern daß hinter Báthory auch der Türke und die sichere Rebellion in Ungarn stand. Der polnische Gesandte verlangt Abfertigung und als er diese immer noch nicht erhält, droht er ohne eine solche abzureisen. Aber der Kaiser bleibt fest. So vergehen Oktober, November und Dezember des Jahres 1582. Da kommt von Possevino, der mittlerweile von Rom wieder nach Polen geeilt war, um dem drohenden Konflikt zwischen Kaiser und König vorzubeugen, die Nachricht, daß Báthory nicht auf der Rückgabe von Szátmar und Nemeth bestehe, sondern auch bereit sei, eine Rekompensation anzunehmen. Daraufhin entläßt nun der Kaiser im März 1583 Rozrażewski mit der Erklärung, daß er gewillt sei, die verlangte Rekompensation zu geben. Der Verlauf des Warschauer Reichstages von 1582 mag Báthory diese Nachgiebigkeit und vorläufige Zurückweichen diktiert haben. Denn wenn auch Rozrażewski glauben machen wollte, daß man in Polen gegen Österreich sehr kriegerisch gestimmt sei, so lagen die Verhältnisse doch anders.[1]) Der König wurde nämlich am Warschauer Reichstage, anstatt daß man ihm für die glückliche Beendigung des russischen Krieges gedankt hätte, von der Landbotenkammer mit großer Vehemenz angegriffen. Die zahlreichen Ungarn in der Umgebung des Königs und die Häufung von Würden und Ämtern in der Person Zamojskis waren ein willkommener Angriffspunkt. Sein Versuch, jetzt in der Person eines Neffen die Anerkennung eines Nachfolgers vom Reichstage zu erlangen, scheiterte an dem heftigen Widerstande der Landboten. Auf diesem Reichstage ereignete sich auch die bezeichnende Szene, daß einer der Landboten, Niemojowski, dem Könige zurief: „Gnädiger

---

Nr. 267. Madruzzo an Como, Innsbruck, 1582, September 29. Vergl. auch die Depeschen Lippomanos vom 1., 8., 15. und 25. September 1582, Augsburg. W. St. A. l. c. Fasc. 9.

[1]) Depeschen Lippomanos vom 2., 16., 30. November, 7. und 28. Dezember 1582, 2. Februar und 10. März 1583 (Wien). W. St. A. l. c. Fasc. 9 und 10.

König, entweder Du beobachtest vollständig unsere Privilegien, dann bist Du unser gnädiger König, wenn nicht, dann bist Du Stephan Báthory und ich Jakob Niemojowski.[1]) Es dauerte aber drei Jahre, ehe die Szátmarfrage aus der Welt geschafft wurde;[2]) mittlerweile aber war Stoff für einen neuen Konflikt zwischen Kaiser und König durch die Affäre der Brüder Zborowski erwachsen.

Die Brüder Zborowski, diese privilegierten Königsmacher, denen nicht nur König Heinrich, sondern auch Báthory den Thron verdankte, sahen sich von letzterem um den Preis ihrer Bemühungen betrogen. Gleich vom ersten Augenblicke an bevorzugte der König Jan Zamojski und überhäufte diesen mit Ämtern, ja er gab ihm sogar seine Nichte zur Frau. Er mag wohl gleich die hervorragenden Talente Zamojskis erkannt haben, aber ausschlaggebend mag der Einfluß desselben bei der Szlachta gewesen sein. König Stephan wollte sich durch ihn der Szlachta nähern. Es läßt sich denken, daß die Brüder Zborowski (Peter, Palatin von Krakau, der aber schon 1581 stirbt, Jan, Kastellan von Gnesen, Andreas, Hofmarschall, endlich Kristoph und der gebannte Samuel) mit dieser Wendung der Dinge unzufrieden waren. All der Widerstand, den der König auf jedem Reichstage bei der Landbotenkammer fand, ging auf ihren Einfluß zurück. Aber zum offenen Bruche kam es erst, als Zamojski Samuel Zborowski, den, wie wir sahen, von König Heinrich notgedrungen Gebannten, der sich aber dessenungeachtet wie zum Hohne im Lande frei bewegte, gefangen nahm und auf Grund des früheren Urteiles, natürlich mit Zustimmung des Königs, dem Henker überlieferte. Es war dies von seiten Báthorys ein Akt der Undankbarkeit, denn Samuel Zborowski verdankte er in erster Linie den Thron, auch hatte ihm dieser im russischen Kriege große Dienste geleistet und Wunder der Tapferkeit

[1]) „Miłościwy królu, albo chowaj nam w całości nasze przywileje a będziesz naszym miłościwym królem; żali nie, będziesz Stefanem Batorym a ja Jakóbem Niemojowskim." Vergl. Szujski, Dzieje Polski, 3, S. 70 f.

[2]) Vergl. die Depeschen Lippomanos und Mattheo Zanes aus den Jahren 1583—1586. W. St. A. l. c. Fasc. 11. und 12. Dann Pierling, La Russie, 2, S. 211 ff.

vollbracht. Allein da er mit seinem Bruder Kristoph, der erst kurz zuvor vom Kaiser, bei dem er seit der Wahl Maximilians II. geweilt hatte, zurückgekehrt war, anscheinend gewillt war, Báthory eventuell nach dem Leben zu trachten, wenigstens wurde ein abgefangener Brief Kristophs an Samuel dahin interpretiert, war Báthory entschlossen, energisch einzuschreiten. Er begnügte sich auch nicht mit dem Schicksale, das Samuel ereilt hatte, er übergab auch die Sache Kristophs, die auf Hochverrat (Einverständnis mit Österreich und Rußland und Attentatsabsichten auf das Leben des Königs) lautete, dem Reichstage. Und nach einem harten Kampfe — eine Reihe von Landtagen hatte unter dem Einflusse der Zborowskis und ihrer Verwandten gegen die Justifikation Samuels drohend ihre Stimmen erhoben und ihre Vertreter zum Reichstage (die Landboten) den Anhängern der Zborowskis entnommen — siegte der König auf dem Warschauer Reichstage von 1585 auf der ganzen Linie; über Kristoph wurde dasselbe Urteil gefällt, wie unter König Heinrich über Samuel.[1]) Kristoph Zborowski zog sich aber nach Mähren zurück und setzte von dort aus seine Wühlereien in Polen fort. Natürlich gab dies zu erregten Rekriminationen des Königs beim Kaiser Anlaß.[2]) Am kaiserlichen Hofe aber war man nicht geneigt, einen Mann preiszugeben, dessen und dessen Familie Dienste man bei einem Thronwechsel in Polen brauchen konnte. Und war doch auch schon im Sommer 1585 in Prag die Nachricht verbreitet, daß der Zustand Báthorys höchst bedenklich sei.[3])

Vielleicht wäre es auch noch zu einem kriegerischen Zusammenstoße zwischen Österreich und Polen gekommen, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, das Báthorys Interesse vollauf in Anspruch nahm und ihn den Plan der Erwerbung Ungarns zurückstellen hieß.

Am 18. März 1584 war nämlich Zar Ivan IV. gestorben. In einem seiner Wutanfälle hatte er kurz vor dem Ab-

[1]) Szujski, Dzieje Polski, 3, S. 74—84.

[2]) Depeschen Zanes vom 28. Mai 1585 und 7. Jänner 1586 (Prag). W. St. A. l. c. Fasc. 12.

[3]) Depesche Zanes von Prag, 1585, August 10. ibid.

schlusse des Waffenstillstandes mit Báthory, im November 1581, seinen ältesten Sohn gleichen Namens mit der eisenbeschlagenen Spitze seines Stockes erschlagen. Zwar hinterließ der Zar noch zwei andere Söhne, Feodor, aus der ersten Ehe mit Anastasia Romanovna, also den leiblichen Bruder des Getöteten, und Dmitrij, aus der siebenten Ehe mit Maria Nagaja. Feodor aber war zum großen Schmerze des Vaters nicht nur körperlich, sondern auch geistig zurückgeblieben, wenn auch sehr gutmütig und fromm; religiöse Übungen bildeten hauptsächlich sein Tagewerk, seine Lieblingsbeschäftigung aber war, selbst die Kirchenglocken zu läuten. Dmitrij aber lag beim Tode des Vaters noch in den Windeln.

Allein nicht nur mit der Dynastie stand es beim Tode des Zaren schlecht bestellt, auch das Reich befand sich in einer schweren wirtschaftlichen und sozialen Krisis. Ihre Ursache aber lag in inneren Widersprüchen im Aufbau des russischen Staates. Zwei russische Forscher haben dieselben in zwei klassischen Werken in nicht minder klassischer Weise formuliert.

„Der Moskauer Herrscher, den der Gang der Geschichte zur demokratischen Alleinherrschaft führte, mußte durch eine äußerst aristokratische Verwaltung wirken, und diese beiden Gewalten, die dank der staatlichen Einigung gemeinsam emporwuchsen und gemeinsam an diesem Einigungswerke arbeiteten, wurden infolge einiger unglücklicher Ereignisse in der Moskauer Dynastie von Mißtrauen und Feindschaft gegeneinander erfüllt. Das moskauische Reich des XVI. Jahrhunderts war eine Monarchie mit einem Herrscher an der Spitze, dessen Gewalt formell durch nichts beschränkt war, außer etwa durch die praktische Notwendigkeit, dieselbe mit dem feindlichen Adel zu teilen. Der administrative Usus und gemeinsame Interessen nötigten beide Seiten zum Zusammenwirken und machten sie einander unentbehrlich; dieser Zwang aber verschärfte nur die Feindschaft und verdoppelte die Zusammenstöße. Beide Teile sahen sich in außerordentlich unangenehmer Situation und wußten aus dieser keinen Ausweg. Weder verstanden es die Bojaren, sich häuslich einzurichten und das Staatswesen ohne den Herrscher zu bestellen, noch verstand es dieser, sein Reich in seinen neuen

Grenzen ohne die Beihilfe der Bojaren zu regieren. Weder die eine noch die andere Seite wußte, wie sie mit oder ohne der andern existieren solle."[1]) „Der zweite Widerspruch war sozialer Natur und bestand darin, daß unter dem Drucke der Kriegsnöte des Reiches und zum Zwecke einer besseren Organisation der Landesverteidigung die Interessen der handel- und ackerbautreibenden Klassen, deren Arbeit die Grundlage der Volkswirtschaft bildeten, systematisch den Interessen der zum Militärdienst verpflichteten Grundbesitzer, die an der Produktion des Landes nicht unmittelbar teilnahmen, geopfert wurden."[2])

Zum Verständnis dieser Thesen müssen wir hier einen kurzen Blick auf die innere Entwicklung des moskauischen Reiches werfen. Die Einigung Rußlands, wie sie sich seit dem XIV. Jahrhundert unter moskauischer Führung vollzog, hatte zur Folge, daß seit der Mitte des XV. Jahrhunderts die Beherrscher der zahlreichen Teilfürstentümer aus eigenem Antriebe oder gezwungen der staatlichen Selbständigkeit entsagten. Sie alle aber zogen nunmehr an den moskauischen Hof und bildeten dort eine stolze Aristokratie, die auf Grund ihrer früheren Unabhängigkeit und gestützt auf reichen Grundbesitz, der ihr auch nach der Anerkennung der moskauischen Oberherrschaft vollständig unangetastet blieb, die alten moskauischen Bojarenfamilien als minderwertig betrachtete und auf alleinige Regierungsfähigkeit Anspruch erhob.[3]) Nicht kraft der Ernennung durch den Zaren, sondern dank ihrer Herkunft und der Stellung ihrer Väter und Ahnen sahen sie sich in ihrem Amte. Und eifersüchtig sahen sie darauf, daß etwa ja nicht jemand von minderer Herkunft, dessen Väter geringere Ämter als ihre Väter bekleidet hatten, ein höheres Amt bekleide als sie. Ja sie ver-

[1]) V. O. Ključevskij, Der Bojarenrat des alten Rußland, 1. Ausgabe, Moskau, 1882, S. 362 (russ.).

[2]) S. F. Platonov, Skizzen zur Geschichte der Wirren im moskauischen Reiche im XVI. und XVII. Jahrhunderte. 2. Ausgabe. St. Petersburg 1901. S. 95 (russ.).

[3]) Ključevskij hat ausgerechnet, daß unter Ivan III., Vasilij und Ivan IV. ungefähr 65 % des Bojarenrates auf diese titulierten — sie führten als ehemalige selbständige Fürsten den Fürstentitel — und nur 35 % auf die alten moskauischen Bojaren entfielen, l. c. S. 241.

standen es, ein vollständiges und auch offiziell anerkanntes System der dienstlichen Beziehungen durchzusetzen, das eine russische Spezialität ist (мѣстничество). Übrigens brachten es auch die Zaren nicht über sich, diesem Systeme entgegenzutreten, und so blieb es fast zwei Jahrhunderte in voller Kraft, bis der Zar Feodor, der Bruder Peter des Großen, 1682 es gewaltsam beseitigte. Wenn wir die scharfsinnige Bemerkung Ključevskijs anführen, daß nämlich der Titel „Selbstherrscher (самодержецъ)“ ursprünglich nur die Unabhängigkeit des Zaren von der Gewalt der Tartaren und nicht die Devise für die innere Politik bedeutete,[1]) und noch darauf hinweisen, daß die Nachkommen der ehemals selbständigen und zum Teil mächtigeren Fürsten gegen die glücklicheren Moskauer Fürsten mehr Neid als Zuneigung empfinden mußten, dann haben wir auch die Beziehungen zwischen Herrscher und Aristokratie schon angedeutet. Zwistigkeiten innerhalb der Moskauer Dynastie, in denen die Aristokratie Partei ergriff, führten auch bald zu Zusammenstößen. So hatte Ivan III. zuerst seinen Enkel Dmitrij feierlich gekrönt und zum Erben eingesetzt, nicht lange darauf aber unter dem Einflusse seiner zweiten Gattin Sophie, der Griechin, wieder seiner Würde entsetzt und an seiner Stelle Vasilij, den ältesten Sohn aus der Ehe mit Sophie, zum Nachfolger bestellt. Die Bojaren nahmen in diesem Familienzwiste heftig Partei für Dmitrij, was sie nach dem Siege Vasilijs blutig büßen mußten. Es ist nun auch erklärlich, wenn auch Vasilij, eingedenk dieses Vorfalles, den Bojaren nur mit Mißtrauen begegnete und die Feindschaft unter seiner Regierung fortglomm. Ivan IV. aber, der bei dem so frühzeitigen Tode des Vaters unter der Willkür dieser Bojaren eine traurige Kindheit zubringen mußte, sollte bald nach der Eroberung Kasans erfahren, wie wenig er und seine Familie sich auf dieselben verlassen dürfe. Als er 1553 in eine gefährliche Krankheit fiel und die Bojaren aufforderte, seinem neugebornen Sohne Dmitrij zu schwören, weigerten diese sich und zeigten offen ihre Hinneigung für einen Vetter des Zaren, Vladimir Andrejevič.[2]) Von da an datiert das

[1]) Ibid. S. 274.
[2]) Ibid. S. 355.

tiefe Mißtrauen des Zaren gegen seine Räte und seine allerdings übertriebene Furcht, die überall Verrat witterte. Als dann wirklich einzelne Bojaren nach Litauen flohen und dort als Landesverräter gegen ihn ihre Intrigen spannen, da begann von seiner Seite das schreckliche Wüten. Ključevskij hat ihn trefflich verglichen mit einem übermäßig erschreckten Menschen, der mit geschlossenen Augen nach rechts und links schlägt, ohne darauf zu achten, ob er Freund oder Feind treffe.[1]) Ivan hat aber nicht nur gegen einzelne Personen den Kampf aufgenommen, sondern auch gegen das System. In scharfsinniger Weise hat Platonov nachgewiesen, daß die Schöpfung der Opričnina keine reine Polizeimaßregel zur Vorbeugung und Erstickung von Staatsverbrechen, sondern eine wirkliche Reform bedeutete. Denn der Zar nahm bei der Teilung des Reiches in Opričnina und Zemščina, von denen er die erstere sich selbst vorbehielt, während er die letztere der Verwaltung der Bojaren überließ, den ganzen Norden und das Zentrum des russischen Reiches mit allen Hauptverkehrswegen in den Bereich der Opričnina, während er den Süden und den Westen, gegen die litauische und livländische Grenze zu, der Zemščina überließ, und vernichtete in diesen nord- und zentralrussischen Gebieten die alten Beziehungen der Bojaren und ihrer Familien zu Grund und Boden, welche dieselben noch aus der Zeit der staatlichen Selbständigkeit hier besaßen, — da sie auch nach dem Verluste der Unabhängigkeit alle Rechte gegen ihre Hintersassen, die sie früher besessen hatten, behielten — indem er sie zwang, ihre Besitzungen gegen andere im Süden und Westen des Reiches, wo sie landfremd waren, einzutauschen. Freilich war dieser Prozeß unnötigerweise von solchem Schrecken und soviel Grausamkeit begleitet, so daß nicht die Bojaren, sondern auch die arbeitenden Klassen in diesen Gebieten darunter litten.[2]) Und dies führt uns gleich zur sozialen und wirtschaftlichen Krise, denn nicht nur unter diesem Prozesse litten die ackerbau- und handeltreibenden Klassen, sondern auch durch das Überhandnehmen des militärischen Dienstadels.

[1]) Ibid. S. 356.
[2]) Platonov, l. c. S. 111—121.

Seit Ivan III. hatte man mit der Austeilung von Krongütern begonnen, welche den Beteilten zur militärischen Dienstleistung verpflichteten und ihm die Mittel dazu bieten sollten. Ein solches Lehensgut (**помѣстье**) wurde unter der unbedingten Verpflichtung zum Dienste auf eine gewisse Zeitdauer, gewöhnlich bis zum Tode des Empfängers, verliehen. Bei der Verpflichtung zum Heeresdienst und den beständigen Kriegen des XVI. Jahrhunderts war der Besitzer natürlich nicht imstande, für die Bewirtschaftung seines Gutes zu sorgen. Dafür mußten die Kronbauern, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, sorgen, welche aber dadurch in private Abhängigkeit gerieten, aus der sich im Laufe des XVI. Jahrhunderts eine Art Leibeigenschaft entwickelte. Durch die in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts infolge des livländischen, polnischen und schwedischen Krieges immer größer werdenden militärischen Anforderungen war die Regierung genötigt, die Zahl solcher Lehensgüter ungeheuer zu vermehren, namentlich im Westen und in der ganzen südlichen Hälfte des Reiches, also in den militärisch bedrohten Gebieten. Die bisher hier angesessenen Bauern waren natürlich mit der neuen Lage nichts weniger als zufrieden. Da aber durch die Eroberung der tartarischen Reiche Kasan und Astrachan das staatliche Territorium im Süden und Südosten sich stark vergrößert hatte, die Regierung aber die Besiedelung dieses jungfräulichen Bodens aus Gründen der Landesverteidigung anfangs sehr gefördert hatte, so verlassen jetzt die Bauern haufenweise Grund und Boden und wenden sich in diese Gegenden, wo sie günstigere Lebensbedingungen und persönliche Unabhängigkeit erwartet, so daß das Zentrum des Reiches und der Westen immer mehr verödet. Damit verliert nicht nur der geistliche und weltliche Großgrundbesitz seine Arbeitskräfte, sondern auch der zum Heeresdienste verpflichtete Lehensmann, den es naturgemäß am härtesten trifft. Es beginnt nun ein Kampf um arbeitende Hände unter diesen Gruppen, eine allgemeine wirtschaftliche und soziale Krise.[1]) Dazu ist

---

[1]) Ibid. S. 121—129. Vergleiche über die Dienstgüter auch die Arbeit S. V. Roždestvenskijs, Der zur Dienstleistung verpflichtete Grundbesitz im moskauischen Reiche des XVI. Jahrhunderts, St. Petersburg, 1897 (russ.).

die weite Steppe im Süden ein geeigneter Schlupfwinkel für alle jene Elemente, welche mit der gegenwärtigen Ordnung unzufrieden sind oder sonst die Öffentlichkeit zu scheuen haben. Die militärischen Organisationen der Kosaken am Dnieper, Don, Donec, der mittleren und unteren Wolga setzten sich schon seit dem Anfange des Jahrhunderts aus solchen Elementen aus aller Welt zusammen. Báthory hat einen Teil dieser Kosaken, die ukrainischen, organisiert und in eine gewisse staatliche Abhängigkeit von Polen gebracht,[1]) allein weder Polen-Litauen, noch Rußland konnten dieselben im staatlichen Interesse verwenden und das beständige Abfließen der Bevölkerung in diese Gegenden verhindern. Sie waren in der weiten Steppe nicht faßbar und suchten mit ihren Beutezügen nicht nur Tartaren und Türken heim, — weshalb sie namentlich für Polen eine stete Gefahr für die friedlichen Beziehungen zur Pforte waren, — sondern überfielen auch russische oder nach Rußland reisende fremde Gesandte und Handelskarawanen.[2]) Der Tartareneinfall des Jahres 1571 und der unglückliche Ausgang des langjährigen Krieges um Livland hatte natürlich mit den ungeheuren Opfern die wirtschaftliche Krise und die allgemeine Unzufriedenheit nur noch gesteigert.

Zur Regierung dieses so aufgewühlten Reiches, dessen Zustand der Außenwelt und namentlich dem scharfen Auge des Polenkönigs nicht entgehen konnte, war nun ein Herrscher gekommen, dessen geistige Fähigkeiten dazu absolut nicht ausreichten. Und der Polenkönig war auch entschlossen, sich das zunutze zu machen; war doch der mit dem verstorbenen Zaren 1582 auf zehn Jahre abgeschlossene Waffenstillstand nach den damaligen Anschauungen durch den Tod Ivans ohne weitere Geltung! Zwar beeilte man sich am Kreml und verlangte sofort die weitere Beobachtung des Waffenstillstandes, ja der Zar fertigte noch im November 1584 den Bojaren Fürst Fedor Michailovič Trojekurov, den Ratsadeligen Michajlo Andrejevič Beznin und den Djak Foma Petelin nach Polen ab, um den Waffenstillstand zu er-

[1]) Szujski, Dzieje Polskie 3, S. 55 f.

[2]) Platonov, l. c. S. 86 f.

neuern, eventuell einen ewigen Frieden abzuschließen.[1]) Mittlerweile hatte aber Báthory schon Vorbereitungen getroffen, um sich Rußlands mit Gewalt zu bemächtigen. Noch im August 1574 beruft er die Senatoren nach Lublin und legt ihnen seinen Plan vor. In einem Zeitraume von drei Jahren hofft er sich Rußlands bemächtigen zu können. Als Lockspeise stellt er ihnen die Sache so dar, als ob er mit der Eroberung Rußlands nur die Bekämpfung des Halbmondes bezwecke; nachdem man sich nämlich Moskaus bemächtigt habe, könne man dem Perser und den kaukasischen Völkerschaften die Hand zur gemeinsamen Bekämpfung der Türken reichen, um nach deren Niederwerfung das polnische Banner am Bosporus aufzupflanzen. Als er keine Aussicht hatte, zu diesem Unternehmen in Polen die nötigen Gelder zu erhalten, wendet er sich um Subsidien an die Kurie. Possevino ist hier sein Vermittler. Und das schadet hier seiner Sache anfangs mehr als es nützt. Wenn auch Gregor XIII. noch immer von einer großen Türkenliga träumte, so war doch er es gewesen, der zum Zwecke der gemeinsamen Bekämpfung der Ungläubigen eine Einigung Rußlands mit Polen angestrebt hatte. Und anfangs verhielt sich die Kurie auch wirklich ablehnend und verweigerte die Subsidien. Allein später wurde man anderer Meinung, wenn auch eine Denkschrift Zamojskis unverblümt gezeigt hatte, daß die Türken nur der Vorwand, die Eroberung Moskaus aber das einzige Ziel sei. Man griff zwar auch jetzt noch nicht in die Taschen, aber man gab doch zu verstehen, daß man für die Zukunft einer pekuniären Unterstützung nicht abgeneigt sei.[2])

Auch die inneren Unruhen in Rußland, der Kampf der Bojaren in der nächsten Umgebung des Zaren, schienen die Pläne des Polenkönigs zu fördern. Wenigstens glaubte Báthory fest an diese und wurde auch in diesem Glauben bestärkt. Tatsächlich hatte auch ein Streit um die einflußreichste Stelle in der Umgebung des Zaren und damit um

[1]) Bantyš-Kamenskij, Korrespondenz zwischen Rußland und Polen bis 1700, 2, S. 2 ff.

[2]) Pierling, La Russie et le Saint-Siège 2, S. 249—262 und Beilage II, S. 384 ff.

die Regierung des Reiches stattgefunden; Boris Godunov, der Schwager des Zaren Feodor, war Sieger geblieben, die Golovins aber wurden das Opfer des Streites. Einer von ihnen, Michajlo Ivanovič Golovin, floh zu König Stephan und war nun derjenige, der ihn in seinen Eroberungsplänen auf Rußland bestärkte. Die Erwartungen aber, die Báthory auf eine Hilfe von dieser Seite hegte, waren trügerische; denn bei dem Tode Ivans waren in der Nähe des Thrones und damit Berater des Zaren Feodor nur Verwandte der Dynastie, so der leibliche Onkel des Zaren, Nikita Romanovič Jurjev (der Großvater Michaels, des ersten Zaren aus dem Hause Romanov), des Zaren Vetter Fürst Ivan Feodorovič Mstislavskij und des Zaren Schwager, Boris Feodorovič Godunov. Nur die Fürsten Šujskij, die mit den Jurjevs und Godunovs enge verwandt waren, gehörten noch zu diesem Kreise. Um den zweiten Sohn Dmitrij aber waren die Nagojs, die Verwandten seiner Mutter; um bei dem notorischen Schwachsinn des älteren Bruders einer eventuellen Erhebung zu seinen Gunsten vorzubeugen, hatte man das Kind mit der Mutter und deren Familie, aber in aller Freundschaft, in das vom Zaren Ivan ihm zugewiesene Uglič abgeschoben. Auch Bogdan Bêlskij, einen Günstling des verstorbenen Zaren, hatte man als Wojwoden von Nižnij-Novgorod aus der Hauptstadt hinausbefördert. Da im August 1584 den alten Nikita Romanovič eine schwere Krankheit befiel, der er im April des nächsten Jahres dann wirklich erlag, blieben nur Mstislavskij und Godunov als diejenigen, zwischen denen eine Nebenbuhlerschaft um die führende Rolle Platz greifen konnte. Aber Godunov war durch seine Schwester, die Zarin Irina, seine Freundschaft mit den Romanovs und den beiden einflußreichen Djaken, den Brüdern Ščelkalov, ganz abgesehen von seiner persönlichen Geschicklichkeit, schon so sehr im Vorteil, daß der alte Mstislavskij bald den Kreml mit dem Kirillov-Kloster, das Kleid der Bojaren mit dem Mönchshabit vertauschen mußte. So war Boris Godunov, dessen Ahne ein tartarischer Murse war, der das Christentum angenommen hatte, und dessen Familie bis zu dem Augenblicke, da Boris der Schwager des Zarevič Feodor wurde, eine völlig unbedeu-

tende Rolle gespielt hatte, seit Anfang 1585 tatsächlich Regent des Reiches, wenn ihm dazu auch jetzt noch die formelle Anerkennung fehlte.[1])

So wäre also die Aufgabe, die der Polenkönig sich mit der Eroberung Rußlands gestellt hatte, doch nicht so einfach gewesen, als er wähnte, wenn ihn nicht auch der Reichstag gezwungen hätte, seine kriegerischen Pläne vorläufig aufzuschieben und den russischen Gesandten wenigstens einen zweijährigen Waffenstillstand zu gewähren. Rußland, das seit Ivan III. Polen-Litauen gegenüber immer der Angreifer gewesen war, war seit dem unglücklichen Ausgange des livländischen Krieges in die Defensive gedrängt. Die Rollen waren vertauscht und das fühlten vor allem die russischen Gesandten, die im Februar 1585 auf dem polnischen Reichstage erschienen waren. Man eröffnete ihnen gleich anfangs klipp und klar, daß auch von dem Abschlusse eines Waffenstillstandes keine Rede sein könne, wenn der Zar nicht Novgorod, Pskov, Smolensk und eine Reihe von anderen Städten, darunter auch ganz Severien, ja Dorogobuž und Vjasma, also den Schlüssel zu Moskau, abtrete. Nur dem Drucke der Landbotenkammer, mit der König Stephan wegen der Affäre Zborowski den harten Strauß zu bestehen hatte, und der Leere der königlichen Kassen verdankten die Gesandten den zweijährigen Waffenstillstand, der bis 3. Juni 1587 währen sollte.[2]) Aber sie mußten beim Abschiede vom Kanzler Zamojski unerhörte Worte entgegennehmen, er verwies sie nämlich auf die schwache Gesundheit des Zaren, weshalb Rußland sich mit Polen unter denselben Bedingungen vereinigen solle, wie einst Litauen, wenn es nicht ein Opfer von Türken und Tartaren werden, und wenn es, die Drohung war deutlich genug, von Polen-Litauen Frieden haben wolle.[3])

So hätte also König Stephan in den nächsten zwei Jahren in aller Ruhe die Vorbereitungen zur Verwirklichung seiner Pläne treffen können, wenn er nicht bald hätte befürchten müssen, daß sich ein Habsburger vor ihm die

[1]) Platonov, l. c. S. 147—158 passim.

[2]) Bantyš-Kamenskij, Korrespondenz 2, S. 5 f.

[3]) Pierling, La Russie, 2, S. 270.

„Mütze Monomachs“ aufs Haupt setze. Vielleicht erfuhr er auch schon den eigentlichen Grund, warum sein Vertrauter und Mitarbeiter an den russischen Plänen, der Jesuit Possevino, unter dem 16. Februar 1585 den bestimmten Befehl erhielt, den Hof des Königs sofort zu verlassen und sich in das Kolleg nach Braunsberg zurückzuziehen. Der Jesuitengeneral Claudius Aquaviva war es, der dies veranlaßte. Der Beweggrund hiefür aber war der, daß der General des Ordens, der auch in Österreich zahlreiche Kollegien besaß, es vermeiden wollte, daß dieser in der russischen Frage einseitig für Báthory Partei nehme, da man in Rom doch gut wußte, daß die Habsburger und der Polenkönig auch in jener Rivalen seien.[1]) Mit Mißtrauen aber mußte es Báthory jedenfalls erfüllen, als die russischen Gesandten, welche eben den zweijährigen Waffenstillstand abgeschlossen hatten, verlangten, der König möge auf Grund der einschlägigen Bestimmungen desselben, Luka Novosilcov — wir kennen ihn schon von seiner polnischen Mission im Frühjahre 1576[2]) — als Gesandten an den Kaiser den Durchzug durch Polen-Litauen gewähren.[3]) Auf jeden Fall mußte er befürchten, daß durch diese Annäherung des Zaren an die Habsburger seine Pläne gekreuzt werden könnten. Aber bald waren in Polen die abenteuerlichsten Gerüchte über die Mission dieses russischen Gesandten im Umlaufe. Er sei abgesandt, um angesichts der Unfähigkeit des Zaren und der feindseligen Haltung Polens, das mit Rußland keinen Frieden eingehen wolle, dem Erzherzog Maximilian unter gewissen Bedingungen die Krone anzutragen.[4]) Freilich bestand Novosilcovs

[1]) Ibid. 2, S. 272.

[2]) Siehe oben S. 460.

[3]) Denkmäler 1, S. 917.

[4]) „Hieri gionse qui un amb.re mandato di Moscovia, non dal Gran Duca, ma dalli Gov.ri suoi et dal senato et il negotio, ch'esso porta, non si sa per ancora in corte; ma scrive di Polonia una persona molto entrante et che s'intromette assai ne' maneggi di stato, che la sua venuta è per manifestare la incapacità del suo principe à sottener il peso di regger quel stato, che ne ha tanto più bisogno, quanto, che il Polono nei comitij non gli ha rafermata la pace et però viene à ricercar nominatamente il ser.mo Arcid.a Massimiliano per loro capo et sig.re con certe conditioni così oscuramente descritte, che non si possono ben

Mission nur darin, dem Kaiser die Thronbesteigung des Zaren und dessen Wunsch, die alten guten Beziehungen zwischen ihren beiden Häusern aufrecht erhalten zu sehen, mitzuteilen, wie auch denselben aufzufordern, zur Bekräftigung des alten Einvernehmens möglichst bald seine Gesandten zum Zaren zu schicken, bis zu welchem Zeitpunkte für ihre gegenseitigen Untertanen volle Handelsfreiheit herrschen möge.[1]) Auch hatte der Kaiser dem Zaren nur geantwortet, er wünsche ihm Glück zu seinem Regierungsantritte und wolle gleichfalls mit ihm ein gutes Einvernehmen pflegen, bezüglich der Gesandtschaft aber ihn auf künftige Zeiten vertröstet, angeblich weil er jetzt niemanden zur Verfügung habe; den Vorschlag der gegenseitigen Handelsfreiheit, hinter dem der Kaiser ganz richtig die Aufhebung des Verbotes der Ausfuhr von Kriegsmaterialien vermutete, hatte er aber damit abgewehrt, daß er das von den früheren Kaisern erlassene Ausfuhrverbot nicht aufheben könne.[2]) Kühler konnte der Kaiser füglich nicht sein. Nur der Obersthofmeister Adam v. Dietrichstein, dessen Stellung und Einfluß Novosilcov ganz richtig einschätzte,[3]) sagte ihm im geheimen, ihre Herrscher müßten sich einigen, um Báthory, den Usurpator auf dem polnischen Throne, zu vertreiben und zu sorgen, daß Polen-Litauen einen Herrscher von Geburt bekomme.[4]) Der König mußte von seinen Spionen am Prager Hofe doch hinreichend genau unterrichtet worden sein, daß er den Inhalt der Mission Novo-

---

rappresentare ad altri et viene detto, che qui s'è ordinato di trattare quest' amb.re con mediocre pompa per non dar materia di discorrere con l'estraordinarie accoglienze et che la sua trattatione passi con la debita secretezza, essendo fatti avvertiti dell' inconveniente, che potrebbe nascere da far in contrario per l'essempio, che hanno del Impre. Massimiliano ultimo nella elettione di Re di Polonia. Depesche Mattheo Zanes, Prag, 1585, März 26. W. St. A. Dispacci di Germania, Fasc. 12.

[1]) Denkmäler 1, S. 912 ff. Auch M. Zane berichtet unter dem 2. und 9. April, daß die Mission Novosilcovs nur diesen Inhalt gehabt habe. W. St. A. l. c. Fasc. 12.

[2]) Denkmäler 1, S. 928 ff.

[3]) Dietrichstein war der Hofmeister Rudolfs II. gewesen und stand seit dieser Zeit in besonderer Gunst der Kaiser. Novosilcov hatte also recht, wenn er ihn als „дядя“ bezeichnete.

[4]) Denkmäler 1, S. 952.

silcovs und der Verhandlungen mit ihm kannte. Und doch kann er sich über diese russische Gesandtschaft nicht beruhigen, um so mehr, als ihm auch von anderer Seite Gerüchte zugetragen werden, daß die Habsburger sich ernstlich mit der Erhebung Maximilians auf den Zarenthron beschäftigen und ein eigener Kurfürstentag diese Frage beraten solle. Da den litauischen und polnischen Kaufleuten und daher auch den unter dieser Flagge reisenden Spionen der Weg über Smolensk hinaus versperrt ist, so beschließt er mit den litauischen und den anwesenden polnischen Senatoren, eine geeignete Persönlichkeit mit Klagen über Grenzverletzungen nach Moskau zu schicken, damit dieselbe dort erkunde, was vorgehe und ob dies für Polen-Litauen von Wichtigkeit sei.[1])

Michael Haraburda, nunmehr Kastellan von Minsk, den wir schon im ersten Interregnum mit einer heiklen Mission in Moskau erscheinen sahen,[2]) wird vom Könige und den Senatoren mit dieser Aufgabe betraut. Tatsächlich beginnt er auch seine Mission mit Klagen über die Bedrückungen, welche litauische Kaufleute auf russischem Boden erleiden. Aber schon im Schreiben der litauischen Senatoren an den

[1]) König Stephan an Stanislaus Tarnowski, Kastellan von Sandomir, Grodno, 1585, Dezember 9. M. Grabowski i. A. Przezdziecki, Źródła do dziejów Polskich, Wilna 1843, Bd. 1, S. 62 ff. Die entscheidende Stelle (S. 62) lautet: „Iam a multo tempore crebris rumoribus ad nos perferebatur, archiduces Austriae laborare, ut in locum minus idonei Moscoviae ducis, Maximilianus Romanorum Imperatoris frater assumatur. Ipsam etiam Moscov. legationem eam ob causam apud Imperatorem fuisse recensent. Gedano nobis significatum est, non modo Austriacam familiam in id incumbere, sed et Electorum Principum conventum Ratisbonae haberi, ad consultandum de modo deducendi Maximilianum in Moschoviam."

Pierling, dem diese Quelle entgangen ist, tut also Solovjev, der auf Grund derselben die Mission Haraburdas als das Bestreben, den Habsburgern entgegenzuarbeiten und zuvorzukommen, erklärte (7, S. 255), unrecht, wenn er dessen Behauptung als „willkürlich" bezeichnet (La Russie et le Saint-Siège 2, S. 275). Solovjev hatte mit dieser Annahme vollständig recht, wenn es natürlich auch unzweifelhaft ist, daß Haraburdas Mission nur die Konsequenz der Eröffnungen Zamojski gegenüber den russischen Gesandten am Reichstage von 1585 war. Aber man hätte sich in Polen nicht so beeilt, sondern ruhig seine Vorbereitungen getroffen, wenn nicht diese Hiobspost ein beschleunigtes Handeln erfordert hätte.

[2]) Siehe oben S. 402 f.

russischen Metropoliten und die Bojaren kommen die Befürchtungen, welche man damals in Polen-Litauen hegte, zum Ausdrucke. Heißt es doch dort, daß Metropolit und Bojaren anscheinend auf die ewige Einigung und Freundschaft mit Polen-Litauen keinen Wert legen, weil von ihrer Seite nicht nur der Waffenstillstand verletzt, sondern auch, wie die Senatoren von verschiedenen Seiten hören, Freundschaft mit fremden und entfernten Völkern gesucht werde, während es schon in Anbetracht dessen, daß sie viele Städte und Gebiete besitzen, welche die Ahnen des jetzigen Zaren Litauen entfremdet und auf die man polnischerseits nicht verzichten könne, eine Vereinigung mit Polen-Litauen notwendig wäre, um dem ewigen Blutvergießen Einhalt zu gebieten.[1]) Auch als er in der ersten Konferenz mit den Bojaren am 15. April 1586 den eigentlichen Zweck seiner Mission enthüllt, nämlich den Abschluß eines Vertrages, daß beide Reiche bei dem Tode des einen Herrschers in der Hand des andern vereinigt werden, was er allerdings zwei Tage später dahin modifiziert, daß im Falle des Todes ihres Königs es ihnen frei bleibe, den Zaren zu wählen oder nicht, deutet er ihnen an, daß sie auf keinen Fall einen anderen Herrscher sich wählen dürfen.[2]) Deutlicher ist der endgültige Bescheid, den die Bojaren Haraburda erteilen, weil sie darin sein mündlich und schriftlich geäußertes Verlangen, darüber eine bestimmte Antwort zu erhalten, ob sie, die Bojaren, zum Bruder des Kaisers geschickt haben, mit Entrüstung zurückweisen und betonen, daß nur ein Bösewicht, der unter die Christenheit Streit säen wolle, so etwas ausdenken könne. Wozu sollten sie zum Bruder des Kaisers schicken, da sie doch ein von Gott eingesetztes Herrscherhaus besitzen und der Zar Feodor durch Gottes Gnade und nach der Gewohnheit seiner Väter sein Volk beherrsche? Nach der Aufklärung, die hier die Bojaren Haraburda gewähren, habe der Zar zum Kaiser, Sultan, König Stephan und den übrigen christlichen Fürsten nur geschickt, um seine Thronbesteigung mitzuteilen.[3]) Übrigens

[1]) Moskauer Hauptarchiv des Ministeriums des Äußern, Polnische Gesandtschaftsbücher (Статейный списокъ польскаго двора Nr. 16 fol. 62v f.).

[2]) Ibid. fol. 76, 81v.

[3]) Ibid. fol. 116v.

war die Sache auch mit dieser Erklärung noch nicht beigelegt; denn die russischen Gesandten, welche auf Haraburdas Mission die Antwort zu überbringen hatten, mußten in den Verhandlungen mit den Senatoren diese Insinuation von neuem zurückweisen.[1])

Allerdings war Báthory entschlossen, sich um keinen Preis von den Habsburgern in dieser Sache den Rang ablaufen zu lassen. Schon das dreiste und für russische Ohren unerhörte Verlangen Haraburdas, von dem wir oben hörten, am Kreml und in der Nähe des Zaren für den Fall seines Todes bestimmte Abmachungen wegen einer Vereinigung Rußlands mit Polen zu treffen, während Polen-Litauen, wenn König Stephan früher sterbe, die freie Wahl gesichert bleiben sollte, deutet darauf hin, daß man in Polen zum Bruche entschlossen war. Haraburda wies auch jede Verlängerung des Waffenstillstandes schroff zurück, im Gegenteil, er verlangte nichts weniger als die Herausgabe von Novgorod, Pskov, Smolensk und anderer Orte, was die Bojaren dann mit der Forderung Kievs, Podoliens und Wolhyniens, Połocks und Livlands beantworten.[2]) Am Kreml begriff man nämlich den Ernst der Lage nicht und glaubte, daß Haraburda aus eigenem Antriebe und nicht im königlichen Auftrage so vorgehe. Daher die Klagen, welche die russischen Gesandten, an deren Spitze wieder Fürst Feodor Michailovič Trojekurov stand, gegen Haraburda vorzubringen hatten. Aber wie erstaunt mögen die Gesandten gewesen sein, als sie in Grodno die Schwierigkeiten sahen, welche der Erfüllung ihrer Hauptaufgabe, der Verlängerung des Waffenstillstandes, von den Senatoren bereitet wurden! Die 1585 auf zwei Jahre abgeschlossene Waffenruhe dauerte nicht einmal ein Jahr mehr und man war am Kreml schon aus Gründen der inneren Lage bemüht, dieselben zu verlängern. Allein die Senatoren wollten davon nichts wissen. Sie verlangten, daß die Gesandten mit ihnen einen Vertrag darüber schließen, daß nach des Zaren Tode Rußland Báthory als Herrscher anerkenne, während bei des Königs Tode Polen-Litauen die Wahlfreiheit gewahrt bleibe. Trotzdem die Gesandten das

[1]) Ibid. fol. 357.

[2]) Ibid. fol. 108 ff.

bloße Verhandeln über derartige Dinge mit Entrüstung zurückwiesen, blieben die Senatoren hart. Voll Hohn paraphrasieren sie das Antwortschreiben der Bojaren an sie. Die Versicherung, daß der Zar bereit sei, alle seine Feinde mit der Waffe abzuwehren, beantworten sie mit dem Hinweise auf die körperliche und geistige Minderwertigkeit des Zaren, den Mangel an organisierten militärischen Kräften, die aber, welche vorhanden sind, seien schlecht. Sie verweisen sie auf die allgemeine Unzufriedenheit im russischen Reiche und das Vorgehen der Bojaren, die sich nach außen um Hilfe umsehen und zum Bruder des Kaisers schicken, während der Kaiser sich selbst nicht helfen könne. Die einzige Konzession, wozu sich die Senatoren verstehen, besteht darin, daß sich die Gesandten verpflichten sollen, daß an der Grenze eine gemeinschaftliche Kommission zusammentrete, welche über die Vereinigung beider Reiche unter einem Herrscher beraten solle. Die Gesandten weisen auch das mit Entrüstung zurück und verlangen ihren Abschied, der ihnen auch gewährt wird. Allein sollten sie ohne Verlängerung des Waffenstillstandes heimkehren? So treten sie am 25. August wieder den schweren Weg in den Palast an und unterfertigen die demütigende Verpflichtung über die gemeinsame Kommission und die Aufgabe ihrer Beratungen, wenn sie auch ihr Gewissen dadurch zu beruhigen glauben, daß die letztere nur im polnischen Vertragspare klar zum Ausdruck kommt. Aber auch jetzt erhalten sie trotz aller Bemühungen nur eine zweimonatliche Verlängerung des Waffenstillstandes vom 3. Juni, an welchem Tage die Kommission an der Grenze zusammentreten sollte, bis zum 3. August 1587.[1]) Man wußte in Polen, warum man auf vier Monate nicht einging, wäre man doch dadurch mit dem Kriegsbeginn in die Regenperiode des Herbstes gekommen.

Báthory wußte nämlich ganz gut, daß man in Moskau unter keiner Bedingung darauf eingehen werde, über eine Vereinigung mit Polen-Litauen zu verhandeln. Er wußte, daß es zum Bruche kommen werde, und spannte deshalb den Bogen so straff, um einen genügenden Grund zur

[1]) Ibid. fol. 140—300, 350v. Vergl. auch Solovjev 7, S. 257 ff.

Kriegserklärung zu erlangen. Denn in den Augusttagen, da die russischen Gesandten bei ihm in Grodno verhandelten, hatte er durch die Berufung Possevinos nach Rom schon längst die Gewißheit, daß der Papst ihn bei dem Überfalle auf Rußland unterstützen werde. Es wird immer ein Makel an dem Andenken Felice Perettis, Sixtus V., sein, daß er dem Polenkönige zum Eroberungskriege gegen Rußland die Mittel bot, wenn dies auch angeblich nur dazu geschah, um den Türken zuvorzukommen und dieselben von Moskau aus mit Hilfe der kaukasischen Völkerschaften und der Perser wirksamer bekämpfen zu können. Der König hatte nämlich der Kurie die Sache so dargestellt, als ob es nur zweierlei gebe: Entweder werde Rußland ein Opfer der Türken, was den Ruin Europas besiegle, oder es werde polnisch. Natürlich tat er dies gegen seine bessere Überzeugung, denn in seinen Händen war ein türkisches Schreiben, — und auch Possevino kannte es — in welchem die russischen Bojaren aufgefordert werden, einen der Ihren oder Báthory zu wählen, in welchen beiden Fällen ihnen ein Bündnis mit den Tartaren und die Freundschaft der Pforte zugesichert wird. Man war eben auch in Stambul bestrebt, das Haus Habsburg um keinen Preis in den Besitz Rußlands kommen zu lassen. Die Kurie aber wollte übrigens auch nicht nur die Türken, sondern auch die Schismatiker treffen; der alte Traum der Unterwerfung Rußlands unter Rom, der auf diplomatischem Wege bisher nicht zu verwirklichen gewesen war, sollte nun auf dem Wege des Schwertes Wirklichkeit werden.[1]) Allein mitten unter den Kriegsvorbereitungen — die vorbereitenden Landtage zu dem im Dezember noch zu eröffnenden Reichstage hatten teils ohne Murren, teils freudig dem Kriege gegen Rußland zugestimmt[2]) — starb König Stephan am 12. Dezember 1586 in Grodno.

[1]) Vergl. darüber die ausgezeichnete Darstellung bei Pierling, La Russie et le Saint-Siège 2, S. 283—307. Bezeichnend ist es, daß man nach dem Tode Báthorys sich bemühte, — und auch Possevino gehörte dazu — die aggressiven Absichten Sixtus' V. gegen Moskau zu leugnen. Pierling aber hat überzeugend nachgewiesen, daß Sixtus V. die erste Rate der Subsidien im Betrage von 24.000 Dukaten Báthory durch den Nuntius Hannibal von Capua bereits zugeschickt hatte. Ibid. 2, S. 307—313.

[2]) Szujski, Dzieje Polski 3, S. 86, Bobrzyński, Dzieje Polski, 2, S. 146.

Es war ein Glück für Rußland, vielleicht auch für die Habsburger, daß der unerbittliche Tod den Polenkönig an der Verwirklichung seiner Pläne gehindert hat. Wer weiß, ob nach Rußland, wenn an diesem unter Boris Godunovs Führung nicht etwa auch der mit päpstlichem Golde bezahlte Angriff Báthorys zuschanden worden wäre, nicht auch Ungarn daran gekommen wäre. Zwar hatte der Kaiser gleich auf die erste Kunde von den päpstlichen Subsidien für den Polenkönig dagegen Protest erhoben. Der Papst solle sich lieber vor Augen halten, läßt ihm der Kaiser sagen, welche Gefahr den Erblanden und der ganzen Christenheit drohe, wenn die ungarische Grenze nicht mehr gehalten werden könne. Dem Kaiser also seine Hilfe angedeihen zu lassen, sei viel nötiger und mehr Ursache für den Papst, als dem Polenkönige, der nur darauf bedacht sei, seine Macht zu steigern. Auch seien im Falle, daß Rußlands Thron erledigt sei, „noch andere mehr leute als bemelter khünig“ interessiert.[1])

Allein was hätte sich der Papst um die Interessen des habsburgischen Hauses in dieser Frage noch gekümmert, da doch die Interessen der Kirche und die Báthorys zusammenliefen! Denn die „anderen mehr Leute“ waren tatsächlich die Habsburger. Wir müssen heute leider darauf verzichten, in dieser Sache alle Fäden bloßzulegen, weil uns das Material dazu fehlt. So wissen wir nicht, ob wirklich von seiten der russischen Bojaren am Kaiserhofe vertraulich angefragt wurde oder ob dies nur von unberufener Seite geschah. Tatsache aber ist es, daß schon wenige Monate nach dem Tode Ivans IV. der venezianische Gesandte seiner Regierung zu berichten weiß, daß der Kaiser von einflußreicher russischer Seite aufgefordert worden sei, einen seiner Brüder für den moskauischen Thron bereit zu halten, weshalb im geheimen Rate über die Absendung eines Vertrauensmannes nach Rußland verhandelt werde, der unter dem Deckmantel eines Kaufmannes die dortigen Verhältnisse erkunden sollte.[2])

---

[1]) Der Kaiser an den Kardinal von Trient, Prag, 1586, November 5. Konz. W. St. A. Polonica.

[2]) „Hora intendo per secretissima via, che qualche principale di Moscovia ha fatto sapere ancora all' Imperatore, che hora

Einen Monat später aber berichtet der Gesandte, daß man sich noch immer nicht entschlossen habe, jemanden nach Moskau zu schicken, weil der Land- und Seeweg für denselben verschlossen wäre.[1]) Man scheint am Prager Hofe nun wohl mit der größten Aufmerksamkeit und dem größten Mißtrauen die Tätigkeit des Polenkönigs beobachtet zu haben, die namentlich verdächtig schien, als der König Ende 1585 sich in Litauen an die russische Grenze begab und man in Prag einen schwedisch-russischen Krieg befürchtete, indem an Stelle des unfähigen Zaren Báthory, der an der Vertreibung der Schweden aus Livland ja auch das größte Interesse haben mußte, die Führung der Russen übernehme. Man fürchtete für diesen Fall, daß Báthory und seine Familie dadurch festen Fuß in Rußland fasse und die Kandidatur eines Habsburgers für den russischen und den polnischen Thron unmöglich mache;[2]) denn seit im Sommer dieses Jahres bedenkliche Nachrichten über den Zustand Báthorys einliefen, sah man in der eventuellen Erwerbung der polnischen Krone den Schlüssel zur Erwerbung Rußlands.[3]) Wenn aber auch die gehegten Befürchtungen grundlos waren, denn man war in Moskau bei der drohenden Haltung

è tempo d'accomodar uno de' suoi fratelli, et che in questo consiglio di stato (al qual non piace punto, che il Polacco si facci maggiore) si tratta di mandar huomo secretamente in Moscovia sotto coperta di mercante, per intender particolarmente lo stato di quella provincia." Depesche Hieronimo Lippomanos vom 26. Juni 1584, Prag. W. St. A. Dispacci di Germania, Facs. 11.

[1]) „Qui non si sono mai risoluti di mandare alcuno in Moscovia, come scrissi, che trattavano nel cons.º secreto, et la maggior difficoltà, che trovano, è il viaggio, poiche per terra non permetteria Polonia, che hora pasasse alcuno et per mare il camino è medisim.te sturbato dal Rè di Suetia. Derselbe, Prag, 1584, Juli 24. W. St. A. ibid. Fasc. 11.

[2]) . . . „il che apporta all' Imp.re et à questi principi della casa sua ragionevole sospetto, che 'l Polono vade insinuando à quel commando o per se o per il cardinale suo nipote, che riuscendo gli dispiacerebbe in estremo così per vedere un principe confinante et non ben 'affetto à crescere di forze et di riputazione, come per li disegni, che hanno questi Ser.mi Arciduchi, fratelli di Sua Maestà di subintrare uno d'essi in alcuno de' quei stati setentrionali, quando per vacanza venghi occassione di elettione." Depesche Mattheo Zanes, Prag, 1585, Dezember 24. W. St. A. ibid. Fasc. 12.

[3]) Derselbe, Prag, 1585, Aug. 10. W. St. A. ibid. Fasc. 12.

Báthorys fest entschlossen, es mit Schweden jetzt zu keinem Bruche kommen zu lassen, — und tatsächlich kam es auch im Dezember 1585 zu einem vierjährigen Waffenstillstande, nachdem während der Verhandlungen zur großen Befriedigung der Russen der von ihnen so gefürchtete Pontus de la Gardie im Narvaflusse ertrunken war [1]) — so beobachtete man doch am Kaiserhofe eine vollkommen passive Haltung, ja man suchte nicht einmal durch eine wirklich vertrauenswürdige Person Näheres über die Vorgänge in Moskau zu erkunden. Erst als im April 1586 Zar Feodor wieder einmal totgesagt wurde,[2]) dann Gerüchte von einem Thronverzichte desselben in die Luft flatterten und man von den Bemühungen Possevinos, für die russischen Pläne Báthorys die Unterstützung der Kurie zu gewinnen, Kunde erhielt,[3]) scheint man sich endlich auch am Kaiserhofe für eine aktivere Politik entschieden zu haben. Allein sie drohte kläglich an den Verhältnissen innerhalb der Dynastie zu scheitern, wie später die polnische Politik teilweise wirklich daran gescheitert ist, wenn man nicht zu dem für die Regierung Rudolfs II. charakteristischen Mittel gegriffen hätte, zu temporisieren. „Bruderzwist im Hause Habsburg", diese Worte des Dichters charakterisieren am besten die Situation.

Anfänglich scheint der Kaiser Erzherzog Matthias, dessen unruhiger Geist zu Taten drängte, als habsburgischen Kandidaten für den Zarenthron in Aussicht genommen zu haben. Allein Erzherzog Maximilian, dessen Ehrgeiz noch größer war als der seines Bruders, hatte mittlerweile schon auf eigene Faust Beziehungen mit anscheinend sehr unberufenen Personen eingegangen und verlangte nun vom Kaiser, daß ihn dieser „an dem, was ihm von dem Allmächtigen bescheret", nicht hindere. Der Kaiser, der seinem Bruder Maximilian gegenüber immer sich schwach zeigte, gab seinem Verlangen wirklich nach und teilte nun Matthias mit, daß er deshalb die „tractation" auf sie beide richten wolle, wobei dann Gott und das Glück die Entscheidung treffen solle. Es sei dies nicht zum Nachteile

[1]) Solovjev 7, S. 282.

[2]) Depesche Zanes, Prag, 1586, April 22. W. St. A. l. c. Fasc. 12.

[3]) Derselbe, Prag, 1586, Mai 13. W. St. A. l. c. Fasc. 12.

Matthias' gemeint, sondern nach seinem (des Kaisers) Ermessen sei bei der „noch unbekhandten intention und gedanken" der Russen für das Haus Österreich besser, mehr als einen Kandidaten vorzuschlagen.[1]) Doch scheint der Kaiser bei Matthias seiner Sache doch nicht ganz sicher gewesen zu sein, denn er wendet sich auch an den Erzherzog Ernst, damit auch dieser Matthias die neue Situation mundgerecht mache.[2]) Und tatsächlich lehnte Matthias mit schuldiger Ehrfurcht, aber entschieden dieses Ansinnen ab; schon einmal, als er auf dem letzten Augsburger Reichstage sich um das Generalat in Oberungarn beworben habe, habe es ihm der Kaiser mit dem Bemerken, daß er dasselbe schon Maximilian versprochen habe, abgeschlagen. Nun versehe er sich vom Kaiser, daß dieser ihn als den zuerst Vorgeschlagenen und Älteren berücksichtige und die „tractation" auf ihn allein richte. Nur wenn die Russen „etwa aus ungleicher persuasion" von ihm nichts wissen wollen und ihm fremde Bewerber vorziehen würden, dann habe er nichts dagegen, wenn der Kaiser Maximilian vorschlage.[3]) Auch die Bemühungen Erzherzog Ernsts, der wahrscheinlich ohnedies der Ansicht Matthias' war, blieben ergebnislos.[4]) Man kann sich denken, daß der Kaiser über diese strikte Weigerung seines Bruders Matthias in keiner geringen Verlegenheit war. Sie bewog

[1]) Der Kaiser an Matthias, Prag, 1586, August 4. W. St. A. Russica. Konz. Der auf Maximilian bezügliche Passus lautet wörtlich: „Nachdem aber unser auch freundtlicher geliebter brueder Erzherzog Maximilian, alß S. L. jüngst alhie gewesen, mich eben diser sachen halben angeredt und sovil zu verstehn gegeben, daß S. L. wegen berürter Moscowiterischen handlung vor disem von andern Orten auch were angelangt worden und etlicher maßen in tractation gerathen, . . ."

Ein Teil des hier einschlägigen Materiales des Haus-, Hof- und Staatsarchives wurde auch schon von Fiedler zu einem „Beziehungen Österreichs zu Rußland in den Jahren 1584—1598" betitelten Vortrage in der Wiener Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1866 benützt. Vergl. Almanach der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, 16. Jahrgang, 1866. Derselbe ist österreichischen Forschern vollständig entgangen.

[2]) Der Kaiser an Ernst unter demselben Datum. W. St. A. ibid. Konz.

[3]) Matthias an den Kaiser, Wien, 1586, August 18. W. St. A. ibid. Orig.

[4]) Ernst an den Kaiser. Wien, unter demselben Datum. W. St. A. ibid. Orig.

ihn wahrscheinlich, wieder zu der alten Übung des tatenlosen Zuwartens zurückzukehren. Er tröstet sich damit, daß der Plan Báthorys, sich Rußlands mit Gewalt zu bemächtigen, noch in weiter Ferne steht, weil der König dazu erst einen Reichstag berufen müsse, dann aber vor allem damit, daß der Zar noch am Leben und außerdem angeblich drei legitime Nachfolger vorhanden seien, und wenn dieselben auch wegen ihrer Jugend nicht in Betracht kämen, so sei es doch unwahrscheinlich, daß die Bojaren, welche jetzt die Regierung in Händen haben, sich einem Fremden unterwerfen würden, sondern wahrscheinlich, daß dieselben eher darauf ausgehen werden, wie sie bei einem Mangel an gesetzlichen Erben sich selbst zu Herren Rußlands machten; auch sei schon gemeldet worden, daß die Russen sich eher für einen Einheimischen — der Kaiser spricht von einem Piasten und meint damit wohl einen Sprossen der Bojarengeschlechter, die gleichfalls Rjurikoviče waren — als einen Landfremden entscheiden würden. So schlecht nun der Kaiser unterrichtet war, — ein Zeichen dafür, daß man zu den maßgebenden Kreisen, vielleicht überhaupt zu genuinen Russen so gut wie keine Beziehungen hatte — denn er spricht von einem Sohn des Zaren Feodor und einem seines Bruders, die beide keine Söhne gehabt hatten, und bezeichnet Dmitrij, denn nur das kann der Stiefbruder des Zaren sein, von dem der Kaiser spricht, als das Kind einer deutschen Frau, so richtig ist seine Auffassung von den Bojaren und ihrem Streben um die Macht und vielleicht um die Krone. Und wenn er sagt, daß ein legitimer Thronfolger sich sein gutes Recht nicht ohneweiters streitig machen, sondern es auf das Äußerste ankommen lassen und dabei sicherlich nicht ohne Anhänger sein werde, so hat die Affäre des ersten Demetrius ihm vollkommen recht gegeben. Angesichts dieser Umstände ist der Kaiser jetzt nur dafür, daß man sofort jemanden mit einem geheimen Auftrage nach Rußland schicke, damit dieser sondiere; aber er will den Rat Ernsts hören, ob er Daniel Printz, den Genossen Kobenzls, oder einen Anderen von minderer Stellung mit dieser Mission betrauen soll. Auch hält es der Kaiser für bedenklich, Maximilian die Erklärung Matthias' mitzuteilen, damit es nicht zu einer Verstimmung

zwischen den beiden Brüdern komme und verlangt deshalb auch diesbezüglich den Rat Ernsts.[1])

Ernst fühlte, daß nur der unvermeidliche Konflikt zwischen Matthias und Maximilian dem Kaiser die russische Thronbewerbung verleidet hatte, und betonte deshalb, daß man ungeachtet der ungünstigen Nachrichten die Sache doch nicht fallen lassen, sondern dieselbe in aller Stille zwar, aber doch mit aller Energie betreiben solle. Auch er ist für die Absendung Printzens, um zu erkunden, wer auf die Nachfolge ein Recht habe oder wer bei den Moskowitern besonders gut angeschrieben sei; aber er ist auch dafür, daß Printz Beglaubigungsschreiben erhalte, damit er für den Fall, daß er die Neigung der Bojaren oder eines Teiles derselben für das Haus Habsburg bemerke, mit denselben in Verhandlung treten und dieselben in ihrer Gesinnung bestärken könne. Entgegen der Meinung seines Rates Harrach, spricht sich der Erzherzog dafür aus, daß vorläufig nur Matthias allein als österreichischer Kandidat für den russischen Thron vorgeschlagen werde und man Maximilian erst dann vorschlagen solle, wenn man merke, daß die Russen zu Matthias keine Neigung haben. Er rät auch dem Kaiser, daß man Maximilian die Antwort Matthias mitteile, da doch dieser ihm zuliebe von der Bewerbung um das ungarische Generalat zurückgetreten sei.[2]) Und der Kaiser folgte auch diesem Rate und teilte bald darauf die Antwort Matthias' Maximilian mit.[3])

Wir hören nichts mehr davon, daß man wirklich Anstalten getroffen habe, jemanden nach Rußland zu schicken. Auch die beunruhigenden Nachrichten von päpstlichen Subsidien für den russischen Feldzug Báthorys hatten nicht beschleunigend gewirkt. Da traf am 25. Dezember 1586 die erste Kunde vom Tode Báthorys in Prag ein[4]) und drängte die russische Thronfrage naturgemäß in den Hintergrund.

Man möchte glauben, daß man am Kaiserhofe nach

[1]) Der Kaiser an Ernst, Prag, 1586, Sept. 1. W. St. A. ibid. Konz.

[2]) Ernst an den Kaiser, Wien, 1586, Sept. 16. W. St. A. ibid. Orig.

[3]) Der Kaiser an Maximilian, Prag, 1586, Sept. 26. W. St. A. ibid. Konz..

[4]) Depesche Zanes vom 27. Dezember 1586, Prag, W. St. A. Dispacci, Fasc. 13.

den unangenehmen Erfahrungen, die man mit Báthory gemacht hatte, jetzt alles daran setzte, um die polnische Krone endlich einmal an die Habsburger zu bringen. Es blieb auch dem Kaiser die Einsicht in diese Notwendigkeit nicht fremd.[1]) Allein wie sah es in Wirklichkeit damit aus? Nicht weniger als vier Bewerber aus habsburgischem Stamme traten auf dem Plane auf: Ferdinand von Tirol, Ernst, Matthias und Maximilian. Was nützte es, daß der König von Spanien, Philipp II., mahnte, man möge nur einen Kandidaten aufstellen, den aber mit allem Eifer fördern und sich nicht wieder die Gelegenheit entgehen lassen, Polen dem habsburgischen Familienbesitze einzufügen; auch die Kaiserin-Mutter forderte ihre Söhne auf, sich zu einigen und nicht das Beispiel ihres Vaters in der polnischen Wahlsache nachzuahmen, sondern sich lieber die Handlungsweise ihres Großoheims Karl V. und ihres Onkels Philipp II. vor Augen zu halten.[2]) Jeder glaubte mehr Aussicht und ein größeres Recht zu besitzen als die anderen und verlangte von diesen, daß sie zurücktreten. Der Kaiser aber als das Haupt der Dynastie brachte es nicht über sich, durch sein Machtwort hier Wandel zu schaffen. Nicht, daß etwa seine Sympathien geteilt waren und er sich deshalb nicht entscheiden konnte; nein, er wünschte, daß Ernst Polens Krone erwerbe und hatte sich diesem gegenüber auch diesbezüglich verpflichtet. Auch gab er diesem Wunsche in einem geheimen Auftrage an seine Gesandten — die Gesandten der übrigen Erzherzoge durften davon nichts erfahren — offenen Ausdruck.[3]) Aber das war auch alles, was er für Ernst tat. Ob es nun sehr klug war, daß Ernst nach zweimaliger Niederlage wieder als Bewerber auftrat, ist eine andere Frage. Allein Ernst glaubte in Polen noch immer Anhänger zu besitzen und hat solche auch vielleicht wirklich

[1]) Sie kommt auch in der Instruktion für die kaiserlichen Gesandten zum Wahlreichstage zum Ausdrucke. Mayer, des Olmützer Bischofs Stanislaus Pawłowski, Gesandtschaftsreisen nach Polen (1587—1598), Beilage 4, S. 247.

[2]) Depesche Zanes vom 11. März 1587, Prag, W. St. A. Dispacci, Fasc. 14.

[3]) Mayer, Beilage 5, S. 264 f.

in den Reihen des Episkopates besessen. Am rührigsten aber in der Agitation war Maximilian, denn jeder Erzherzog hatte seine Agenten, die für ihn in Polen Anhänger zu erwerben trachteten. Nur Ferdinand war mit Rücksicht auf die Versorgung seines Sohnes Karl von Burgau bereit, zugunsten seines Neffen Maximilian zurückzutreten, damit jener Maximilians Nachfolger als Administrator des deutschen Ordens werden könne.

Während also die Zersplitterung der österreichischen Kräfte in Polen — denn die Uneinigkeit des Hauses konnte naturgemäß auch auf seine Anhänger die Wirkung nicht verfehlen — schon nicht mehr größer sein konnte, lagen die Verhältnisse für einen habsburgischen Kandidaten in Polen noch ungünstiger als in den früheren Interregna. Herr der Situation war nämlich Jan Zamojski, der Großkanzler und Kronfeldherr in einer Person war. Wir hörten schon, wie er bei den früheren Königswahlen als Führer der Szlachta einer habsburgischen Kandidatur grundsätzlich entgegen war. Jetzt aber, als der Freund und Mitarbeiter Stephan Báthorys, mit dessen Hause ihn auch verwandtschaftliche Bande verknüpften, war er um so mehr bestrebt, die habsburgfeindliche Politik desselben weiterzuführen. Und Zamojski verfügte im Lande nicht nur über ein erprobtes Heer, sondern er hatte es auch verstanden, eine ganze Generation von begabten jungen Adeligen an sich zu ziehen, die teilweise im russischen Kriege ihre praktische Schulung erhielten und zu ihrem Führer voll Verehrung aufsahen. Die alten Familien der Tęczyńskis, Tarnowskis, Lubrańskis, Łaskis und Kmitas werden abgelöst durch die Żołkiewskis, Lubomirskis, Potockis, Sobieskis, Koniecpolskis, Sapiehas; nur die Radziwiłł und Chodkiewicz bewahren ihre alte einflußreiche Stellung.[1]) Auf seiten des habsburgischen Hauses und namentlich Maximilians standen nur die Zborowskis und ihre Anhänger und Verbündeten, unter denen der Palatin von Posen, Stanislaus Górka und der alte Referendar Sędziwój Czarnkowski die bedeutendsten waren. Die alten Königsmacher, die in den früheren Interregna immer die Hauptursache der habs-

[1]) Bobrzyński, Dzieje Polski, 2, S. 151.

burgischen Niederlagen waren, hatten aber unter Báthory, wie wir sahen, ihre alte Stellung und Einfluß vollständig eingebüßt. Sie kämpften zwar jetzt um ihre Existenz, denn nur unter einem Habsburger konnten sie hoffen, Zamojski zu stürzen und ihren alten Einfluß zurückzugewinnen, und konnten in dem Kampfe nur gewinnen, denn sie hatten nichts mehr zu verlieren, während Zamojskis Einsatz groß war, was ihren Angriff heftiger und Zamojskis Abwehr schwächer machte, allein es fehlte ihnen an Überlegung und politischer Klugheit. Außer diesen beiden Parteien, die das ganze Polen in zwei feindliche Heerlager teilten, war aber noch ein Faktor, mit dem die Habsburger zu rechnen hatten. Es war die Königinwitwe Anna, die außer persönlichen Anhängern auch über bedeutende Geldmittel verfügte; klingende Argumente aber hatten schon seit dem ersten Interregnum, wie wir sahen, bei der Königswahl keine unbedeutende Rolle gespielt. Sie aber war eifrig bemüht, ihrem Neffen, Sigismund von Schweden, dem Sohne Johanns III. und ihrer Schwester Katharina, Polens Krone zu verschaffen. Dann wollten die Litauer, die bisher immer die Anhänger des habsburgischen Hauses gewesen waren, nur den Zaren Feodor als ihren Herrscher sehen; zwar war das Haus Radziwiłł noch immer treu österreichisch, allein die litauischen Magnaten hatten ihren alten Einfluß über die Szlachta verloren. Und wenn schon der gefürchtete Zar Ivan seinerzeit unter der litauischen Szlachta so große Sympathien genossen hatte, ist es kein Wunder, wenn sein gutmütiger Sohn ganz Litauen auf seiner Seite sah.

Die österreichischen Erzherzoge, Sigismund von Schweden und Zar Feodor waren also die Kandidaten für die polnische Krone. Zamojski hatte sich anfangs für niemanden entschieden, er war nur ein unbedingter Gegner jeder habsburgischen Kandidatur, wenn er es auch für zweckmäßig fand, diesem oder jenem Erzherzoge durch Mittelsmänner seine Sympathien mitteilen zu lassen, um noch mehr Verwirrung unter ihnen zu stiften. Er war aber ursprünglich auch kein Anhänger Sigismunds, wenn er denselben auch im Verlaufe des Wahlkampfes zu seinem Kandidaten machte. Vielleicht wäre er am ehesten für

den Zaren gewesen, wenn nicht das konfessionelle Element diesen Kandidaten für ihn unannehmbar gemacht hätte.

Der Konvokationsreichstag, dem Zamojski auf Anraten des Primas Karnkowski fernblieb, schien sich zu einem vollen Siege der Zborowskis zu gestalten, die mit großer Impetuosität den verstorbenen König und seinen Kanzler angriffen. Das Verbannungsdekret gegen Christoph Zborowski wird aufgehoben und beschlossen, Zamojski wegen der Hinrichtung Samuels zur Verantwortung zu ziehen. Auch wird bestimmt, daß Zamojski sein Amt als Kronfeldherr niederzulegen und den Oberbefehl über die Kwarciani — die Truppen, welche seit Sigismund August von dem vierten Teil der Einkünfte der königlichen Güter (quarta) als ständiges Heer erhalten wurden — Nikolaus Herbort und Nikolaus Jazłoviecki, zweien persönlichen Gegnern, zu übergeben habe. Zwar hatte der Anhang Zamojskis schon auf dem Reichstage diese Anträge bekämpft und gegen die Beschlußfassung Protest erhoben, allein entscheidend war es, daß die Partei der Zborowskis so unklug war, jetzt auch die Bestätigung der alten Warschauer Religionskonföderation von 1573 als bindend für den künftigen König zu verlangen. Wir sahen schon, mit welchem Eifer die Kurie und das Episkopat dieses Toleranzedikt bekämpften. Und so war auch jetzt die unzeitgemäße Urgierung desselben die Folge, daß die Bischöfe, die bisher österreichisch waren, in das Lager des Kanzlers getrieben wurden und erklärten, die Anträge der Zborowskis nur dann anzuerkennen, wenn auch Zamojski für diese gewonnen werde.[1]) Es ist selbstverständlich, daß nun Zamojski alle Beschlüsse des Konvokationsreichstages ablehnte und nur den Termin des Wahlreichstages akzeptierte.

Zu diesem, der für den 30. Juni 1587 festgesetzt war, erschien der Kanzler an der Spitze einer kleinen Armee, aber auch die Zborowskis und die übrigen österreichischen Anhänger hatten zahlreiche fremde Söldnerscharen in ihrem Gefolge, so daß der Wahlreichstag bald zwei feindlichen Heeren glich, die jeden Moment zum Losschlagen bereit waren. Unter diesen Umständen konnte natürlich von einer

[1]) E. Sieniawski, Das Interregnum und die Königswahl in Polen vom Jahre 1587, S. 16 ff.

geordneten gemeinsamen Beratung keine Rede sein. Es bildeten sich zwei verschiedene Beratungskörper, der Generalkoło der Zborowskis, oder weil er die Beschlüsse des Konvokationsreichstages aufrecht erhielt, auch der Konvokationskoło genannt, und der schwarze Koło Zamojskis, auch Antikonvokationskoło genannt. Als es zum Blutvergießen gekommen war, befahl der Primas den Schoppen, in dem der Senat auf den Reichstagen seine Beratungen abzuhalten pflegte und der in der Mitte zwischen beiden Lagern stand, niederzubrennen und an einem von beiden Parteien entfernteren Orte wieder aufzubauen. Alle Vermittlungsversuche zwischen den beiden Lagern blieben vergebens. Da der Kaiser sehr wohl einsah, welch wichtiger Faktor der Kanzler sei, hatte er auch die kaiserlichen Gesandten beauftragt, diese Vermittlungsversuche soviel als möglich zu fördern. Als dann schließlich auch der Primas Karnkowski in den schwarzen Koło mehr flüchtete als überging, kam es dort, dank der eifrigen Agitation der Königin Anna, am 19. August 1587 zur Wahl Sigismunds, was die Gegenpartei am 22. mit der Wahl Maximilians beantwortete. Da die Zborowskis unbedingt nur für die Wahl Maximilians eintraten, hatten sich schließlich alle österreichischen Gesandten geeinigt, diesem Begehren nachzugeben, wenn auch die Bischöfe nur für Ernst waren. Die Litauer hatten sich überhaupt ferngehalten und während der ganzen Zeit eifrige Unterhandlungen mit den russischen Gesandten gepflogen. Als diese aber zu keiner Einigung führten und die Radziwiłł sich gleichfalls für Maximilian erklärten, erhob die litauische Szlachta, trotzdem schließlich auch die russischen Gesandten dessen Wahl empfahlen, dagegen Protest.[1])

[1]) Vergl. für die Geschichte dieses Interregnums besonders die schon zitierte Arbeit E. Sieniawskis. Caro, Das Interregnum Polens im Jahre 1587, Gotha 1861, und Mayer, Des Bischofs Stanislaus Pawłowskis Gesandtschaftsreisen nach Polen, sind namentlich wegen der Unkenntnis der polnischen Geschichte vor dem Interregnum nur mit Vorsicht zu benützen. Wie sehr diese Hauptarbeiten und einige andere kleinere auch eine genaue Kenntnis der österreichischen Verhältnisse vermissen lassen, hat schon Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, 2, S. 263, Anm. 7, mit Recht hervorgehoben. Hirns Ausführungen über diese Wahl verdienen weit über den Rahmen der Persön-

Maximilian, wie er unter den habsburgischen Kandidaten der rührigste war, suchte nämlich in Erinnerung an seinen Vater auch den russischen Einfluß für seine Kandidatur in die Wagschale zu werfen. Er schickte zu diesem Zwecke, wahrscheinlich ohne Wissen des Kaisers, einen Agenten in der Person des Breslauischen Hofrichters Heinrich Heugel in den ersten Monaten des Jahres 1587 nach Moskau.[1]) Die Zborowski ließen ihn nach Litauen geleiten, wo ihre Schwester, die Witwe nach Jan Chodkiewicz, dafür sorgt, daß er unbehelligt die Grenze überschreiten kann. Am 6. April trifft er in Smolensk, am 17. in Moskau ein. So sehr man sich am Zarenhofe beeilt hatte, Heugels Ankunft in Moskau zu beschleunigen, war es doch der erste kaiserliche Gesandte seit Feodors Regierungsantritt, ebenso sehr war man enttäuscht, als es sich herausstellte, daß Heugel dem Zaren gar kein Schreiben des Kaisers zu überreichen hatte, sondern nur ein Agent Maximilians war. Nächst dem Schreiben Maximilians an den Zaren, hatte Heugel nur solche an Boris Godunov, Andrej und Vasilij Ščelkalov, woraus man ersieht, daß Maximilian über die maßgebenden Faktoren am Zarenhofe gut unterrichtet war. Da nach der Moskauer Auffassung ein nicht unabhängiger Fürst, wenn er auch der Sohn des Kaisers war, doch nicht als ebenbürtig behandelt werden konnte, und weil man

lichkeit Ferdinands von Tirol hinaus Beachtung, weil ihnen die Berichte des Zacharias Geizkofler, des Agenten Ferdinands und des nüchternsten und klarsehendsten österreichischen Gesandten in Polen, zugrunde liegen. Ibid. 2, S. 264 ff. Dieselben, namentlich sein „Diskurs über die polnischen Sachen“ vom 24. Februar 1587, Prag (Innsbrucker Statthaltereiarchiv, Ambraser Akten), würden es verdienen, in extenso veröffentlicht zu werden.

[1]) Dafür, daß dies ohne Wissen des Kaisers geschah, spricht 1. der Umstand, daß Heugel kein Schreiben des Kaisers an den Zaren erhält, 2. der Kaiser bei seiner Vorliebe für Ernsts Kandidatur wahrscheinlich diesen, zum mindesten nicht Maximilian allein zur Unterstützung empfohlen hätte, 3. daß der alte Referendar Sędziwój Czarnkowski, neben Górka der einflußreichste österreichische Parteigänger in Großpolen, noch am 1. Mai 1587 darauf drängt, man möge jemanden mit Briefen an den Zaren und seine Räte schicken, damit dieselben am Wahlreichstage einen österreichischen Erzherzog empfehlen, was der Kaiser unter dem 19. Mai auch zu tun verspricht. (Schreiben Czarnkowski an Kochticki und des Kaisers an Czarnkowski, W. St. A. Polonica).

vielleicht dem eigenen Volke zeigen wollte, in wie guten Beziehungen man zum Kaiser stehe, so arrangierte man anläßlich der Audienz Heugels beim Zaren eine kleine Komödie. Man ließ Heugel den Inhalt von Maximilians Schreiben an den Zaren, allerdings in etwas freier Weise, im Namen des Kaisers in wohlgeordneter Rede vorbringen. Der Kaiser läßt sich demzufolge entschuldigen, daß es ihm wegen anderer großer Regierungsgeschäfte bisher nicht möglich war, seine Gesandten zu schicken und er dies auf einen anderen Zeitpunkt aufschieben mußte. Er habe deshalb Maximilian befohlen, dies dem Zaren mitteilen zu lassen, wie auch seine Ernennung zum Administrator des deutschen Ordens. Eingedenk der alten freundschaftlichen Beziehungen zwischen ihren Häusern hoffe nun auch Maximilian, daß der Zar ihm gegenüber dieselbe betätigen werde. Am 30. Juni sei nun in Polen der Beginn des Wahlreichstages. Der Zar werde selbst beurteilen können, was von der Persönlichkeit des nächsten Königs abhänge. Wenn er selbst gewählt werde, werde dies dem Kaiser und Maximilian so lieb sein, als wenn Polen-Litauen österreichisch würde. Nun haben aber viele Stände Polens zu Maximilian geschickt und geschrieben, daß sie ihn zu ihrem Herrscher wollen. Der Zar möge nun seine Gesandten zum Wahlreichstage schicken und den Ständen mitteilen lassen, sie mögen entweder ihn oder Erzherzog Maximilian, aber keinen anderen erwählen. Für diesen letzteren Fall verspreche nicht nur Maximilian, sondern auch der Kaiser und der König von Spanien dem Zaren ein Bündnis gegen alle seine Feinde.[1]) Natürlich stand in dem Schreiben Maximilians weder dies, noch daß dem Kaiser und Maximilian die Wahl des Zaren so angenehm sei wie die Maximilians, sondern Maximilian teilte dem Zaren mit, er habe, eingedenk der guten Beziehungen ihrer beiden Häuser, es jetzt, wo er durch Gottes Gnade Administrator des deutschen Ordens geworden sei, nicht unterlassen wollen, ihm dies anzukündigen, wie ihn auch seiner unwandelbaren Freundschaft zu versichern; es werde ihm auch bekannt sein, daß die Stände

[1]) Denkmäler 1, S. 976 ff.

Polens sich einen neuen König erwählen und der Kaiser zu dieser Wahl seine Gesandten schicke, damit die Stände ihn, den Erzherzog, erwählen, was für den Zaren und sein Volk nur angenehm sein könne, da er brüderliche Freundschaft und gute Nachbarschaft halten werde. Der Zar möge also gleichfalls seine Gesandten schicken, damit diese gemeinsam mit denen des Kaisers wirken.[1]) Es ist nicht anzunehmen, daß Heugel ahnte, was in der Audienz in seinem Namen dem Zaren verdolmetscht wurde. Heißt es doch von ihm in den russischen Protokollen ausdrücklich, daß er wenig russisch verstehe und sich auch nicht gerne seines Dolmetsch, eines polnischen Untertans bedienen wolle. Besondere geistige Qualitäten besaß Heugel ohnehin nicht, das zeigt sein Bericht zur Genüge,[2]) und daher dürfen wir wohl annehmen, daß er von der Komödie, die man mit ihm aufführte, nichts ahnte und deshalb auch von seiner wohlgeordneten Rede nichts berichtet hat. Als Antwort erhält er zwei Schreiben des Zaren an den Kaiser und Maximilian gleichen Inhaltes, worin der Zar mitteilt, er habe zwar schon seine Gesandten nach Polen-Litauen geschickt, um seine Meinung über die Wahl wissen zu lassen, wolle aber jetzt im Interesse des Kaisers und Maximilians auf die Mission Heugels hin seine großen Gesandten dorthin schicken und die Stände ermahnen, ihn oder Maximilian zu wählen. Wenn er erwählt werde, wolle er mit dem Kaiser, Maximilian und dem Könige von Spanien sich verbinden, werde aber Maximilian gewählt, so sei ihm das so lieb, als wenn er selbst gewählt würde; dann sollen sie sich mit ihm gegen die Türken vereinigen. Der Kaiser soll auch seinen Gesandten, die zum Wahlreichstage entsendet werden, befehlen, sich mit den russischen ins Einvernehmen zu setzen.[3])

---

[1]) Ibid. 1, S. 981 ff.

[2]) Sein Bericht aus einem Dorfe bei Warschau vom 18. Juli 1587, an den Erzherzog Maximilian gerichtet, zeigt auch sonst Widersprüche gegen die offiziellen russischen Protokolle, wobei wir aber ihm vollen Glauben schenken dürfen. Innsbrucker Statthaltereiarchiv, Pestarchiv, I/70.

[3]) Denkmäler 1, S. 985 ff. und 995 ff. Damit verläßt Heugel am 4. 14. oder 5./15. Mai Moskau. In Smolensk erfährt er schon, daß man in Litauen nach ihm fahnde und wirklich wird er auf litauischem Boden vom Starosten von Orša als gefangen erklärt. Seine Briefschaften werden zuerst versiegelt, dann

Tatsächlich ließ man sich in Moskau durch die Mission Heugels nicht im geringsten beirren. Schon Ende Jänner 1587 hatte man Elizar Rževskij und den Djak Zacharj Svijazev nach Litauen gesandt, um dort zu sondieren und für eine eventuelle Wahl des Zaren Stimmung zu machen, wobei man auch durchblicken ließ, daß der Zar auch in Litauen allein ganz gerne herrschen würde.[1]) Durch ihre Berichte war man auch schon vor der Ankunft Heugels über die österreichischen und schwedischen Bestrebungen ausgezeichnet unterrichtet.[2]) Selbstverständlich hätte man auch ohne die Intervention Hengels eine große Gesandtschaft zum Wahlreichstage geschickt; verlangten dies doch die litauischen Stände Rževskij und Svijazev gegenüber ausdrücklich.[3]) Und die Gesandtschaft war auch ihrer persönlichen Zusammensetzung nach ein Zeichen, daß man es mit der Bewerbung ernst meinte. An der Spitze stand niemand Geringerer als ein Vetter des allmächtigen Boris, Stephan Vasiljevič Godunov. Dann gehörten noch zu ihr der uns schon bekannte Fürst F. M. Trojekurov, der einflußreiche Vasilij Ščelkalov, der als Siegelbewahrer und vertrauter Djak (**ближный дьякъ**) bezeichnet wird, und der Ratsdjak (**думный дьякъ**) Družina Petelin. Sie brachten auch Bedingungen, — in zwölf Punkten[4]) — die nicht unvorteilhaft waren, wenn man in Moskau auch nicht geneigt war, nach der Wahl so große Geldopfer zu bringen, als dies beispielsweise die Habsburger versprachen. Interessant ist es, daß die Gesandten, über den Zweck der Mission Heugels befragt, antworten müssen, der Kaiser und Maximilian haben ihre Freundschaft für den Zaren und ihren Wunsch kundgegeben,

ihm ganz abgenommen, er selbst wird nach einigen Kreuzfahrten zum Wahlreichstage nach Warschau geführt, wo er am 27. Juni eintrifft. (Siehe seinen oben zitierten Bericht.) Anscheinend werden ihm die Schreiben uneröffnet zurückgegeben, wenigstens ist die Mehrheit des Senates dafür. Vergl. Turgenev, Historica Russiae Monumenta 2, Nr. 16, S. 19.

[1]) Moskauer Hauptarchiv, Polnische Gesandtschaftsbücher (**Статейный списокъ польскаго двора** Nr. 17 fol. 124v f., 132 f.). Vergl. auch Bantyš-Kamenskij, Korrespondenz 2, S. 13 f.

[2]) Moskauer Hauptarchiv, l. c. fol. 192v ff.

[3]) Bantyš-Kamenskij, Korrespondenz, 2, S. 14.

[4]) Ibid. 2, S. 17 f.

daß der Zar in Polen-Litauen erwählt werde.[1]) Da man am Kreml nicht gesonnen war, weder einem Übertritt des Zaren zum Katholizismus noch der Krönung durch den Erzbischof von Gnesen sich zu fügen, erhalten die Gesandten den Auftrag, wenn eine Wahl des Zaren daran scheitern sollte, den Ständen zu empfehlen, nur den Erzherzog Maximilian zu wählen.[2]) Auch ohne Heugels Erscheinen wäre dem Zaren und seinen Beratern die Wahl zwischen dem schwedischen Kronprinzen und Maximilian nicht schwer gefallen; war doch die Vereinigung Schwedens und Polens, die beide Rußlands Erbfeinde waren, für das Zarenreich eine eminente Gefahr! Mit den Habsburgern aber verband den Zaren und sein Haus eine traditionelle Freundschaft. Es war also im eigenen Interesse Rußlands gelegen, wenn eine Vereinigung mit Polen-Litauen ausgeschlossen war, dem habsburgischen Kandidaten um jeden Preis zum Siege zu verhelfen. Später hat man dies auch in Moskau eingesehen, allein da war es bereits zu spät.

Wirklich scheiterten die Verhandlungen der polnischen und litauischen Stände mit den russischen Gesandten an der Religionsfrage. Das Episkopat mit dem Erzbischofe an der Spitze weigerte sich, einen Schismatiker als König zu nehmen. Die günstigen Bedingungen, unter denen komischerweise — ernst kann man dieselbe wohl nicht nehmen — der Zar den Türken die Moldau, Walachei, Bosnien, Serbien und das türkische Ungarn abzunehmen und mit Polen zu vereinen versprach,[3]) kamen gegenüber der Religionsfrage für die Bischöfe und die Mehrzahl der Senatoren gar nicht in Betracht. Zwar versteht sich der Zar zu einem immerhin merkwürdigen Zugeständnisse; er verspricht, dem Papste dieselben Ehren, wie dies die früheren Könige beobachtet haben, erweisen, und die Abhängigkeit der katholischen Geistlichkeit von Rom nicht im geringsten behindern zu wollen, nur solle sich auch der Papst nicht in die griechische Kirche einmengen.[4]) Auch verfielen die

[1]) Статейный списокъ польскаго двора Nr. 18, fol. 16.

[2]) Ibid. fol. 95.

[3]) Bantyš-Kamenskij, Korrespondenz 2, S. 17.

[4]) Статейный списокъ польскаго двора Nr. 18., fol. 277.

Litauer auf einen sonderbaren Gedanken. Der Zar solle einen Religionsdisput seines Klerus mit dem katholischen versprechen und nach dem Ausgange desselben solle er dann verpflichtet sein, sein Bekenntnis zu wählen.[1]) Natürlich konnten die Gesandten darauf nicht eingehen und es hätten auch die Bischöfe selbst unter dieser Bedingung nicht ihre Zustimmung zur Wahl des Zaren gegeben. Denn Possevinos Disput mit dem Zaren Ivan war noch in zu lebhafter Erinnerung. Auch hatte der Jesuit und intime Berater König Stephans schon im Interesse des letzteren alle Unionshoffnungen der Kurie als eitel hingestellt. Auch ist es verständlich, daß der Papst, welcher bereit war, dem verstorbenen König die Mittel zur Eroberung Rußlands zu geben, unbedingt gegen eine Wahl des Moskowiters sein mußte. Sicherlich hat auch der päpstliche Nuntius Hannibal von Kapua, der übrigens im Auftrage der Kurie die habsburgische Kandidatur unterstützte, während der Jesuit Possevino eifrig für den schwedischen Prinzen — hatte doch dieser mit der Katholisierung Schwedens mehr zu bieten als die Habsburger — Partei ergriff,[2]) in diesem Sinne gewirkt.[3]) Trotz alledem hätten die Litauer auch ohne Rücksicht auf die beiden polnischen Parteien den Zaren auf ihren großfürstlichen Thron erhoben und die Lubliner Union gelöst, wenn derselbe versprochen hätte, sofort nach seiner Wahl mit der entsprechenden Heeresmacht und reichlichen Geldmitteln zu erscheinen, um sie gegen ihre polnischen „Brüder" zu verteidigen. Allein die Gesandten antworten, sie können auf diese Vorschläge nicht eingehen.[4]) Da die Gesandten einsehen, daß eine Wahl des Zaren auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoße, empfehlen sie gemäß ihrer Instruktion Maximilian. Allein die litauischen Stände weisen

---

[1]) Ibid. fol. 250 ff.

[2]) Possevino wird auf Verlangen des kaiserlichen Hofes aus Polen abberufen; allein der General Aquiviva gebietet nun allen Ordensbrüdern, sich dem Streite der beiden Rivalen, Sigismund und den Habsburgern, fernzuhalten. Pierling, La Russie et le Saint-Siège, 2 S. 320.

[3]) Wahrscheinlich entstammt Nr. 14 der Historica Russiæ Monumenta (Turgenev) 2, S. 11 ff., dem Kreise des Nuntius.

[4]) Статейный списокъ польскаго двора Nr. 18, fol. 262v f.

dies als Einmischung des Zaren in ihre Verhältnisse schroff zurück.[1]) Als dann der schwarze Koło am 19. August Sigismund proklamierte, waren die Litauer noch immer bemüht, eine Wahl des Zaren zu ermöglichen. Selbst im Generalkoło, den doch die Partei der Zborowskis und Górkas beherrschten, überwogen innerhalb der Szlachta die Sympathien für den Zaren diejenigen für Maximilian bedeutend und es bedurfte aller Energie der Führer, die Wahl Maximilians durchzusetzen.[2]) Man darf eben nie übersehen, daß der Zar für sie gleichen Stammes war und daß der Abneigung der Szlachta gegen die Habsburger der Haß gegen das Deutschtum überhaupt zugrunde lag. Zamojski, der ein feines Verständnis für diese Stimmungen hatte, war auch von allem Anfange seiner politischen Laufbahn an der Feind der deutschen Habsburger.

Die litauische Szlachta erhob dann auch gegen die Wahl Maximilians Protest, wie sie gegen die Sigismunds protestiert hatte. Sie wendet sich auch neuerlich an die Gesandten und sagt, daß sie weder Sigismund noch Maximilian anerkennen werde und noch immer bereit sei, den Zaren zu wählen, wenn er ihre Bedingungen akzeptiere.[3]) Der Zar trug dem auch Rechnung und schickte nach Rückkehr der Gesandten, Rževskij und Svijazev am 20. Oktober mit neuen Bedingungen nach Litauen, wobei er in der Religionsfrage allerdings unnachgiebig bleibt, aber doch bis 230.000 polnische Dukaten sofort zu schicken bereit ist.[4]) Natürlich war es für die litauischen Senatoren ein willkommener Anlaß, Rževskij und Svijazev mit Rücksicht auf die unbefriedigte Erklärung des Zaren in der religiösen Frage mit Zustimmung der Szlachta abweislich bescheiden zu können.[5])

Als Rževskij und Svijazev in den ersten Tagen des Februar 1588 mit der Nachricht von der bereits erfolgten

[1]) Ibid. fol. 284.

[2]) Vergl. die diesbezüglich sehr interessanten Exzerpte aus zwei Diarien des Wahlreichstages bei Turgenev, Historica Russiae Monumenta, 2, Nr. 15 und 16, S. 13 ff.

[3]) Статейный списокъ польскаго двора Nr. 18., fol. 307.

[4]) Ibid. fol. 447v ff.

[5]) Bantyš-Kamenskij, Korrespondenz, 2, S. 22.

Krönung Sigismunds in Krakau und den militärischen Erfolgen Maximilians heimkehrten,[1]) hatte sich bereits ein Ereignis vollzogen, das zu den traurigsten gehört, welche die Habsburger je betroffen haben. Maximilian war Gefangener des polnischen Kanzlers Zamojski und nicht auf polnischem, sondern auf kaiserlichem Boden geworden. Es ist verständlich, wenn an dem Kaiser, seitdem diese Schmach sein Haus betroffen, ein wesentlicher Fortschritt seiner Geisteskrankheit beobachtet wurde.[2]) Verleitet durch die Berichte der österreichischen Gesandten und der polnischen des Generalkołos, welche die Lage zu optimistisch schilderten, leistete Maximilian nicht nur am 27. September in Olmütz den Eid als polnischer König, sondern er machte sich auch mit völlig unzureichenden Kräften gleich auf, sich das Reich auch gegen den Widerstand Zamojskis zu erkämpfen. Leider hat der Kaiser seinen Bruder bei diesem kühnen Unterfangen in ganz unzureichender Weise unterstützt, als ob nicht die Ehre des ganzen Hauses und das Interesse Österreichs die äußerste Kraftanstrengung erfordert hätte. Diese Untätigkeit des Kaisers fällt eben auch unter das klassische Diktum Stieves: „Die Geschichte der Geisteskrankheit Rudolfs und ihres wachsenden Einflusses bietet den Schlüssel zur Geschichte seiner Regierung."[3]) Aber selbst mit diesen unzureichenden Kräften hätte sich Maximilian wahrscheinlich in den Besitz Krakaus setzen können, wo die Krönungsinsignien bewahrt wurden, zum mindesten aber hätte der Feldzug nicht das schmähliche Ende nehmen müssen, wenn der Erzherzog, dem persönlicher Mut nicht fehlte, nicht bar jeglichen Feldherrntalentes gewesen wäre. So häufte er Fehler auf Fehler und ließ den primitivsten taktischen Grundsatz, im eigenen Rücken keinen befestigten Punkt des Gegners zu lassen, der von dort aus die Nachschubslinie beherrschen kann, vollständig außeracht. Unter diesen Umständen dürfen wir uns nicht wundern, wenn Maximilian dem ruhmgekrönten Feldherrn Zamojski nicht standhalten

[1]) Статейный списокъ польскаго двора Nr. 18, fol. 588 ff. Vergl. auch Solovjev, 7, S. 263—278.

[2]) Stieves Rudolf II., Allgemeine deutsche Biographie, 29., S. 497.

[3]) Ibid. S. 500.

konnte. Daß Maximilian allerdings auch ein Gefangener des Kanzlers wurde, der ihm rücksichtslos auf kaiserliches Gebiet nachgeeilt war, ist wahrscheinlich ein Werk des Verrates seiner polnischen Parteigänger.

Freilich fiel auch in den Freudenbecher Zamojskis bald ein Tropfen Wermut. Wie hatte man in Sigismund von Jugend auf den zukünftigen Erben der jagiellonischen Krone gesehen und ihn dementsprechend auferzogen! Und jetzt, da die schwedischen und polnischen Gesandten Vater und Sohn die polnische Krone brachten, wollte nicht nur König Johann von der Annahme derselben nichts wissen, sondern auch Sigismund war gewillt, dieselbe auszuschlagen. Gewiß hat der Umstand, daß die Pacta conventa die Verpflichtung der Vereinigung des schwedischen Livlands mit Polen-Litauen enthielten, nicht wenig dazu beigetragen, aber der König war auch besorgt, daß sich sein Sohn voraussichtlich die Krone erst gegen Maximilian erkämpfen müsse. Auch mußte er angesichts der Reibungen mit seinem Bruder Karl befürchten, daß der Oheim einst dem Neffen trotz aller Versicherungen die schwedische Krone entreißen könnte. Schließlich gab er zwar dem Drängen der „Mönche und Geistlichen“, wie er selbst später klagt, [1]) nach, denn die Jesuiten sahen in der Vereinigung Polens mit Schweden die einzige Möglichkeit, den Protestantismus in Schweden auszurotten, allein bezüglich Esthlands blieb er unerbittlich. Und Sigismund stieg bei Danzig nicht früher ans Land, ehe die polnischen Gesandten ihm nicht versprachen, daß man bei Lebzeiten seines Vaters die Vereinigung Esthlands mit dem polnischen Livland nicht verlangen werde. [2]) Nun hatte sich aber Zamojski gerade deshalb bestimmen lassen, für Sigismund Partei zu ergreifen, um Polen ganz Livland und damit die Herrschaft am baltischen Meere zu sichern. Dazu war Sigismund eine verschlossene, selbständige Natur, die nicht geneigt war, sich dem allmächtigen Kanzler zu beugen und ihn in seinem Namen walten zu lassen. Schon das erste Zusammentreffen mit dem König enttäuschte den Kanzler und er raunte Marcin Lesniowolski, dem pol-

[1]) Gejer, Geschichte Schwedens, 2, S. 243.
[2]) Szujski, Dzieje Polski, 3, S. 122.

nischen Abgesandten nach Schweden, ins Ohr: „Welchen Teufel haben wir uns auf den Nacken gesetzt!“ Dieser Gegensatz zwischen König und Kanzler, der bald in offenen Kampf ausartete, war für Polens innerstaatliche Entwicklung von katastrophaler Wirkung. Der Rest der königlichen Autorität wurde in diesem Kampfe vernichtet und an deren Stelle völlige Anarchie gesetzt. Aus begreiflichen nationalen Sympathien stellen sich die polnischen Historiker auf die Seite des Kanzlers, wenn sie auch nicht verkennen, daß des Kanzlers Kampfesweise nicht nur den König, sondern auch das Reich traf. Ja man hat Zamojski nur den einen Vorwurf gemacht, daß er nicht den Mut aufgebracht habe, den König als Landesverräter vom Throne zu stoßen, anstatt ihn und damit das Königtum so zu erniedrigen, wie es geschehen ist. [1]) Wir werden uns zu dieser Verurteilung des Königs kühl verhalten, denn es ist offenkundig, daß man in ihm den Germanen haßte, mit dem sich die slawische Eigenart nicht zurechtfinden konnte. Aber gegen eines müssen wir jetzt schon Protest erheben, daß man nämlich für seine auswärtige Politik die Habsburger verantwortlich macht. Nicht diese haben ihn in das Lager der gegenreformatorischen Mächte gezogen und als Bundesgenossen gegen Frankreich und den protestantischen Norden ausgespielt, sondern die Erziehung, die ihm zuteil geworden war, hatte ihn schon drei Jahrzehnte früher auf Bahnen gewiesen, die sich mit denen seines Schwagers, Ferdinand II., später trafen. Die Jesuiten, die seine Erziehung geleitet und seine Erhebung auf den polnischen Thron so lebhaft herbeigewünscht hatten, waren es und nicht die Habsburger, die ihm zum Werkzeuge der Katholisierung Schwedens ausersehen hatten. Übrigens hat niemand Geringerer als der von der polnischen Nachwelt so verehrte König Stephan die Jesuiten mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln in seinem Reiche gefördert; er war es auch, der ihnen Livland eröffnete, um mit ihrer Hilfe dort den Protestantismus auszurotten und er stand auch ihren Bestrebungen in Schweden voll Sympathie gegenüber. Man kann also die Rolle, welche

---

[1]) Bobrzynski, Dzieje Polski, 2, S. 158.

Báthory in dem großen Ringen der protestantischen und katholischen Welt Polen zugedacht hatte, wohl kaum „Neutralität" nennen. [1]) Seinem Gegensatze aber gegen die Habsburger lagen ganz andere Motive zugrunde, wie wir gesehen haben; er wollte ihnen Ungarn entreißen. Das einzige, worin die Habsburger König Sigismund zu beeinflussen trachteten, war die Teilnahme am Türkenkriege. Unbefangene aber mögen beurteilen, ob es nicht besser gewesen wäre, den unausweichlichen Kampf gegen die Türken jetzt aufzunehmen, wo er noch innerpolitisch von den heilsamsten Folgen hätte werden können, als immer in Furcht und Angst zu schweben, wie es seit Sigismund August an der Tagesordnung war, daß die Türken die Einfälle der Kosaken einmal doch mit dem Krieg gegen die Krone beantworten. Wie tief mußte sich eines solchen Kosakenüberfalles wegen selbst der „große" König Stephan vor der Pforte demütigen! Und Zamojski ging es nicht viel besser. Es wäre wahrlich für Polen kein Unglück gewesen, mit den Habsburgern vereint den Kampf gegen die Türken aufzunehmen, denn das von der Szlachta aus Feigheit so gelobte Einvernehmen mit der Pforte war für Polen drückend und glich einem Pulverfasse, das der geringste Funke in die Luft sprengen konnte.

Allmählich scheint man in Moskau doch zu der Einsicht gekommen sein, daß man die Hoffnung auf eine Erwerbung der polnischen Krone aufgeben müsse und es ein Fehler war, sich nicht gleich mit den Habsburgern über ein gemeinsames Vorgehen geeinigt zu haben. Bevor daher noch Rževskij und Svijazev von ihrer zweiten Mission aus Litauen zurückkehren, beschließt man am Kreml Afanasij Rezanof, der schon 1580 im Auftrage des Zaren Ivan IV. bei Rudolf II., wie wir gesehen haben, erschienen war, sofort mit einem Schreiben an den Kaiser zu entlassen. Der Kaiser wird darin an die Mission Heugels und die Befehle, welche die russischen Gesandten am Wahlreichstage bezüglich der Empfehlung Maximilians erhalten hatten, erinnert und der Wunsch ausgesprochen, Zar und Kaiser

[1]) Ibid. 2, S. 152.

mögen gemeinsam darüber beraten, wie man es verhindern solle, daß der Besitz Polens ihren beiden Häusern entgehe. Gleichzeitig wird auch dem Kaiser mitgeteilt, daß der Perser-Schah in diesem Winter seine Gesandten zum Zaren geschickt, ihm ein Bündnis gegen alle ihre Feinde angeboten und gebeten habe, der Zar möge sich mit dem Kaiser und den Königen von Spanien und Frankreich gegen die Türken verbünden; der Zar wolle den Wunsch des Schah erfüllen und, da im kommenden Sommer wieder Gesandte des Schah eintreffen werden, so möge auch der Kaiser sofort seine Gesandten mit geringem Gefolge und, wenn der Weg über Litauen oder Livland verschlossen sei, über Norwegen nach Archangelsk schicken.[1] Rezanof erhält auch ein Schreiben an Erzherzog Maximilian, das vollständig inhaltsgleich ist, nur daß darin die Erwähnung des persischen Anerbietens fehlt.[2] Da Rezanof seinen Weg über Polen-Litauen nehmen muß, erhält er noch zwei andere Schreiben an den Kaiser, die er diesem aber nicht überreichen durfte, sondern die nur darauf berechnet waren, Polen und Litauer über den eigentlichen Zweck seiner Mission zu täuschen. In dem einen wird dem Kaiser das Ansuchen des Schah mitgeteilt,[3] im zweiten wird er aufgefordert, das Ausfuhrverbot von Kriegsmaterial nach Rußland aufzuheben.[4] Rezanof, der am 20. Jänner Moskau verläßt, trifft auf der Reise am 29. Jänner in Smolensk die aus Litauen zurückkehrenden russischen Gesandten Rževskij und Svijazev. Sie erzählen ihm von der Krönung Sigismunds und den militärischen Erfolgen Maximilians. Rezanof teilt dies nach Moskau mit, erhält aber den Befehl, sofort nach Litauen weiterzureisen.

Als dann am 4. Februar Rževskij und Svijazev in Moskau eintreffen und über die Ereignisse in Polen ausführlich berichten, beschließt der Zar mit seinen Räten, Lucas Pauli, den Sohn des uns schon bekannten Magnus Pauli, welch letzterer noch seit den Tagen Ivans wegen

[1] Denkmäler 1, S. 1004. ff.
[2] Ibid. 1, S. 1013 ff.
[3] Ibid. 1, S. 1020 ff.
[4] Ibid. 1, S. 1024 ff.

Spionageverdacht nebst anderen Deutschen in Gewahrsam gehalten wurde, über Riga heimlich zum Kaiser zu senden, damit wenigstens er, wenn Rezanof nicht durchgelassen werde, an sein Ziel gelange. Die Schreiben, welche er dem Kaiser und Erzherzog Maximilian zu übergeben hatte, waren gleichlautend mit denen, die Rezanof erhalten hatte, aber sie enthielten einen wichtigen Zusatz, der beweist, daß man am Zarenhofe den Ernst der Situation begriff und bedingungslos den Habsburger gegen den Wasa zu unterstützen bereit war. Der Zar erklärte nämlich, wenn Maximilian zum Kriege gegen Polen-Litauen Geld bedürfe, so sei er zu jedem Opfer bereit, denn er wünsche, daß Maximilian Polens König werde.[1] Um ja sicher zu gehen, schickt der Zar noch einen russischen Kaufmann, Timocha Vychodec, über Pskov und Riga mit Schreiben desselben Inhaltes an den Kaiser.[2] Da trifft am 15./25. Februar 1588 die erste Nachricht von der Gefangennahme Maximilians durch Zamojski über Orša in Moskau ein, welche die Wojwoden von Smolensk bald darauf bestätigen; nun befiehlt der Zar Rezanof, der wahrscheinlich schon früher den Befehl zu warten erhalten hatte, umzukehren, da Sigismund König von Polen sei.[3] Als dann im Juni die fälschliche Nachricht eintraf, daß Vychodec in Riga gefangen gesetzt und ihm die Briefschaften abgenommen worden seien, was ihm erst auf der Rückreise vom Kaiser geschah,[4] erhielt der Lübecker Kaufmann Zacharias Meyer, ein Schreiben an den Kaiser des gleichen Inhalts mit denen, die Rezanof, Lucas Pauli und Vychodec erhalten hatten, nur bedauert der Zar das Unglück, das Maximilian betroffen habe. Auch jetzt noch gibt der Zar seinem Wunsche, Maximilian auf Polens Thron zu sehen, Ausdruck, aber es fehlt bezeichnenderweise das Angebot der materiellen Hilfe.[5] Man war also am Kreml wieder vorsichtig geworden.

Es war in der ersten Hälfte des April des Jahres

[1]) Ibid. 1, S. 1048—1069.

[2]) Ibid. 1, S. 1076.

[3]) Ibid. 1, S. 1082. f.

[4]) Ibid. 1, S. 1083 f. und 1100 f.

[5]) Ibid. 1, S. 1087 ff.

1588 als Lucas Pauli in Prag eintraf. Der Kaiser war mit sich noch nicht im reinen, ob man Maximilian mit Heeresmacht befreien oder den von Zamojski vorgeschlagenen Weg friedlicher Verhandlungen betreten solle. Man kann sich denken, welchen Eindruck das Schreiben des Zaren mit dem Angebote der Geldhilfe für Maximilian gerade jetzt auf den Kaiser gemacht hat. Dazu machte Lucas Pauli noch mündliche Eröffnungen, die noch ungleich wichtiger waren. Boris Godunov, der zu der faktischen Macht, die er besaß, auch die äußere Anerkennung wünschte, suchte dies auch auf dem Wege der auswärtigen Beziehungen. Es ist begreiflich, wenn er die Gunst des Kaisers als des ersten Fürsten der Christenheit und dazu noch traditionellen Freundes Rußlands vor allem suchte. Wußte er doch, daß die Gunst des Kaisers ihn in den Augen aller Russen hoch über seine Rivalen emporheben werde. Und er hat sich nicht getäuscht; er ist auf den Schultern der Habsburger seinem heiß ersehnten Ziele, dem Zarenthrone, beträchtlich näher gerückt, diese aber glaubten in ihm einen ergebenen Freund ihres Hauses zu sehen, der auf nichts anderes sinne, als einem Habsburger das Erbe der Rjurik zu verschaffen, und wurden der wahren Absichten Godunovs erst kurz, bevor dieser sein Ziel erreicht hatte, inne.

Den Anfang aber nahm diese Täuschung mit Lucas Paulis Eröffnungen im April 1588. Boris Godunov hatte nämlich seinen Vater und ihn vor seiner Abreise zum Kaiser zu sich kommen lassen; was er ihm da mündlich mitteilte, war zwar außer der Betonung seiner Ergebenheit für den Kaiser nicht viel anderes, als der Inhalt des Schreibens des Zaren, also der Wunsch, Maximilian als Polens König und den Kaiser mit den übrigen christlichen Fürsten, dem Zaren und den Schah gegen den Erbfeind geeinigt zu sehen, — wußte er doch aus der Zeit des vorigen Zaren, welche Wirkung derartige Ligaangebote im Westen hatten, — aber Lucas Pauli glaubte auch noch seine eigenen Beobachtungen dem Kaiser mitteilen zu müssen. Diese aber gingen dahin, daß die Bojaren und namentlich Boris Godunov mit den gegenwärtigen Verhältnissen unzufrieden seien, und für den Fall, daß der Zar, was wahrscheinlich sei, ohne Leibeserben

sterbe, auf einen Habsburger ein besonderes Augenmerk haben, weshalb sie schon an die Erwählung Maximilians in Polen große Hoffnungen geknüpft hätten. Auch bestimme dies das jetzt noch geheim gehaltene Testament des verstorbenen Zaren, dessen Inhalt man durch einen Gesandten leicht erkunden könne.[1] Wenn es immerhin möglich ist, daß irgendwelche Gegner Boris Godunovs solche habsburgfreundliche Äußerungen getan, ja daß vielleicht Boris Godunov selbst in diplomatischer Weise solche Andeutungen gemacht hat, so ist das Testament Ivans sicher ein Phantasiegebilde Lucas Paulis, der hier seine Abkunft nicht verleugnet, denn daß ein solches geheimes Testament vorhanden sei, glaubte wohl kein Moskowiter, der die Gepflogenheit seiner Zaren diesbezüglich genau kannte.

Der Kaiser teilte das Schreiben des Zaren und die Eröffnungen Paulis sofort den Erzherzogen und durch den Gesandten Khevenhüller auch dem Könige von Spanien mit und erbat sich ihr Gutachten.[2] Erzherzog Ferdinand von Tirol, der schon früher, ehe er vom Eintreffen Lucas Paulis vernommen, dem Kaiser geraten hatte, mit dem Moskowiter angesichts seiner oft bekundeten Freundschaft nähere Beziehungen einzugehen und bis zur Erledigung Maximilians

---

[1]) „Weitter so bericht ich für meine privat person E. Kay. Mt. sovil, daß ich gnuegsamb gemerket und gespüret habe, daß die fürnembsten moskowitterische herren, insonderhait aber diser Boris mit der yetzigen unordenlichen regierung und pollicej nicht allain gar übel zufriden sein, sondern auch sich großer verenderungen und weitleuffigkaiten besorgen thuen, da ir herr ohne leibserben (wie vermuetlich) abgehn wurde. Daß derowegen sy alberait große hoffnung und freude auf ir. Khun. W. Erzherzog Maximilian erwehlung geschöpfft, auch noch zu ainem österreichischen herrn zum höhisten genaigt sein. Inmassen dann des verstorbnen großfürsten testament solches mit sich pringt, so meines erachtens noch zur zeitt verborgen gehalten wirdt, aber per viam aines internuntij neben andern leichtlich an tag wirdt komen. Und beruehet nun allain darauf, daß mann ir gemuet durch ainen internuntium vernemen möchte.“ Lucas Pauli an den Kaiser. W. St. A. Russica.

[2]) Prag. 1588. Mai. 6. W. St. A. Russica, Konz. Auch an die Kurfürsten von Mainz und Trier richtete er ein ähnliches Rundschreiben, in dem aber die Eröffnungen Paulis fehlten.

in Rußland einen ständigen Residenten zu halten, ja der sogar einer Heirat eines Bruders des Kaisers mit der Schwester des Zaren, die freilich nur in der Einbildung Ferdinands existierte, das Wort redete,[1]) war natürlich jetzt nach der Mitteilung des Kaisers noch mehr einem engen Einvernehmen mit Rußland geneigt. Nach seiner Ansicht sei das Angebot einer Liga gegen die Türken mit Einschluß des Persers sehr wichtig und involviere für den Kaiser als das Haupt der Christenheit die Verpflichtung, mit der Absendung einer geeigneten Persönlichkeit nach Rußland nicht zu zögern. Auch erachtete er es für notwendig, daß der betreffende Gesandte dem Zaren, der schon am Wahlreichstage in so freundschaftlicher Weise für Maximilian eingetreten sei, im Namen des Kaisers für die angebotene Geldhilfe danke und frage, mit wieviel er Maximilian eventuell unterstützen würde. Ebenso bezeichnet er die Eröffnungen Paulis als höchst beachtenswert und rät dem Kaiser, Boris Godunov seiner besonderen Gunst zu versichern und durch den Gesandten in seiner österreichfreundlichen Gesinnung bestärken zu lassen, wobei der Gesandte von ihm den Inhalt des Testamentes, wie wessen man sich von ihm und den „anndern Moscawitterischen herrn" zu versehen hätte, zu erfahren trachten solle.[2]) Erzherzog Karl, auf dem die Abwehr der Türken von den südlichen Grenzen der Erbländer schwer lastete, legt das Hauptgewicht auf das Türkenbündnis und bezeichnete das Angebot des Zaren als eine besondere Schickung, da die Erbländer von dem beständigen Kampfe gegen die Türken schon vollständig erschöpft, vom Reiche aber keine Hilfe zu erwarten sei. Der Kaiser solle also sofort den König von Spanien und den Papst benachrichtigen, wie auch gleichzeitig einen Gesandten zu weiteren Verhandlungen an den Zaren schicken und durch denselben eine größere Gesandtschaft versprechen lassen. Doch müsse der Gesandte in den türkischen Angelegenheiten bewandert, ein Österreicher und Katholik sein, denn der Zar sei kein Freund der „Sektischen"

[1]) Innsbruck, 1588. Mai 5. W. St. A. Russica, Orig.

[2]) Ferdinand an den Kaiser, Innsbruck. 1588, Mai 23. W. St. A. Russica, Orig.

— vermutlich geht diese Nachricht auf Karls Kanzler Kobenzl zurück — und dem Papste und dem Könige von Spanien werde ein solcher auch lieber sein. Nach Karls Meinung dürfte der Zar auch, nachdem er von der Gefangennahme Maximilians gehört, seine Meinung nicht geändert haben. Übrigens verspricht sich Karl von der schleunigen Absendung eines Gesandten nach Rußland auch die Wirkung, daß die Polen stutzig und von selbst an die Freilassung Maximilians denken werden. Auch er hält die Privatmeldung Lucas Paulis der näheren Erkundigung wert.[1])

Anders lautete die Meinung der Brüder des Kaisers, Ernsts und Matthias'. Ernst erblickt in dem Anerbieten des Zaren nur eine Wiederholung dessen, was schon Ivan IV. ihrem Vater Maximilian II. vorgeschlagen habe. Der Kaiser möge sich nicht zu weit einlassen, denn der Zar stelle auch anderen christlichen Fürsten ähnliche Anträge, auch sei Lucas Pauli nur ein „praecursor", dem die Gesandten des Zaren erst folgen werden, und zudem könne sich die Meinung des Zaren seit der Gefangennahme Maximilians geändert haben. Nach seiner Meinung solle der Kaiser Lucas Pauli mit einer Vorantwort dahingehend, daß der Kaiser noch die Ankunft der angekündigten russischen Gesandten (Rezanofs) erwarten und, nachdem er diese gehört, sich entscheiden werde, abfertigen; aber all dies möge „in genere generalissimo" geschehen, damit man sich mit dem Moskowiter nicht zu weit einlasse und dadurch Freunde oder Feinde beleidige. Ebenso müsse aus Spanien eher die Entscheidung über die polnischen Sachen einlaufen und diese klarer sein, ehe man sich gegen Rußland weiter einlasse. Auch warnt Ernst den Kaiser, der Privatmeldung Paulis zu viel Wert beizulegen.[2]) Ähnlich lautet die Antwort Matthias' an den Kaiser, der, wie er selbst sagt, sich mit Ernst darüber beraten hat; von der Privatmeldung Paulis bemerkt er, sie sei nur getan zur Erlangung einer Gnade, doch könne sich der künftige Gesandte diesbezüglich in

[1]) Karl an den Kaiser, Laxenburg, 1588. Mai 12. W. St. A. Russica, Orig.

[2]) Ernst an den Kaiser, Wien, 1588, Mai 14. W. St. A. Russica, Orig.

Moskau umsehen.[1]) Philipp II., dessen Gutachten natürlich viel später einlief, näherte sich der Ansicht seiner beiden Vettern. Auch er hält das Ligaangebot des Zaren für höchst wichtig, so daß es nicht nur geheim gehalten werden müsse, damit der Sultan nicht vorzeitig davon erfahre, sondern man dasselbe auch schleunigst durch einen eigenen Gesandten, unter dem Vorwande, Hilfe für Maximilian zu suchen, oder was noch besser sei, weil es unbemerkt geschehen könne, durch die Rücksendung Lucas Paulis beantworten müsse.[2])

Entsprechend diesen Gutachten entschloß sich der Kaiser, Lucas Pauli sofort zu entlassen und mit ihm Daniel Printz an den Zaren zu schicken. Allein Printz entschuldigte sich mit seiner Gebrechlichkeit und der Kränklichkeit seiner Frau. Übrigens wollte auch Lucas Pauli, angeblich wegen der Gefährlichkeit des Weges, tatsächlich aber aus einem anderen Grunde, wie wir sehen werden, jetzt nicht zurückreisen. So schickte der Kaiser mittlerweile ein Schreiben an den Zaren, worin er ihm für die Freundschaft gegen sein Haus dankt und die Absicht, Lucas Pauli bald zurückzusenden, mitteilt. Wer dieses Schreiben dem Zaren überbracht hat, wissen wir nicht. Tatsächlich ist es anfangs September in dessen Hände gelangt.[3]) Lucas Pauli, der anscheinend dem Zaren noch im Mai von Rüstungen des Kaisers und des ganzen Hauses zum Zwecke der Befreiung Maximilians Mitteilungen gemacht hat,[4]) ein Schreiben, das wahrscheinlich nicht an seine Adresse gelangt ist, schickte jetzt gleichzeitig mit dem Kaiser ein zweites Schreiben an den Zaren, worin er ihm von der vom Kaiser einberufenen Versammlung aller Erzherzoge berichtet, in der über den Krieg gegen Polen beraten werden soll, denn man wolle

[1]) Matthias an den Kaiser, Wien, 1588, Mai 21. W. St. A. Russica, Orig.

[2]) Antwort des Königs von Spanien auf die Mitteilung Khevenhüllers, ohne Adresse, Titel und Datierung. W. St. A. Russica, Kop.

[3]) Rundschreiben des Kaisers an die vier Erzherzoge, Prag, 1588, Aug. 15. W. St. A. Russica, Konz. Denkmäler 1, S. 1098 f. Das Schreiben des Kaisers datiert von Prag, 1588, Juli 12.

[4]) Lucas Pauli an den Zaren, Prag, 1588, Mai 20. W. St. A. Russica, Kop.

den Polen nur die Alternative Krieg oder Anerkennung Maximilians stellen. Auch weiß Lucas Pauli von Rüstungen, welche die Erzherzoge treffen, zu berichten. Zugleich macht er dem Zaren aber die Mitteilung, daß ihn der Kaiser zu Maximilian nach Krasnostaw sende.[1]) Karl von Sarntein, Maximilians geschäftiger Agent am Kaiserhofe, hatte es nämlich durchgesetzt, daß der Kaiser Lucas Pauli mit ihm zu Maximilian ziehen ließ, da doch inzwischen die Versammlung der Erzherzoge in Prag stattfinden werde, über deren Verlauf dann Lucas Pauli gleichfalls dem Zaren Bericht erstatten könnte.[2]) Das war also die eigentliche Ursache, warum Pauli jetzt noch nicht nach Rußland zurückkehren wollte.

Einstweilen hatte sich zwischen dem polnischen Kanzler und seinem Gefangenen eine bemerkenswerte Episode abgespielt. Sei es, daß Zamojski die für Polen immer bedrohlichere Freundschaft zwischen Habsburgern und Rjuriks für alle Zukunft zerstören wollte, sei es, daß er geringe Hoffnungen hegte, daß der nächste Reichstag für einen Krieg gegen Rußland, den Zamojski nach den Intentionen des verstorbenen Königs bis zur vollständigen Annexion Rußlands führen wollte, die Geldmittel bewilligen werde, kurzum er stellte Maximilian den Antrag, er solle den russischen Plan des verstorbenen Königs ausführen, dann könnte es bei Gelegenheit auch in Polen-Litauen „ad maiora“ kommen. Daß Zamojski damit keine guten Absichten verfolgte, beweist am besten die offenkundige Lüge, zu der er unter anderem seine Zuflucht nahm, um Maximilian für seinen Plan zu gewinnen. Angeblich habe nämlich Báthory nach dem Ausgleiche mit dem Kaiser die Absicht gehabt, einem Habsburger den Zarenthron zu verschaffen. Auch die Art der Durchführung des Planes, wie sie Zamojski vorschlug, ist ungemein bezeichnend. Maximilian soll den Krieg gegen Rußland nämlich auf eigene Faust beginnen, es handle sich nur um den Anfang; nach dem ersten Erfolge werde sich alles finden, auch werde ihm der Papst, der König Stephan 25.000 Dukaten monatlich bewilligt habe, vielleicht noch mehr

[1]) Denkmäler 1, S. 1099 f.
[2]) Sarntein an den Kaiser, s. d. W. St. A. Polonica.

geben.[1]) Der Zweck, den Zamojski verfolgte, ist klar; Maximilian sollte der Sturmbock für Polen sein, um das russische Reich in seinen Grundfesten zu erschüttern. Hatte Maximilian Erfolg, dann konnten die Polen denselben noch immer in irgendeiner Weise für sich einheimsen, mißlang sein Unternehmen, waren Habsburger und Rjurik für ewige Zeiten Feinde.

Während Maximilian anscheinend die Falle, die ihm der Kanzler mit diesem Vorschlage gestellt hatte, nicht ahnte, erkannte der Kaiser, dem der Erzherzog denselben mit Zustimmung Zamojskis mitteilte, gleich die Absichten des letzteren; er befiehlt auch gleich Maximilian, mit Zamojski darüber nicht mehr zu verhandeln. Jedes Vertrauen wäre hierin gefährlich. Maximilian muß dem Kanzler sagen, der Zar sei immer der Freund seines Hauses gewesen und er werde es selbst begreifen, daß es nicht ratsam sei, aus einem Freunde einen Feind zu machen; wenn er ihm aber die Mittel und Wege angeben wolle, wie er „in Liebe und Frieden mit der Zeit“ Rußland erwerben könne, werde er ihn gern hören. Das ist alles, was Maximilian sagen darf, sonst hat er nach Ansicht des Kaisers, jede Verhandlung über die „moskowitische Sache“ zu vermeiden.[2]) Auch Ferdinand ist der Meinung des Kaisers und betont, der Kanzler gehe nur darauf aus, wie er den Zaren Österreich zum Feinde machen könne; es sei auch zu vermuten, daß, wenn man sich darauf einlasse, Zamojski der erste sein werde, der dies nach Moskau berichte.[3]) Als dann Lucas Pauli unter manchen Gefahren bei Maximilian in Krasnostaw erschienen war und dieser von dem Anerbieten des Zaren Kenntnis erhalten hatte, war auch er jedenfalls nicht mehr geneigt, sich mit dem Kanzler gegen Rußland zu verbinden. Lukas Pauli erhielt gleich ein Schreiben an den Zaren mit, in dem Maximilian die Überzeugung ausspricht, daß der Kaiser, der König von Spanien und andere befreundete Fürsten dafür sorgen werden, daß er in Ehren befreit werde,

---

[1]) Relation Engelhard Kurzens und Andreas Hannibalds, Prag, 1588, Juli 12. W. St. A. Polonica.

[2]) Sarntein an Max. 1588. August. W. St. A. Polonica.

[3]) Gutachten Ferdinands, s. d. W. St. A. Polonica, Kop.

zugleich aber erklärt, daß er auf seine Rechte auf Polens Krone unter keiner Bedingung verzichten werde, weshalb er den Zaren bitte, ihm zur Erkämpfung seines Rechtes Hilfe zu leisten; übriges sei er überzeugt, daß die Stände Polens, wenn sie seine Freundschaft und Bundesgenossenschaft mit dem Zaren sehen, selbst darauf bedacht sein werden, daß der Prinz von Schweden wieder nachhause zurückkehre und ihm, Maximilian, die Regierung übergeben werde.[1]) Auch an Boris Godunov richtete der Erzherzog ein Schreiben, worin er ihm für die Freundschaft für sein Haus und sein Bemühen, zwischen diesem und dem Zaren ein Einvernehmen zu schaffen, dankt, ihn ermuntert, darin weiter zu fahren, und ankündigt, er werde mit dem Gesandten des Kaisers seinen eigenen in kürzester Zeit nach Rußland senden.[2])

Unterdessen war in Prag über sein Schicksal allerdings anders, als er sich erwartet haben mochte, entschieden worden. Dort hatte nämlich unter dem Vorsitze des Erzherzogs Ferdinand eine Konferenz der übrigen Erzherzoge, des ungarischen Kanzlers, des spanischen Gesandten, des kaiserlichen Obersthofmeisters und der böhmischen obersten Landoffiziere stattgefunden, die darüber entschieden hatte, welchen Weg man zur Befreiung Maximilians einschlagen solle. Der Beschluß derselben, der von allem eher als vom Mut und Selbstvertrauen zeigt, wurde ausschlaggebend für alle weiteren Schritte, die man vom Prager Hofe in dieser Richtung unternahm. Man einigte sich nämlich auf Ausgleichsverhandlungen mit Polen und beschloß, die befreundeten Fürsten des Reiches und Italiens zu befragen, welche Hilfe von ihnen zu erwarten sei, wenn es mit Polen zu keinem Frieden komme. Um dem Worte der Unterhändler mehr Gewicht zu verleihen, beriet man zwar auch über die Aufstellung von Streitkräften, allein man kam über die schriftliche Fixierung derselben nicht hinaus, denn das nötige Geld hiefür aufzubringen, dazu wußte niemand einen Rat. Übrigens war auch das Gutachten Ferdinands von Tirol vom größten Einfluß auf den Kaiser. Sein trauriger

[1]) Denkmäler 1, S. 1146 ff. (Krasnostaw, 1588, August 15.)
[2]) Ibid. 1, S. 1128 f.

Rat, alles zu verlangen, um schließlich doch in allem nachzugeben, war bestimmend für die Instruktion der österreichischen Kommissäre, welche man zu den Ausgleichsverhandlungen entsandte.[1]) Natürlich kam jetzt auch die Frage der russischen Hilfe zur Verhandlung. Während die geheimen Räte betonten, daß man auf den Zaren trotz seines Anerbietens wenig rechnen könne, weil „es ain weitte nachbarschafft und dann auf ain solch barbarisch volk graecae fidei sich wenig zu verlassen",[2]) raten die obersten Landoffiziere Böhmens, Mährens und Schlesiens angesichts der Verhandlungen mit Polen, das in dem Zaren immer seinen Feind sah, nichts Bindendes mit Rußland einzugehen, aber auch die Anträge des Zaren nicht abzulehnen, sondern wie zu Maximilians II. Zeiten, zu temporisieren, bis der Ausgleich mit Polen geschlossen sei.[3]) Inzwischen war aber Timocha Vychodec beim Kaiser eingetroffen. Der Kaiser entließ ihn mit einem Schreiben an den Zaren, in welchem er darauf hinwies, daß nur die Gefangenschaft Maximilians daran Schuld trage, daß bisher noch kein Gesandter abgefertigt worden sei, verspricht aber Lucas Pauli baldigst mit einer Antwort abzufertigen.[4]) Aber schon am 24. September ergeht an die Hofkammer der Befehl, für Moskau Geschenke vorzubereiten, dem am 30. der Auftrag folgt, sofort die Reisezehrung für Niklas Warkotsch v. Nobschitz auf Wilhelmsdorf, einen schlesischen Edelmann, der schon als Agent Maximilians in Polen-Litauen Verwendung gefunden hatte, und Lucas Pauli bereit zu halten.[5])

Wie es der Kaiser in der Instruktion selbst ausspricht, sollte die Sendung Warkotschs sowohl eine Aufmerksamkeit gegenüber dem Zaren bedeuten, als auch den Weg für eine

---

[1]) Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, 2, S. 279 ff. Mayer, des Olmützer Bischofs Stanislaus Pawłowski Gesandtschaftsreisen nach Polen, Beilage 27, S. 400 ff.

[2]) Gutachten der geheimen Räte an den Kaiser und die Erzherzoge, s. d. W. St. A. Polonica.

[3]) Prag, 1588, August 16. W. St. A. Russica, Orig.

[4]) Der Kaiser an den Zaren, Prag, 1588, Sept. 19. W. St. A. Russica, Konz.

[5]) W. St. A. Russica. Bittschreiben Warkotschs an den Kaiser, s. d. ibid.

künftige große Gesandtschaft ebnen, für die Warkotsch über die einschlägigen Verhältnisse genaue Erkundigungen einziehen solle. Dieser informative Charakter der Mission Warkotschs ist auch in der ganzen Instruktion vorherrschend. Vor allem muß er dem Zaren erklären, daß der Kaiser nur aus Friedensliebe und auf den Rat seines ganzen Hauses, den König von Spanien eingeschlossen, den polnischen Ständen gegenüber den Weg der Güte eingeschlagen und einer gemeinsamen Tagung beiderseitiger Kommissäre zugestimmt habe; wenn ein Vergleich möglich sei, ohne daß der Ehre des kaiserlichen Hauses Abbruch geschehe oder den wohlerworbenen Rechten des erwählten Königs Maximilians präjudiziert werde, so werde dies auch dem Zaren als friedliebenden Potentaten nicht ungelegen sein, geschehe dies aber nicht, sondern werden ihm und König Maximilian unziemliche Bedingungen gestellt, so werde er den Krieg vorziehen müssen. Für diesen Fall sei der Kaiser auch gesonnen, des Zaren Anerbieten in Anspruch zu nehmen, und Warkotsch hat nun diesen zu ersuchen, sich zu erklären, wie viel und welcher Art Hilfe man zu erwarten habe. Doch hat Warkotsch gleich darauf zu drängen, daß diese Hilfe in Geld geleistet werde, damit man eine stattliche Anzahl deutschen Kriegsvolkes anwerben könne. Was die vom Zaren angebotene Türkenliga betrifft, erhält Warkotsch den Auftrag, diesbezüglich die größte Vorsicht anzuwenden, damit nicht der Sultan davon erfahre; er hat die Bereitwilligkeit des Kaisers zu dieser auszusprechen, aber zu betonen, daß der Kaiser vorerst den Stand der Verhandlungen zwischen Zar und Schah, wie ihre hiefür bestimmten beiderseitigen Streitkräfte und den Feldzugsplan kennen müsse. Dabei soll Warkotsch auch zu erfahren trachten, welche Absicht Schah und Zar mit diesem Bündnisse verbinden. Dann erhält Warkotsch aber auch noch einen geheimen Auftrag; er muß danach trachten, eine Kopie des Testamentes des verstorbenen Zaren, wenn er schon das Original nicht sehen könne, in seine Hände zu bekommen oder zum mindesten doch den Passus, der das Haus Habsburg betreffe, zu erfahren trachten. Auch befiehlt ihm der Kaiser, sich der Gunst des mächtigen Boris Godunov, dessen Freundschaft für die Habsburger

dem Kaiser so gerühmt wurde, zu versichern. Der Kaiser habe deshalb auch „ain gnedigs brieflin“ an diesen gerichtet. Ebenso muß Warkotsch darauf achten, wie die allgemeine Stimmung gegen das Haus Österreich sei und man im Falle eines kinderlosen Todes des Zaren sich diesem oder einem anderen zuwenden werde.[1])

Am 23. Oktober verlassen Warkotsch und Lucas Pauli Prag, um über Polen nach Moskau zu reisen. Da sie in Breslau erfahren, daß man in Polen von ihrer Reise Kunde besitze und sie abfangen wolle, reisen sie nach Prag zurück, das sie dann erst am 20. Dezember verlassen, um den Weg über Livland einzuschlagen.[2]) Übrigens entgingen sie auch in Livland nur mit Mühe der polnischen Gefangenschaft, in die der größere Teil der Begleitung Warkotschs wirklich fiel. Am 2. März 1589 kommt Warkotsch in das Pečerskij Kloster in der Nähe von Pskov, das seinerzeit auch Báthory getrotzt hatte, und war damit in Sicherheit.[3]) Ende März erst gelangt Warkotsch nach Moskau.[4]) Bevor er aber dort noch eingetroffen war, war zwischen Österreich und Polen die Beuthen-Bendziner Konvention abgeschlossen worden. Unter dem Eindrucke dieser Nachricht und falscher Gerüchte stehen auch die Moskauer Verhandlungen mit Warkotsch.

Anfang dieses Jahres waren nämlich die österreichischen und polnischen Kommissäre an der schlesisch-polnischen Grenze zusammengetreten. Wir sahen schon, wie wenig geschah, um die Position der österreichischen Unterhändler zu stärken. So kam es, daß angesichts der Streitkräfte des Kanzlers, die jeden Augenblick zum Einfall in kaiserliches Gebiet bereit waren, und der schwächlichen Haltung des päpstlichen Vermittlers, Kardinal Hippolyt Aldobrandini (später Klemens VIII.), der wohl die polnischen Forderungen den österreichischen Kommissären gegenüber durchzusetzen suchte, aber den letzteren gegen den Kanzler nicht die geringste Stütze bot, die kaiserliche Sache auf der ganzen

---

[1]) Prag, 1589, Oktober 6. W. St. A. Russica, Konz.

[2]) Denkmäler 1, S. 1103.

[3]) Warkotsch an den Kaiser, Pskov, 1589, März 7. W. St. A. Russica, Orig. Vergl. auch Adelung, Übersicht der Reisenden in Rußland 1, S. 402 ff.

[4]) Denkmäler 1, S. 1114.

Linie eine klägliche Niederlage erlitt und die harten polnischen Bedingungen in der Beuthen-Bendziner Konvention ihre Anerkennung fanden. Sogar als es sich bei der Redaktion des Vertrages um den Einschluß der beiderseitigen Konföderierten handelte, mußten sich die österreichischen Kommissäre eine schimpfliche Bedingung aufzwingen lassen; es konnte zwar der Zar als österreichischer Konföderierter genannt werden, allein mit der einschränkenden Bestimmung, daß demselben weder der Kaiser noch die Erzherzoge je gegen Polen und Schweden irgend welche Hilfe leisten werden.[1]) Anscheinend von Seite des Kardinal-Vermittlers und gewiß nicht ohne Zutun der polnischen Kommissäre war im Laufe der Verhandlungen der Vorschlag eines österreichisch-polnischen Bündnisses gegen Rußland, natürlich mit aggressiven Tendenzen, gemacht worden, um die beiden Gegner einander näher zu bringen,[2]) auf den die österreichischen Kommissäre natürlich weder eingehen konnten, noch wollten. Diese Ablehnung aber, wie die Reise Warkotschs nach Moskau, der ja den polnischen Häschern kaum entkam, dann eine Szene zwischen Maximilian und dem Hauptmanne seiner Wache, bei der ersterer, als er von dem bevorstehenden Kriege gegen Rußland hörte, sich entfärbte und zu der Äußerung hinreißen ließ, die Polen würden damit auch den Frieden mit dem Kaiser brechen,[3]) bestärkten Zamojski darin, unbedingt auf dieser Formulierung zu bestehen. Die Kommissäre, die wie Wilhelm v. Rosenberg die Eröffnungen Paulis bezüglich des Testamentes kannten, kamen dadurch in großes Gedränge, weil sie die Wirkung dieser Bestimmung auf die Beziehungen zwischen Österreich und Rußland fürchteten; sie schlugen die allgemeine Formel „hostes aut inimicos“ vor, allein Zamojski besteht auf der

[1]) . . . Magnum Moschorum Principem, ita tamen, ne propter hanc exceptionem, vel contra Serenissimum Regem Regnumque Poloniae, M. D. Lithuaniae, vel contra S. Sueciae Regem, Caes. Maj. aut ceteri Ser. Archiduces Austriae ullum auxilium Moscis dare et hanc transactionem turbare debeant aut possint.“ Mayer, Beilage 31, S. 458.

[2]) Coroninisches Archiv, Cronberg, Kobenzlakten, Buch XII. Kobenzl war auch unter der Zahl der österreichischen Kommissäre.

[3]) Hauptrelation der kaiserlichen Kommissäre vom 7. März 1589. Mayer, Beilage 30, S. 440.

Nennung des Zaren.[1]) Natürlich müssen die Kommissäre schließlich auch darin nachgeben. Wenn der Kaiser auch anfangs ganz entschieden gegen diese Art der Nennung des Zaren war, umsomehr, als dieser angeblich Maximilian zuliebe mit Schweden Krieg begonnen habe und auch darauf bedacht sein soll, einen Habsburger zu seinem Nachfolger zu bestellen, also dem Kaiser und seinem Hause daraus nur Schaden erwachsen könnte,[2]) hat er doch nichts anderes tun können, als schließlich auch diese Bedingung zu ratifizieren. Ja dieselbe fand bei der Erneuerung des Vertrages von 1549, der sogenannten Kompaktaten, auch in diesen ihre Aufnahme.[3]) Übrigens gab auch jetzt wieder Erzherzog Ernst, der das Verhältnis zu Rußland nüchterner auffaßte und darauf hinwies, daß es besser sei, das benachbarte Polen zum Freunde zu haben, als das so entfernte Rußland, mit seiner Meinung beim Kaiser den Ausschlag.[4])

War man in Moskau schon über die Einleitung von Friedensverhandlungen zwischen Österreich und Polen nicht sehr erfreut — wir dürfen nicht vergessen, daß ein kriegerischer Zusammenstoß zwischen diesen beiden Staaten, der Polen auf längere Zeit im Westen beschäftigte und schwächte, im eminenten Interesse Rußlands lag — und ließ man Warkotsch merken, daß es der Ehre des Kaisers und seines Hauses wenig entspreche, nach der Schmach, welche die Polen ihnen zugefügt, sich mit ihnen in friedliche Verhandlungen einzulassen, so wurde die Situation für Warkotsch unbehaglich, als aus Litauen das Gerücht vom Abschlusse der Beuthner Konvention kam, die jenem zufolge sogar ein Offensivbündnis Österreichs mit Polen und Schweden gegen Rußland in sich schloß. In wie grellem Gegensatze standen die Schreiben Karl von Sarnteins, — Lucas Pauli hatte sie überbracht — der dem Zaren und Boris Godunov

[1]) Ibid. S. 441 ff. Vergl. auch Theiner, Vetera Monumenta Poloniae 3, Nr. 104, S. 151.

[2]) Der Kaiser an Strein und Rosenberg, Prag, 1589, März 10. und 13. W. St. A. Polonica, Konz.

[3]) Dogiel, Codex Diplomaticus Poloniae 1, S. 251 f.

[4]) Ernst an den Kaiser, Wien, 1589, März 29; Matthias an den Kaiser, Linz 1589, April 24. W. St. A. Polonica. Orig.

die feste Absicht des Kaisers und Maximilians, auf Polens Krone nicht zu verzichten, mitteilte, [1]) oder die Eröffnungen Lucas Paulis, der betonte, der Kaiser und sein Haus werde die Schmach unter keinen Umständen dulden, auch werde nach Erlangung von Polens Krone Maximilian dem Zaren gern Kiev und Polock überlassen? [2]) Zwar erfuhr man bald den richtigen Inhalt der Konvention, aber man hielt mit seiner Enttäuschung über den schimpflichen Frieden nicht zurück. Boris Godunov, der Warkotsch gegenüber nicht genug betonen konnte, wie sehr der Zar bereit gewesen und übrigens noch sei, alle ihm zu Gebote stehenden Geldmittel zur Unterstützung Maximilians aufzuwenden, ließ sogar durchblicken, die Erwerbung Polens durch Maximilian würde nur ein Anfang sein, denn „daß noch größere sachen mochten hernach folgen, da wollt er für sorgen.“ [3]) Freilich suchte Warkotsch in einer besonderen Denkschrift den Mißerfolg Maximilians abzuschwächen, in welcher er alle Schuld dem zuschob, daß Maximilian, um die nationale Empfindlichkeit der Polen zu schonen, anstatt sich an die Spitze der angeblich vom Kaiser bereitgestellten Armee von über 70.000 Mann zu stellen, den polnischen Parteigängern Geld zur Anwerbung polnischer Söldner gegeben habe, die aber dann entweder gar nicht oder mit viel geringeren Streitkräften als vereinbart worden war, bei ihm erschienen seien. Dazu seien diese noch völlig undiszipliniert gewesen und hätten nicht nur die strategischen Mißerfolge Maximilians verursacht, sondern in ihren Reihen auch Verräter gehabt, die ihn schließlich an Zamojski verrieten.[4]) Auch habe der Kaiser, um das Leben Maximilians zu schonen, den Weg friedlicher Verhandlungen einschlagen müssen. Aber Warkotsch gibt seiner Überzeugung Ausdruck, daß Maximilian sich eine Klausel werde vorbehalten haben, um sein Recht zu gelegener Zeit wieder erkämpfen zu können. Da man aber am Kreml immer mit realen Tatsachen zu rechnen gewohnt war, so lautete der Bescheid für Warkotsch

[1]) Denkmäler, 1, S. 1124 ff.

[2]) Ibid. 1, S. 1130 ff.

[3]) Finalrelation Warkotschs. W. St. A. Russica.

[4]) Denkmäler, 1, S. 1159 ff.

ziemlich kühl. Man verwies ihn hinsichtlich einer Hilfe gegen Polen auf einmal auf den fünfzehnjährigen Waffenstillstand und gab nur die platonische Versicherung, der Zar wünsche Maximilian noch immer auf dem polnischem Throne zu sehen. Von einer eventuellen Geldhilfe für Maximilian sprach man kein Wort mehr. Die Beuthener Konvention hatte zu sehr zur Vorsicht gemahnt. Über die Streitkräfte der asiatischen Verbündeten des Zaren, mit dem Schah an der Spitze, für einen eventuellen Angriff auf die Türken, erhält Warkotsch ganz unglaubliche Zahlen; man wollte die Macht des Zaren im gländzendsten Lichte erscheinen lassen und war daher um keine Übertreibung verlegen. [1])

So verlief also Warkotschs Sendung vollständig ergebnislos. Zufrieden konnte nur Boris Godunov mit ihr sein. Der Kaiser, das Haupt der christlichen Fürsten, hatte sich in einem eigenen Schreiben an ihn gewandt und sich gleichsam sein weiteres Wohlwollen erbeten. Und unbewußt hatte er damit Boris Godunovs ehrgeizige Pläne um eine Stufe der Erfüllung näher gebracht. Der Zar beschließt nämlich mit den Bojaren, daß es nützlich sei, wenn Boris Godunov dem Kaiser und Maximilian antworte und es auch in Zukunft dem Zaren zur Ehre gereiche, wenn sein „Stallmeister und vertrauter Bojare“ mit großen Herrschern zu korrespondieren beginne. Dabei wurde auch gleich der prinzipielle Beschluß gefaßt, Boris solle auch den anderen Souveränen, die ihm schreiben, antworten; das Gesandtschaftsamt aber erhält den Auftrag, diese Schreiben auszufertigen und in besondere Protokolle einzutragen. [2]) Dieses Recht der beständigen und persönlichen Teilnahme an den diplomatischen Verhandlungen war für Boris Godunov, wie Platonov bemerkt, neben den verschiedenen Titeln („Stallmeister“, dann „Diener“, Wojwode des Hofes“, „Statthalter von Kasan und Astrachan“, endlich „Regent“), die er sich der Reihe nach verleihen ließ, das zweite und wirksamere Mittel seine hohe Stellung als Regent zu befestigen. [3])

Selbstzufrieden war allerdings auch Warkotsch mit

[1]) Ibid. 1, S. 1178 ff.

[2]) Ibid. 1, S. 1174 f.

[3]) Platonov, Skizzen zur Geschichte der Wirren, S. 160.

dem Erfolg seiner Mission, wenn er dazu auch keinen eigentlichen Grund hatte. Hatte er gleich anfangs den vertraulichen Versicherungen „glaubwürdiger“ Leute, die ihm berichteten, daß der Zar drei Millionen Rubel, um sie Maximilian zur Eroberung Polens zu schicken, in Silberplatten habe gießen lassen, was nach der Kunde vom Beuthener Vertrag eingestellt worden sei, vollen Glauben geschenkt[1], so wurde er durch die verfänglichen Fragen Boris Godunovs, ob der Kaiser wohl viel Geld zur Abwehr der Türken ausgeben müsse und wie viel Sold auf 50.000 Mann deutscher, spanischer und ungarischer Söldner für einen Sommer aufgehe, woran derselbe die Versicherung fügte, daß der Zar einen großen seit 100 Jahren aufgespeicherten Schatz besitzte, den er als gottesfürchtiger Herrscher zum Nutz und Frommen der Christenheit gerne angreifen würde, von der Opferwilligkeit des Zaren für die Habsburger völlig überzeugt.[2] Wenn Boris Godunov wirklich diese Äußerung getan hat, — denn die Berichte Warkotschs mahnen auch sonst, wie wir sehen werden, zu einer gewissen Vorsicht — so geschah dies jedenfalls in der Absicht, seine Freundschaft dem Kaiser noch wertvoller erscheinen zu lassen. Während Warkotsch mit Befriedigung meldet, daß alle einflußreichen Bojaren, so alle Godunovs, Fürst Mstislavskij, Fürst Sickij, Klešnin gut österreichisch seien, ist ihm der „Kanzler“ Andrej Ščelkalov verdächtig, daß er mit Zamojski gegen Österreich konspiriere. Von dem Inhalte des Testaments kann er aber nichts erfahren. Nach seiner Mitteilung hat Zar Ivan Boris Godunov unter den Testamentarvollstreckern nicht genannt, weshalb dieser dasselbe vernichtet habe. Es ist interessant, daß Warkotsch Boris Godunov dieser Tat ohneweiters für fähig hält. Noch interessanter ist aber seine Nachricht über die Ursache dieses Vorgehens B. Godunovs. Nach Warkotsch haben die Testamentvollstrecker heimlich mit Polen konspiriert, um Rußland mit jenem zu vereinigen. Dazu hätten sie nun auch Bürger und Kaufleute gewonnen und mit diesen beschlossen, die Godunovs weg-

[1]) Vergleiche die Finalrelation Warkotschs und den Auszug derselben bei Adelung. Übersicht der Reisenden in Rußland, 1, S. 409.

[2]) Finalrelation.

zuräumen, um auf den Zaren Einfluß zu gewinnen. Ein Deutscher, der in diese Pläne eingeweiht war, habe sie B. Godunov verraten, der so seinen Gegner zuvorkommen konnte.[1]) Es ist zweifellos, daß Warkotsch hier von den Wirren des Jahres 1587 spricht, deren Drahtzieher die Fürsten Ivan Petrovič und Andrej Ivanovič Šujskij waren und an denen Vertreter aller Schichten der Moskauer Gesellschaft vom Metropoliten Dionisij angefangen bis zu den Kaufleuten und dem Pöbel hinunter teilnahmen. Es handelte sich um eine kollektive Bitte an den Zaren, sich von seiner Gattin Irina wegen ihrer Unfruchtbarkeit zu trennen und eine zweite Ehe einzugehen; damit wollte man die verwandschaftlichen Bande, die den Zaren an B. Godenov knüpften, durchschneiden, um denselben einer Hauptstütze seiner Stellung zu berauben. Allein der Zweck dieser Intrigue war zu offenkundig, denn die Zarin Irina war tatsächlich nicht unfruchtbar, sondern hatte schon einigemale, wenn auch unglücklich, geboren, und so wanderten auch die Anstifter, darunter auch der Metropolit und ein Erzbischof ins Exil, von dem gemeinen Volke aber wurde eine Anzahl dem Henker überliefert, denn dasselbe hatte sich zum Schutze der Šujskij erhoben und war sogar drohend auf den Kreml gezogen, um B. Godunov zu töten.[2])

Boris Godunov war nunmehr unbestrittener Herr des Reiches; sein Wille allein war maßgebend. Warkotsch konstatiert dies auch, allein er bemerkt hiezu, daß er erfahren habe, daß B. Godunov doch noch heimliche Feinde habe, die sich angesichts seiner Machtstellung allerdings zurückhalten; aber wenn der Zar sterben sollte, würde dieser Umstand doch Anlaß zu Parteiungen und Aufstand geben. Godunov, der dies merke, wolle nun dem vorbauen, weil er wisse, daß ihm, wenn er sich auch zum Herrscher aufwerfen würde, dies doch nicht gelingen würde. „Darumb soll er seine gedanckhen dahin gerichtet haben, bey des Großfürsten regiment und leben ainen successorem zu creirn und einen solchen, bey deme er in künfftig danck verdienen und groß bleiben möchte und ime allezeit trauen dörfft.

[1]) Ibid.

[2]) Platonov, S. 155 f.

Und dieweil Ir. Kon. W. Erzherzog Maximilianus durch die wahl ein recht zur Cron Polen bekhommen, umb allerley umbstend und ursach willen die succession auf Ir Kon. W. zu richten gemaint sein, solches ich von ezlichen gehaimen leuten, so umb die sachen wissen, erschepft." [1]) Angesichts dessen, wie dieser Schätze des Zaren, die er dem Kaiser bereitwillig zur Verfügung stellen wolle und die auch anderen in die Augen stechen dürften, sei Rußland eine Braut, die eines Buhlers würdig wäre. Diese Eröffnungen Warkotschs sind am Kaiser nicht spurlos vorübergegangen, wie wir später sehen werden, aber sie haben namentlich auf Maximilian nicht ihre Wirkung verfehlt.

Mit Rücksicht darauf, daß der Weg durch Livland, wie Litauen und Polen verschlossen war, mußte Warkotsch die Heimreise über Archangelsk antreten. Er verläßt am 3. Juli Moskau und trifft in den ersten Tagen des Oktober in Hamburg ein. [2])

Im Monate vorher hatte Maximilian, der jetzt, nachdem der Kaiser und die Erzherzoge die Beuthen-Bendziner Konvention ratifiziert hatten, von Horodło, wo er während der Verhandlungen geweilt hatte, an die Grenze geführt und freigelassen werden sollte, auf kaiserlichen Boden und unter dem Schutze kaiserlicher Truppen, entgegen der vorher getroffenen Vereinbarung, die Ableistung des Eides auf den Vertrag verweigert. Durch diesen unüberlegten Schritt hatte Maximilian nicht nur in Polen alle Sympathien verscherzt, er hat auch den Gegnern der Dynastie in Polen, vor allem dem Kanzler Zamojski ein neues Mittel in die Hand gegeben, dieselbe wirksam zu bekämpfen. Zehn Jahre fast währte es, ehe es dem Kaiser und seinen Brüdern gelang, Maximilian zur Ableistung des Eides zu vermögen. Hatte Zamojski schon auf dem Reichstage des Jahres 1589 ein Projekt einer künftigen Wahlordnung, welche das Wahlrecht einschränken und die ausländischen Intriguen beseitigen sollte, eingebracht, demzufolge der König niemals ein Habsburger, sondern nur ein Nachkomme des verstorbenen

[1]) Finalrelation.

[2]) Warkotsch an den Kaiser, Hamburg, 1589, Oktober 4. W. St. A. Russica, Orig.

Königs, ein slavischer Fürst oder ein Piast sein könne, ein Projekt, das allerdings wegen des Streites zwischen den Bischöfen und Dissidenten, wie wegen seiner antihabsburgischen Tendenz fiel,[1]) so war ihm jetzt durch die Eidesverweigerung Maximilians ein neuer Helfer gegen das Haus Habsburg erstanden. Er zögerte auch nicht daraus alle Konsequenzen zu ziehen und brachte auf dem Reichstage von 1590 den Antrag ein, das Haus Habsburg sei von allen künftigen Wahlen auszuschließen und demselben der Krieg zu erklären, wenn Maximilian nicht binnen zwanzig Monaten den Eid leiste. Der Primas Karnkowski und die österreichische Partei mit dem Palatin von Posen, Stanisław Górka an der Spitze, brachte aber diesen Antrag wieder zu Falle;[2]) nur Maximilians Exklusion wurde zum Beschluß erhoben und jeder, der mit ihm Verkehr unterhalte oder seine Gesandten empfange, als des Hochverrates schuldig erklärt.[3]) Allein die österreichische Partei wäre nicht stark genug gewesen, dem Kanzler Widerstand zu leisten, wenn er sich nicht durch sein Bestreben, alle Macht an sich zu reißen und den König vollständig seinem Willen unterzuordnen, mächtige Gegner auch in anderen Lagern geschaffen hätte. Der ehemalige Volkstribun, der nach dem Tode Sigismund Augusts für die electio viritim eingetreten war und am Stężycaer Reichstage gegen die Beschlüsse der Mehrheit das Veto eingelegt hatte, brachte auf dem Reichstage des Jahres 1589 den Antrag ein, daß künftighin nicht mehr die Einstimmigkeit für gültige Reichstagsbeschlüsse notwendig sein, sondern die Mehrheit der Stimmen schon genügen solle.[4]) Da er sich seines Einflusses bei der Szlachta bewußt war, hoffte er dadurch unbestrittener Machthaber Polens zu werden. Der König und seine Anhänger sahen auch die Gefahr, welche die Annahme dieses Antrages für sie nach sich gezogen hätte, und brachten zum Unglücke für Polens Zukunft diesen an sich nützlichen Reformantrag zu Falle.

---

[1]) Szujski, Dzieje Polski 3, S. 129.

[2]) Ibid. 3, S. 133.

[3]) Volumina legum, 2, S. 304 f.

[4]) Bobrzyński, Dzieje Polski, 2, S. 157.

Unter diesen Verhältnissen ist es kein Wunder, wenn Sigismund die Last der polnischen Krone gerne abgeschüttelt hätte. Und tatsächlich waren auch schon seit dem Mai 1589 ernstliche Verhandlungen zwischen ihm und dem kaiserlichen Hofe im Gange, welche darauf hinausliefen, daß er zu Gunsten Ernsts auf Polens Krone verzichte. Nach der Zusammenkunft mit seinem Vater aber, die im Sommer 1589 in Reval stattfand, gewannen dieselben noch festere Formen. Der Kaiser hatte schon seit der Doppelwahl König Johann dazu zu bewegen gesucht, daß Sigismund zurücktrete. Wir sahen auch, wie ungern König Johann seinen Sohn nach Polen entließ. Jetzt aber nach den Erfahrungen, die Sigismund mit dem Kanzler gemacht hatte, war König Johann aufs Höchste erzürnt. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen ihm und den polnischen Magnaten in der Begleitung seines Sohnes, ja zu förmlichen Kämpfen der Polen und Schweden im Gefolge beider Könige. So ist es begreiflich, wenn auch König Johann den Verhandlungen zwischen seinem Sohne und Erzherzog Ernst freundlich gegenüberstand. Eine Heirat zwischen Sigismund und einer Tochter Karls von Steiermark sollte den Bund der Wasas mit den Habsburgern besiegeln. Im November 1590 hatte man sich bereits über die Bedingungen geeint, unter welchen Sigismund abzudanken und für die Wahl Ernsts bei den Ständen zu sorgen versprach.[1]) Im Mai 1591 erschien der Kardinal und (seit dem Tode Peter Myszkowskis) Bischof von Krakau, Jerzy Radziwiłł als Brautwerber König Sigismunds in Graz; im nächsten Frühjahre sollte die Hochzeit stattfinden und dann der Vertrag zwischen Ernst und Sigismund zur Ausführung kommen. Die Heirat fand auch statt, allein mitten unter die Hochzeitsfeierlichkeiten schleuderte Maximilian einen Brand. Er, der von allem Anfang an und auch nach seiner Exklusion sich beharrlich geweigert hatte, zu Gunsten seines Bruders Ernst zurückzutreten, sondern erklärte, es würde ihm vor der ganzen Welt zur Schande gereichen, wenn er auf sein Recht verzichte, hielt es nun an der Zeit, die

[1]) Siehe Mayer, Beilage 33, S. 461 f.

Ausführung des Traktates zwischen Sigismund und Ernst auf dem Wege eines Vertrauensbruches schlimmster Art zu verhindern. Die österreichische Geschichte kennt kein zweites Beispiel, daß ein Mitglied der Dynastie dieselbe ihren Feinden verraten hätte, wie Maximilian dies getan hat. Von krankhaftem Ehrgeiz getrieben, beging er eine herostratische Tat, die seinen Charakter im schlechtesten Licht zeigt. Er enthüllte der Partei des Zamojski die Verhandlungen Sigismunds mit Ernst und wandte sich nach seiner Rückkehr aus Rom, wo er den Papst für seine Sache zu gewinnen gesucht hatte, im Mai 1592 in einem offenen Schreiben an die einstigen polnischen Kommissäre der Beuthener Verhandlungen, in denen er sich als den Retter der polnischen Wahlfreiheit aufspielte und betonte, er habe den Eid nur deshalb nicht geleistet, weil er von den Absichten Sigismunds abzudanken und einem anderen die Krone zu konzedieren erfahren habe, und könne ihn auch jetzt nicht leisten, da er dies Sukzessionsversprechen Sigismunds nicht nur fortgesetzt, sondern sogar bekräftigt sehe.[1]) Hatte Zamojski schon die vorbereitenden Landtage im Herbste 1590 auf die Gerüchte von der Abdankung Sigismunds zu Gunsten eines Habsburgers aufmerksam gemacht und bei denselben auch die Exklusion des Hauses Habsburg durchgesetzt, ein Beschluß, welchen dann allerdings wieder der Primas Karnkowski, der Palatin Górka und die österreichische

[1]) Ibid. Beilage 34. S. 463 ff. Vergl. über diese Episode Vl. Tomek, Snahy domu rakouského o nabytí koruny polskí v šestnáctém století, Časopis českého museum 1853, S. 776—788, dann H. Hjärne, Bidrag till historien om Sigismunds förhållande till det Habsburgska huset 1589—1604, Historisk Tidskrift, 1883, S. 241 ff. Es wäre sehr wünschenswert, wenn das einschlägige Aktenmaterial hiefür veröffentlicht würde, wenn auch die Sigismund kompromittierenden Stücke kaum mehr zutage gefördert werden dürften, da Erzherzog Ernst auf Bitten der Erzherzogin Maria von Steiermark, der Schwiegermutter des Polenkönigs, dieser die Originale überlassen hat, welche sie sofort nach dem Empfange im Beisein ihrer Tochter Katharina im Dezember 1594 verbrannt hat. Wenn ich recht vermute, so hat Tomek, dessen Darstellung für die polnischen Historiker und auch für Hjärne die Hauptquelle gebildet hat, — seine Quelle nennt er nämlich nicht — den Kodex Nr. 83 (olim Öst. Nr. 194) des W. St. A. benützt. Dort findet sich nämlich von Fol. 526—721 eine wertvolle Abschriftensammlung der einschlägigen Akten, welche für eine derartige Publikation den Grundstock liefern könnte.

Partei unter Mitwirkung der beiden kaiserlichen Gesandten Bischof Pawłowski und Richard Strein am Reichstage von 1591 zum Falle brachten,[1]) so war ihm nun durch Maximilian das schon längst gewünschte authentische Material in die Hände geliefert. Und er ging jetzt auch gleich zum offenen Angriffe gegen den König über und berief seine Anhänger in April 1592 nach Lublin. Zamojski legte hier die Verhandlungen des Königs mit Ernst dar, protestierte gegen dessen Heirat, weil der König nach den pacta conventa sich nur mit Zustimmung der Senatoren verheiraten könne[2]) und Maximilian zuerst der Beuthner Konvention Genüge zu leisten habe. Am 30. Mai fand in Krakau die Hochzeit zwischen Sigismund und Anna statt, bei der der Kanzler fehlte. Er hatte dafür seine Anhänger für den 1. Juni nach Jędrzejowa berufen, wo beschlossen wurde, vom Reichstage eine strenge Untersuchung der österreichischen „Praktiken“ zu fordern. Der König aber spielte auf dem sogenannten Warschauer Inquisitionsreichstag (September 1592) eine traurige Rolle, zeigte doch Zamojski im Senate sogar ein eigenhändiges Schreiben Sigismunds an Ernst. Sigismund, in eine so peinliche Lage versetzt, suchte alles zu leugnen und gab, um eine weitere Untersuchung zu verhüten, eine Erklärung ab, die für das Königtum in Polen ein weiterer schwerer Schlag war, denn er erkannte jedermann das Recht zu Versammlungen, wie die zu Jędrzejowa und Lublin es waren, einzuberufen und daran teilnehmen. Damit hatte er der Opposition zu seiner eigenen Bekämpfung eine unschätzbare Waffe in die Hand gedrückt. Der Reichstag ging allerdings dank der Intervention des Primas ohne Beschluß auseinander; allein im November 1592 starb König Johann und da Sigismund nach Schweden zu reisen wünschte, so kam er Zamojski am Warschauer Reichstage von 1593 selbst entgegen und es kam zu zwei Beschlüssen, von denen der eine alle diejenigen, welche sich mit irgend jemandem wegen des polnischen Thrones in „Praktiken“ einlassen, des Hochverrates schuldig erklärt, der andere die Freiheit der Wahl gegen alle Versuche einer Einsetzung

[1]) Szujski, Dzieje Polski 3, S. 134, Mayer, S. 204 f.

[2]) P. 16 der Artikuli Henriciani, Vol. leg. 2, S. 150 ff.

eines Nachfolgers oder einer Zession sicherstellt und denjenigen, der sich mit Gewalt in den Besitz der Krone setzen will, als „Feind des Vaterlandes“, seine Helfer als „Hochverräter“ erklärt.[1])

Der Kaiser war nach der Heimkehr Warkotschs ursprünglich fest entschlossen, sofort dem Wunsche des Zaren nachzukommen und eine große Gesandtschaft nach Rußland zu schicken. Wenn dies nicht geschehen ist, so hat wieder Erzherzog Ernst daran keinen geringen Anteil. Er, dem Sigismund die Krone abzutreten im Begriffe war, stellte dem Kaiser vor Augen, wie man schon früher zu Zeiten ihres Großvaters und Vaters mit Rücksicht auf die verwandtschaftlichen Bande und die nachbarliche Freundschaft das Bündnisanerbieten Rußlands zurückgewiesen habe, jetzt aber lägen die Verhältnisse ähnlich und die Könige von Schweden und Polen könnten durch eine derartige Gesandtschaft leicht mißtrauisch werden, der Kanzler aber könnte dies benützen, um das Haus Österreich weiter zu verunglimpfen. Der Kaiser solle also, wie es früher geschehen sei, auch jetzt das vom Zaren angeregte Bündnis in suspenso halten und nur wieder eine vertraute Person, wie Warkotsch dies gewesen, mit der Entschuldigung, daß er gegenwärtig nicht in der Lage sei, eine große Gesandtschaft zu schicken, nach Rußland senden. Die Einbeziehung des Papstes, der noch nicht eingeweiht sei, weil man die Vorschläge des Schah nicht kenne, dann die wegen Maximilians Eidesverweigerung ungeklärten Verhältnisse in Polen, weshalb dort das Bündnis von Übelgesinnten anders als es gemeint sei, interpretiert werden könnte, die immerwährenden Kriege mit Frankreich und in den Niederlanden, wie die Bedrängung des Königs von Spanien durch Türken und Engländer solle der Kaiser als Grund angeben. Dadurch werde man nach seiner Meinung den Zaren bei guter Stimmung erhalten und könne ruhig abwarten, welchen Gang die Dinge mit Polen nehmen; wenn die Verhandlungen mit diesen wirklich den „verhoffenden und erwünschten Weg“ erreichen, dann habe man auch in Rußland so gut

[1]) Szujski, 3, S. 135 ff., 140. Vol. leg. 2, S. 341 f. (2. O praktykantach und 3. Wolność elekcyi.)

vorgearbeitet, daß man dasjenige, was der Zar zwar so oft angeboten, aber wovon er noch nicht das Geringste geleistet habe, erlange. Auch könnte dann die angedeutete Nachfolge in Rußland auf leichterem Wege durchgesetzt werden.[1]) Noch weniger freundlich stand Matthias einer großen Gesandtschaft gegenüber. Zwar meint er, daß man auf alle Fälle, um den Moskowiter bei seiner freundschaftlichen Gesinnung gegen Österreich zu erhalten, eine solche abfertigen könne, wodurch vielleicht auch die Feinde Österreichs erschreckt werden würden, aber er fügt daran die Bemerkung, die Erfahrung lehre, daß „der Moskowiter dergleichen Schickhung fürnemlich darum urgiert, damit seine feinde und underthanen ain aug darauf haben und ihme umb soviel mehr respectieren, daher er allzeit ain große pottschaft begert hat und noch begern thuet."[2]) Und so Unrecht hatte Matthias nicht. Zum mindesten war es von russischer Seite mit der Türkenliga nicht sehr ernst gemeint, sondern man hat sie nur als Lockspeise verwendet und sich in ihrer Wirkung wirklich nicht verrechnet. Aber wie weit man davon entfernt war, zeigt der Umstand, daß der im Frühjahre 1592 nach Stambul abgeschickte russische Gesandte den Auftrag erhielt, dem Sultan mitzuteilen, daß der Schah und der Kaiser mit seinen Bundesgenossen, dem Papste und den Königen von Spanien und Polen, den Zaren zum Kriege gegen ihn bewegen wollen, dieser aber auf ihre Ratschläge nicht eingehe.[3])

Während der Kaiser sich den Bedenken seines Bruders Ernst nicht verschloß und, um die Verhandlungen desselben mit Sigismund in keiner Weise zu stören, es überhaupt unterließ, jemanden nach Rußland zu schicken, dachte Maximilian anders. Der Bericht Warkotschs hatte durch seine optimistische Färbung auf ihn seine Wirkung nicht verfehlt. Schon unter dem 22. Dezember 1589 wendet er sich in einem Schreiben an den Zaren, bemerkt, daß

---

1) Ernst an den Kaiser, Wien 1590, Juli 15. W. St. A. Russica, Original.

2) Matthias an den Kaiser, Linz 1590, Juli 20., W. St. A. Russica, Orig.

3) Solovjev 7, S. 335.

Zamojski an ihm widerrechtlich gehandelt und er deshalb den Eid nicht geleistet habe, sondern bereit sei, sich an den Polen und ihrem Kanzler zu rächen. Dazu sei aber ein Heer von wenigstens 150.000 Mann erforderlich, dessen Aufstellung und Erhaltung natürlich viel Geld koste. Angesichts seiner Versprechungen aber habe er auf den Zaren große Hoffnungen gesetzt; der Zar möge ihn rasch benachrichtigen, wie viel er ihm dazu beisteuern wolle. Auch kündigt er dem Zaren für das nächste Frühjahr seine Gesandten an und warnt ihn, den Ausstreuungen Zamojskis, der zwischen ihnen Feindschaft säen wolle, zu glauben.[1]) Wirklich geht auch im September 1590 sein Truchseß, Erich Lasotta von Steblau, als sein Gesandter nach Rußland. Er hatte den Zaren über die Gründe, warum Maximilian den Eid nicht geleistet, aufzuklären, die Verleumdungen, die Zamojski und sein Anhang darüber ausstreue, zu entkräften, den Zaren in seinem guten Willen für Maximilian zu bestärken und danach zu trachten, daß er im Bedarfsfalle auch wirklich vom Zaren die versprochene Hilfe erhalte. Auch hat er darauf zu achten, was über einen eventuellen Thronwechsel in Rußland gesprochen werde. Dies alles aber geschehe, damit der Kaiser und er die „Hauptlegation" dann entsprechend instruieren könnten.[2]) Auch vom Kaiser erhält Lasotta an den Zaren und Boris Godunov ein Schreiben, worin dieser für das ihm durch Warkotsch übermittelte Anerbieten dankt und Lasotta empfiehlt.[3]) Allein Lasotta fällt den Schweden in die Hände, welche die Grenze gegen Rußland besetzt hielten. Zwar gelingt es ihm seine Papiere zu vernichten, aber der Zweck seiner Reise wird doch verraten und er wird nun zweieinhalb Jahre in schwedischer Gefangenschaft gehalten. Erst nach dem Tode König Johanns wird er auf Intervention des Kaisers hin, nachdem dieser von dem Grunde seines Verschwindens erfahren hatte, im April 1593 seiner Gefangenschaft ledig.[4])

---

[1]) Denkmäler 1, S. 1222 ff.

[2]) Instructio Regis Maximiliani pro Erico Lasotta ad Moscum. Mergentheim 1590, Juli 21. W. St. A. Russica. Kop.

[3]) Prag, 1590, August 26. W. St. A. Russica Konz.

[4]) Tagebuch des Erich Lasotta von Steblau, ed. von Reinhold Schottin, Halle 1866, S. 122—178 passim.

Ungefähr zur selben Zeit, da Maximilian die Verhandlungen Sigismunds mit Ernst den polnischen Ständen offenbart, scheint er durch den Lübecker Kaufmann Kaspar Kron den Zaren um eine sofortige Geldsendung ersucht zu haben, vielleicht weil er für den Fall, daß Sigismund wirklich Polen verlasse, sein Recht auf dieses mit Gewalt durchsetzen wollte. Auch der Kaiser, der von dem eigentlichen Zwecke der Mission Krons keine Ahnung hatte, empfahl denselben dem Zaren und ergriff dabei die Gelegenheit, den Zaren seiner Freundschaft zu versichern und die Überzeugung auszusprechen, daß er das mit Lasotta überschickte Schreiben erhalten habe.[1]) Der Kaiser war sicher sehr erstaunt, als Kaspar Kron ihm des Zaren Antwort überbrachte, worin ihm dieser mitteilte, er wolle Maximilian zur Erreichung seines Zieles Hilfe leisten, der Kaiser möge ihm nur schreiben, auf welche Weise dies geschehen solle.[2]) Und er unterließ es auch nicht, sofort zu betonen, daß es mit Polen zu einem Vergleich gekommen sei und er jetzt — der Türkenkrieg war bereits ausgebrochen, — nur darauf bedacht sei, mit Hintansetzung aller anderen Streitigkeiten gemeinsam mit allen christlichen Fürsten den Erbfeind zu bekämpfen.[3]) Kron hatte angeblich 15.000 Rubel vom Zaren begehrt. Dieser schrieb aber dem Erzherzog, er möge ihm mitteilen, wann und auf welchem Wege er das Geld schicken solle, jetzt sei es für seine Leute nirgends durchzukommen möglich.[4]) Wie Boris Godunov sich Warkotsch gegenüber später äußert, habe man Kron nicht getraut. Warkotsch leugnete natürlich, daß ein Mitglied des kaiserlichen Hauses „so ein schimpflich pissel Geld“ zu verlangen befohlen habe.[5])

Der Waffenstillstand zwischen dem Kaiser und der Pforte war 1592 auf acht Jahre erneuert worden. Allein die

[1]) Der Kaiser an den Zaren, Prag, 1592, Juni 25. W. St. A. Russica, Konz.

[2]) Der Zar an den Kaiser, Moskau, 1592, W. St. A. Russica, Orig.

[3]) Denkmäler 1, S. 1430 ff.

[4]) Der Zar an Maximilian, Moskau 1592, W. St. A. Russica, Kop.

[5]) Finalrelation Warkotschs, 1594, März 19., W. St. A. Russica, Orig. Vergl. die italienische Übersetzung derselben bei Turgenev, Historica Russiae Monumenta 2, Nr. 25, S. 36.

Feindseligkeiten des Paschas von Bosnien im Herbste dieses Jahres, welche schon einen weit ernsteren Charakter als die gewöhnlichen Grenzüberfälle und Scharmützel hatten,[1]) mochten den Kaiser befürchten lassen, daß der Krieg mit der Pforte sich auf die Dauer nicht werde hinausschieben lassen. Zu dem bevorstehenden Kampfe wollte er sich nun auch der vom Zaren freiwillig angebotenen Hilfe versichern. Das war der Zweck der zweiten Mission Warkotschs. Natürlich hatte Warkotsch nur eine Geldhilfe zu verlangen. Wenn der Zar und seine Räte von dem Bündnisse aller christlichen Fürsten beginnen, muß Warkotsch antworten, man solle ihm die Mittel und Wege angeben, wie das ins Werk zu setzen sei, und was jeder leisten solle, er werde dies dem Kaiser mitteilen, der dann das Seinige dazu beitragen wolle; dazu gehöre aber Zeit und Ruhe. Inzwischen solle aber der Zar bei der gegenwärtigen bedrohten Lage dem Kaiser mit einer ausgiebigen Geldhilfe beispringen. Auch sollte Warkotsch den Zaren bitten, die Krimschen Tartaren daran zu hindern, daß sie dem Sultan gegen den Kaiser zu Hilfe kommen. Über die Zaporoger Kosaken, welche dem Kaiser gegen die Türken ihre Dienste angeboten hatte, sollte Warkotsch gleichfalls Erkundigungen einziehen.[2]) Da er das letztemal über das Testament des Zaren keine befriedigende Antwort gebracht hatte, erhält er auch jetzt wieder den Auftrag, nach demselben zu forschen. Ja, da vor einiger Zeit Gerüchte vom Tode des Zaren im Umlauf waren, befiehlt ihm der Kaiser, auch wenn sich dieser bewahrheiten sollte, weiter zu reisen, das Kreditiv, das er eigens für diesen Fall erhält, Godunov und den Bojaren zu überreichen und sich umzusehen, wie die Dinge der „succession oder election halben stehen", wem man sich zuneige, und wenn Hoffnung für einen Bruder des Kaisers vorhanden sei, hat

[1]) Huber, 4, S. 375.

[2]) Ein polnischer Schlachzize Stanisław Chłopicki hatte dem Kaiser die Dienste der Zaporoger Kosaken angeboten. Der Kaiser schickte ihnen Anfang 1594 mit Erich Lasotta und Jakob Henkel eine Fahne und eine Summe Geldes und forderte sie auf, die Tartaren am Herauszuge zu hindern und den Türken auf dem Wege durch die Walachei in den Rücken zu fallen. (Vergl. das Tagebuch Lasottas, ed. v. Schottin, S. 192—223 und Denkmäler 2, S. 1—31.)

er alles daran zu setzen, daß diese Hoffnung sich erfülle. In diesem Falle hat er in Moskau zu bleiben und durch einen Kurier beim Kaiser weitere Befehle einzuholen, zu welchem Zwecke er ein eigenes Chiffrenalphabet erhält.[1])

Warkotsch entschuldigt sich in seinem Schlußberichte vor dem Kaiser, daß er ohne darüber einen Auftrag zu besitzen, den Moskowitern auf „mancherley fragen und fürschlage ex tempore" geantwortet habe, um Moskowiter und Perser nicht ohne einen Trost zu lassen und ihnen Mut gegen die Türken einzuflößen. Das ist sehr euphemistisch ausgedrückt, denn tatsächlich besteht nicht nur zwischen seiner Instruktion und seinem Schlußberichte ein auffälliger Unterschied, sondern der Gegensatz zwischen diesem und den offiziellen russischen Protokollen ist noch bedeutend stärker.

Am 17./27. September 1593 war Warkotsch in Moskau eingetroffen. Am Wege dahin hatte er noch von der fürchterlichen Niederlage des Paschas von Bosnien durch die Kaiserlichen (im Sommer 1593), aber auch vom Herannahen des Beglerbegs mit einem großen Heere vernommen.[2]) In Moskau angekommen, weiß er sich gleich mit Lucas Pauli in Verbindung zu setzen. Dieser teilt ihm nun mit, daß die Heirat Sigismunds mit der Erzherzogin Anna am Kreml mit Unwillen aufgenommen worden sei[3]) und man hier dieselbe so aufgefaßt habe, daß der Kaiser Rußland der Freundschaft Polens und Schwedens zum Opfer gebracht habe. Man könnte diesen Argwohn nur beseitigen, — und nur in diesem Falle sei auf eine Hilfe des Zaren zu hoffen — wenn der Kaiser die Vermittlung zwischen Rußland und Schweden anbiete, denn die Russen wünschten sehr den Frieden, nur wollten sie selbst nicht dazu den Anstoß geben. Man hatte nämlich im Winter 1591 noch den Kampf gegen Schweden wieder aufgenommen, um Narva vielleicht doch zurückzuerobern,

[1]) Instruktion, Prag, 1593, April 9. W. St. A. Russica, Kop. Warkotsch berichtet dem Kaiser schon von Wilna aus, daß der Zar am Leben und durch die Geburt einer Tochter erfreut worden sei, ja daß die Zarin in nächster Zeit wieder niederkommen werde. Warkotsch an den Kaiser, Wilna 1593, August 15. Ibid. Orig.

[2]) Huber 4, S. 375 f., 378.

[3]) Diese Meldung entsprach der Wahrheit. Vergl. Denkmäler 1, S. 1248.

trotzdem man sich in dem im Jänner dieses Jahres mit Polen auf zwölf Jahre abgeschlossenen Waffenstillstand verpflichtet hatte, Schweden ein Jahr lang nicht zu bekriegen. Allein der Krieg hatte für die Russen keine besonderen Erfolge; so kam es nach dem Tode Johanns mit dem Regenten Schwedens, dem Herzog Karl, im Jänner 1593 zu einem zweijährigen Waffenstillstande.[1]) Warkotsch befolgt den Rat Paulis und stellt in seinem Memoriale, das er nach der ersten Audienz übergibt, den Wunsch des Kaisers, zwischen dem Zaren und Schweden zu vermitteln, an die Spitze.[2]) Und wirklich wird diese Vermittlung nach einer endlosen Darstellung der schwedisch-russischen Beziehungen seit Gustavs I. und Ivans IV. Zeiten, heftigen Ausfällen gegen die schwedischen Herrscher und unter Betonung dessen, daß der Zar nur auf Bitte des Patriarchen und der gesamten Geistlichkeit, Boris Godunovs und der Bojaren, dem Kaiser zuliebe, Schweden nicht bekriegen wolle, angenommen. Man einigte sich, daß die Gesandten beider Mächte und des Kaisers zu Pfingsten 1594 unter der Festung Ivangorod zusammentreten sollen.[3]) Das Friedensbedürfnis B. Godunovs, der jeden Krieg, so weit es nur immer ging, vermied, um nicht die Früchte seines bisherigen Strebens nach Popularität einem ungewissen Schicksale auszusetzen, wie der Umstand, daß man durch die kaiserliche Intervention vorteilhaftere Bedingungen vielleicht erhoffte, mag für diesen Entschluß ausschlaggebend gewesen sein. Auch die zweite Überschreitung seiner Instruktion können wir Warkotsch noch hingehen lassen. Während man nämlich am Kreml ohneweiters bereit war, dem Khan der Krim durch Gesandte zu verbieten, mit den Türken den Kaiser zu bekämpfen, ebenso wie dem Schah zu befehlen, den Krieg gegen die Pforte weiterzuführen,[4]) — beides war übrigens wertlos, denn der Khan ließ sich vom Zaren nichts befehlen, der Schah aber hatte schon Ende 1589 mit der Pforte seinen Frieden geschlossen — war man in der Frage der Subsidien sehr zurückhaltend.

[1]) Solovjev 7., S. 288 f., 291.

[2]) Denkmäler 1, S. 1273 f.

[3]) Ibid. 1, S. 1306 ff., 1327 f, 1338 ff., 1351, 1404 f.

[4]) Ibid. 1, S. 1305.

Man fragte Warkotsch, ob er, da es im Kreditiv stehe, er habe Auftrag, wichtige Angelegenheiten zu verhandeln und abzuschließen und man möge ihm deshalb solches Vertrauen, wie dem Kaiser selbst schenken, auch den Befehl habe, ein ewiges Bündnis gegen die Türken abzuschließen. Natürlich war es Godunov nicht um die Türken zu tun, sondern um Polen. Als Warkotsch antwortet, daß er dazu keinen Befehl habe, sondern der Kaiser dazu seine besonderen Gesandten schicken werde, sind die Bojaren sehr ungehalten und bemerken, er habe dies schon im Jahre 1589 gesagt und es sei ihm damals geantwortet worden, der Kaiser solle sich mit dem Papste und dem König von Spanien einigen und dann gemeinsam mit diesen Gesandten zum Bündnisabschlusse schicken, was aber bis heute nicht geschehen sei.

Warkotsch entschuldigt dies mit den Kriegen Philipps und schlägt vor, der Zar möge seine bevollmächtigten Gesandten zum Kaiser schicken; dort werden dann auch solche des Papstes und des Königs von Spanien eintreffen und man könne dann die Liga abschließen. Die Bojaren aber weisen dies als unerhört zurück. Es sei nicht üblich, daß der Zar zuerst seine Gesandten zum Kaiser schicke, sondern es wäre von allem Anbeginne an immer Brauch gewesen, daß zu den Zaren zuerst die Gesandten der anderen großen Herrscher gekommen seien und Bündnisse oder Waffenstillstände abgeschlossen haben, dann haben erst die Zaren ihre Gesandten geschickt. Sie verweisen diesbezüglich auch auf das Beispiel Maximilians I. In die Enge getrieben verspricht Warkotsch nun, daß die Gesandten des Kaisers, des Papstes und des Königs von Spanien im Frühjahre 1590 erscheinen werden. Jetzt erst, aber mit dem deutlichen Hinweise, daß der Zar den Abschluß eines Bündnisses mit dem Kaiser — man forderte den Kaiser zwar auch auf, sich mit Papst und Spanien zu verständigen, aber legte darauf nicht soviel Wert, als Warkotsch glaubte — wünsche, erhält er die Zusicherung, daß der Zar bereit sei, dem Kaiser zur Bekämpfung der Türken Subsidien zu zahlen. Ein Bündnis mit dem Kaiser gegen Polen, das war das Verlangen Godunovs: das andere wünschte man nur zur Erhöhung seines Prestiges.[1]

[1]) Ibid. 1, S. 1319 ff., 1331 ff., 1342 f., 1348 f.

Anders steht es mit den weiteren Eigenmächtigkeiten Warkotschs. Nach seinem Schlußbericht habe ihm Boris Godunov geklagt, daß der Kaiser den Polen durch die Beuthener Konvention so nachgegeben habe, den Schaden und Spott haben er und der Zar davon gehabt. Auch habe ihn Godunov darauf aufmerksam gemacht, er habe aus Konstantinopel die Nachricht, daß der Sultan den Polen befohlen habe, für den Fall, daß Sigismund aus Schweden nicht zurückkehre, den Wojwoden von Siebenbürgen zum Könige zu wählen; daran habe Godunov nun die Frage geknüpft, was der Kaiser und Maximilian für diesen Fall zu tun gedenken? So der Bericht Warkotschs; anders lauten die russischen Protokolle. Ihnen zufolge hat Warkotsch Godunov um Hilfe für Maximilian gebeten und mitgeteilt, daß Zamojski den Siebenbürger zum König machen wolle, da der König, wie Maximilian von Sigismund selbst wisse, nach Polen nicht zurückkehren und Maximilian in diesem Falle mit bewaffneter Macht in Polen erscheinen werde. Darauf wird ihm geantwortet, der Zar wünsche Maximilian als König von Polen zu sehen und werde den Ständen Polen-Litauens befehlen, ihn zu wählen. Warkotsch bittet nun erschreckt dies nicht zu tun, damit man nicht in Polen zu frühzeitig von den Plänen Maximilians erfahre. Jetzt gesteht er auch, daß er selbst vor seiner Abreise nicht bei Maximilian war, sondern daß dieser ihm, als er schon auf dem Wege nach Rußland war, eine vertraute Person mit diesen Aufträgen nachgeschickt habe.[1]) Schon die Art, wie Warkotsch darüber berichtet, ist ein Beweis dafür, daß der Kaiser von diesen Aufträgen Maximilians nichts wußte. Maximilian hoffte, daß Sigismund jetzt nach dem Tode seines Vaters nicht mehr geneigt sein werde, die Last der polnischen Krone zu tragen und wollte sich für diesen Fall, wie er auch jetzt in Polen für sich agitieren ließ,[2]) rechtzeitig der Hilfe des Zaren versichern. Wie Warkotsch in diesem Falle sicher ohne Auftrag des Kaisers gehandelt hat, so tat er dies auch sicher ohne dessen Wissen und Willen, wenn er den Bojaren im geheimen mitteilt, der Kaiser wolle Schweden und

[1]) Ibid 1., S. 1315 f., 1329 f., 1336 f.

[2]) Vergl. Mayer, S., 222 f.

Polen Livland abnehmen und wünsche die Meinung des Zaren darüber zu hören. Erzherzog Matthias angeblich soll auf Riga und die anderen Städte gestützt, diesen Plan durchführen. Großmütig überläßt der Zar Livland dem Kaiser, nur Narva und Dorpat bedingt er sich aus. Es wäre für Rußland kein schlechter Handel gewesen, zwei so wichtige handelspolitische und kulturelle Stützpunkte so leichten Kaufes zu gewinnen.[1])

Ehe Warkotsch Moskau verließ, hatte er noch mit dem allmächtigen Djak Andrej Jakoblevič Ščelkalov eine wichtige Unterredung. Nach seinem Berichte kommt dieser aus eigenem Antrieb zu ihm; nach den russischen Protokollen wird er zu ihm geschickt, weil Warkotsch noch einmal Godunov zu sprechen wünschte, dieser aber verhindert war, ihn zu empfangen. Nach diesen macht Warkotsch Ščelkalov Mitteilung von der bevorstehenden Nachfolge Ernsts in Spanien und anderen ungereimten Dingen mehr, dann heißt es lakonisch, er habe noch andere Geheimnisse mitgeteilt, deren schriftliche Aufzeichnung bei Ščelkalov sei.[2]) Auch Warkotsch unterläßt es in seinem Berichte, den Gegenstand ihrer geheimen Beratungen anzudeuten, sondern bemerkt, daß derselbe zu ernst sei, als daß er ihn niederschreiben könnte, ehe er denselben dem Kaiser und den geheimen Räten vorgetragen habe.[3]) Nur durch Zufall ist uns dieses Geheimnis bewahrt. Ein kleiner Zettel an den Obersthofmeister von unbekannter Hand lüftet den Schleier desselben. Diesem zufolge haben einige Räte des Zaren, namentlich aber der „Kanzler“ Andrej Ščelkalov Warkotsch im Gespräche mitgeteilt, es käme für den Fall, daß der

[1]) Denkmäler 1, S. 1344 ff.

[2]) Ibid. 1, S. 1355—59.

[3]) Finalrelation vom 19. März 1594. W. St. A. Russica. Orig. (Vergl. Turgenev, Historica Russiae Monumenta 2, Nr. 25, S. 32 ff.) Ein zweiter Bericht über diese Reise von einem Begleiter Warkotschs, Stephan Heuß, abgedruckt bei Wichmann, Sammlung kleiner bisher noch ungedruckter Schriften S. 123 ff. Vergl. darüber Adelung, Übersicht 1, S. 415 ff.

Schon Fiedler hat mit Recht gegenüber Adelung betont, daß diese Relation Warkotschs der Schlußbericht der zweiten und nicht der dritten Mission ist. Fiedler, Beziehungen Österreichs zu Rußland, Almanach der Akademie 1866, S. 273. Anm. 1.

Zar ohne männliche Erben sterbe, die Nachfolge auf das Haus Habsburg, wenn zur Zeit, da die große Liga in Moskau ins Werk gesetzt werde, ein junger Prinz des Hauses im Alter von 14—18 Jahren, etwa einer von des Söhnen des Erzherzogs Karl von Steiermark nach Rußland geschickt werde, der dann dort nach Landessitte erzogen werden und die Sprache sich aneignen könne.[1]) Der Wert dieser Nachricht Warkotschs ist schon von berufener Seite geprüft worden. Trotz des geringen Vertrauens, das man Warkotschs Berichten entgegenbringen kann, dürfte er diesmal nichts erfunden haben. Angesichts des kränklichen Zaren, dessen Kräfte mit jedem Tage mehr abnahmen, wie der Tötung seines Stiefbruders Dmitrij im Jahre 1591, rückte Godunov seinem Ziele immer näher. Es gab aber viele Große, die alles eher wünschten als Godunov als Zaren zu sehen. Diese dürften nun auf den Plan verfallen sein, einen Habsburger ins Land zu ziehen und damit dem Ehrgeize Godunovs einen Riegel vorzuschieben. Auch der bald nach Warkotschs Abreise erfolgte Sturz Andrej Ščelkalovs, der eine Zeitlang der Gönner, dann der eifrige Anhänger Godunovs gewesen war, kann mit dieser Sache zusammenhängen.[2]) Daß auch Godunov das bloße Erscheinen eines Habsburgers in Rußland für seine Pläne als gefährlich erachtete, beweist eine bisher unbeachtete Episode. Lucas Pauli hat nämlich in einem Schreiben (wahrscheinlich vom Sommer 1594) an Andrej Ščelkalov, der natürlich schon längst nicht mehr im Amte war, als das Schreiben anfangs 1595 in Moskau eintraf, mitgeteilt, — wir wissen nicht, ob mit oder ohne Zustimmung Maximilians — daß dieser selbst zum Zaren reisen wolle und man ihm daher einen Paßbrief schicken möge.[3]) Als dann russische Gesandte zum Kaiser geschickt werden, erhalten sie den Befehl, falls Maximilian

[1]) Schedula an den kay. obristen hoffmeister, den discurs so der moskovitische canzler wegen succession eines vom erzhaus Österreich an den Moscovitischen ländern geführt, als einer wichtigen sache nachzudenken. W. St. A. Russica. Vergl. Fiedler l. c. S. 274, Hjärne, Bidrag Till historien om Sigismunds förhällande till det Habsburgska huset 1589—1604, Historisk Tidskrift 1883, S. 261 f.

[2]) Platonov, S. 172 f.

[3]) Denkmäler 2, S. 114 f.

auf dieses Thema zu sprechen kommen sollte, zu antworten, sie hätten keinen Auftrag darüber.[1])

Am 8./18. Dezember verläßt dann Warkotsch Moskau.[2]) Der Kaiser hatte, als es mit der Pforte wirklich zu offenem Krieg gekommen war und der Großwesir Sinan Pascha selbst Ende September an der Spitze eines Heeres die Drau überschritt, noch im Dezember 1593 seinen Hofdiener Michael Schiele an Warkotsch gesandt, damit derselbe angesichts des offenen Krieges beim Zaren die Subsidienzahlung betreibe. Schiele kommt am 13./23. Februar 1595 nach Moskau, also zu einer Zeit, da Warkotsch Rußland schon längst verlassen hatte. Er wird mit dem Hinweis auf den Bescheid, den Warkotsch erhalten, am 15./25. März entlassen, ohne daß der Zar ihn — eine Folge der Trauer nach seiner kurz vorher verstorbenen Tochter Feodosia — empfangen hätte.[3])

Es dauerte nicht lange und Warkotsch trat seine dritte Reise nach Rußland an. Er sollte jetzt die vom Zaren für den Fall eines türkischen Krieges angebotene Hilfe verlangen und auch gleich mit sich herausbringen. Mit ihm wird Ehrenfried v. Minkwitz zu Sigismund geschickt, um diesen die Friedensvermittlung anzutragen und nach deren Annahme gleich zu den Verhandlungen nach Ivangorod zu reisen.[4]) Der Kaiser, der gleich Bedenken hatte, einen jungen Prinzen seines Hauses auf so unsichere Hoffnung einer Nachfolge hin und ohne bestimmte Garantien nach Rußland zu entlassen,[5]) beauftragt Warkotsch, sich diesbezüglich gegen

[1]) Ibid. 2, S. 261.

[2]) Ibid. 1, S. 1412. Es weilte bei Warkotschs Ankunft gerade ein persischer Gesandter — die russischen Quellen nennen ihn Azi Chosrov — in Moskau und Warkotsch darf mit Bewilligung Godunovs denselben durch einige Personen seiner Begleitung — nach moskowitischem Brauche ließ man fremde Gesandte nie zusammenkommen — besuchen lassen, was dieser erwidert. Nach den russischen Protokollen ermahnen sie sich gegenseitig zu treuer Bundesgenossenschaft mit dem Zaren. Denkmäler 1, S. 1285 ff. Vergl. auch Denkmäler der diplomatischen und handelspolitischen Beziehungen des moskowitischen Rußland mit Persien, 1, S. 194 ff., 232. (russ.)

[3]) Denkmäler 1, S. 1430 ff., 1450 ff.

[4]) Instruktion für Warkotsch, Prag, 1594, Mai 3. W. St. A. Russica, Kop.

[5]) Schedula etc. W. St. A. Russica.

den Kanzler und die anderen, die darin eingeweiht seien, in nichts Bindendes einzulassen, aber auch den Antrag nicht zurückzuweisen, sondern die Vorzüge des Hauses Habsburg und die Vorteile, die dem Lande aus seiner Herrschaft erwachsen würden, hervorzuheben. Dabei muß er auch die näheren Bedingungen und Garantien einer Nachfolge, über die Art der Heimreise des Prinzen und den Unterhalt daselbst bis zum Tode des Zaren, oder wenn dieser noch männliche Erben bekommen sollte, zu erforschen trachten. Die religiöse Frage aber soll er mit Rücksicht auf die Abneigung der Russen gegen einen andersgläubigen Herrscher vorläufig vollständig unberührt lassen, damit sich die Sache nicht gleich am Anfange zerschlage.[1])

Warkotsch kommt am 8./18. Dezember 1594 nach Moskau.[2]) Es gelingt ihm diesmal die versprochene Hilfe zu erlangen, nachdem er das Eintreffen von Gesandten des Kaisers, des Papstes und des Königs von Spanien noch für das Jahr 1595 angekündigt hat.[3]) Am 9./19. März 1595 wird er schon aus Moskau entlassen, muß aber bis Mitte Juni die russischen Gesandten erwarten, die mit ihm und den Subsidien zum Kaiser geschickt werden.[4]) Der Ratsadelige Michael Ivanovič Veljaminov und der Djak Afanasij Vlasjev führen nun die Subsidien, die in kostbarem Pelzwerke bestehen und auf 44.720 Rubel geschätzt werden, durch Polen zum Kaiser.[5]) Am 16. August treffen die Gesandten in Prag ein. In zwanzig Zimmern werden am Hradschin die Pelze zur Schau gestellt und der Kaiser selbst ist beim Auspacken

---

[1]) „Postscripta" zur Instruktion, Regensburg, 1594, Juni 29. W. St. A. Russica, Konz.

[2]) Denkmäler 2, S. 64.

[3]) Ibid. 2, S. 130.

[4]) Ibid. 2, S. 183, 274.

[5]) Ibid. 2, S. 202, 236 f. Da damals ein Rubel zu drei Gulden gerechnet wurde — so berechnet wenigstens Warkotsch immer den Wert des Rubels — repräsentieren die Pelzwaren einen Wert von ungefähr 134.100 fl., was verglichen mit den anderen Subsidien, die dem Kaiser gezahlt wurden (vergl. Huber 4, S. 377) eine ganz stattliche Summe ausgemacht hätte. Allein der Umstand, daß es eben nicht bares Geld, sondern Waren sind, vergällte bald die Freude. Noch zwei Jahre später muß Dohna in Moskau melden, daß man für den größten Teil des Pelzwerks keinen Käufer gefunden habe.

derselben zugegen und spricht seine Bewunderung aus. Die Gesandten weigern sich aber, den Wert der Pelze anzugeben, um natürlich die Freigebigkeit des Zaren in noch hellerem Lichte erscheinen zu lassen. Tatsächlich schätzen auch Prager Kaufleute, wie die Gesandten berichten, das Pelzwerk auf 400.000 Rubel.[1]) Auch Minkwitz' Mission verlief erfolgreich. Es kam unter seiner Vermittlung am 18. Mai 1595 zwischen Rußland und Schweden zu einem ewigen Frieden.[2])

Bündnisverhandlungen mit Polen verzögerten die Absendung einer Gesandtschaft nach Rußland. Auf den polnischen Reichstagen von 1595 und 1596 waren österreichische Gesandte erschienen, um Polen zum Bündnisse gegen die Türken zu bewegen. Der Umstand aber, daß Maximilian noch immer nicht den Eid auf die Beuthner Konvention abgelegt,[3]) wie die Abneigung Zamojskis gegen einen Türkenkrieg überhaupt, brachten die österreichischen Anträge trotz päpstlicher Unterstützung auf den Reichstagen jedesmal zu Falle. Unter den Bedingungen, welche von polnischer Seite an den Kaiser gestellt wurden, befand sich auch die Forderung, daß Österreich künftighin auf jedes Bündnis mit Rußland, das gegen Polen gerichtet sei, verzichte.[4]) Es ist begreiflich, wenn der Kaiser jetzt nicht durch eine Gesandtschaft nach Rußland, mochte ihr auch jede Spitze gegen Polen fehlen, die Verhandlungen ungünstig beeinflussen wollte. Als dann diese ergebnislos verliefen, wurde die Gesandtschaft nach Rußland endlich abgeschickt.

Diesmal wurden Abraham Burggraf zu Dohne, Landvogt der Oberlausitz, und der Appellationsrat und der Rechte Doktor Georg Kahl mit dieser Mission betraut. Es war also eine stattlichere Gesandtschaft als es bisher der Fall ge-

[1]) Ibid. 2, S. 291 f. Von dieser dritten Reise Warkotsch besitzen wir keinen Bericht. Wir hören deshalb auch nichts von weiteren Verhandlungen in der Sukzessionsfrage. Es ist aber wahrscheinlich, daß mit dem Sturze Ščelkalovs seine Mitwisser eingeschüchtert waren; auch wird Godunov dafür Sorge getragen haben, daß sich ein solcher Fall nicht wiederhole.

[2]) Solovjev 7, T. 292.

[3]) Vergl. darüber Hirn, die Renuntiation des Deutschmeisters Maximilian auf Polen und die damit zusammenhängenden Pläne, Mitteilungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung, 4. Ergänzungsband S. 248 f.

[4]) Szujski, Dzeje Polski, 3, S. 143, 145 f.

wesen war. Dohna war ein reicher Mann und so ist erklärlich, daß er mit einem Gefolge von 92 Personen in Rußland erscheinen konnte.[1]) Trotz des königlichen Geleites hätte ihre Mission bald in Dorpat schon Schiffbruch gelitten. Es ging nämlich in Polen das Gerücht, daß sie dem Zaren eine Königskrone bringen. Wir sehen also, daß die alte Furcht der Jagiellonen auch Sigismund nicht ruhig schlafen ließ. Dohna und seine Mission retteten nur seine Energie. Da er sah, daß der polnische Befehlshaber nicht soviel Wache zur Verfügung habe, um ihn mit Gewalt aufzuhalten, kümmerte er sich um den Verhaftungsbefehl nicht und reiste ruhig weiter. Es dauerte bis zur Rückkehr Dohnas, ehe man in Polen der Angst ledig wurde.[2])

Dohna sollte im Auftrage des Kaisers den Zaren um schleunige Geldhilfe und zwar diesmal in klingender Münze ersuchen, da die Last des fortdauernden Türkenkrieges für den Kaiser kaum erträglich sei. Das Ligaversprechen aber, das Warkotsch gegeben und noch immer nicht erfüllt worden sei, muß er mit den vielen Kriegen des Königs von Spanien entschuldigen. Übrigens werde ein Gesandter des Papstes bald eintreffen. Auch muß Dohna den Zaren ersuchen, die Tartaren an dem Herausziehen nach Ungarn zu hindern.[3])

In den ersten Tagen des Mai 1597 trifft Dohna in Moskau ein. Lucas Pauli war ihm vom Kaiser vorausgeschickt worden, um seine Ankunft dem Zaren zu melden; Pauli hatte, da er sich am kaiserlichen Hofe mit seinen Nachrichten nicht entsprechend gewürdigt sah, Maximilian genähert.[4]) Trotzdem er dem Zaren ein Schreiben Maximilians überbrachte, worin dieser mitteilt, er habe die polnische Sache vorläufig bei Seite gestellt, um sich ganz dem Türkenkrieg zu widmen und erst später zu gelegener Zeit und, wie er hoffe, mit Hilfe des Zaren darauf zurück-

[1]) Denkmäler 2, S. 442.

[2]) Finalrelation, Prag, 1597, Oktober 28. W. St. A. Russica, Orig. Vergl. auch Pierling, La Russie et la Saint-Siège 2, S. 364 f.

[3]) Instruktion, Prag, 1590, Dez. 6. W. St. A. Russica, Konz. Über die Teilnahme der Tartaren am Türkenkriege vergl. Smirnov, Das Khanat de Krim, 1, S. 445 ff.

[4]) Siehe darüber Hirn, Die Renuntiation l. c., S. 256 ff.

zukommen,[1]) drängt Lucas Pauli — wohl um sich die besondere Gunst des Deutschmeisters zu erwerben — jetzt schon auf eine nähere Fixierung dieser Hilfe. Man frägt ihn, ob Maximilian zu polnischen Großen Beziehungen habe und er bejaht dies. Schließlich verlangt er, der Zar möge das Geld mit seinen Gesandten nach Lübeck schicken, wohin Maximilian sich begeben werde, um dasselbe in Empfang zu nehmen. Dies lehnt man nun mit Entrüstung ab und freute sich sicher, einen so guten Grund für die Ablehnung dieser Forderung gefunden zu haben.[2])

So freudig man Dohna in Moskau begrüßt hatte, so sehr war man enttäuscht, als es sich herausstellte, daß er zum Abschlusse eines Bündnisses keine Vollmacht besitze. Immer wieder kam man darauf zurück und gab zu verstehen, man glaube, er wolle aus irgend welchem Grunde von der Vollmacht keinen Gebrauch machen. Als Dohna sich entschuldigt, der Kaiser sei der Meinung gewesen, man wolle nur mit Papst, Kaiser und König von Spanien zugleich ein Bündnis schließen, ergehen sich die Räte in Verwünschungen auf Warkotsch, der diesen Irrtum verschuldet, und betonen, man wünsche mit dem Kaiser allein ein Bündnis. Wenn der Kaiser das Bündnis mit dem Zaren abgeschlossen haben werde, dann werden auch die verlangten Subsidien sofort geschickt werden. Und darauf blieb man trotz aller Bemühungen beharren. So verließ Dohna am 10./20. August unverrichteter Dinge Moskau.[3])

Aber einen Erfolg hatte Dohnas Mission doch. Was Warkotsch während dreimaligen Aufenthaltes nicht gemerkt hatte, das sah Dohna auf den ersten Blick, nämlich daß Boris Godunov für sich und seinen Sohn nach der Krone strebe und deshalb an dem Kaiser eine Stütze suche, daß er Schritt für Schritt alle Macht an sich reiße, alle festen Orte und den Schatz in seinen Händen habe, alle wichtigen Posten mit seinen Blutverwandten besetze, seine Feinde aber teils ausgerottet, teils in die Verbannung ge-

[1]) Denkmäler 2, S. 479 ff.

[2]) Ibid. 2, S. 478, 516 ff, 553 ff.

[3]) Finalrelation, Prag, 1597, Oktober 28. W. St. A. Russica, Orig. Denkmäler 2, S. 534 ff., 566, 604 f.

schickt habe. Das Bündnis mit dem Kaiser aber sollte ihn vor Polen schützen, wenn der Zarenthron erledigt sei. Deshalb glaubt Dohna, Godunov werde darauf drängen, daß im Bündnis genau stipuliert werde, welche Hilfe er bei dem Tode des Zaren gegen Polen zu erwarten habe. Man war nun zwar am Kaiserhofe nicht gesonnen, sich für Godunov in einen Krieg gegen Polen zu stürzen, war doch der Türkenkrieg kaum zu ertragen, man wollte aber auch nicht auf die russischen Subsidien verzichten. So verfiel man auf den Gedanken, zwischen Rußland und Polen zu vermitteln und wenigstens eine Verlängerung des Waffenstillstandes anzustreben. Um Polen für diesen Plan zu gewinnen, sollte Maximilian die schon längst begehrte Renuntiation leisten. Den schlechten Eindruck aber, den dies in Moskau erwecken könnte, werde man schon durch irgend welche Erklärung verwischen können. Wieder sollte Dohna die russische Mission auf sich nehmen, an Kahls Stelle aber, der sich in die russischen Gewohnheiten nicht finden konnte, der Reichshofrat Hans Friedrich Freiherr v. Hofman treten. Wirklich soll die Grundlage ihrer Mission der Abschluß eines Bündnisses bilden, aber so daß weder der Zar noch der Kaiser ohne Wissen des anderen einen Krieg beginnen könne und allen christlichen Fürsten der Beitritt zum Bündnisse offen gehalten werde.[1]) Diesem Vorschlag der geheimen Räte pflichtete der Kaiser auch bei. Die Instruktion, die Dohna und Hofmann erhalten, lautet auf Vollmacht zum Abschlusse eines Bündnisses, zugleich aber auch auf Vermittlung zwischen Rußland und Polen, damit es zu einer Verlängerung des Waffenstillstandes kommt. In einer geheimen Instruktion wird ihnen eingeschärft, sich bei dem Abschlusse des Bündnisses nicht zu weit in „particular conditionen“ einzulassen, dasselbe auch nur auf Lebzeiten des Kaisers und des Zaren abzuschließen, ihre Nachfolger könnten es dann noch immer bestätigen. Da man ohne Godunov nichts, also auch keine Subsidien erlangen könne, gestattet der Kaiser, daß die Gesandten demselben, wenn er selbst darauf zu sprechen komme, vertraulich mitteilen, er werde, wenn

[1]) Dohna an die geheimen Räte s. d.; Gutachten der geheimen Räte s. d. W. St. A. Russica.

es zu einer Veränderung in Rußland kommen und ihm Gott noch mehr Glück bescheren sollte, das Wohlwollen des Kaisers spüren, namentlich wenn er ihr jetziges Hilfsgesuch unterstütze.[1]) Dohna und Hofman sehen gleich die Mängel ihrer Instruktion. Nach ihrer Meinung werden die ganzen Unkosten, die man für ihre Mission aufwende, zwecklos sein, wenn man nicht Godunov für den Fall seiner Sukzession bestimmte Zusicherungen, wenn auch im Geheimen, mache und öffentlich erkläre, welche Hilfe Rußland zu gewärtigen habe, wenn es trotz der Vermittlung des Kaisers zu keiner Verlängerung des Waffenstillstandes mit Polen komme.[2]) Daß Sigismund den Paß mit der Motivierung, Godunov lasse die polnischen Gesandten nicht nach Rußland hinein und wolle sich zum Zaren aufwerfen, verweigerte, entzog jeder weiteren Erörterung dieser Angelegenheit vorläufig den Boden.

In den Tagen nämlich, da dies zu Prag verhandelt wurde, starb Zar Feodor (7. 17. Jänner 1598). Die Zarin Irina Feodorowna war das einzige Mitglied der herrschenden Dynastie, die am Leben war. Ihr leisteten auch alle Bojaren mit Boris Godunov, ihrem Bruder, an der Spitze, den Untertaneneid. Aber sie verschmähte die Krone und ging ins Kloster. Nun begann das eigentliche Interregnum. Um keine Nachricht ins Ausland zu lassen und ein bewaffnetes Eingreifen desselben zu verhindern, wurden alle Grenzen gesperrt, in den festen Grenzplätzen gegen Litauen und Livland die Garnisonen verstärkt, die Festungswerke Smolensk erneuert.[3]) Der Zemskij Sobor, der Reichstag des moskowitischen Rußlands, sprach sich einstimmig für Boris Godunov aus. Von einer habsburgischen Kandidatur war keine Rede. Wenn Boris Godunov wirklich einen ernsten Nebenbuhler um die Krone hatte, so war dies Feodor Nikitič Romanov, der Vater des ersten Zaren aus dem Hause Romanov und spätere Patriarch.

Als Michael Schiele, der an Sigismund um den Paß für Dohna und Hofman geschickt worden war, unverrichteter

[1]) Instructio publica, s. d.; geheime Instruktion s. d. W. St. A. Russica, Konz.

[2]) Dohna und Hofman an die geheimen Räte s. d. W. St. A. Russica. Orig.

[3]) Platonov, S. 173 f.

Dinge heimgekehrt war, schlugen die geheimen Räte den Kaiser vor, ihn und Lucas Pauli auf verschiedenen Wegen nach Rußland zu schicken und die Lage der Dinge zu erkunden. Schreiben an Godunov mit denselben Titel, den er bisher geführt, dann als Zaren, ähnlich an einen anderen Zaren, dessen Name in Rußland nachgetragen werden könne, sollten ihnen mitgegeben werden.[1]) Der Kaiser akzeptiert auch diese Vorschläge in ihrem ganzen Umfange.

Schiele war der erste, der in Moskau eintraf (10. September 1598). Ja er war überhaupt der erste fremde Agent, den man seit dem Thronwechsel ins Land ließ. Es ist begreiflich, wenn der neue Zar auf die Freundschaft des Kaisers besonderes Gewicht legte und das herzliche Einvernehmen nach außen hin zeigen wollte. Deshalb soll Schiele auch in feierlicher Audienz empfangen werden. Man schickt ihm Geschenke ins Haus, die er dem Zaren zu überreichen hat. drei Russen werden in deutsche Kleider gesteckt, damit sie Schiele als seine Diener beim feierlichen Aufzuge zur Audienz geleiten. Auch eine Ansprache, die in der Kanzlei ausgearbeitet wurde, muß er bei derselben an diesen richten.[2])

Zar Boris wußte genau, welchen Wert für die Festigung seines Thrones die Freundschaft des Kaisers haben könne; war es doch noch unsicher, ob es mit Polen zu einer Erneuerung und Verlängerung des 1591 auf 12 Jahre abgeschlossenen Waffenstillstandes kommen werde. Er kündigte deshalb schon Schiele an, er werde den Dumny Djak Afanasij Vlasjev — neben dem Leiter des Gesandtschaftsamtes Vasilij Ščelkalov der einflußreichste Mann — als seinen Gesandten an den Kaiser schicken.[3]) Und er suchte auch sofort für diesen in Polen einen Paß zu erlangen. Als ihm dieser verweigert wird, schickt er Vlasjev rasch entschlossen über Archangelsk. Anfangs Oktober 1599 wird Vlasjev in

[1]) Gutachten der geheimen Räte, s. d. W. St. A. Russica.

[2]) Siehe die Finalrelation Schieles bei Wichmann, Sammlung kleiner, bisher noch ungedruckter Schriften, S. 423 ff. Über Lukas Paulis Bericht, der erst später in Moskau eintraf, vergl. Hirn, die Renuntiation des Deutschmeisters Maximilian l. c. S. 271 ff.

[3]) Finalrelation Schieles l. c. S. 444.

Pilsen, wohin sich der Kaiser der in Prag wütenden Pest wegen zurückgezogen hatte, in erster Audienz empfangen. Er versichert den Kaiser, daß sein Herrscher fest entschlossen sei, mit ihm gegen die Türken zu kämpfen; ja er wollte selbst an der Spitze seines Heeres gegen die Tartaren ziehen, allein der König von Polen habe ihm den Durchzug durch litauisches Gebiet verweigert. Auch nach Ungarn wollte der Zar 10.000 Strelitzen schicken, allein Sigismund habe ihm das auch abgeschlagen; nicht einmal Kuriere oder Gesandte an den Kaiser lasse er durch. Früher aber habe man schon Maximilian die größte Schmach angetan. Der Kaiser möge daher mit Maximilian und den Kurfürsten beraten, wie man sich an Polen rächen könne, und das Ergebnis dieser Beratungen dem Zaren durch Vlasjev mitteilen lassen. Er sei jederzeit bereit, sich mit dem Kaiser gegen Polen zu verbinden.[1]) So wenig wahr der erste Teil dieser Mitteilungen war, so echt war die Feindschaft des Zaren gegen Polen. Allein der Kaiser, der seinen Ärger gegen Polen, die ihm gegen die Türken nicht helfen wollen, nicht verhehlt, erklärt doch gleich, er müsse dies dulden, weil er nicht Krieg gegen zwei Fronten führen könne;[2]) übrigens treffe den König keine Schuld, sondern nur den Kanzler Zamojski.[3]) Das Anerbieten des Zaren gegen die Türken machte auf den Kaiser keinen geringen Eindruck; aber trotzdem ist er fest entschlossen, sich in keinen Krieg gegen Polen ziehen zu lassen.

Aber nicht nur ein Bündnis gegen Polen anzuregen, war Vlasjevs Auftrag; er hatte noch eine wichtigere Mission. Der Zar wollte nämlich durch eine Heirat seiner Tochter Xenia mit einem Habsburger, einem Mitgliede des angesehensten Herrschergeschlechtes der christlichen Welt, seiner Dynastie festen Halt schaffen.

Schon damals, als Lucas Pauli in Moskau weilte, hatte Vlasjev an ihn die verfängliche Frage gerichtet, warum die Prinzen des Hauses Habsburg sich nicht vermählen und ob Maximilian als Meister des deutschen Ordens sich vermählen

[1]) Denkmäler 2, S. 694 ff.

[2]) Ibid. 2, S. 699 ff.

[3]) Ibid. 2, S. 747.

könne. Pauli hatte das letztere ohne Bedenken bejaht.[1]) Jetzt aber unterbreitete Vlasjev bestimmte Vorschläge. Der betreffende Erzherzog sollte sich nach Moskau begeben, er darf aber alle zwei oder drei Jahre seine Familie besuchen. Als Heiratsgut erhält Xenia das Fürstentum Twer und alle Güter, die Zar Boris vor seiner Erhebung innegehabt, wie einen Teil des Schatzes und des baren Geldes. Wenn der Erzherzog keinen eigenen Hofhalt führen, sondern beim Zaren wohnen wolle, werde dieser für fürstlichen Unterhalt sorgen. Wenn des Zaren Sohn aber ohne männliche Erben sterbe, werde der Zar darauf bedacht sein, daß das Reich an seine Tochter und seinen Eidam falle.[2]) Der Zar scheint kein bestimmtes Glied der habsburgischen Dynastie im Auge gehabt zu haben, wenn er auch über die derzeit lebenden Sprossen derselben sicher genau informiert war. Alle Verhandlungen aber, die in dieser Frage, soweit wir dieselben überblicken können, geführt wurden, beziehen sich auf ein bestimmtes Mitglied der Dynastie, nämlich den am 17. November 1583 geborenen zweiten Sohn Karls von Steiermark, Maximilian Ernst. Wahrscheinlich hatte sich der Kaiser gleich für ihn entschieden. Er wendet sich auch sofort an seine Mutter, die Erzherzogin Marie und seinen Bruder Ferdinand, der ja seit dem Tode Karls das Haupt der steirischen Linie der Habsburger war. Allein das Projekt wurde hier nichtsweniger als freudig begrüßt und die Bedingungen einer strengen Kritik unterworfen.

So empfindet man es hart, daß der Erzherzog nur alle zwei oder die drei Jahre die Seinen besuchen darf. Ferdinand meint, wenn er sich auch jetzt verheirate, sei es doch ungewiß, ob er Erben bekommen werde; wenn er aber

[1]) Hirn, die Renuntiation des Deutschmeisters l. c. S. 273.

[2]) Condiciones matrimonij, quod tractatum inter Serenissimum archiducem Maximilianum juniorem et filiam magni ducis Moscoviae, Sacrae Caesareae Maiestati legato praedicti magni ducis propositae. W. St. A, Familienarchiv. Es steht hier „Sibiria" statt „Twiria", wie dies aus einem anderen Akte ersichtlich ist. Übrigens ist Twer auch die Aussteuer Xenias anläßlich ihrer Vermählung mit Herzog Hans von Holstein, dem Bruder Christians IV., der aber knapp vor der Hochzeit in Moskau stirbt. Vergl. Akten des Kopenhagener Staatsarchiv, Russ. hist. Bibliothek 16, Nr. 78, S. 336, Nr. 81, S. 351, (russ.).

ohne Erben sterbe, sei Maximilian Ernst der nächste Agnat, um so mehr als die jüngeren Brüder Leopold und Karl für den geistlichen Stand bestimmt seien und es noch niemandem Glück gebracht habe, wenn er den geistlichen mit dem weltlichen Stand vertauschte. Dann sei es auch nicht gesagt, was das Herzogtum „Sibiria" für ein Land sei, welches Einkommen es abwerfe und ob es Maximilian Ernst auch dann bleibe, wenn Xenia früher sterben sollte. Man müßte diesbezüglich nicht nur eine schriftliche Versicherung des Zaren, sondern auch der Landstände dieses Herzogtums in Händen haben. Auch was die Familiengüter des Zaren betreffe, müßte man wissen, welcher Art diese seien und was für ein Einkommen sie abwerfen. Ebenso sei eine starke Garantie des Zarevič notwendig, damit es nach dem Tode des alten Zaren nicht zwischen den beiden jungen Fürsten zu Zwistigkeiten oder etwa gar zu offenem Kriege komme. Endlich müßte auch der Teil des Schatzes, den Xenia als Aussteuer bekomme, näher spezialisiert werden. Besonders wichtig sei aber der Punkt der Sukzession. Maximilian Ernst werde hier gar zu weit vertröstet. Wenn ihm aber diese nicht bestimmt zugesichert werde, dann sei es überhaupt nicht zu ersehen, welchen Nutzen die Christenheit oder das Haus Habsburg aus dieser Heirat ziehen solle. Auch falle ins Gewicht, daß Erzherzogin Maria nach dem Willen des Erzherzogs Karl verpflichtet sei, ohne Wissen des Königs von Spanien keines ihrer Kinder zu verheiraten; ebenso müßte der König von Polen als Nahverwandter davon verständigt werden. Dann würde die Reise nach Moskau viele Unkosten verursachen, er, Ferdinand, sei aber nicht imstande, für diese aus Eigenem aufzukommen, da ihn schon die Ausstattung seiner drei Schwestern viel Geld gekostet, er auch aus seinen eigenen Mitteln zur Verteidigung der Grenzen habe vorstrecken müssen und seine eigene Heirat auch viel Geld kosten dürfte. Endlich sei am beschwerlichsten der konfessionelle Unterschied. „Unsers sunß und brueders leben erfordert fromkait und christliche sanftmuett, der Moscabiter aber ein lauter grobheit und tyranney, wie solches die historien und der augenschein aufweist". Es müßte Maximilian Ernst freie Religionsübung

für sich und sein Gefolge, wie die Erziehung seiner Kinder in der katholischen Religion zugesichert werden, und da die Religion dabei eine so große Rolle spiele, könnte die Heirat auch ohne Einwilligung des Papstes nicht eingegangen werden.[1]) Die geheimen Räte teilen Vlasjev diese Einwendungen mit und er sucht nun dieselben zu entkräften. So werde der Zar dem Erzherzog freie Religionsübung für sich und sein Gefolge ohneweiters gestatten. Auch bezüglich der Apanage sei keine Sorge zu haben, denn das Großfürstentum Twer trage mehr als 500.000 (Rubel?). Wenn aber Xenia früher sterbe, werde es ihm der Zarevič nicht streitig machen, ebensowenig wie die übrige Aussteuer. Es werde ihm alles für immerwährende Zeiten bleiben. Unbefriedigend lautet die Antwort nur bezüglich des Aufenthaltsortes. Da der Zar nur diese eine Tochter besitze, könne er nicht zugeben, daß dieselbe mit Maximilian Ernst herausziehe, falls sein Bruder sterben und er die Nachfolge antreten sollte. Auch ist Vlasjev gegen die Mitteilung des Heiratsprojektes an die Könige von Spanien und Polen und den Papst, denn die Sache sei ein Geheimnis. Auch sei sie dringend und sollte im nächsten Sommer bereits entschieden sein, weil viele große Herrscher die Verwandtschaft mit dem Zaren suchen und ihre Söhne schicken. Es dem Papste und dem Könige von Spanien mitzuteilen, werde noch genügend Zeit sein, wenn die ganze Sache perfekt sei. Dem Könige von Polen aber dies mitzuteilen, sei bedenklich, denn dieser sei kein Freund des Zaren und des Kaisers. Auch über die Sukzession machte Vlasjev keine Andeutung![2])

War man schon früher am Grazer Hofe gegen das Heiratsprojekt nicht sehr freundlich gesinnt, so gab das Stillschweigen Vlasjevs über die Sukzession, die man — und vielleicht nicht mit Unrecht — als den allein ausschlaggebenden Punkt auffaßte, Anlaß dazu, daß Erzherzogin Maria dem Kaiser erklärte, sie könne ohne eine befriedigende Antwort

[1]) Antwort Ferdinands und Maria auf die mit Zott geschickten Vorschläge, s. d. W. St. A. Familienarchiv.

[2]) Responsum legati Mosci in negotio secreto matrimoniali. W. St, A. Russica. Vergl. auch Hjärne, Bidrag till historien om Sigismunds förhållande till det Habsburgska huset, Bilaga 2, l. c. S. 274 f.

darüber sich nicht entscheiden und könnte auch ohne Rat und Wissen des Königs von Spanien, ihres Bruders Wilhelm von Bayern und des Königs von Polen nichts unternehmen.[1])

Damit war das Projekt gefallen und es war nur eine höfliche Form der Ablehnung, wenn der Kaiser dem Zaren mitteilte, man müsse früher noch seine wie der Erzherzoge nähere Absichten kennen lernen, ehe man was Bestimmtes abschließen könne; deshalb wollte er Vlasjev nicht länger zurückhalten und entlasse ihn. Inzwischen werde er mit den Erzherzogen verhandeln und dann durch chiffrierte Briefe oder durch einen eigenen Gesandten, den er auf dem kürzesten Wege senden wolle, das Resultat mitteilen.[2]) Im Dezember 1599 war Vlasjev auch bei Maximilian in Mergentheim; es brauchte lange, ehe man sich am kaiserlichen Hofe entschloß, Vlasjev diese Reise zu gestatten. Man wollte es scheinbar verhindern, daß Vlasjev mit Maximilian über die Heirat verhandle. Der Kaiser fragte nach Vlasjevs Abreise Maximilian mehreremale, was jener vorgebracht habe und ob darunter auch etwas von einer Heirat gewesen sei. Fürchtete der Kaiser, daß etwa Maximilian trotz seiner Deutschmeisterwürde diese Heirat anstrebe?[3])

Der Kaiser war entschlossen, sofort einen Gesandten nach Rußland zu senden und hat noch Ende 1599 Dohna zu diesem Zwecke zu sich gefordert.[4]) Aber es dauerte bis in den August, — Vlasjev hatte man bereits im Mai entlassen — ehe die Instruktion ausgefertigt war. Wieder war die Hauptaufgabe Dohnas, ausgiebige Subsidien für den Türkenkrieg zu erlangen. Zu diesem Zwecke darf er auch ein Bündnis abschließen, aber nur gegen die Türken und auf Lebzeiten der beiden Kompaziszenten. Wenn man das Bündnis auch gegen Polen gerichtet wünsche, soll er dies mit Rücksicht auf die Verträge zwischen Böhmen und

[1]) Erzherzogin Maria an den Kaiser s. d. W. St. A. Familienarchiv.

[2]) Der Kaiser an den Zaren. Pilsen 1600, Mai 23. W. St. A. Russica Kop.

[3]) Vergl. Hirn, die Renuntiation des Deutschmeisters Maximilian l. c. S. 275, 293. Vielleicht hat auch der Kaiser für seine Person an eine Heirat mit Xenia gedacht. Ibid. S. 277. Anm. 1.

[4]) Forderbriefl an Herrn Abraham v. Dohna, Pilsen. 1599, Dez. 31. W. St. A. Russica, Konz.

Polen, wie zwischen dem Kaiser und Sigismund ablehnen. Wenn der Zar aber unbedingt auf der Erfüllung dieser Bedingung bestehe, soll sich Dohna um weitere Instruktionen an den Kaiser wenden.[1]) Bezüglich der Heirat scheint Dohna keinen Auftrag erhalten zu haben, außer einem Schreiben des Kaisers an den Zaren, worin er diesem mitteilt, daß die bisherigen Verhandlungen mit den Erzherzogen ergebnislos verlaufen seien und die Schwierigkeit darin liege, daß die Sukzession zu ungewiß sei. Wenn diesbezüglich ein Ausweg gefunden werde, wolle er sich gern weiter um die Heirat bemühen.[2])

Dohna sollte sich zuerst zu Sigismund von Polen begeben, denselben um einen Paß ersuchen und ihn zugleich die Dienste des Kaisers beim Zaren anbieten. Allein kaum hatte er die polnische Grenze überschritten und war einige Tagreisen ins Land gerückt, als er infolge der feindseligen Haltung der Polen, die ihn in keinen Ort einließen, umkehren mußte. Es geschah dies unter dem Vorwande, daß er aus verseuchten Orten komme, tatsächlich aber, weil in Polen das Gerücht ging, daß er dem Zaren eine Krone bringe. Der Waffenstillstand zwischen Polen und Rußland lief in kurzer Zeit ab, die Verhandlungen hatten aber bisher zu keinem Ergebnis geführt. So hatte man in Polen Grund genug, den Verkehr des Zaren mit dem Kaiser zu verhindern. Übrigens befiehlt nun auch der Kaiser Dohna, die Weiterreise aufzugeben.[3])

Um dem Zaren dies mitzuteilen und anzukündigen, daß kaiserliche Gesandte unbedingt im nächsten Frühjahr auf dem See- oder Landwege eintreffen werden, wird Schiele mit einem Schreiben des Kaisers am 22. Jänner 1601 nach Moskau geschickt, trifft dort am 26. Mai ein und kommt am 30. September nach Prag zurück.[4]) Der Kaiser fordert

[1]) Instructio Moscovitica, Prag, 1600, Aug. 20. W. St. A. Russica Konz.

[2]) Der Kaiser an den Zaren, Prag 1600, Aug. 20. W. St. A. Russica, Orig.

[3]) Dohna an die geheimen Räte, 1600, Sept. 20. und 25.; Dohna an den Kaiser, 1600, Sept. 25.; Sigismund an Dohna, 1600, Sept. 30.; der Kaiser an Dohna, 1600, Okt. 25. W. St. A. Russica.

[4]) Denkmäler 2, S. 778 ff. Relation Schieles, s. d. W. St. A. Russica, Orig.

auch wirklich noch im Jänner 1601 Dohna auf, sich zur Reise zu rüsten.[1]) Aber Dohna erkrankt und da der Kaiser von seiner Person nicht abgehen will, verschiebt sich die Abreise wieder bis in den Spätsommer.[2]) Trotz des Protestes der Stände der Oberlausitz, der dahin geht, daß es das Interesse des Landes dringend erheischt, daß Dohna nicht wieder nach Moskau reise,[3]) will der Kaiser des erprobten Mannes nicht entraten und Dohna soll 1602 die Reise doch unternehmen. Er hat schon den polnischen Geleitsbrief, da erkrankt er plötzlich wieder schwer und nun wird ihm auch endlich vom Kaiser diese Mission erlassen.[4])

Es dauerte wieder bis in den Sommer 1603, ehe man in Heinrich von Logau, Hauptmann von Glatz und Komthur des Johanniterorden den geeigneten Mann gefunden und bis in den April 1604, ehe derselbe reisefertig war. Seine Aufgabe bestand wieder darin, angesichts des noch immer währenden Türkenkrieges und der Erschöpfung der kaiserlichen Kassen um rasche Subsidiensendung zu bitten. Aber er bekommt diesmal keine Vollmacht zum Abschlusse eines Bündnisses und daran sollte seine Mission, wie die Dohnas im Jahre 1597, scheitern. Ehe er sich noch in Wolgast einschifft, kann er dem Kaiser schon von dem Auftauchen Demetrius' in Polen und von der glänzenden Aufnahme, die dieser bei Sigismund gefunden, berichten.[5]) Am 25. Juli 1604 trifft er in Moskau ein. Die erste Frage, die man an ihn richtet, ist, ob er Vollmacht zum Abschlusse eines Bündnisses habe. Der Erzbischof von Tirnovo, Dionysius Palaeologus Rhali, dem der Kaiser ein Empfehlungsschreiben an den Zaren gegeben hatte,[6]) hatte, wohl um vom Zaren mit reicheren Geschenken bedacht zu werden, angeblich im Auftrage des Kaisers die unglaublichsten Dinge von der

[1]) Der Kaiser an Dohna, Prag 1601, Jän. 20. W. St. A. Russica, Konz.

[2]) Der Kaiser an Dohna, Prag, 1601, Juli 21.; Dohna an den Kaiser und die geheimen Räte, Wartenberg 1601, Aug. 6, W. St. A. Russica.

[3]) Die Stände der Markgrafschaft Oberlausitz an den Kaiser, Budissin, 1601, Nov. 23. W. St. A. Russica, Orig.

[4]) Dohna an den Kaiser, Wartenberg 1602, Sept. 2. Orig. Der Kaiser an Dohna, Prag 1602, Okt. 22. Konz.

[5]) Hjärne, l. c. Bilaga, 5, S. 278.

[6]) Prag, 1603, Aug. 8. W. St. A. Russica, Konz.

bevorstehenden Mission Logaus erzählt, so namentlich von einem Bündnisse gegen Polen, der Vertreibung Sigismunds, Einsetzung Maximilians in Polen und Heirat desselben mit Xenia, der Tochter des Zaren.

Wie gern mag man angesichts der offenen Unterstützung Demetrius' durch König Sigismund diese Dinge gehört haben. Logau bemerkt, daß namentlich die Heirat Maximilians in Moskau große Hoffnungen erweckt habe. Und nicht umsonst, war es doch nach plötzlichem Tode seines präsumtiven Eidams, des Herzogs Hans von Holstein, Christians IV. Bruder, im Oktober 1602 — der Zar hatte sich, da der Kaiser seinen Wunsch nicht erfüllte, nach Dänemark gewandt — dem Zaren nicht gelungen, im Auslande einen neuen Eidam zu finden.

Da Logau auf die Pläne des Zaren nicht eingeht und nicht eingehen kann, lehnt der Zar jede finanzielle Unterstützung des Kaisers ab und motiviert dies mit der Erschöpfung des Schatzes durch die Hungersnöte der letzten Jahre, nicht ohne daß man Logau früher noch den Bündnisbrief von 1514, den man aus dem Schatze geholt hatte, vorgewiesen hätte, um ihn vielleicht doch nachgiebiger zu machen.[1]) Im Schreiben an den Kaiser weist der Zar auf die Eröffnungen des Erzbischofs hin und drückt sein Erstaunen über die Haltung Logaus aus; auch bittet er ihn, den Erzbischof verhören zu lassen.[2]) Demetrius rüstete seit dem April 1604 sich bereits zum Angriffe auf den Zaren. Ist es da ein Wunder, wenn Zar Boris mehr als früher am Kaiser eine Stütze suchte?

Während man in Wien und Innsbruck nach dem Bündnisbriefe von 1514 suchte und denselben auch wirklich im Schatzarchive in Innsbruck fand,[3]) in Prag die geheimen Räte über die Aktion Logaus, das Bündnis von 1514 und das Verlangen des Zaren berieten und hervorhoben, daß

---

[1]) Finalrelation Logaus, W. St. A. Russica.

[2]) Der Zar an den Kaiser, Moskau 1604, (7112) Aug. W. St. A. Russica, Orig.

[3]) Rudolf an Matthias, Prag, 1605, Februar 12; Präsident, Regenten und Räte der oberösterr. Lande an Erzherzog Maximilian, Innsbruck, 1605. März 1. W. St. A. Russica.

man zwar angesichts der Erschöpfung durch den Türkenkrieg sich in keinen Krieg gegen Polen treiben lassen dürfe, die Vertragsbedingungen auch ganz unannehmbar seien, aber eine eheliche Verbindung zwischen Habsburgern und Godunovs warm empfahlen, um nicht durch Holstein oder das böse Brandenburg zum Schaden des Katholizismus und zum Vorteil des immer mehr überhandnehmenden Kalvinismus sich den Rang ablaufen zu lassen,[1]) hatte sich im Osten, ohne daß man davon am Kaiserhofe das Geringste ahnte, ein fürchterliches Drama abgespielt. Zar Boris erlöste der Tod vor Schmach und der Rache seines Gegners und mit ihm stürzte auch die Dynastie, die noch keine Wurzel hatte fassen können. Österreich war also wieder einmal zu spät gekommen! Ob zu seinem Vorteil oder nicht, wer vermag dies zu entscheiden? Boris Godunov aber wäre sicher nicht gefallen, wenn er an den Habsburgern eine Stütze gefunden hätte.

[1]) Gutachten der geheimen Räte, s. d. W. St. A. Russica.

Exkurs I.

Ich habe wie Rydberg für Lichnowsky 8, Urkundenverzeichnis Nr. 1747, das Jahr 1491 angenommen. Dafür spricht auch Nr. 1746, das sicher auch mit 1491 zu datieren ist; denn daß Thurn im März 1492 von neuem nach Rußland geschickt wird, da er doch erst am 12. April 1492 Moskau verläßt, ist wohl kaum möglich. Wir müssen den Fehler bei der Eintragung der Konzepte in das Register suchen. Wir wissen jetzt, wie wenig verläßlich die Eintragungen in die Registerbücher waren. (Vergl. darüber W. Bauer, Das Register- und Konzeptswesen in der Reichskanzlei Maximilians I. bis 1502, Mitteil. des Institutes für österr. Geschichtsforschung 26, S. 247 ff.) So ist es auch wahrscheinlich, daß in unserem Falle ein solcher Fehler vorliegt. Es waren mehrere Konzepte, die sich auf russische und schwedische Angelegenheiten bezogen, aus den Jahren 1491 und 1492 einzutragen. Zuerst trug der Kanzleibeamte ein Konzept vom 20. Juni 1491 (Lichnowsky 8, Nr. 1557) auf fol. 53^v f. (W. St. A. RR. FF.) ein. Dann trug er ein Konzept vom 20. März 1492 (Lichnovsky, Nr. 1751) anschließend auf fol. 54^v bis 56^v ein, dann nochmals mehrere Konzepte aus den Jahren 1491 (Lichnovsky 8, Nr. 1749, 1750, 1748, 1747, 1746) der Reihe nach von fol. 56^v—59. Er hatte nun aber übersehen, daß nach dem Stücke von 1491 bereits ein solches von 1492 eingetragen war, und setzte, um sich das Datum zu ersparen, einfach „ut supra“.

Übrigens vollkommen befriedigend ist auch diese Erklärung nicht, weil es doch auffällig ist, daß die Urkunde von 1492 und jene fünf von 1491 vom selben Orte, Monat und Tag datiert sind, aber solange uns das Itinerar Maximilians für die Zeit von 1486—1493 nicht vorliegt, wird sich diese Frage weder bejahen noch verneinen lassen.



Exkurs II.

Maximilian I. hatte bei seinem regen Sinne für die geistigen Errungenschaften seiner Zeit, Collo beauftragt, die Angaben des gelehrten Krakauer Kanonikus Matthias von Miechow, dessen „Tractatus de duabus Sarmatiis“ 1517 erschienen war und namentlich deshalb Aufsehen erregte, weil er den Alten zum Trotz die Existenz der Riphaeischen Gebirge leugnete (Orbis novus regionum ac insularum veteribus incognitarum, Basileæ 1532, S. 482), nachzuprüfen. Das war der Anlaß zu Collos Schilderung seiner russischen Reise, wie sie uns im „Trattamento“ vorliegt. Wenn die Handschrift nicht erst von seinem Neffen ans Tageslicht gezogen, sondern früher veröffentlicht worden wäre, hätte Collo den Reigen der österreichischen Gesandten eröffnet, die in so stattlicher Anzahl ihre russischen Erlebnisse und Beobachtungen der Druckerpresse anvertraut haben und die, wenn sie auch nicht wie Herberstein zum Entdecker Rußlands geworden sind, so doch wie z. B. Meyerberg, nicht wenig zur Bereicherung der Kenntnisse Westeuropas über Russland beigetragen haben. Bei Collo war es aber vielleicht doch ein Glück, daß seine Beobachtungen fast ein Saeculum später erst, nachdem sie gemacht worden waren, der Welt mitgeteilt wurden, denn sie hätten nur Verwirrung gestiftet. Naiv hatte er nämlich den Auftrag des Kaisers, die Nachrichten Miechovs nachzuprüfen, Ivan III. mitgeteilt. Man kann sich denken, wie wenig der Großfürst über diese Ausspähung seines Landes durch einen Polen — Miechow war übrigens nie in Rußland gewesen, sondern hatte seine Nachrichten nur von russischen Gefangenen — erfreut war. Er sucht nun die Sache gut zu machen, so gut es ging und so erhielt Nikolaus von Lübeck vom Großfürsten den Auftrag, Collo eines Bessern zu belehren. Und wirklich erzählt ihm nun dieser, daß die Riphaeischen Gebirge existieren und Collo glaubt es ihm, ja er ist noch stolz darauf, Miechov verbessern zu können. Ähnlichen Wert besitzen seine anderen oro- und hydrographischen Nachrichten über Rußland. Zum Glücke füllen den größten Raum seines Werkes die diplomatischen Verhandlungen (50 von 60 Blättern).



Verzeichnis

der in diesem Bande benützten russischen Literatur.*)

АКТЫ относящіеся къ исторіи западной Россіи, 2, 3. (Akten zur Geschichte Westrusslands).

АКТЫ русскіе Копенгагенскаго Государственнаго Архива (Русская Историческая Библіотека XVI.) (Russische Akten des Kopenhagener Staatsarchives. Russische hist. Bibliothek 16).

Н. Н. БАНТЫШЪ-КАМЕНСКІЙ, Обзоръ внѣшнихъ сношеній Россіи (по 1800 годъ), IV., Москва 1902. (N. N. Bantyš-Kamenskij, Übersicht der auswärtigen Beziehungen Russlands).

Н. Н. БАНТЫШЪ-КАМЕНСКІЙ, Переписка между Россіею и Польшею по 1700 годъ, 1, 2. (Derselbe, Korrespondenz zwischen Russland und Polen bis 1700).

Б. БАУЕРЪ, Сношенія Россіи съ Германскими императорами въ концѣ XV. и началѣ XVI. столѣтіи (Журналъ Мин. Народнаго Просвѣщенія ч. 148). (B. Bauer, Beziehungen Russlands mit den deutschen Kaisern am Ende des XV. und Beginn des XVI. Jahrhunderts).

Е. А. БѢЛОВЪ, Русская Исторія до реформы Петра Великаго, С. Петербургъ 1895. (E. A. Bêlov, Russische Geschichte bis zur Reform Peter des Grossen).

Ѳ. ВЕРЖБОВСКІЙ, Двѣ кандидатуры на польскій престолъ, Вилгелма изъ Розенберга и Эрцгерцога фердинанда 1574—1575, Варшавскія Университетскія Извѣстія 1888: 7, 8, 9. 1889: 1, 2, 3. (F. Wierszbowski, Zwei Kandidaturen auf den polnischen Thron, Wilhelms von Rosenberg und Erzherzog Ferdinands, 1574—1575).

Ф. ВЕРЖБОВСКІЙ, Матеріалы по исторій кандидатуры на польскій престолъ Вилгелма изъ Розенберга и Эрцг. Фердинанда, Варш. Унив. Изв. 1887: 8, 9. 1888: 1, 2, 3, 4, 5, 6. (Derselbe, Materialien zur Geschichte der Kandidatur Wilhelms von Rosenberg und Erzherzog Ferdinands für den polnischen Thron).

---

*) Um den russischen oder die russische Sprache beherrschenden Forschern die Identifizierung der russischen Werke zu erleichtern, folgen hier die russischen Werke in alphabetischer Reihenfolge mit ihrem Originaltitel.

Ф. ВЕРЖБОВСКІЙ, Посольство Іоанна Кобенцеля въ Москву въ 1575-1576 гг. Варш. Унив. Изв. 1896, VII, VIII. (Derselbe, Gesandtschaft Johann Kobenzls nach Moskau in den Jahren 1575—1576).

Е. ГОЛУБИНСКІЙ, Исторія русской церкви II./1. (E. Golubinskij, Geschichte der russischen Kirche).

ДНЕВНИКЪ Люблинскаго сейма 1569 года. Соединеніе великаго княжества Литовскаго съ королевствомъ Польскимъ. С. Петербургъ 1869. (Tagebuch des Lubliner Reichstags von 1569).

М. ДЬЯКОНОВЪ, Власть Московскихъ государей. СПБ. 1889. (M. Djakonov, Die Gewalt der Moskauer Herrscher).

И. ЗАБѢЛИНЪ, Домашный бытъ русскихъ царицъ въ XVI. и XVII. ст. Изданіе 3-ье. Москва 1901. (I. Zabêlin, Das häusliche Leben der russischen Zarinnen im 16. und 17. Jahrhunderte).

Е. ЗАМЫСЛОВСКІЙ, Историко-географическія извѣстія Герберштейна. (Журналъ Мин. Народн. Просвѣщенія ч. 197 [206, 215, 219, 221]). (E. Zamyslovskij, Historisch-geographische Nachrichten Herbersteins).

В. КЛЮЧЕВСКІЙ, Боярская дума древней Руси, Москва 1882. (V. Ključevskij, Der Bojarenrat des alten Russland).

Н. КОСТОМАРОВЪ. Русская исторія въ жизнеописаніяхъ главнѣйшихъ дѣятелей, изданіе 3-ье. (N. Kostomarov, Russische Geschichte in Lebensbeschreibungen).

ГР. КОТОШИХИНЪ. О Россіи въ царствованіе Алексія Михайловича, изданіе 3-ье, СПБ. 1884. (Gr. Kotošichin, Russland unter der Regierung des Zaren Alexej Michailovič).

М. КРАШЕНИННИКОВЪ, Неизданное письмо Іоанна Грознаго къ Императору Максимиліану II. (Журналъ Мин. Народнаго Просвѣщенія ч. 303). (M. Krašenninikov, Ein unedierter Brief Ivans des Furchtbaren an Kaiser Maximilian II.).

И. ЛАППО, Великое Княжество Литовское за время отъ заключенія Люблинской уніи до смерти Стефана Баторія (1569—1586), I. СПБ. 1901. (J. Lappo, Das Grossfürstentum Litauen von der Lubliner Union bis zum Tode Stefan Báthorys).

МАКАРІЙ, Исторія русской церкви, 9. (Makarij, Geschichte der russischen Kirche).

П. МИЛЮКОВЪ, Очерки по исторіи русской културы. 3./1. СПБ. 1901. (P. Miljukov, Skizzen zur russischen Kulturgeschichte).

В. НОВОДВОРСКІЙ. Борьба за Ливонію между Москвою и рѣчью Посполитою (1570—1582) СПБ. 1904. (V. Novodvorskij, Der Kampf um Livland zwischen Moskau und der Republik 1570—1582).

ОЧЕРКЪ исторіи Министерства иностранныхъ дѣлъ 1802-1902. СПБ. 1902. (Abriss der Geschichte des Ministeriums des Äussern 1802—1902).

ПАМЯТНИКИ дипломатическихъ сношеній древней Россіи съ державами иностранными I. II. (Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des alten Russland mit den auswärtigen Mächten).

ПАМЯТНИКИ дипл. снош. Московскаго государства съ крымскою и нагайскою ордами и съ Турціей I. II. (Сборникъ Императорскаго Русскаго Историческаго Общества. 41. 95). (Denkmäler der diplomatischen

Beziehungen des moskauischen Staates mit der krimschen und nogaischen Horde und der Türkei).

ПАМЯТНИКИ дипл. снош. Московскаго государства съ нѣмецкимъ орденомъ въ Пруссіи. (Сборникъ И. Р. И. О., 53). (Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit dem deutschen Orden in Preussen.)

ПАМЯТНИКИ дипл. снош. Московскаго государства съ Польско-Литовскимъ I. II, III. (Сборникъ И. Р. И. О., 35, 59, 71). (Denkmäler der diplomatischen Beziehungen des moskauischen Staates mit Polen-Litauen).

ПАМЯТНИКИ дипломатическихъ и торговыхъ сношеній Московской Руси съ Персіей I. (Труды восточнаго отдѣленія Императорскаго русскаго археологическаго общества XX). (Denkmäler der diplomatischen und handelspolitischen Beziehungen des moskauischen Russland mit Persien).

Г. ПИСАРЕВСКІЙ, Къ исторіи сношеній Россіи съ Германіей въ началѣ XVI. вѣка. (Чтенія въ Императорскомъ обществѣ исторіи и древностей Россійскихъ при Московскомъ Университетѣ 1895, I. [172]). (G. Pisarevskij, Zur Geschichte der Beziehungen Russlands mit Deutschland am Beginne des XVI. Jahrhunderts).

С. ПЛАТОНОВЪ, Очерки по исторіи смуты въ Московскомъ государствѣ XVI.—XVII. вв. изд. 2-ое. СПБ. 1901. (S. Platonov, Skizzen zur Geschichte der Wirren im Moskauischen Reiche des XVI. bis XVII. Jahrhunderts).

С. РОЖДЕСТВЕНСКІЙ, Служилое землевладѣніе въ Московскомъ государствѣ XVI. вѣка, СПБ. 1897. (S. Roždestvenskij, Der zur Dienstleistung verpflichtete Grundbesitz im Moskauischen Staate des XVI. Jahrhunderts).

В. САВВА, Московскіе цари и византійскіе василевсы. Къ вопросу о вліяніи Византіи на образованіе идей царской власти московскихъ государей. Харьковъ 1901. (V. Savva, Moskauische Zaren und byzantinische Basileus).

В. СЕРГѢЕВИЧЪ, Русскія юридическія древности, I, изд. 2-ое СПБ. 1902. (V. Sergêevič, Russische juristische Alterthümer).

В. СМИРНОВЪ, Крымское Ханство подъ верховенствомъ Отоманской порты до начала XVIII. вѣка, СПБ. 1887. (V. Smirnov, Das Chanat der Krim unter der Oberherrschaft der ottomanischen Pforte bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts).

СОБРАНІЕ государственныхъ грамотъ и договоровъ, хранящихся въ государственной Коллегіи иностранныхъ дѣлъ, I, Москва 1813, V, Москва 1894. (Sammlung von Staatsurkunden und Verträgen).

СОБРАНІЕ полное, русскихъ лѣтописей, VI. (Vollständige Sammlung russischer Chroniken).

С. СОЛОВЬЕВЪ, Исторія Россіи съ древнѣйшихъ временъ, изд. 3-ье. V—VIII. (S. Solovjev, Geschichte Russlands seit den ältesten Zeiten).

А. ТРАЧЕВСКІЙ, Польское Безкоролевье, Москва 1869. (A. Tračevskij, Das polnische Interregnum).

Ѳ. УМАНЕЦЪ, Русско-литовская партія въ Польшѣ 1574—76 года. (Журналъ Мин. Народн. Просвѣщенія ч. 182. (F. Umanec, Die russisch litauische Partei in Polen in den Jahren 1574—1576).

Ѳ. УСПЕНСКІЙ, Сношенія Рима съ Москвою. (Журналъ Мин. Народн. Просвѣщенія ч. 234. (F. Uspenskij, Beziehungen Roms zu Moskau).

Н. УСТРЯЛОВЪ, Сказанія князя Курбскаго. СПБ. 1842. (N. Ustrjälov, Worte des Fürsten Kurbskij).

Г. ФОРСТЕНЪ, Акты и письма къ исторій Балтійскаго вопроса в XVI. и XVII. столѣтіяхъ. СПБ. 1889. (G. Forsten, Akten und Briefe zur Geschichte der baltischen Frage im XVI. und XVII. Jahrhunderts).

Г. ФОРСТЕНЪ, Балтійскій вопросъ въ XVI. и XVII. столѣтіяхъ (1544-1648) I. (Derselbe, Die baltische Frage im 16. und 17. Jahrhunderts).

Г. ФОРСТЕНЪ, Борба изъ-за Господства на Балтійскомъ морѣ въ XV. и XVI. столѣтіяхъ. СПБ. 1884. (Derselbe, Der Kampf um die Herrschaft am Baltischen Meere im 16. und 17. Jahrhunderts).

